Geschichte der weltliteratur

Alexander Baumgartner

Geschichte

der

Weltliteratur.

Von

Alexander Baumgartner S. J.

IV.

Die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1905.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St Louis, Mo.

Die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker.

Von

Alexander Baumgartner S. J.

Dritte und vierte, verbesserte Auflage.

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1905.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St Louis, Mo.



Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

Erstes Buch.

Die altchristliche Literatur des Abendlandes.

Erstes Kapitel: Grundlagen und Anfänge der altchristlichen griechischen Literatur.

Zweites Kapitel: Die griechischen Kirchenväter. Athanasius, Basilius und Gregor von Nyssa.

Drittes Kapitel: Gregorius von Nazianz. Johannes Chrysostomus.

Viertes Kapitel: Synesius.

Fünftes Kapitel: Nachklänge antiker Poesie. Versuche christlicher Epik.

Sechstes Kapitel: Die Anfänge der christlich-lateinischen Literatur.

Siebtes Kapitel: Die großen lateinischen Kirchenlehrer des 4. und 5. Jahrhunderts.

Achtes Kapitel: Epische und didaktische Versuche.

Achtes Kapitel: Das Walthariuslied.

Neuntes Kapitel: Der Ruodlieb.

Zehntes Kapitel: Das lateinische Tierepos.

Elftes Kapitel: Hroswitha von Gandersheim.

Zwölftes Kapitel: Chronisten und Geschichtschreiber.

Dreizehntes Kapitel: Epische Versuche und historische Zeitgedichte.

Vierzehntes Kapitel: Die Humanisten und die Schulpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts.

Fünfzehntes Kapitel: Satirische Dichtung. Die Goliarden.

Sechzehntes Kapitel: Die geistlichen Schauspiele.

Siebzehntes Kapitel: Religiöse Lyrik und Hymnenpoesie.

Drittes Buch.

Die byzantinische Literatur.

Erstes Kapitel: Die byzantinische Prosaliteratur.

Zweites Kapitel: Die byzantinische Hymnik.

Drittes Kapitel: Die nichtliturgische Dichtung der Byzantiner.

Viertes Kapitel: Das Drama „Der leidende Christus“.

Fünftes Kapitel: Epik und Kleindichtung der späteren Byzantiner.

Sechstes Kapitel: Literatur in der Vulgärsprache.

Siebtes Kapitel: Die griechischen Humanisten im Abendland.

Viertes Buch.

Die lateinische Literatur der Neuzeit.

Erstes Kapitel: Die deutschen Humanisten und die Glaubenstrennung.

Zweites Kapitel: Weiterblühen der neulateinischen Literatur in Italien.

Drittes Kapitel: Weiterleben des Humanismus außerhalb Italiens.

Erstes Buch.

Die altchristliche Literatur des Abendlandes.

Erstes Kapitel.

Grundlagen und Anfänge der altchristlichen griechischen Literatur.

Noch bevor die römische Literatur unter Augustus zur vollen Hochblüte gelangt war, hatte sich das größte Ereignis der Weltgeschichte vollzogen. Die wunderbare Weihnacht war erschienen, nach der die Menschheit noch heute ihre Jahre zählt. Das ewige Wort des Vaters, ihm gleich an Wesen, Macht und Herrlichkeit, hatte im Schoße der Jungfrau sich mit der menschlichen Natur zu unauflöslichem Bunde vereinigt, um die gefallene Menschheit vom Joche der Sünde zu erlösen, ihre Schuld durch stellvertretende Genugtuung zu sühnen, ihr in seinem sterblichen Leben den Weg des Heiles zu zeigen und ihr in einer Diesseits und Jenseits umspannenden Heilsordnung das höchste übernatürliche Ziel wieder zu eröffnen. Eine der Volkszählungen, welche Augustus zur Aufstellung der Zensuslisten im ganzen römischen Weltreich vornehmen ließ, führte Maria die Jungfrau und ihren jungfräulichen Gemahl, den hl. Joseph, nach Bethlehem. Sie fanden in der überfüllten Stadt keine Herberge; in einem armen Stalle ward der Welterlöser geboren.

In tiefem Dunkel flossen die ersten dreißig Jahre seines Lebens dahin; seine öffentliche Lehrtätigkeit beschränkte sich auf die engen Grenzen von Palästina. Erst als Gefangener, des Aufruhrs angeklagt, erschien er zum ersten- und letztenmal vor dem Stellvertreter des römischen Weltbeherrschers. Im Namen des siegreichen Heidentums verurteilte der römische Statthalter auf die verleumderische Anklage der Synagoge den unschuldigen, von ihr verstoßenen Messias zum Kreuzestode und verkündete in der dreisprachigen Inschrift der gesamten Welt die Ursache seiner Hinrichtung. Drei Tage später ward seine Auferstehung von einer ganzen Schar von Zeugen verbürgt, zwei Monate später beteten schon Tausende aus den verschiedensten Völkern den Auferstandenen als ihren Gott und Erlöser an; dreißig Jahre später war die Kunde seiner Lehre schon in alle Hauptländer des römischen Reiches gedrungen, und Petrus, das Haupt des von ihm berufenen Apostelkollegiums und der von ihm gegründeten Kirche, starb unter Nero in Rom selbst,

in den Gärten des Vatikans, den Martertod, mit ihm der Völkerapostel, der die Lehre Christi durch ganz Kleinasien gepredigt und im alten Athen wie am Fuße des Kapitols verkündigt hatte. Das Christentum war bereits eine Weltmacht.

Die neue Lehre schien der gesamten damaligen Wissenschaft und Literatur gleichgültig, wenn nicht ablehnend und feindlich gegenüberzustehen. Sie beschäftigte sich zunächst nur mit religiösen, sittlichen und sozialen Aufgaben. Die einzigen Schriften, deren ihr göttlicher Stifter erwähnt, sind die inspirierten Bücher des Alten Bundes. Er beruft sich auf sie, um seine messianische Sendung nachzuweisen und seine Lehre, die des Neuen Bundes, daran zu knüpfen. Er selbst hat keine Schriften hinterlassen noch zur Aufzeichnung seiner Lehren ausdrücklichen Befehl erteilt. Seine ganze Tätigkeit spielt sich in den Beispielen der höchsten Tugend, mündlicher Belehrung und wunderbaren Erweisen göttlicher Kraft und Gnade ab. Sie ist ein tatsächlicher Protest gegen jene naturalistische Anschauung, welche in erster Linie von wissenschaftlicher und ästhetischer Bildung das Heil der Menschheit erwartet. Der hl. Paulus hat diesem Gegensatz auch klaren und deutlichen Ausdruck gegeben, indem er den Korinthern sagte: „Denn da in der Weisheit Gottes die Welt durch die Weisheit Gott nicht erkannt hat, so hat es Gott gefallen, durch die Torheit der Predigt zu erretten die Glaubenden, da auch die Juden Zeichen begehren, und die Griechen Weisheit suchen, wir aber Christum predigen den Gekreuzigten, den Juden denn als ein Ärgernis, den Heiden aber als eine Torheit, ihnen selber aber, den Berufenen, Juden sowohl als Griechen, Christum als Gottes Kraft und Gottes Weisheit.“ [1]

In diesen Worten ist sowohl der falschen, verknöcherten Auffassung des Alten Bundes von seiten der Juden als auch dem grenzenlosen Wissensstolze der hellenischen Philosophie ein ewiger Krieg erklärt, keineswegs aber die providentielle Führung abgebrochen, durch welche Gott im Alten Bunde den Neuen angekündigt, vorbereitet und grundgelegt hatte, ebensowenig das natürlich Wahre, Gute und Schöne abgelehnt und verurteilt, das die antike Welt im Laufe der Jahrhunderte hervorgebracht hatte. Die Bildung der antiken Welt besaß jedoch durchaus nicht jene Harmonie, Schönheit und Vollkommenheit, welche ihr von vielen fälschlich zugeschrieben worden ist [2]; sie hatte vielmehr die wichtigsten Grundlagen der gottgewollten Ordnung verkehrt und umgestürzt, den Menschen an Stelle Gottes, das Geschöpf an Stelle des Schöpfers gesetzt, die höchsten Ziele der Menschheit aus den

[1] 1 Kor 1, 21—24.

[2] Zu weit geht in der Wertschätzung des Altertums auch E. Norden, Die antike Kunstprosa II, Leipzig 1898, 452—460. Die christliche Weltanschauung hat weder die individuelle Freiheit noch die „Heiterkeit“ noch das nationale Element in der Literatur noch die „Formschönheit“ aufgehoben, sondern nur heilsam beschränkt.

Augen verloren und sich völlig unfähig erwiesen, den Menschengeist aus dem ungeheuerlichen Wirrwarr des Polytheismus, der Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit auf den richtigen Pfad zurückzulenken. Unter dem Einfluß der Sünde war gerade der verlockende Kultus des Schönen zu einem Pfuhl des Verderbens, die scheinbar kraftvollste Rechtsentwicklung zu einem Quell der Tyrannei und grausamster Aussaugung für die Mehrheit der Menschen geworden. Aus der falschen Überkultur war eine neue Barbarei emporgewachsen, gegen welche alle Herrscher und Staatsmänner, Philosophen und Dichter sich ohnmächtig erwiesen. Ein Bruch mit der vorhandenen Zivilisation war unvermeidlich geworden; aber derselbe sollte nicht gewaltsam vor sich gehen. Demut, Armut, Leiden sollten der Lehre vom Kreuz die Welt erobern und jene Erneuerung der Völker herbeiführen, auf welcher alle spätere Zivilisation beruht.

Wie der Welterlöser seinen Namen in die Zensuslisten des ersten römischen Kaisers eintragen ließ, so hat er auch mit Bezug auf seine Nachfolger die Weisung gegeben: „Gebet dem Cäsar, was des Cäsars ist!“ Jeder Gedanke an eine politische Umwälzung lag ihm ferne. Seine Lehre trug er offen vor aller Welt vor. Die Stimmführer seines Volkes, Priester und Pharisäer, wie römische Centurionen und Beamte konnten ihn hören. Er trug dafür Sorge, daß selbst der Hohepriester, der römische Prokurator, die höchsten Autoritäten Palästinas von ihm und seinem Wirken Kenntnis nehmen konnten und mußten; auch die Kunde seiner Auferstehung ist noch am ersten Ostertag zu den Ohren derselben gelangt. Schon der Kaiserhof Neros wurde mit der neuen Religion bekannt; Flavius Josephus machte die Zeitgenossen Vespasians auf Christus und dessen Apostel Jakobus aufmerksam[1]; die Kaiserfamilie der Flavier zählte Bekenner des Christentums in ihrem eigenen Schoße. An Publizität hat es also dem Auftreten des Erlösers und seiner Schüler nicht gefehlt, und es ist völlig irreführend, wenn man ihn heute als bloßen Wanderprediger und Tröster der Enterbten, Verstoßenen, Unglücklichen und Siechen, seine Lehre als bloße „Sklavenmoral“ darstellt.

Hat er auch die meisten seiner Apostel und Jünger aus dem eigentlichen Volke, den niedrigeren Ständen erkoren, so hat er doch auch hochgebildete Männer, wie Nikodemus und Joseph von Arimathäa, unter seinen frühesten Schülern gezählt. Paulus und Lukas besaßen die hellenische Bildung ihrer Zeit in hohem Grade. Schon in der Apostelzeit drang das Christentum nicht bloß in die niederen Volksschichten, sondern auch in die höchsten Lebenskreise ein. Es ist einerseits völlige Bürgschaft vorhanden, daß die Lehre

---

[1] K. A. Kneller, Flavius Josephus über Jesus Christus (Stimmen aus Maria-Laach LIII [1897] 1—19 161—174).

Christi nicht aus zeitgenössischen Anregungen hervorgewachsen, sondern wirklich göttlichen Ursprungs ist; anderseits aber ist durch die Überlieferung ebensogut bezeugt, daß die ersten Christengemeinden durchaus nicht ein von der zeitgenössischen Bildung völlig abgetrenntes pietistisch-sozialdemokratisches Konventikelwesen darstellten.

Der polytheistische Staatsgottesdienst griff allerdings so tief in alle Kreise des öffentlichen Lebens ein, daß die Christen genötigt waren, sich fast völlig von diesem zurückzuziehen, um nicht in der einen oder andern Form die Schuld des Götzendienstes auf sich zu laden. Noch schlimmer stand es mit den öffentlichen Schauspielen und Vergnügungen; sie wurden vielfach durch die schamloseste Unzucht oder unmenschliche Grausamkeit entehrt. Das Naturgesetz, das am Christentum endlich wieder einen wirksamen Anwalt gefunden hatte, zwang seine Bekenner schon, all jenen Schaustellungen fern zu bleiben. Von den philosophischen Schulen untergruben die meisten und verbreitetsten, wie jene des Epikur, alle und jede Religion; die Christen mußten sich notwendig davon abgestoßen fühlen, während ihnen die Lehre der Stoa oder der Akademie mit ihren zum Teil idealeren Strebungen nichts bieten konnte, was die Lehre Christi nicht viel einfacher, klarer und unendlich vollkommener darbot. So wurden die Christen notwendig mehr und mehr in die Stille des Privatlebens zurückgedrängt. Das Geheimnis, das ihre Sonderstellung umgab, veranlaßte die Heiden, ihnen ähnliche Greuel anzudichten, wie sie, wenn auch nicht in so ungeheuerlicher Weise, bei den Anhängern verschiedener orientalischer Geheimkulte wirklich vorkamen. Der Widerstand gegen den hergebrachten Götzendienst wie gegen die in Kunst, Literatur und Volksleben herrschende Unsittlichkeit wurde als feindseliger Vorwurf empfunden. Als Feinde des Menschengeschlechts, der Götter und Cäsaren wurden die Christen verfolgt und durch die Verfolgung noch mehr in die Verborgenheit zurückgedrängt. Die Verfolgung führte ihnen jedoch auch stets neuen Zuwachs zu, erhielt sie in beständiger Fühlung mit dem zeitgenössischen Leben, und die Lehre Christi drang in immer weitere Kreise der heidnischen Gesellschaft ein.

Besaßen die Christen auch keine eigenen Tempel und glänzende Versammlungsstätten, so gewährten doch die Feier der heiligen Mysterien, gemeinsame Gebete und Gesänge, die Ausspendung der Sakramente, die Predigt der christlichen Lehre, Werke der Liebe und Barmherzigkeit und das Martyrium dem Leben der ersten Christengemeinden einen ehrwürdigen, feierlichen, kirchlichen Charakter; durch die Wanderungen der Glaubensboten und den regen brieflichen Verkehr gewann es das Gepräge einer alle Völker umspannenden Universalität; durch den Martertod des Apostelfürsten ward Rom der bleibende Sitz der hierarchischen Einheit, welche Abendland und Morgenland verband.

Während die antike Poesie, übertäubt vom rauschenden Gelärm der Zirkusspiele, kaum mehr einen bedeutenden Vertreter fand, der antike Mythos in frostigen Schulkünsteleien erstarrte, schlug das lebendige Reis der christlichen Wahrheit mächtige und tiefe Wurzeln in dem heidnischen Rom, breitete seine Zweige über alle Provinzen aus und legte den Grund zu jener großartigen Zivilisation, durch welche die griechische wie die lateinische Literatur zu einer neuen fruchtreichen Entwicklung gelangen sollte. An die Stelle des Mythos mit seinen vielfach kindischen und unwürdigen Fabeleien trat als Prinzip einer neuen Poesie die göttlich geoffenbarte Wahrheit selbst, verkörpert in der gottmenschlichen Person des Erlösers, des Kindes von Bethlehem, des Verklärten auf Tabor, des Siegers auf Golgatha, des Gekreuzigten und des ewigen Weltenrichters, dessen Gestalt hoch hinausragt über alle menschliche Geschichte in die Tage der Ewigkeit, des höchsten Priesters und Propheten, des erhabensten Gesetzgebers und des liebenswürdigsten Menschenfreundes, des Gründers und Königs jenes erhabenen Weltreiches, das Erde und Himmel umspannt und die Menschheit durch das Leiden und Kreuz dieses Erdendaseins zur ewigen Glückseligkeit emporführt.

Christus ist der Schlußstein der vorausgegangenen Jahrtausende. In ihm erfüllen sich die Prophezeiungen, durch welche Gott seit dem Fall im Paradiese das gesunkene Menschengeschlecht gehoben und getröstet; in ihm erfüllen sich alle Verheißungen und Vorbilder, durch welche Gott im Alten Bunde den Plan der künftigen Erlösung immer deutlicher vorgezeichnet; in ihm erfüllt sich das Sehnen der Völker nach Befreiung von dem immer drückender lastenden Joch der Sünde und des Heidentums, das dunkle Ringen und Streben der großen Denker nach Erkenntnis des ewig Wahren, der Traum der Dichter vom Wiederkehren des goldenen Zeitalters, der Aufschrei der von stolzen Gewaltherren niedergetretenen und gequälten Massen, das Gebet der Frommen, die von Geschlecht zu Geschlecht sehnsüchtig nach dem Messias riefen. Keinem Helden der antiken Welt ist Jahrhunderte, Jahrtausende zuvor eine solche Huldigung dargebracht worden. Mit ihm beginnt eine neue Zeit, die Fülle der Zeiten.

Durch die Menschwerdung verband sich die göttliche Natur in der Person des ewigen Wortes wahrhaft und für immer mit der menschlichen, trat faßbar, sichtbar, menschlich in die menschliche Geschichte ein, übernahm die Sühnung aller menschlichen Sünde und Vergehungen, die Belehrung und Führung des Menschengeschlechts, die Erziehung und Vorbereitung desselben zur ewigen Vereinigung mit Gott. Das Schönste und Tiefste, was der alte Mythos also ahnend und sehnend über die Verbindung von Gott und Mensch gedichtet hatte, ward zu voller Wahrheit und Wirklichkeit, aber in viel erhabenerer Weise, als die polytheistischen Religionen es erträumten. Alles Unwürdige, Häßliche, Schmähliche fiel hier weg. Die Gottheit stieg

zu den Menschen auf die Erde nieder, nicht um in Menschengestalt schrankenlosem Sinnengenusse zu huldigen, alle Verirrungen menschlicher Leidenschaft und Sünde selbst zu begehen, die Gottheit bis zum Tier und unter das Tier zu erniedrigen, und den Menschen dann nach allen Richtungen seiner Lasterhaftigkeit zu vergöttern und an die Stelle der Gottheit zu setzen. Gott stieg vielmehr zu den Menschen herab, um sie, im Lichte seiner unendlichen Reinheit und Lauterkeit, über die gräßliche Entweihung und Entwürdigung aufzuklären, in welche das Menschengeschlecht durch die Sünde gesunken war, als unschuldiges Opferlamm ihre Schuld auf sich zu nehmen und zu büßen und ihnen im Kampfe gegen das Böse, in Leiden und Kreuz den Weg zu zeigen, auf welchem sie die Gelüste der Tierheit wie den selbstvergötternden Stolz ihres Geistes überwinden könnten, um des göttlichen Lebens teilhaftig zu werden.

Zerstörte auch das Dogma von der Erbsünde und von der Erlösung unnachsichtlich die Idole, in welchen die heidnische Vielgötterei die Laster und Torheiten der Menschen mit dem Schimmer der Göttlichkeit umkleidet hatte, vernichtete es auch den heidnischen Traum, volle Schönheit und Harmonie, volles Genügen, Seligkeit und Götterwonne im irdischen Dasein zu genießen, so schloß die große Lehre von der Menschwerdung dafür eine neue, unerschöpfliche Welt wahrer, höchster Schönheit auf. Nichts wahrhaft Schönes ward ihr dadurch entfremdet, alle menschlichen Beziehungen und Verhältnisse vielmehr auf eine höhere Stufe, in die Anteilnahme am göttlichen Leben, emporgerückt, die natürlichen Ideale zu übernatürlichen erhoben und verklärt. Der Einzelne wurde zum Kind Gottes geadelt, die gesamte Menschheit durch das große Gebot der Bruderliebe vereint, die Ehe zu ihrer ursprünglichen Einheit und Reinheit zurückgeführt, Jungfräulichkeit und opfermutige Weltentsagung nach Christi Beispiel als schirmende Engel dem Ansturm der niedrigen Leidenschaften gegenübergestellt, himmlische Barmherzigkeit zum Ausgleich des irdischen Güterbesitzes berufen, der Heroismus des Kreuzes zum Ziel der edelsten Herzen gemacht. Von unberechenbarer Tragweite war es namentlich, daß das Christentum das Problem des Leidens, welches den größten Denkern des Altertums ein unlösbares Rätsel geblieben war, in der wunderbarsten Weise löste, Sünde, Tod und Hölle im Kreuz des Erlösers überwand und aus den Dissonanzen der physischen und moralischen Ordnung die volle Harmonie des göttlichen Weltplans gestaltete.

Ihren ersten und zugleich unvergänglich schönsten Ausdruck hat die christliche Lehre, unter göttlicher Eingebung und Obhut selbst, in den heiligen Schriften des Neuen Bundes gefunden[1]. Eine genaue Angabe der Abfassungszeit ist von keiner derselben vorhanden; doch geben innere und

---

[1] Eine kurze Charakteristik derselben wurde schon früher gegeben. Vgl. Bd I[4] 143—158.

äußere Anhaltspunkte hinreichende Sicherheit, daß die ganze Sammlung in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts vollendet ward.

Mutmaßlich schon zwischen den Jahren 40—50 schrieb Matthäus sein hebräisches Evangelium für die Judenchristen in Palästina; zwischen 52 und 62 verfaßte Markus, unter Leitung des hl. Petrus, sein Evangelium in Rom. In die Jahre 59—63 dürfte etwa das Evangelium fallen, das der hl. Lukas in Verbindung mit dem hl. Paulus schrieb, ob zu Cäsarea oder Rom, ist ungewiß. An dasselbe reiht sich als Fortsetzung die Apostelgeschichte, welche mit der Gefangenschaft des hl. Paulus zu Rom (62—64) abschließt[1]. Von den Briefen des hl. Paulus stammen die zwei ersten „an die Thessalonicenser" sowie derjenige an die Galater aus dem Jahre 53 oder 54, die zwei Briefe an die Korinther aus dem Jahre 58, der Brief an die Römer aus dem Jahre 59, die Briefe an die Philipper, Kolosser, Epheser, Hebräer und an Philemon aus der Zeit der römischen Gefangenschaft, die zwei Briefe an Timotheus und derjenige an Titus aus den letzten Lebensjahren des Apostels (65—67)[2]. Um die gleiche Zeit (64 und 67) schrieb der hl. Petrus seine zwei Briefe von Rom aus[3]. Der hl. Johannes dagegen scheint, nach den Zeugnissen der Väter und ältesten Kirchenschriftsteller, sein Evangelium, seine drei Briefe und seine Apokalypse erst im letzten Jahrzehnt des 1. Jahrhunderts niedergeschrieben zu haben, unter der Regierung des Kaisers Domitian[4] oder des Kaisers Nerva.

Sind auch alle diese Daten nur als annähernd zu betrachten, so war doch etwa ein Jahrhundert nach der augusteischen Blütezeit der römischen Literatur, fünf Jahrhunderte nach der Hochblüte der hellenischen Literatur unter Perikles bereits das Fundament jener neuen Bildung gelegt, welche, die alten nationalen Grenzen des Orients und Occidents überschreitend, die gesamte Welt zu einem geistigen Reich verbinden und auf deren breiter Grundlage das Griechische und das Lateinische als liturgisch-heilige Sprachen selbst einen neuen Literaturfrühling erleben und dem bunten Flor der abendländischen Literaturen als Ausgangspunkt dienen sollten[5]. Noch ehe Plutarch

---

[1] R. Cornely, Introductio spec. in libr. Nov. Test.², Parisiis 1897, 79 117 168 f.

[2] Ebd. 376 f. [3] Ebd. 634. [4] Ebd. 259 f 664 698 f.

[5] Aus der unabsehbaren Literatur sind zunächst hervorzuheben die wichtigsten Sammlungen der Werke der Kirchenväter und Kirchenschriftsteller von: Marguerin de la Bigne, Bibliotheca SS. Patrum, 9 Bde 2°, Paris. 1575—1579; erweitert als Maxima Bibliotheca veterum Patrum etc., 27 Bde 2°, Lugd. 1677. — Andr. Gallandi, Biblioth. veter. PP. etc., 14 Bde 2°, Venetiis 1765—1782. — Migne, Patrologiae cursus completus. Series lat. I et II, 221 Bde 4°, Paris. 1844—1864; Series graec., 162 Bde 4°, ebd. 1857—1866. — Corpus scriptorum eccl. latinorum (herausgeg. von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften

in seinen Biographien den Heldenruhm von Rom und Hellas zusammenfaßte, zeichneten die Evangelisten jenes wunderbare Lebensbild, das für alle folgenden Jahrhunderte die Menschheit erleuchtete; noch ehe Petronius, Martial und Juvenal die Schande des kaiserlichen Rom cynisch zu Markte trugen, konnte Paulus bezeugen, daß der Glaube christlich gewordener Römer bereits weltkundig geworden sei[1], und während verbitterte Stoiker sich an den Greueltragödien des Seneka unterhielten, ermutigten sich in demselben Rom christliche Heldenseelen an der Passionsgeschichte des Erlösers, um frohen Muts dem schrecklichsten Tode entgegenzugehen.

Neben den heiligen Schriften, deren göttlichen Ursprung das kirchliche Lehramt auf Grund lebendiger Überlieferung verbürgte und welche neben dieser Überlieferung die unversiegbare Quelle des Glaubens blieben, entstanden schon vom 1. Jahrhundert an andere, welche teils die kirchliche Autorität

in Wien), Vindobonae 1866 ff. — Die griechischen christlichen Schriftsteller der ersten drei Jahrhunderte, herausgeg. von der Kirchenväter-Kommission der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften. I. Hippolytus (Bonwetsch-Achelis), II. III. VI. XI. Origenes (Koetschau, Klostermann, Preuschen), Leipzig 1897—1903, VII. IX. X. Eusebius (Heikel, Schwartz und Mommsen), 1901—1903. — Monumenta Germaniae historica. Auctores antiquissimi, Berol. 1877 ff. — Dann die patrologischen Werke von: R. Ceillier O. S. B., Histoire générale des auteurs sacrés et ecclésiastiques, 23 Bde, Paris 1729—1763 (Neuaufl. in 16 Bdn, Paris 1858—1869). — J. A. Möhler, Patrologie; herausgeg. von F. X. Reithmayr, Bd I, Regensburg 1840. — I. Fessler, Institutiones Patrologiae, 2 Bde, Oeniponte 1850 bis 1851; denuo edid. B. Jungmann 1890—1892. — J. Alzog, Grundriß der Patrologie, Freiburg i. B. 1866; 4. Aufl. ebd. 1888. — J. Nirschl, Lehrbuch der Patrologie und Patristik, 3 Bde, Mainz 1881—1885. — O. Bardenhewer, Patrologie, Freiburg i. B. 1894; 2. Aufl. 1901; Ders., Geschichte der altkirchlichen Literatur, Freiburg i. B., I 1902, II 1903. — P. Batiffol, Anciennes littératures chrétiennes. La litt. Grecque, Paris 1897. — A. Harnack, Geschichte der altchristlichen Literatur, 1. u. 2. Tl, Leipzig 1893 1897. — G. Krüger, Geschichte der altchristlichen Literatur in den ersten drei Jahrhunderten, Freiburg i. B. 1897. — A. Ehrhard, Die altchristliche Literatur und ihre Erforschung seit 1880, Freiburg i. B. 1894. — W. Smith and H. Wace, A Dictionary of Christian Biography, Literature, Sects and Doctrines, 4 Bde, London 1877—1887. — Von andern Werken: J. Chr. F. Bähr, Geschichte der römischen Literatur, Karlsruhe 1836—1840 (4. Bd, 1. Abteilung: Die christlichen Dichter und Geschichtschreiber Roms, 2. Aufl. 1872). — W. S. Teuffel, Geschichte der römischen Literatur, Leipzig 1870; 5. Aufl. von Schwabe, 1890. — M. Schanz, Geschichte der römischen Literatur III, München 1896, 204—410; IV, 1 (1903). — Ad. Ebert, Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande, 3 Bde, Leipzig 1874; 2. Aufl. 1889. — W. Christ, Geschichte der griechischen Literatur[3], München 1898, 879—926. — G. Gröber, Übersicht über die lateinische Literatur von der Mitte des 6. Jahrhunderts bis 1350 (Grundriß der Romanischen Philologie II, Straßburg 1898, 97—427).

[1] Röm 1, 8.

teils einzelne Lehrer zu Urhebern hatten, sich mit der Regelung des kirchlichen Lebens, der Liturgie und Disziplin, des Unterrichts der Katechumenen und Gläubigen befaßten und als offiziell kirchliche Schriften eines nicht geringen Ansehens genossen, die sog. „apostolischen Väter“[1]. Dahin gehören die sog. „Didache“ oder Zwölf-Apostel-Lehre, der sog. „Barnabasbrief“, der Brief des hl. Klemens von Rom, eines der ersten Päpste, an die Korinther, die ergreifenden Briefe des heiligen Märtyrerbischofs Ignatius von Antiochien, der unter Trajan im Amphitheater zu Rom den wilden Tieren vorgeworfen wurde, und des hl. Polykarp, Bischofs von Smyrna, eines Schülers des hl. Johannes, der unter Antoninus Pius im Jahre 155 zu Smyrna den Feuertod erlitt, die nur in Fragmenten erhaltenen Aufzeichnungen des Papias, Bischofs von Hierapolis, der noch den hl. Johannes kannte und mit Polykarp in Verbindung stand, der „Brief an Diognet“ und der sog. „Hirt des Hermas“, eine mystische Erbauungsschrift, welche fünf Visionen, zwölf Gebote und zehn Gleichnisse umfaßt. Ist auch keine dieser Schriften auf künstlerische Zwecke gerichtet, so bringen doch z. B. die Briefe des hl. Ignatius die Gesinnung der Märtyrer zu rührend schönem Ausdruck, die Visionen und Gleichnisse des Hermas bieten allegorische Momente, welche für die spätere Poesie und Kunst bedeutungsvoll geworden sind, Klemens von Rom schlägt in seinem Schreiben an die Korinther (besonders in den erst 1875 veröffentlichten Kapiteln) schon den Ton an, den wir in den späteren Papstbriefen zu finden gewohnt sind[2], und die übrigen atmen einen Geist der Andacht, der Frömmigkeit und Heiligkeit, der sie den Schriften der Apostel naherückt.

„Die apostolischen Väter“, sagt de Pressensé, „sind keine großen Schriftsteller, aber große Charaktere.“ „Ihr Stil“, fügt Lightfoot bei, „ist nachlässig; es fehlt an Gruppierung des Stoffes und an Systematisierung der Lehre. Sie stellen einerseits einen scharfen Gegensatz zu der Tiefe und zu der klaren Auffassung dar, mit welcher

---

[1] F. X. Funk, Patres apostolici², 2 Bde, Tübingae 1901. — Die übrige Spezialliteratur bei Bardenhewer, Patrologie² 15 ff; Gesch. d. altkirchl. Lit. I 66 ff. — A. Harnack a. a. O. I 39 ff.

[2] Zu einer solchen Stelle bemerkt Harnack (Clementis Romani ad Corinthios quae dicuntur epistulae, Lips. 1876, c. 63): Ecce quanta auctoritate hic Roma locuta sit. . . . Haec vox gravis neque opinata; ecclesia Romana nequaquam a Corinthiis advocata iurisdictionem quandam sibi arrogat. — Der anglikanische Bischof Dr Lightfoot aber sagt: It is the more instructive to observe the urgent and almost imperious tone which the Romans adopt in addressing their Corinthian brethren during the closing years of the first century. . . . It may perhaps seem strange to describe this noble remonstrance as the first step towards papal domination, and yet undoubtedly this is the case (The Apostolic Fathers, Part I. S. Clement of Rome I, London 1890, 69 70).

die verschiedenen apostolischen Schriftsteller uns das Evangelium nach verschiedenen Seiten vorlegen; anderseits entbehren sie des wissenschaftlichen Geistes, welcher die Väter des 4. und 5. Jahrhunderts auszeichnet und welcher sie befähigte, die Glaubenslehre als ein Bollwerk gegen willkürliche Spekulation zu formulieren. . . . Es herrscht in ihnen aber ein weitherziges sittliches Mitgefühl, ein ernstes Bewußtsein persönlicher Verantwortlichkeit, ein Eifer christlicher Andacht, welche von dem Einfluß des Evangeliums auf selbstverständlich sehr verschiedene Charaktere das edelste Zeugnis geben und welche ihren Schriften immer eine Hochachtung sichern werden, die mit ihren literarischen Verdiensten durchaus nicht im Verhältnis steht. Die Liebenswürdigkeit und Heiterkeit des Klemens, dessen Geist ganz verloren ist in die Betrachtung der Harmonie von Natur und Gnade; der Feuereifer des Ignatius, in welchem das überwältigende Verlangen nach dem Martertod jede menschliche Leidenschaft erstickt hat; die unerschütterte Festigkeit des Polykarp, dessen langes Leben ganz darin aufgeht, den den Heiligen einmal mitgeteilten Glauben aufrecht zu halten, — das sind Lektionen, welche nie veralten, nie ihren Wert verlieren können." [1]

Im 2. Jahrhundert zählte das Christentum schon eine Menge Anhänger, welche, den höheren Lebenskreisen angehörig, mit der ganzen zeitgenössischen höheren Bildung ausgerüstet waren, Juristen, Rhetoren, Philosophen. Es bot sich ihnen eine doppelte Tätigkeit dar. Die Verfolgung, welche das Heidentum noch immer gegen die Christen führte, rief sie auf den Kampfplatz, um die Unschuld und das gute Recht ihrer Glaubensbrüder zu verteidigen; die Häresien, welche in stets neuen Formen den inneren Bestand des Glaubens bedrohten, machten es nötig, die falschen Lehren, Einwendungen und Vorwürfe der Irrgläubigen abzuwehren. An der Spitze der Apologeten[2] stehen die griechischen Philosophen Aristides und Quadratus,

[1] ‚The apostolic fathers', it has been justly said, ‚are not great writers, but great characters' (De Pressensé, Trois premiers siècles II 384). Their style is loose; there is a want of arrangement in their topics and an absence of system in their teaching. On the one hand they present a marked contrast to the depth and clearness of conception with which the several Apostolic writers place before us different aspects of the Gospel. On the other they lack the scientific spirit which distinguished the fathers of the 4th and 5th centuries and enabled them to formulate the doctrine of the faith as a bulwark against lawless speculation. . . . There is a breadth of moral sympathy, an earnest sense of personal responsability, a fervour of Christian devotion, which are the noblest testimony to the influence of the Gospel on characters obviously very diverse and will always command for their writings a respect wholly disproportionate to their literary merits. The gentleness and serenity of Clement, whose whole spirit is absorbed in contemplating the harmonies of nature and grace; the fiery zeal of Ignatius, in whom the over-mastering desire of martyrdom has crushed all human passion; the unbroken constancy of Polycarp, whose protracted life is spent in maintaining the faith once delivered to the saints — these are lessons which can never become antiquated or lose their value (Lightfoot, The Apostolic Fathers, Part. I. S. Clement of Rome I, London 1890, 7).

[2] Gesamtausgaben von Prudentius Maranus O. S. B. (Paris 1742. Venet. 1747) und J. C. Th. v. Otto (Corpus apologetarum christianorum saec. 2,

welche unter der Regierung Hadrians (117—138) zu Athen die ersten Schutzschriften zu Gunsten des Christentums veröffentlichten. Ihnen gesellte sich unter Antoninus Pius und Marc Aurel **Justinus**, der Sohn des Priscus, ein bekehrter Heide aus Palästina, der, von mächtigem Wissensdrang getrieben, weder bei den Stoikern noch bei den Peripatetikern noch bei den Pythagoreern Befriedigung fand, endlich durch die Erscheinung eines ehrwürdigen Greises für das Christentum gewonnen wurde und nunmehr als christlicher Philosoph in aller Welt umherwanderte, um das Christentum als „die einzig zuverlässige und brauchbare Philosophie" zu verbreiten, seinen Hauptsitz aber in Rom aufschlug und hier, auf Anklage des Cynikers Crescens (zwischen 163—167) gefangen genommen, den Martertod durch das Schwert erlitt. Seine zwei **Apologien** sind an die Kaiser selbst gerichtet und verbinden mit der Verteidigung der christlichen Lehre eine scharfe Kritik des Heidentums und seiner Göttermythen; in dem „**Dialog mit dem Juden Trypho**" wies er ebenso schlagend die Einwürfe der Juden gegen das Christentum zurück.

Justins Sprache ist einfach, mitunter fast einfach naiv, aber getragen von dem Bewußtsein, im sichern Besitz der Wahrheit zu sein, und verklärt von der Überzeugung, daß der Kraft des Evangeliums niemand widerstehen kann, der es auf sich wirken läßt und die Titel seiner Glaubwürdigkeit untersucht. Seine erste Apologie beschließt er ohne allen rhetorischen Prunk mit den einfachen Worten: „Und wenn nun dies euch der Wahrheit und Vernunft gemäß zu sein scheint, so achtet es hoch; scheinen es euch Possen, so verachtet es als Possen, aber verhänget doch nicht, gleich als wären es Feinde, über schuldlose Menschen den Tod. Wir sagen euch aber, daß ihr Gottes Gericht nicht entfliehen werdet, wenn ihr in Ungerechtigkeit verharret; wir aber werden ausrufen: Was Gottes Wille ist, geschehe." [1] Die ganze Furchtlosigkeit der Katakombenzeit und das unüberwindliche Vertrauen auf die siegende Kraft des Christentums spricht sich in den Worten aus: „Und daß niemand uns, die wir an Jesus auf dem ganzen Erdkreis glauben, in Schrecken versetzen und zu feigen Menschenknechten erniedrigen könne, liegt offen zu Tage. Denn obwohl wir mit dem Schwert enthauptet, ans Kreuz geschlagen, wilden Tieren vorgeworfen, den Banden, dem Feuer und allen andern Martern preisgegeben werden, so lassen wir doch, wie es allbekannt ist, vom Bekenntnis nicht ab. Im Gegenteil, je mehr und mehr derartiges über uns kommt, um so mehr andere werden gläubig und gottesfürchtig im Namen Jesu. Wie wenn vom Weinstock einer die überflüssigen Ranken wegschneidet, dies zur Folge hat, daß andere herrlich blühende und fruchttragende Reben hervorsprossen, so geht es auch mit uns. Denn der von Gott und unserem Erlöser gepflanzte Weinstock ist sein Volk." [2]

---

9 Bde, Ienae 1847—1872). — Vgl. A. **Harnack**, Die Überlieferung der griechischen Apologeten des 2. Jahrhunderts in der alten Kirche usw. (Texte und Untersuchungen I 1—2), Leipzig 1882. — G. **Schmitt**, Die Apologie der ersten drei Jahrhunderte, Mainz 1890.

[1] I Apol. c. 68 (**Migne**, Patr. gr. VI 432).

[2] Dialog. § 110 (**Migne** a. a. O. VI 730 c).

Während Justinus die Dichter und Denker von Hellas mit sichtlicher Hochachtung behandelte, schenkte Tatian, sein Schüler, in seiner Apologie an die Griechen (πρὸς Ἕλληνας) den Lichtseiten und Verdiensten der griechischen Bildung keine Berücksichtigung, schrieb dieselben vielmehr barbarischen Einflüssen zu und stellte dann die innere Hohlheit und sittliche Verderbtheit des zeitgenössischen Griechentums in schonungslosester Schroffheit an den Pranger, wie sie es tatsächlich auch vollkommen verdiente. Im übrigen ist seine Schutzschrift sehr gewandt und inhaltsreich, voll Kraft und Wärme. Von großer Bedeutsamkeit wurde auch seine Evangelienharmonie (Diatessaron), welche der hl. Ephräm kommentierte und welche in syrischer, armenischer und arabischer Übersetzung, nicht aber im Urtext, erhalten ist. Leider ist er selbst später als Gnostiker von der Kirche abgefallen. Wieder milder gegen die platonische Philosophie spricht sich die sprachlich sehr vollendete Apologie des Athenagoras aus, an die Kaiser Marc Aurel und Commodus gerichtet, von großer Vertrautheit mit der griechischen Poesie zeugend und sehr maß- und würdevoll gehalten. Eine mehr subjektive Färbung trägt die Apologie des Theophilus von Antiochien, wie sie denn auch in drei Büchern nicht an die Obrigkeit, sondern an einen Privatmann — Autolykus — gerichtet ist. Gewandt und witzig, wenn auch ohne methodische Tiefe, deckte Hermias in seiner „Verspottung der heidnischen Philosophen" (διασυρμὸς τῶν ἔξω φιλοσόφων) die zahllosen Widersprüche der heidnischen Philosophie auf, um die Geister auf die harmonische Weltanschauung des Christentums hinzuweisen[1]. Sein Spott versetzt uns mitunter lebendig in die neueste Gegenwart:

„Bald bin ich unsterblich und frohlocke, bald werde ich sterblich und jammere; dann werde ich in Atome aufgelöst, werde Wasser, werde Luft, werde Feuer; gleich darauf bin ich keine Luft und kein Feuer mehr, man macht mich zum Tiere, man macht mich zum Fische; ich habe also zur Abwechslung die Delphine zu Brüdern." [2]

So ward aus den Reihen der Neubekehrten heraus das Heidentum und das Judentum in den mannigfachsten Formen angegriffen, das Christentum allseitig verteidigt, begründet und bekannt gemacht. Von vielen dieser tapfern Verteidiger, wie Aristo (der hauptsächlich gegen die Juden schrieb), Miltiades, Melito, Apollinarius, ist aber kaum etwas erhalten. Ähnlich ist es mit zahlreichen Schriften, in welchen die Irrlehrer jener ersten Zeit, die Montanisten, Marcion und die übrigen Gnostiker, ihre schlagfertige Widerlegung fanden. Erhalten sind nur die bedeutsame Streitschrift des

[1] Die Zeit seines Lebens ist ungewiß, frühestens schrieb er gegen Ende des 4. Jahrhunderts.

[2] Διασυρμὸς τῶν ἔξω φιλοσόφων c. 2. Übersetzt von J. Leitl (Biblioth. der Kirchenväter, Kempten 1873).

heiligen Bischofs **Irenäus** von Lyon „Entlarvung und Widerlegung der fälschlich so genannten Gnosis“ und die viel umstrittenen „Philosophumena“, welche wahrscheinlich den hl. **Hippolytus** zum Verfasser haben. Sie genügen indes, um uns ein Bild der regen Geistestätigkeit zu geben, welche das Christentum im Kampfe mit der Irrlehre am Ende des 2. Jahrhunderts und am Beginne des folgenden entfaltete. Denn Irenäus lebte und schrieb um diese Zeit[1], und Hippolytus ward im Jahre 235 mit dem heiligen Papste Pontian nach Sardinien verbannt.

Die christliche Geschichtschreibung, in der Apostelgeschichte so glücklich begonnen, fand ihre Fortsetzung zunächst in den **Akten der Märtyrer**, deren älteste, jene des Polykarp, aus dem Jahre 155 stammen. Mutmaßlich wurden auch andere Aufzeichnungen gemacht, sind aber während der beständigen Verfolgungen verloren gegangen[2].

Wo das Christentum Eingang fand, entstanden naturgemäß kleinere und größere Schulen, an welchen seine Lehren den Katechumenen mitgeteilt und näher erklärt wurden. Mehr als ein Jahrhundert ging indes vorüber, ehe in solcher Weise eine theologische Schule in höherem Stile erwuchs. Das geschah zuerst in Alexandrien, das seit den Ptolemäern nicht nur für den Welthandel, sondern auch für Wissenschaft und Literatur das große Stelldichein des Orients und Occidents geworden war. Hier, wo die altgriechische Bildung in schulmäßigem Encyklopädismus ihren letzten Abschluß gefunden hatte, international und kosmopolitisch geworden war, griechische Spekulation in das bis dahin abgeschlossene religiöse Leben der Juden hineingetragen, durch die Übersetzung der Septuaginta die Weisheit des Alten Bundes in den Wissensschatz der heidnischen Völker herübergenommen hatte, sollte auch das Christentum seinen ersten Einzug in die Gelehrtenwelt halten und seine erste schulmäßige theologische Fassung bekommen.

Pantänus, ein bekehrter Stoiker, machte diese **Katechetenschule von Alexandrien**, gegen das Ende des 2. Jahrhunderts, zuerst berühmt. Bei ihm ließ sich um das Jahr 180 **Titus Flavius Klemens** nieder, ein Grieche, wahrscheinlich aus Athen selbst gebürtig, den sein Wissensdurst erst durch Griechenland und Unteritalien, dann durch Syrien und Palästina, schließlich nach Ägypten führte, wo er im Unterricht des Pantänus volle Befriedigung und Ruhe fand. Er ward Priester und wirkte als solcher in Alexandrien, bis ihn (202) die Verfolgung unter Septimius Severus nötigte, von neuem den Wanderstab zu ergreifen und nach Kleinasien zu flüchten, wo er, wahrscheinlich zu Antiochien, um das Jahr 215 starb.

---

[1] Daß er als Märtyrer gestorben, beruht auf einer Überlieferung, die erst im 5. Jahrhundert urkundlich bezeugt ist.

[2] Acta martyrum selecta, herausgeg. von O. v. **Gebhardt**, Berlin 1902.

Die Frucht seines eingehenden Studiums der christlichen Lehre sowie einer ausgebreiteten Profangelehrsamkeit entfaltete er nicht nur in seinen mündlichen Lehrvorträgen, sondern auch in einem großartig angelegten dreiteiligen Werk, das den Reichtum der christlichen Ideen zum erstenmal in umfassender Weise zur Darstellung brachte[1]. Der erste Teil, eine „Ermahnungsrede" (*Λόγος προτρεπτικός*) an die Griechen, schloß sich als Apologie in Form und Inhalt an die Werke der vorausgegangenen Apologeten an, indem sie einesteils nachdrücklich die heidnischen Religionen bekämpfte, anderenteils ebenso wirksam die christliche Religion anempfahl, aber mit einer so gründlichen und vielseitigen Kenntnis des Heidentums, wie sie keinem früheren Apologeten zu Gebote gestanden hatte, und mit steter Rücksicht auf die Christen, welche im Gewirre jener Übergangszeit das Heidentum noch nicht völlig abgestreift hatten. Im zweiten Teil, dem „Pädagogen", übernimmt Christus, der „Logos", die Aufgabe, den dem Heidentum entrissenen Leser erst im allgemeinen, dann, nach den verschiedensten Einzelrichtungen hin, für das neue Leben in Wahrheit und Gnade zu erziehen. Im dritten Teil, den „bunten Decken" (*Στρωματεῖς*, Stromata), wird endlich die Gnosis, d. h. die wissenschaftliche, theoretische Erkenntnis des Christentums angebahnt, aber nicht im Rahmen eines streng gegliederten Lehrgebäudes, wie es später der hl. Thomas in seiner Summa errichtete, sondern in der zwanglosen Folge buntgestickter „Teppiche", in welchen sich, wie in Wiesen und Gärten, Blüten und Früchte, Gesträuche und Bäume bunt aneinander reihen, um einer oberflächlichen Ausnützung zuvorzukommen und nur der Mühe des ernstlich Suchenden und tiefer Dringenden den Vollgenuß zu gewähren[2].

Klemens' Schriften, besonders die „Stromata", enthalten zahlreiche Angaben über die ältere griechische Literatur, die sonst nirgends erhalten sind[3]. Von großem Interesse ist auch sein Versuch, das Wertvollste der

---

[1] Hauptausgabe von J. Potter (2 Bde 2°, Oxford 1715; abgedruckt bei Migne, Patr. gr. VIII IX). — Vgl. H. Schürmann, Die hellenische Bildung und ihr Verhältnis zur christlichen nach der Darstellung des Klemens von Alexandrien, Münster 1859. — E. Freppel, Clément d'Alexandrie, Paris 1865. — Ch. Bigg, The Christian Platonists of Alexandria, Oxford 1886. — A. Scheck, De fontibus Clementis Alexandrini, Aug. Vindel. 1889. — P. Wendland, Quaestiones Musonianae, Berol. 1886. — Th. Zahn, Forschungen zur Geschichte des neutestamentlichen Kanons ꝛc. III Supplementum opp. C. A., Erlangen 1884. — Clement of Alexandria Miscellanies Book VII, The Greek text with introduction etc. By the late F. J. A. Hort and J. B. Mayor, London 1902. — Weitere Literatur bei Bardenhewer, Patrologie[2] 114—120; Gesch. d. altkirchl. Lit. II 15—66.

[2] Treffliche Analyse der drei Werke von Bischof Feßler, Art. „Clemens Alexandr." in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon III[2] 510—516.

[3] Strom. 1, 21; 5, 14; 6, 2.

griechischen Bildung aus morgenländischen Quellen, besonders aus jüdischen Einflüssen abzuleiten. Geht er hierin auch manchmal zu weit, so schränken die von ihm angeführten Tatsachen doch eine einseitige Bevorzugung des Hellenismus heilsam ein, erweitern das Kulturbild des Altertums in bedeutsamer Weise (z. B. in Bezug auf Indien und Ägypten) und bezeichnen die providentielle Stellung des Volkes Gottes in der Erziehung des Menschengeschlechts. Diesen erhabenen Gedanken göttlicher Pädagogik in der Menschengeschichte hat vor ihm keiner in so großartigen Zügen entwickelt.

Den Hellenismus mit all seinen Vorzügen und Schwächen hat Klemens wie wenig andere durchschaut [1]. Er kennt seine ganze Sagenwelt und Mythologie, seine Dichter und Künstler, seine Geschichtschreiber und Redner. Seine Abhandlungen sind mit häufigen Citaten aus Homer, Pindar, Euripides, Menander, Platon und andern Dichtern und Schriftstellern durchwoben. Er hat für das Schöne das innigste, wärmste Gefühl, aber er verkennt auch den jugendlichen Leichtsinn nicht, der das hochbegabte Dichter- und Künstlervolk auf seiner ganzen Entwicklung begleitete. Mit Platon im „Timäus" ruft er ihnen zu: „O Solon, Solon, ihr Griechen bleibt ewig Kinder, es ist kein Greis unter euch!" [2] In breiten Schilderungen von erschreckender realistischer Wahrheit zeichnet er die furchtbare Entsittlichung, in welche der götzendienerische Kultus des Schönen ausgemündet [3], den unzweifelhaften Anteil, welchen die entartete Kunst daran genommen [4]. Er steht nicht an, die hellenische Mythologie, soweit sie alle Leidenschaften und Laster des Menschen vergötterte, für nichtswürdiger und schändlicher zu erklären als den ägyptischen Tierkult [5]. Doch er läßt sich dadurch weder an der Kunst selbst beirren noch an dem Schönheitssinn, der die griechische Kunst beseelte. „Der Kunst soll ihr Lob werden; aber sie soll nicht den Menschen täuschen, als ob sie die Wahrheit wäre!" [6] Den Schönheitssinn der Hellenen aber

---

[1] Gegen die abschätzige Kritik, die U. v. Wilamowitz-Möllendorff (Eurip. Herakles I 171) über ihn ergehen läßt (abgedruckt bei W. Christ, Geschichte der griechischen Literatur 896 A. 5) spricht das einstimmige Urteil der Kirchenväter, die ihn sämtlich als einen ebenso gründlichen wie vielseitigen Gelehrten anerkennen (s. Migne, Patr. gr. VIII 33—59). Cyrillus von Alexandrien sagt von ihm: „Klemens, ein hochberühmter und gelehrter Mann, hat, wie wohl keiner vor ihm, die Tiefen der griechischen Wissenschaft durchforscht" (Contra Iulian. l. VII (Migne a. a. O. LXXVI 853).

[2] Strom. 1, 15 (Migne a. a. O. VIII 772).

[3] Paedag. 3, 2—5 (Migne a. a. O. VIII 569—604).

[4] Cohort. ad gent. c. 4 (Migne a. a. O. VIII 133—164).

[5] Cohort. c. 3 (Migne a. a. O. VIII 120 f). Nachdem er hier einige der scheußlichsten Kulte erwähnt, sagt er: „Von solcher Art sind ihre Götter, und von solcher Art auch sie selbst, die mit den Göttern ihr Spiel treiben, vielmehr aber ihr Spiel mit sich selbst treiben und sich dabei selbst mit Schmach überhäufen."

[6] Cohort. c. 4 (Migne a. a. O. VIII 156).

sucht er von dem unstäten, ewig seine Gestalt wechselnden Proteus der sinnlichen Leidenschaften auf Gott, den ewigen Quell aller Schönheit, zu lenken, in welchem Wahrheit und Schönheit eins sind, und in welchem allein auch der Mensch zur inneren Harmonie gelangen kann, zur vollen Schönheit der Seele hienieden, zur verklärten Schönheit des Leibes in einer besseren Welt [1].

Als Anknüpfungspunkt, um die Griechen für die christliche Weltanschauung und ihre Ideale zu gewinnen, dient ihm hauptsächlich die griechische Philosophie. „Nach einigen", sagt er, „ist die griechische Philosophie gelegentlich und dunkel zur Erkenntnis der Wahrheit, aber nie der ganzen, gelangt; wie andere wollen, hat sie ihre Anregung vom Teufel. Einige meinen, gewisse vom Himmel herabgekommene ‚Mächte' hätten die gesamte Philosophie inspiriert. Wenn nun auch die griechische Philosophie die ganze Größe der Wahrheit nicht erfaßt, wenn sie keine Kraft gewährt, die göttlichen Gebote zu erfüllen, so bereitet sie doch der königlichen Lehre den Pfad, indem sie einigermaßen zur Besonnenheit führt, den Charakter formt und denjenigen, der an eine Vorsehung glaubt, geeignet macht, die Wahrheit aufzunehmen." [2] Ja, in seinen Augen ist die griechische Philosophie den Hellenen gewissermaßen von Gott selbst zugeteilt „als ein häusliches Testament, als Leiter, um zur christlichen Philosophie zu gelangen" [3]. Auch zu Homer und Hesiod und zu den übrigen alten Dichtern ist ein solcher Strahl von Gotteserkenntnis gedrungen [4].

Mit dem universellen Blick eines großen Gelehrten verbindet Klemens nicht selten auch die Anmut, Anschaulichkeit und Empfindung einer echten Dichternatur, und mit seinem schlichten und doch so erhabenen „Lobgesang auf Christus den Erlöser" steht er, ein neuer Pindar, an der Spitze der christlich-hellenischen Dichter [5].

Unbändiger Rosse Gebiß,
Unirrenden Gefieders Fittich,
Unwankendes Steuer Unmündiger,
Königlicher Lämmer Hirt!

Versammle du nun
Deine Kinder um dich,
Daß sie preisen vereint,

[1] Paedag. 3, 3: *Περὶ τοῦ κάλλους τοῦ ἀληθινοῦ.*

[2] Strom. 1, 16 (Migne, Patr. gr. VIII 796).

[3] *Ἤδη δὲ καὶ καθολικῷ λόγῳ πάντα ἀναγκαῖα καὶ λυσιτελῆ τῷ βίῳ θεόθεν ἥκειν εἰς ἡμᾶς λέγοντες, οὐκ ἂν ἁμάρτοιμεν· τὴν δὲ φιλοσοφίαν, καὶ μᾶλλον Ἕλλησιν οἷον διαθήκην οἰκείαν αὐτοῖς δεδόσθαι, ὑποβάθραν οὖσαν τῆς κατὰ Χριστὸν φιλοσοφίας* (Strom. 6, 8 [Migne a. a. O. IX 288]).

[4] Strom. 5, 4 (Migne a. a. O. IX 44).

[5] Paedag. 3, 11 (Migne a. a. O. VIII 681—684).

Daß sie singen mit süß-
Unschuldigem Mund
Dich, Christus, Lehrer der Kinder.

Fürst heiliger Schar,
Allwaltendes Wort
Vom Vater der Höh'n,
Du, der Weisheit Born,
Im Leiden ein Fels,
Der Unsterblichkeit Herr,
Und des Menschengeschlechts
Heiland, Jesus,
Hirt, Vater zugleich,
Du Steuer und Zaum,
Schwungfittich der hoch-
Aufschwebenden Schar.
Du Fischer im Meer
Des Lebensgewühls,
Der aus Wogen der Schuld
Mit der Angel des Worts
Seine heilige Brut
Aus tobender Flut
Zum lieblichen Leben emporzieht.

Geh voran denn, o Hirt,
Deiner geistigen Schar,
Geh, Heil'ger, voran,
O du Fürst unschuldiger Kinder!

Fußpfad Christi,
Du himmlischer Weg,
Unsterbliches Wort,
Unermeßlicher Geist,
Unschaubares Licht,
Des Erbarmens Quell
Und der Tugenden Born;
Du heiliger Hauch
In dem Leben, das Gott durch Rechttun preist.

O himmlische Milch,
Süßquellend empor
Aus der seligen und
Jungfräulichen Brust deiner Weisheit, Herr!

Unmündige wir,
Vom zärtlichen Mund
Zum Reden belehrt,
An der geistigen Brust
Mit befruchtendem Hauch
Des Lebens erfüllt,

Unschuld'gen Gesang,
Untadliges Lob
Unserem Herrn Christus,
Und der Heiligen Lohn
Nach der Lehre des Heils
Laßt uns singen zumal
Dem erhabenen Sohn,
Wir der Friedenschor
Aus Christi Geschlecht,
Eine heilige Schar,
Laßt uns preisen den Gott des Friedens vereint! [1]

Gar nicht poetisch angelegt, aber weit hervorragender durch die ausgebreitetste Gelehrsamkeit war der Schüler und Nachfolger des Klemens, Origenes, 185 zu Alexandrien geboren, mit achtzehn Jahren schon Lehrer an der dortigen Katechetenschule, nach der Entfernung des Klemens dessen Nachfolger, später ebenfalls aus Ägypten vertrieben, 218 in Antiochien, seit 231 ständig in Cäsarea, von wo aus er 240 Athen, 244 Arabien besuchte, in mannigfache Glaubensstreitigkeiten verwickelt, aber dabei als Forscher unausgesetzt tätig, so daß er wegen seines Fleißes der „Mann von ehernen Eingeweiden" (*Χαλκέντερος*) genannt, wegen seiner encyklopädistischen Gelehrsamkeit mit dem Römer Varro verglichen wurde. Seinen Beinamen „Adamantios" bezieht Hieronymus auf seinen Fleiß, Photius auf die unwiderlegliche Wucht seiner Beweisführung. Er starb 253 in Tyrus, nachdem er in der Verfolgung unter Decius schweren Kerker und Folterqualen erlitten hatte [2]. Der Schar christlicher Apologeten reihte er sich ein durch seine acht Bände gegen das sog. „Wahre Wort" (*Ἀληθὴς λόγος*) des Philosophen Celsus, eine Streitschrift, die etwa 178 erschienen war und wie kaum eine andere die beliebtesten, böswilligsten und blendendsten Einwürfe gegen das Christentum vereinigte, Einwürfe, die auch später immer und immer wieder auftauchten. Über zahlreiche dogmatische Traktate, praktisch-asketische Schriften, Homilien und Briefe, die schon für sich eine kleine Bibliothek ausmachen, ragt die Riesenarbeit seiner Hexapla empor, der erste Versuch einer alttestamentlichen Textkritik, worin dem Text der Septuaginta zunächst der hebräische Text in hebräischen Lettern, dann derselbe in griechischer Transkription, die Übersetzungen des Aquila, des Symmachus und des Theodotion

---

[1] Übersetzt von C. Fortlage, Gesänge christlicher Vorzeit, Berlin 1844, 38—40.

[2] Verzeichnis seiner Werke bei Pitra, Spicilegium Solesmense III, Paris. 1855, 313—317; A. Harnack, Geschichte der altchristlichen Literatur I 334—336. — E. Klostermann, Die Schriften des Origenes in Hieronymus' Brief an Paula (Sitzungsberichte der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften, Berlin 1897, 855—870).

gegenübergestellt wurden[1]. Bei einigen Büchern erweitert sich das Werk sogar zur Oktapla, weil noch zwei griechische Übersetzungen hinzukommen. Zu fast sämtlichen Büchern des Alten und Neuen Testamentes hat Origenes Kommentare, zum Teil sogar mehrfache, geschrieben[2].

Auch auf dem Gebiete der Dogmatik ging Origenes über Klemens hinaus, indem er in seinem Werke *Περὶ ἀρχῶν* eine zusammenhängende, methodische Gliederung der gesamten Glaubenslehre unternahm. Trotz seines immensen Wissens[3] und seiner vielfach zu Tage tretenden Bescheidenheit verwickelte er sich dabei jedoch in Irrtümer, welche seine kirchliche Verurteilung von seiten zweier Synoden zu Alexandrien (231) und des Papstes Pontian (231 oder 232) herbeiführten und in weiteren Streitigkeiten den kirchlichen Frieden noch bis über das folgende Jahrhundert störten. „In seinem Leben", so urteilt der Neuplatoniker Porphyrios von ihm, „war er ein Christ und ein Feind der Gesetze, in seinen Anschauungen über die Dinge der Welt und das göttliche Wesen aber war er ein Hellene." Das ist indes zuviel gesagt. Wurde der reiche Schatz seines Wissens auch durch den Einfluß heidnischer Philosophie zum Teil getrübt, so blieb er zum größeren Teil eine unerschöpfliche Fundgrube für die weitere Entwicklung der kirchlichen Wissenschaft[4]. Gregor von Nazianz und Basilius bildeten sich an seinen Schriften, aus welchen sie gemeinsam die „Philokalia" zusammenstellten. Athanasius, Hilarius und Ambrosius haben ebenso vieles aus ihm geschöpft.

Origenes verkörpert das gesamte Wissen seiner Zeit. Logik, Physik und Ethik treten bei ihm als Vorbereitungswissenschaften in den Dienst der Theologie. Die Theologie selbst beherrscht er nach allen ihren Richtungen hin, oder besser gesagt, er hat sie nach allen Richtungen hin begründet: biblische Textkritik, eigentliche Schrifterklärung, Apologetik, Widerlegung der Häresien, positive Theologie, christliche Metaphysik, Askese. In all diesen Zweigen sind seine Leistungen bewundernswert. „Er ist", wie Bigg mit Recht sagt, „der erste große (christliche) Gelehrte, der erste große geistliche

---

[1] Elf Psalmen der Hexapla hat G. Mercati in einem Palimpsest der Ambrosiana entdeckt, aber noch nicht veröffentlicht. Vgl. G. Mercati, Un Palimpsesto Ambrosiano dei Salmi Esapli, Torino 1896. — Vgl. A. Durand, Notes d'archéologie biblique (Études LXVIII, Paris 1896, 693).

[2] Gesamtausgabe der Mauriner Charles und Vincent de la Rue (4 Bde 2°, Paris 1733—1759); abgedruckt von Fr. Oberthür (15 Bde 8°, Würzburg 1780 bis 1794), C. Lommatzsch (25 Bde 8°, Berlin 1831—1848), Migne (Patr. gr. XI—XVII, Paris. 1857—1860).

[3] Über die Vielseitigkeit dieses Wissens vgl. Origenes' Werke 1. und 2. Bd, herausgeg. von Paul Koetschau, Leipzig 1899, I xxiv ff. — Vgl. Civiltà Catt. ser. 17, VI (1899) 75.

[4] E. Freppel, Origène, 2 Bde, Paris 1868, [2]1875. — J. Denis, De la philosophie d'Origène, Paris 1884.

Schriftsteller, der erste große Schrifterklärer, der erste große Dogmatiker". Er eröffnet auch die lange Reihe der großen christlichen Kanzelredner[1].

Als Lehrer an der Katechetenschule zu Alexandrien folgten ihm Heraklas und der hl. Dionysius d. Gr., beide nachher Bischöfe daselbst, und namentlich der letztere bewährte sich in den verworrensten Zeiten als eine unwandelbare Stütze echter Rechtgläubigkeit. Ein anderer Schüler des Origenes, Gregor, 210 zu Neocäsarea geboren und später der Wundertäter zubenannt, wirkte als Bischof von 240—270 in seiner Vaterstadt und hat seinem Lehrmeister in einer Lobrede ein glänzendes Denkmal gesetzt.

Unter den Männern, welche die Irrtümer des Origenes bekämpften, ragt durch seine literarische wie theologische Bedeutung der hl. Methodius, Bischof von Olympus in Lykien, hervor. Er schrieb mehrere Bücher gegen Porphyrius, „Das Gastmahl", ein Seitenstück zu jenem des Platon, ein treffliches Werk „Über die Auferstehung" gegen Origenes, eine Schrift „Über den freien Willen" *(περὶ τοῦ αὐτεξουσίου)*, Kommentare zur Genesis und zum Hohenliede und mehrere andere Schriften, die nach dem Zeugnis des hl. Hieronymus viel gelesen wurden[2]. Über sein Leben ist nahezu nichts bekannt, als daß er während der diokletianischen Verfolgung um das Jahr 311 die Krone der Märtyrer erlangte[3].

Während Origenes sich keine Mühe gab, die klassische Formschönheit Platons nachzuahmen, dagegen sich von dessen irrigen Anschauungen über die Präexistenz der Seele, deren Sündenfall vor der leiblichen Geburt, deren Verbannung in den Leib als in einen Kerker und von der schließlichen Vernichtung des Leibes bestricken ließ und dieselben sogar zu weiteren Hypothesen ausbaute, welche sich mit der christlichen Lehre von der Auferstehung nicht vereinigen ließen, eignete sich Methodius in seltenem Grade die Sprache, den Stil und die Formgewandtheit des großen griechischen Philosophen an, ließ sich aber — als echter, christlicher Humanist — von dessen falschen Vorstellungen und Spekulationen nicht betören, sondern hielt in Bezug auf alle jene Fragen die kirchliche Überlieferung fest. Die Schrift „Über die Auferstehung", nur in größeren griechischen Bruchstücken und slavischen Über-

[1] P. Batiffol, Anciennes littératures chrétiennes 167.

[2] S. Hieron., De viris illustr. c. 83.

[3] Seine Werke gesammelt bei Gallandi, Bibl. vet. Patrum III 663—832; abgedruckt bei Migne, Patr. gr. XVIII 9—408. — Neue Ausgabe von A. Jahn, S. Methodii Opera et S. Methodius Platonizans, Halis 1865. — Die in slavischer Übersetzung erhaltenen Werke bei G. N. Bonwetsch, Methodius von Olympus I, Erlangen und Leipzig 1891. — G. Fritschel, Methodius von Olympus und seine Philosophie, (Dissert.) Leipzig 1879. — A. Pankow, Methodius, Bischof von Olympus („Der Katholik" LVIII, Mainz 1887, 1—28 113—142 225—250; auch separat, ebd. 1888).

setzungen erhalten, ist in der Form eines platonischen Dialogs abgefaßt, in welchem Auxentius und Methodius die kirchliche Lehre mit ebenso scharfsinniger Dialektik als feiner Sprachgewandtheit gegen die Origenisten Aglaophon und Proklus verteidigen[1]. Noch mehr zur Höhe Platons erhebt sich Methodius in seinem „Gastmahl" (*Συμπόσιον ἢ περὶ ἁγνείας*)[2], worin statt des irdischen Eros die reine Jungfräulichkeit als Ausdruck und Wirkung der lautersten, erhabensten Gottesliebe gefeiert wird. Schon der Gedanke, den mit so viel Unlauterkeit behafteten Idealen Platons das christliche Ideal in seiner ganzen Reinheit und Lieblichkeit gegenüberzustellen, bekundet einen erhabenen, zugleich dichterisch und philosophisch angelegten Geist. Methodius ist nicht bloß platonizans, er ist ein mit Platon wetteifernder Denker.

„Was denn nun glauben wir", läßt Platon die Diotima sagen, „wenn es jemand zu teil würde, das Urschöne selbst zu sehen, lauter, rein und unvermischt, nicht angefüllt mit menschlichem Fleische und Farben und vielem andern sterblichen Tande, sondern wenn er das göttliche Schöne selbst in seiner Einartigkeit erblicken könnte, — glaubst du also, daß dieses Leben eines Menschen ein nichtswürdiges sein werde, welcher dorthin blickt und jenes dann nun erschaut und mit ihm zusammen ist? Oder erwägst du nicht, daß dort allein es ihm zu teil werden wird, indem er das Schöne schaut, womit es schaubar ist, dann nicht Schattenbilder der Vortrefflichkeit zu erzeugen, weil er ja kein Schattenbild ergreift, sondern eine wahre Vortrefflichkeit, weil er ja das Wahre ergreift? Hat er aber wahre Vortrefflichkeit erzeugt und aufgenährt, so ist sein Anteil, daß er gottgeliebt, und wenn je irgend ein anderer Mensch, auch er unsterblich wird."[3] Das sind die höchsten Vorstellungen über „Schönheit" und „Liebe", zu denen sich Platon in seinem „Gastmahl" erschwungen hat.

Die frommen Ahnungen Diotimas über Gotteserkenntnis, Gottesliebe und Vereinigung mit Gott werden bei Methodius nicht, wie in Platons „Gastmahl", von den mythologischen Phantasiegebilden eines Phädros, von der schmutzigen Sophistik eines Pausanias, von dem naturphilosophischen Geschwätz eines Eryximachos, von den zotenhaften Witzen eines Aristophanes, von der prunkhaften Ästhetik eines Agathon und schließlich von den wüsten Orgien eines Alkibiades übertäubt. Der ganze dumpfe Wust heidnischer Erotik ist von dannen gewichen. Reine, heitere Paradiesesluft umfächelt uns. Was Diotima dunkel geahnt, ist zur vollen, frohen Wirklichkeit geworden[4].

---

[1] Bei Bonwetsch a. a. O. I 70—283.

[2] Migne a. a. O. XVIII 27—220. — Vgl. Nirschl, Patrologie und Patristik I, Mainz 1881, 347—349.

[3] Plato, Symposion 29.

[4] In literarischer Formvollendung hat Methodius sein Vorbild Platon nicht erreicht; doch zu weit geht wohl Batiffol (Anciennes littératures chrétiennes 40), wenn er sagt: Ce dialogue, d'un art médiocre, a été beaucoup lu et très surfait. Als einer der frühesten Ansätze zu einem christlichen Humanismus verdient er hohe Anerkennung.

Als Schauplatz ist ein Garten im fernen Osten angegeben. Er gehört der „Tugend“ (Ἀρετή), der Tochter der „Weisheitsliebe“ (Φιλοσοφία). Der Weg dahin ist rauh, schwierig, steil emporsteigend. Aber die edeln Jungfrauen Gregorion und Theopatra, Procilla und Tysiana lassen sich die Mühe nicht verdrießen. Oben kommt ihnen in ruhigem, würdevollem Schritt eine erhabene Frau mit huldreichem Antlitz entgegen: Arete. Ihr Gewand strahlt wie der Schnee. Wahrhaft göttlich, unbeschreiblich ist ihre Schönheit. Ehrfurchtgebietende Majestät ist durch sanfte Heiterkeit gemildert. Alles ist wahr, ungeschminkt, ungekünstelt. Mit vieler Huld tritt sie zu jeder der Jungfrauen heran, schaut sie an wie eine Mutter nach langer Trennung, umfängt und küßt sie. „O meine Töchter!“ spricht sie, „wie habe ich mich gesehnt, euch in den Garten der Unsterblichkeit einzuführen! Endlich seid ihr gekommen, nachdem ihr unterwegs so vielen Schrecken vor mannigfaltigem Gewürm überstanden. Denn ich sah euch von meiner Warte aus oft vom Wege ablenken und fürchtete, ihr möchtet umkehren und in die Abgründe hinunterstürzen. Aber Dank sei dem Bräutigam, Kinder, dem ich euch verlobt, der unsern Gebeten volle Erfüllung gewährt hat!“ Nun kommen sie an das Gehege. Die Türe ist noch offen. Drinnen finden sie schon Thekla, Agatha und Marcella zum Mahl bereit. Nun ladet Arete ein, sich zu setzen. Es sind der Jungfrauen im ganzen zehn.

„Der Ort war wunderbar schön und erfüllt mit himmlischer Ruhe. Die Luft, von den reinsten Lichtstrahlen durchflutet, ergoß sich weich in sanfter Harmonie. In der Mitte sprudelte ein Quell ruhig mild wie Öl den süßesten Trank. Helles, reines Wasser, ihm entströmend, bildete Brunnen. Diese, zu Flüssen anschwellend, tränkten das ganze Land und spendeten reichliches Naß. Denn mannigfaltige Bäume waren dort, überfüllt mit frischem Obst, und fröhlich vereinigten sich die herabhängenden Früchte zu einem Bilde von Pracht, und immer blühende Fluren waren dort, bestreut mit wohlriechenden und buntfarbigen Blumen, von denen ein milder Hauch süßen Wohlduft dahintrug. In der Nähe war das Lamm, ein erhabener Baum; darunter setzten wir uns zur Ruhe, da er weit seine Zweige ausbreitete und Schatten bot.“

Da halten nun die zehn Jungfrauen ihr Gastmahl. Dann fordert Arete sie auf, es solle eine jegliche zum Lobe der Jungfräulichkeit eine Rede halten. Marcella als die älteste erhält zuerst das Wort und feiert die Jungfräulichkeit als die Blüte und edelste Frucht der Kirche, als eine früher unbekannte himmlische Blume, die erst Christus auf diese Welt hernieder gebracht und die wieder empor zum Himmel führe, als schönste Krone der Seligen. Da Marcella aber im Lobe der engelgleichen Tugend zu weit zu gehen scheint, lenkt Theophila, die zweite Rednerin, maßvoll und sinnig zum Lobe der Ehe über, die Gott im Paradiese selbst eingesetzt, fort und fort mit

seiner Schöpfermacht, seinem Segen und seiner Gnade begleite. Wenn darum auch die Jungfräulichkeit in Gottes Augen höher stehe, so lösche darum des Mondes Größe und Schönheit das Licht der Sterne nicht aus. Auch Thalia setzt das Lob der Ehe fort, die als Abbild der Vereinigung Christi mit seiner Kirche zur erhabensten Würde gelangt ist und, von Christus selbst geheiligt und geweiht, der Kirche unaufhörlich neue Gotteskinder schenkt, von denen die einen wieder zur Ehe, die andern zur Jungfräulichkeit berufen sind, so daß Ehe und Jungfräulichkeit in voller Würde und Heiligkeit nebeneinander zu Recht bestehen. Hohe Vorzüge schließt indes die Jungfräulichkeit in sich, und dabei verweilen die übrigen sieben Reden. Der eine strahlende Lichtglanz teilt sich darin gleichsam in die Farben des Spektrums und vereint sich dann wieder zu noch leuchtenderer Helle.

Theopatra hebt hervor, daß die Jungfräulichkeit gewissermaßen in den paradiesischen Stand der Unversehrtheit zurückversetze und mit heilbringender Macht die Seele dem ewigen Leben entgegenführe. Thalusa weist nach, wie sie die edelste Gabe und das schönste Weihegeschenk sei, das der sterbliche Mensch Gott darbringen könne. Agatha erblickt in der jungfräulich reinen Seele das schönste und ungetrübte Bild göttlicher Reinheit und Heiligkeit und erklärt danach in ergreifender mystischer Weise die Parabel von den fünf klugen und den fünf törichten Jungfrauen. Procilla läßt den himmlischen Bräutigam selbst in den Worten des Hohenliedes seine Braut begrüßen und knüpft daran eine Schilderung der Herrlichkeit, die sie im Himmel schmücken wird. Thekla feiert in bezaubernder Innigkeit die Früchte, welche die jungfräuliche Reinheit schon hienieden zeitigt und so das irdische Leben dem ewigen ähnlich macht, verbunden mit einem erhabenen Triumphe der sittlichen Freiheit, welcher die Gnade zur Seite steht. An der Feier des Laubhüttenfestes und andern mystisch gedeuteten Schrifttexten beschreibt Tysiana diesen glückseligen Triumph. Domnina aber führt diese mystische Beschreibung weiter und fordert die übrigen Jungfrauen begeistert auf, allen irdischen Lockungen und Reizen zu entsagen und sich in unverbrüchlicher Treue dem ewigen Bräutigam zu weihen. Der Preis als Rednerin wird von allen Thekla zuerkannt. Sie stimmt darum zum Schluß das herrliche Brautlied an, das den Parthenien der altgriechischen Lyriker nachgebildet zu sein scheint[1], an Schwung jedenfalls nicht hinter ihnen zurück-

[1] Parthenii titulum Methodii carmini indidimus, quod a virginibus cantabatur et eius auctor, quem veterum scriptorum splendida exempla suis libris aemulari solitum esse satis constat, in hoc quoque poemate Alcmanis et Pindari pervulgata παρθένια imitatus esse videtur. Nec non Theocriti et Catulli carminibus nuptialibus, quibus puerorum puellarumque chori permixti maritos domum prosequebantur, hoc carmen Methodii conferre iuvat. Quo enim pacto romanus poeta

steht, an reiner Schönheit sie überflügelt. Thekla singt vor, die übrigen Jungfrauen antworten mit den beiden Kehrversen:

Aus den Höhen scholl die Stimme, Jungfrau'n, welche Tote weckt.
Auf! Dem Bräutigam entgegen, weißgeschmückt, die Lampen streckt,
Eh' das Tor im Morgengrauen sich verschließt und ihn versteckt!
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

Auf der Erde Glück und Jammer, ird'scher Liebe flücht'gen Schein
Gern verzichtend, wünsch' ich eins nur, Sel'ger, von den Armen dein
Stets umschlungen, in dein Schauen ewiglich entzückt zu sein.
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

Ich begehr' kein bräutlich Lager und kein reichgeschmücktes Haus,
Zieh' in fleckenlosem Kleide gern aus dieser Welt hinaus,
Darf nur, Herr, in deinen Zelten meine Seele ruhen aus.
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

Tausendfachen Sinnenzauber spann die Schlange um mein Herz;
Kaum entging ich ihren Schlingen, wilder Gluten bittrem Schmerz,
Wilder Tiere grimmem Rachen, dich erwartend himmelwärts.
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

Aus dem Sinn schlug ich die Heimat, dich verlangend, ew'ges Wort,
Eilt' aus der Gespielen Kreise, aus dem Arm der Liebsten fort — —
Vater, Mutter, alles, alles bist du, Christus, mir, mein Hort!
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

Christus, Lebensfürst, dich grüß' ich, Licht, das niemals untergeht.
Nimm der Jungfrau'n Gruß entgegen, unser freudiges Gebet:
Schönste Blume, Gnade, Liebe, ew'ge Weisheit, Majestät.
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

Laß uns durch die offne Türe, Kön'gin, schöngeschmückte, ein,
Siegesreiche Braut voll Hoheit, laß uns mit bei Christus sein,
Daß wir ihm und dir als Kinder frohe Brautgesänge weihn.
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

---

virgines, dum pineas taedas manu quatientes novam nuptam flammeo indutam comitantur, notum illud

Hymen, o Hymenae, Hymen ades, o Hymenaee

succinentes facit, eodem modo christianae virgines, dum candida veste et lucidis facibus Christo sponso obviam eunt, exultantes, identidem exclamant:

Ἁγνεύω σοι καὶ λαμπάδας φωσφόρους κρατοῦσα
νυμφίε, ὑπαντάνω σοι

(Christ-Paranikas, Anthologia Graeca, Lips. 1871, xvII).

Seufzend, jammernd jetzt die andern weinen vor geschloss'nem Tor,
Weil der Lampen Licht erloschen, nicht bereitet Tags zuvor,
Weil zu dem Gemach der Gnade Zutritt ihre Schuld verlor.
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

Denn vom heil'gen Pfade weichend, haben jene Ärmsten nicht
Sich verschafft das Öl des Lebens; drum erloschen ist ihr Licht,
Dunkel starren ihre Lampen, und ihr Herz vor Trauer bricht.
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

Becher voll des süßen Nektars stehn vor uns, greift zum Pokal!
Jungfrau'n, es ist Himmelslabung, die im frohen Hochzeitssaal
Der Geliebte uns bereitet, den Gelad'nen allzumal.
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

Deinen Tod vorbildend, Abel rief, dem Himmel zugewandt:
Sieh, o Heil'ger, mich erschlagen von des eig'nen Bruders Hand
Unbarmherzig! Zu dir fleh' ich, nimm mich auf ins sel'ge Land:
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

Höchsten Siegespreis der Keuschen sich errang Joseph, dein Sohn,
Als das Weib, das lustentbrannte, warb um freveln Liebeslohn,
Er nicht wankend, ohne Mantel, zu dir rufend, floh davon:
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

Gott zum Opfer brachte Jephte seine Tochter zum Altar,
Unberührt, gleich einem Lamme sie bereit zu allem war,
Sie, dein Vorbild hier im Fleische, brachte willig selbst sich dar.
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

Die mit wohlgezielten Listen ihres Volkes Feind bezwang
Durch der Schönheit Reiz, doch selber rein sich der Gefahr entrang,
Triumphierend mit dem Haupte, Judith dir das Loblied sang:
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

Hingerissen bis zum Wahnsinn von Susannas Huldgestalt,
Lockten sie zum Frevellager die zwei Richter mit Gewalt;
Doch auf ihre Schmeichelreden nur ihr Ruf gen Himmel schallt:
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

Lieber, lieber will ich sterben, als verraten den Gemahl,
Als den Augenblick der Sünde büßen ohne Maß und Zahl.
Rette mich aus ihren Händen, Herr, aus der Bedrängnis Qual!
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

Der mit heil'gem Quell der Taufe wusch die Sünder für dein Reich,
Ward gemordet von dem Frevler, weil er rein und engelgleich,
Dein Vorläufer, zu dir rief er, Heil'ger, noch beim Todesstreich:
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

Deine und des Lebens Mutter, gnadenvoll, rein, makellos,
Schien der Jungfrauschaft verlustig, da du weilst in ihrem Schoß,
Aber unversehrt und heilig, pries auch sie ihr sel'ges Los:
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

Deinen Brauttag mitzufeiern, Sel'ger, sind wir hier bereit,
Alle, König du der Engel, die du selber dir geweiht,
Bringen dir die besten Gaben, huld'gen dir in weißem Kleid.
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

Dich mit Hymnen froh wir preisen, auserwählte Gottesbraut,
Du jungfräulich reine Kirche, dir zum Dienste anvertraut,
Schimmerndweiße, Veilchenlockige, weis' und edel, hold und traut!
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

Die Verwesung ist entflohen. Tränen, Krankheit sind verscheucht.
Tod und Schmerzen sind vertrieben. Schuld und Torheit scheu entweicht.
Christus selbst als Gott der Menschheit Gnade, Huld und Freude reicht.
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

Wieder ist erfüllt mit Menschen das verlor'ne Paradies,
Die der Neid des schlauen Drachen und die Sünde draus verwies;
Ew'ges, sichres, sel'ges Leben Gottes Rat sie finden ließ.
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

Nun das Neue Lied erhebend, schwebt mit dir der Jungfrau'n Chor,
Hehre Königin, dich preisend, zu des Himmels Höh'n empor,
Helle Fackeln in den Händen, um das Haar den Lilienflor.
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir!

Der du thronest in der Himmel reinem, makellosem Licht,
Anfangslos, ob allen Wesen führest Szepter und Gericht,
Nimm uns auf mit deinem Sohne, Vater, o verstoß uns nicht!
Dir weih' ich mich! Mit heller Lampe Zier
Komm' ich, o Bräutigam, entgegen dir! [1]

---

[1] Bei Migne, Patr. gr. XVIII 208—213. Christ-Paranikas, Anthologia 33—37. — Deutsche Prosaübersetzung (nicht ganz vollständig; es fehlen Strophe 7 8 9 16) von C. Fortlage, Gesänge christlicher Vorzeit 190—194. Unsere freiere Übersetzung sucht mehr Sinn und Stimmung als die einzelnen Worte wiederzugeben. Im Original bestehen die Strophen je aus drei längeren (meist vierzehn-

Die herrliche Schilderung des Paradieses, die holdselige Jungfrauenschar, ihr zartes, gottbegeistertes Lied erinnern unwillkürlich an jene lieblichen Gestalten, wie sie mittelalterliche Meister an so manchem Portale hoher Dome angebracht oder Fra Angelico und Hubert van Eyck in Farben hingezaubert haben. Der innigfromme Gesichtsausdruck ist derselbe. Aber statt der mittelalterlichen Tracht tragen sie hier noch die wallenden, faltenreichen Gewänder der besten althellenischen Kunst. So bietet dieses altchristliche Brautlied eine „Anbetung des Lammes" dar, welches den Reiz antiker Formschönheit schon mit der ganzen Innigkeit und Gefühlstiefe mittelalterlicher Minne vereinigt. Noch vor Konstantin ward das „Neue Lied" *(τὸ καινὸν ᾆσμα)* der Liebe angestimmt, von dem die antike Welt kaum eine dunkle Ahnung hatte und das nun mächtig durch die Jahrhunderte weiterklingt.

Zweites Kapitel.

Die griechischen Kirchenväter. Athanasius, Basilius und Gregor von Nyssa.

Nachdem Alexandrien der erste Hauptsitz christlicher Theologie geworden war, sollte es auch der Ausgangspunkt der gefährlichsten Häresie werden, welche bis dahin die Kirche bedroht hatte, aber hinwieder ihr auch den siegreichsten Vorkämpfer der Wahrheit schenken, dem die Überwindung jener Spaltung vorbehalten war. Am Anfang des 4. Jahrhunderts trat daselbst der Priester Arius mit der Lehre auf, das ewige Wort, der Logos oder Sohn Gottes, sei nicht eine dem Vater ebenbürtige, göttliche Person, sondern ein Geschöpf *(κτίσμα, ποίημα)*, vor der Weltzeit aus Nichts geschaffen, um Gott bei der übrigen Weltschöpfung als Werkzeug zu dienen; sündlos sei er nur durch den guten Gebrauch seines an sich geschöpflichen und wandelbaren Willens, göttlicher Herrlichkeit teilhaftig nur durch das Verdienst seines heiligen, rein geschöpflichen Lebens, dennoch sei er nunmehr göttlicher Ehren würdig. Der Urheber dieser Lehre war durchaus kein genialer Denker, sondern ein oberflächlicher, weichlicher, ehrgeiziger und verschmitzter Intrigant, die von Widersprüchen strotzende Lehre ein Produkt geistiger Oberflächlichkeit, aber gerade in ihrer Oberflächlichkeit sehr geeignet, verschwommenen Namen-

---

silbigen) Versen und einem kürzeren Schlußvers, durchweg alle jambisch; doch ist eine bestimmte Silbenzahl nicht streng eingehalten. Die vierundzwanzig Strophen sind, nach dem Vorbild der alphabetischen Psalmen, in ihren Anfangsbuchstaben akrostichisch nach dem Alphabet geordnet, was sich etwas gekünstelt ausnimmt, aber Gehalt und Stimmung tatsächlich kaum benachteiligt.

christen und unklaren Köpfen entgegenzukommen, als eine Art Kompromiß zwischen Heidentum und Christentum. Christus ward rationalistisch zum menschlichen Heros herabgedrückt und als solcher dann, wie die heidnischen Heroen, göttlich verehrt; als platonisches Phantasiegebilde trat er zugleich zwischen Gott und Welt und gestaltete das Christentum aus einer göttlichen Religion in ein hellenisches System um.

Obwohl in Alexandrien selbst gleich im Beginn mit allen Mitteln der kirchlichen Autorität bekämpft, auf dem ersten allgemeinen Konzil zu Nicäa von der Gesamtkirche verurteilt, gelangte die Häresie durch angesehene, schlaue, keine Mittel scheuende Anhänger zu weitester Verbreitung und bedrohte nahezu ein Jahrhundert lang, bei den germanischen Völkern in Spanien und Italien noch länger[1], den Besitzstand der Kirche, nachdem dieselbe kaum durch Kaiser Konstantin der langen Verfolgung entrissen worden war. Jahrzehntelang trat die kaiserliche Gewalt, von Konstantius an, ebenso rücksichtslos und gewalttätig für den Irrtum ein wie früher für das Heidentum.

Wie Bardesanes und andere syrische Gnostiker begnügte sich Arius nicht, seine Lehre in einem größeren Werk, „Thalia“ (Gastmahl), niederzulegen, sondern brachte seine Lehre auch in sangbare Verse für Wandersleute, Schiffer, Müller usw., um sie so leichter im Volke zu verbreiten. Es zeichnet sich auch hierin der profane, heidnische Geist, der dem Religiösen keine wahre Ehrfurcht schenkt, sondern es unbedenklich auf die Gasse wirft, um es als Gassenhauer zu verbreiten. — Die Vorkämpfer der orthodoxen Lehre führten den Kampf mit ernsteren, würdigeren Waffen. Indem sie den Arianismus Schritt für Schritt widerlegten, gestalteten sie zugleich jenen Teil der Theologie, welcher sich auf die Menschwerdung bezieht, in immer reicherer Vollendung aus und öffneten damit auch der philosophischen Spekulation neue Gebiete.

Die Entwicklung einer poetischen Literatur ward dadurch allerdings wieder auf lange Zeit zurückgedrängt. Das Christentum mußte erst religiös, wissenschaftlich und politisch die Welt durchdringen, ehe aus der Fülle eines neuen Geisteslebens die Blüte der Poesie emporsprießen konnte. Dennoch entbehren auch diese Zeiten des theologischen Kampfes einer gewissen Poesie nicht, wenn sich dieselbe auch nicht aus dem übrigen Geistesleben absondert und in eigentlichen Kunstwerken geltend macht.

Wie unter den Märtyrern der ersten drei Jahrhunderte, so begegnen uns hier wieder Gestalten, denen das Altertum nichts Ähnliches gegenüberzustellen hat, die von dem Zauber einer erhabenen Poesie verklärt sind. So vor allen der große Athanasius, der in dem Kampfe gegen den Arianismus an der Spitze stand, dessen einzigen Lebensgedanken gewissermaßen die

---

[1] In Spanien bis 590, bei den Langobarden bis 653 usw.

Gottheit Christi bildete, der schon als jugendlicher Diakon dem kecken Häretiker mutvoll entgegentrat, auf kleineren Synoden und auf dem Konzil zu Nicäa den Kampf wider ihn führte, und dann als Bischof von Alexandrien nahezu fünfzig Jahre unter zahllosen Mühen, Gefahren und Leiden die Sache Christi gegen übermächtige Hofbischöfe und Statthalter, gegen ganze Synoden, gegen die Kaiser und die gesamte Staatsgewalt unerschrocken verteidigte, als Verbannter in Trier wie als Flüchtling in Oberägypten, in der halben Welt herumgetrieben, nie entmutigt zurückwich, selbst von der Mehrheit seiner Amtsbrüder im Stiche gelassen, nicht erlahmte, Leben und Kraft, sein ganzes Dasein als Anwalt des großen christologischen Grunddogmas verzehrte. Er hat den Bänkelsängereien des Arius keine Gedichte entgegengestellt; aber seine vielen dogmatischen, apologetischen und exegetischen Schriften atmen eine Wärme und Begeisterung für sein hohes, erhabenes Ziel, welche ganze Scharen der Edelsten und Besten mit sich fortriß. Seine Sprache ist nach dem Urteil des Photius[1] klar, kurz und einfach, sein Geist scharf, seine Beweisführung gewaltig und hinreißend, seine Gedankenfülle bewundernswert; seine philosophischen Ausführungen verraten den gereiften Meister, seine Bücher gegen die Heiden, über die Menschwerdung und gegen die Arianer sind ein großartiges Siegesdenkmal über den Arianismus, und spätere Lehrer, wie Gregorius von Nazianz und Basilius, haben viele ihrer schönsten Ideen aus ihm geschöpft[2].

Athanasius hat nächst Origenes am mächtigsten auf die folgenden Lehrer der Kirche eingewirkt, aber insofern noch weit segensreicher, als kein Irrtum seine philosophischen Anschauungen und seine Schrifterklärung trübte, die Lehre in sich und mit seinem Leben im vollsten Einklang stand.

Wie zu Alexandrien, so wuchs auch an dem Primatialsitz von Antiochien, wo die Anhänger des Erlösers einst zuerst „Christen" genannt worden waren, bereits um die Mitte des 3. Jahrhunderts eine blühende Katechetenschule empor, welche in den christologischen Kämpfen der folgenden Zeit eine hervorragende Rolle spielte und sich um die Verbreitung und Verteidigung der christlichen Wahrheit die höchsten Verdienste erwarb. Nach dem Beispiel ihres Lehrers Malchion, der 269 ruhmreich gegen Paul von Samosata in die Schranken trat, zogen die Priester Dorotheus und Lucianus zur Verbesserung der Septuaginta den hebräischen Text heran und verfaßten so eine Bibelausgabe, welche sich über ganz Kleinasien und

---

[1] Migne, Patr. gr. XXV CCLXXVIII.

[2] Gesamtausgaben seiner Werke: Heidelberg (ex offic. Commeliniana) 1600 bis 1601; J. Lopin und B. de Montfaucon (Mauriner, Paris 1698, abgedr. zu Padua 1777); Migne (a. a. O. XXV—XXVIII); Heikel, Schwartz und Mommsen (Samml. der Berliner Akad. VII IX X). Leipzig 1901—1903. — Vgl. J. A. Möhler, Athanasius d. Gr. und die Kirche seiner Zeit, Mainz 1827, 2. Aufl. 1844.

Griechenland verbreitete. Lucian starb 311 (312) zu Nikomedia als Märtyrer. Diodor, der 378 Bischof von Tarsus wurde, führte die Schule einer noch größeren Blüte entgegen. Während die Alexandriner vorwiegend unter dem Einfluß der platonischen Philosophie standen und darum einer mystisch-allegorischen Deutung der heiligen Schriften zuneigten, schlossen sich die Meister von Antiochien mehr an die nüchternere Richtung der Aristoteliker und der stoischen Eklektiker an und betonten darum den einfachen Wortsinn, die grammatisch-logische und geschichtliche Auslegung der heiligen Bücher. Die beiden Schulen ergänzten sich gegenseitig. Wohl sind aus beiden Lehrer hervorgegangen, welche die Richtung derselben einseitig auf die Spitze trieben, wie Origenes unter den Alexandrinern, mehr noch Theodor von Mopsuestia unter den Antiochenern, aber ungleich größer ist die Zahl derjenigen, welche ein richtiges Maß zu halten wußten, und anderer, welche die beiden Richtungen in glücklicher Harmonie vereinigten[1].

Eusebius, der Schüler des Märtyrers Pamphilus (dem zu Ehren er sich Eusebius Pamphili nannte), zu Cäsarea in Palästina um 265 geboren, später Bischof dieser Stadt bis zu seinem Tode 340, steht als Charakter weit hinter Athanasius zurück. Litt er auch selbst noch während der letzten Christenverfolgung als Bekenner, so nahm er doch später als Bischof, namentlich in den Kämpfen wider Arius, eine schwankende, vermittelnde und unsichere Haltung ein und hat dadurch, als Günstling Kaiser Konstantins, nicht wenig zur Förderung des Arianismus beigetragen. Dagegen hat er sich durch seine geschichtlichen Werke und die an geschichtlichem Gehalt ebenfalls sehr reichen apologetischen Schriften nicht geringe Verdienste erworben; er ist der Herodot der christlichen Vorzeit, d. h. der Bahnbrecher der christlichen Kirchengeschichte. Seine Kirchengeschichte, welche bis auf die Alleinherrschaft Konstantins d. Gr. reicht, ist die reichste und wertvollste Geschichtsquelle für die ersten drei christlichen Jahrhunderte. Die künstlerische Vollendung der großen griechischen Historiker hat er nicht angestrebt, sondern lediglich eine möglichst sorgfältige Feststellung der Tatsachen. Indem er seine Belegstellen aus jetzt zum Teil verlorenen Schriften meist wörtlich zitierte, erwuchs eine Art Quellenmosaik, die den Wert einer noch so schönen Durcharbeitung weit übersteigt. Die christliche Geschichtschreibung wurde dadurch gleich von Anfang an auf die richtige Bahn gewiesen[2]. In seiner

[1] Hornung, Schola Antiochena de S. Scripturae interpretatione quonam modo sit merita, Neostadii 1864. — Kihn, Die Bedeutung der antiochenischen Schule auf exegetischem Gebiet, Weißenburg 1866; Theodor von Mopsuestia und Junilius Afrikanus als Exegeten, Freiburg i. B. 1880. — Ph. Hergenröther, Die antiochenische Schule und ihre Bedeutung auf exegetischem Gebiet, München 1871.

[2] Bis heute ist dies ihre Signatur geblieben, bei Baronius, den Maurinern, Bollandisten, wie bei Janssen, Pastor usw., ohne daß dabei eine mehr philo-

allgemeinen synchronistischen Weltchronik (von ihm selbst Παντοδαπὴ ἱστορία genannt), die bis zum Jahre 325 geht (nur in einer armenischen Übersetzung, einem syrischen Auszug, in der lateinischen Bearbeitung des Hieronymus und einigen Originalbruchstücken erhalten), stützt sich Eusebius hauptsächlich auf das gleichartige frühere Werk des Priesters Sextus Julius Afrikanus aus Alexandrien[1], der hinwieder aus Alexander Polyhistor und andern Geschichtswerken geschöpft hat; die klassischen Geschichtschreiber der Griechen selbst sind darin nicht verwertet.

Der erste Teil (Χρονογραφία) enthält eine ethnographische Chronologie, welche, mit der Geburt Kains beginnend, alle Völker und Reiche bis zum Jahre 325 umfaßt, der zweite Teil (Κανὼν χρονικός) synchronistische Tabellen, welche, mit der Berufung Abrahams anhebend, die Namen der politischen Herrscher, der jüdischen Hohenpriester, der christlichen Bischöfe und eine Übersicht der wichtigsten Zeitereignisse, nach Dekaden abgeteilt, enthalten. „Gerade diese Zusammenfassung des Entlegensten mit dem Nächsten verschaffte der Arbeit des Eusebius eine unberechenbare Ausdehnung und Einwirkung auf die Nachwelt.“[2] Von Hieronymus ins Lateinische übertragen und mit Zusätzen vermehrt, ins Syrische, Armenische und Arabische übersetzt, unzähligemal bearbeitet und weitergeführt, bildete diese Chronik über ein Jahrtausend für das Abendland und für das Morgenland den Grundstock alles historischen Wissens. Noch am Anfang des 16. Jahrhunderts wurde sie bis auf die jüngste Zeit ergänzt und von neuem gedruckt[3].

Ursprung, Mittelpunkt und Ziel der Weltbetrachtung bildet bei Eusebius Gott, der durch seine Vorsehung alle Ereignisse leitet und durch seine ewigen Ratschlüsse den Mißbrauch menschlicher Freiheit wunderbar auf das rechte Geleise zurücklenkt. Durch die Menschwerdung hat sich das ewige Wort selbst der Menschheit eingegliedert, durch seine im Alten Bunde vorgebildete und verbreitete Kirche führt Christus die Menschheit ihrer ewigen Bestimmung entgegen.

---

sophische Betrachtung und künstlerische Durchdringung des Aktenmaterials ausgeschlossen worden wäre.

[1] Vgl. H. Gelzer, Sextus Julius Afrikanus und die byzantinische Chronographie, 2 Bde, Leipzig 1885—1899.

[2] Ranke, Weltgeschichte I 2, 285; IV 2, 263.

[3] Gesamtausgabe nur bei Migne, Patr. gr. XIX—XXIV. — A. Schoene, Die Weltchronik des Eusebius in ihrer Bearbeitung durch Hieronymus, Berlin 1900. — Fr. Overbeck, Über die Anfänge der Kirchengeschichtschreibung, Basel 1892. — Schöne Charakteristik des Eusebius bei Hipler, Die christliche Geschichts-Auffassung (Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft II, Köln 1884, 20—24). — Das erste Buch der „Chronik“ ist nur in armenischer Übersetzung erhalten, herausgeg. von Angelo Mai und J. Zohrab (Mailand 1818), A. Schoene und H. Petermann (Berlin 1875).

„Die von ihr verkündete Wahrheit empfiehlt sich von selbst und leuchtet im Laufe der Zeiten in immer hellerem Glanze. Die Erfindungen der Widersacher aber, von der Wahrheit selbst widerlegt, verschwanden bald; denn indem eine Sekte nach der andern mit Neuerungen hervortrat, zerflossen jedesmal die früheren und gingen, in vielfache und vielförmige Gestaltung aufgelöst, bald auf diese bald auf jene Art zu Grunde. Die hellleuchtende, stets in allem sich gleichbleibende katholische und allein wahre Kirche dagegen nahm täglich an Wachstum und Größe zu und zeigte die Ehrwürdigkeit, die Echtheit und den Adel sowie die Vernünftigkeit und Reinheit ihrer göttlichen Lehre und Lebensweise vor dem ganzen Geschlechte der Griechen und Barbaren in hellem Lichte." [1]

Einen eifrigen Vertreter fand die katholische Lehre an dem hl. Cyrillus, der von 350 (oder schon 347) bis zu seinem Tode (386) den bischöflichen Stuhl von Jerusalem innehatte, aber durch die Arianer dreimal davon vertrieben wurde. Seine „Katechesen", berühmt durch ihre klaren Zeugnisse über die Eucharistie, gehören zu den schönsten Denkmälern des christlichen Altertums.

Inzwischen mehrte sich im Orient das Gewirr der Häresien. Die Arianer spalteten sich in Arianer, Semiarianer, Macedonianer; aus dem Übereifer, sie zu bekämpfen, erwuchsen neue Irrlehren, wie die Lehre des Apollinarius; daneben wucherte noch der Gnostizismus in den verschiedensten Formen weiter. Gleich Arius suchte auch Paul von Samosata seine Irrtümer durch Lieder zu verbreiten, indem er, wie Eusebius erzählt, die „Psalmen" abschaffte, welche man in den Kirchen „zur Ehre unseres Herrn Jesu Christi" sang, und selbstverfaßte Gesänge an deren Stelle setzte. Apollinarius der ältere, ein gelehrter Rhetor in Berytus und später in Laodicea, wie sein gleichnamiger Sohn, der sich als Philosoph und Dichter einen Namen machte, bearbeitete unter Julian dem Apostaten biblische Stoffe in metrischer Form, um für die den Christen verbotenen Klassiker einen Ersatz zu bieten[2]; als der jüngere Apollinarius indes, zum Bischof von Laodicea erhoben, die vernünftige Seele in Christus leugnete, nahmen auch seine früheren verdienstlichen Literaturbestrebungen eine üble Wendung, und die Synode von Laodicea erließ gegen seine häretischen Lieder (in ihrem 59. Kanon) die Verfügung, daß man in der Kirche keine von Privaten verfaßten Psalmen vorlesen dürfe.[3]

Persönliche Beschränktheit und Verschrobenheit, Ehrgeiz und Herrschsucht, lokaler Partikularismus und Eifersucht, Mangel an Demut und Unterwürfigkeit gegen die kirchliche Autorität, der alte, nicht überwundene heid-

---

[1] Euseb., Hist. eccl. IV 7 (Migne, Patr. gr. XX 320).

[2] Apollinaris Interpretatio Psalmorum versibus heroicis, Paris. 1580, Heidelb. 1654. — Fragm. Apollin. bei Gallandi, Bibl. vet. Patrum XII 706 f; Mai, Nov. coll. VII 1, 16 203.

[3] Hefele, Konziliengeschichte I[2] 774. — Sozomenos, Hist. eccl. V 18. — Hergenröther-Kirsch I[4] 386.

nische Sauerteig des Rationalismus und der religiösen Willkür, Einflüsse heidnischer und jüdischer Sekten, sittliche Verderbtheit und weltliche Gesinnung spielten bei diesem Gewirre unzweifelhaft eine Hauptrolle. Eine nicht zu unterschätzende Ursache dürfte aber in der Oberflächlichkeit, Verdrehtheit, Schwindelei und Disputierwut zu suchen sein, womit die Sophisten und Rhetoren die ganze zeitgenössische Bildung angesteckt hatten. Um Geld ward alles gesagt, deklamiert, bewiesen, verteidigt. Wenn etwas nur neu tönte: um die Wahrheit kümmerten sich die wenigsten. Das ganze Sektengetriebe fällt deshalb nicht dem Christentum zur Last, sondern hauptsächlich dem tiefgesunkenen und entarteten Hellenismus. Seiner bediente sich hauptsächlich der Feind des Guten, um Unkraut unter die Saat Christi zu streuen.

Von weittragendster Bedeutung war es für Bildung und Literatur, daß mitten in dieser Verwirrung der Geister das Mönchs- und Ordensleben sich gerade in Ägypten zur bleibenden kirchlichen Einrichtung gestaltete. Nicht übersättigte pessimistische, schiffbrüchige Existenzen, welche schon mit allen Freuden und Genüssen dieser Welt abgehaust, wie die indischen Büßer, zogen sich hier in die Einsamkeit der Wüste zurück, sondern die Edelsten und Besten, in der Blüte der Jahre, noch ehe die Sittenverderbnis der Großstädte sie angekränkelt, Ehrgeiz und Habsucht die Schwungkraft ihres Geistes untergraben hatte. Alles, was sich hemmend zwischen Gott und ihre Seele eindrängen wollte, warfen sie von sich, um Gott in Gebet und demütiger Arbeit zu dienen, das Wort Gottes ungestört zu betrachten und in sich aufzunehmen, das Böse durch heroische Entsagung in sich niederzukämpfen und durch Übung der höchsten Tugenden das Bild des Erlösers in sich auszuprägen. Die Heilige Schrift, welche in den religiösen Wirren der Zeit nur zu oft in Gefahr kam, ein bloßer Spielball disputiersüchtiger Gelehrten zu werden, ward hier wieder zu einem Quell der innigsten Andacht, Liebe und Erbauung, eine Geistesnahrung, die den ganzen Menschen belebte. Die Theologie ward hier dem Getümmel des Streites entzogen und auf ihr eigentliches Hauptobjekt — Gott — hingelenkt. Der größte Teil der Mönche lebte als Cönobiten in großen klösterlichen Genossenschaften vereint, so daß sie alle Segnungen des priesterlichen und kirchlichen Lebens genießen und auch die Tugenden des geselligen Lebens reichlich üben konnten. Sie beteten für die Welt; sie gaben der Welt das Schauspiel eines Lebens, das die höchsten christlichen Ideale verwirklichte; sie erzogen Männer, die mit dem vollen Geiste der Apostel wieder in die Welt zurücktraten und die ungetrübte Überlieferung der Kirche weiter verkündeten[1].

---

[1] Möhler, Ges. Schriften II 165 ff. — Evelt, Das Mönchtum in seiner inneren Entwicklung und seiner kirchlichen Wirksamkeit bis auf den hl. Benedikt, Paderborn 1863.

Athanasius, der selbst in klösterlicher Einsamkeit zum Geistesriesen erstarkte, hat uns das früheste Bild des hl. Antonius, des Patriarchen der ägyptischen Mönche, und seiner Klöster hinterlassen. Er sagt am Schlusse seines Berichtes:

„Zwischen den Bergen standen Klöster, wie heilige Gezelte, angefüllt mit göttlichen Chören, welche Psalmen sangen, die heiligen Schriften lasen, sich im Fasten und Gebete übten, frohlockten in der Hoffnung auf die ewigen Güter, mit ihrer Hände Arbeit sich verschafften, was sie als Almosen verschenkten, und in Eintracht und Liebe aneinander hingen. Und wahrhaftig! Dort war es einem vergönnt, ein abgesondertes Land der Frömmigkeit und Gerechtigkeit zu schauen. Da gab es keine Beleidiger und keinen Beleidigten, sondern nur eine Schar von Asketen, deren einziges Streben auf Vollkommenheit gerichtet war, so daß ein Fremder, der diese Klöster und die Ordnung darin sähe, ausrufen würde: ‚Wie schön sind deine Wohnungen, o Jakob, und deine Hütten, o Israel! wie schattige Haine und wie ein Garten am Gestade des Flusses, wie Zelte, die der Herr befestigt hat, wie Zedern, die an Wasserbächen stehen.'" [1]

Wie Athanasius, so haben auch die übrigen großen Lehrer der griechischen Kirche wenigstens zeitweilig die Schule des Mönchslebens, d. h. des Ordensstandes, durchgemacht, und erst durch den inneren Geist, den sie hier schöpften, erlangte ihre übrige theologische und weltliche Bildung ihre klare Richtung, ihre volle Harmonie und Wirksamkeit.

In vielen Stücken gemahnt an Athanasius der hl. Basilius d. Gr., Bischof von Neocäsarea in Kappadocien. Er entstammte einer reichen und vornehmen Familie dieser Stadt, um das Jahr 331. Seine fromme Großmutter Makrina machte ihn früh mit den Geheimnissen des Glaubens bekannt; der Vater, ein angesehener Rhetor, führte ihn in die allgemeine Bildung ein. Zu weiteren Studien besuchte er Konstantinopel und Athen, im Verein mit seinem gleichgesinnten Jugendfreunde Gregor von Nazianz. Beide machten in Literatur und Philosophie die glänzendsten Fortschritte. Doch Basilius fand darin nicht das Genügen, das er erhofft. Nach vier- bis fünfjährigem Studium kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, empfing die heilige Taufe, bereiste Syrien und Ägypten, um das Mönchsleben aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und ließ sich dann in der Nähe seiner Vaterstadt als Einsiedler nieder. In der Nähe und Ferne entstanden um diese Zeit Klöster und Mönchsgenossenschaften. Im Verein mit Gregor von Nazianz faßte er Lebensregeln für sie ab und ward so der Patriarch des griechischen Mönchtums. Im Jahre 364 ward er Priester und als solcher die Stütze seines Bischofs Eusebius, nach dessen Tod (370) selbst Metropolit von Cäsarea, nächst Athanasius der gewaltigste und erfolgreichste

[1] S. Athan., Vita S. Antonii n. 44 (Migne, Patr. gr. XXVI 908).

Verteidiger des katholischen Glaubens gegen die Arianer, bis ihn 379 der Tod aus diesem Leben abrief[1].

Seine zahlreichen Schriften gehören wie jene des hl. Athanasius vorzugsweise der Theologie an. Doch bekunden sie, namentlich seine 365 Briefe, die feinste klassische Bildung, künstlerischen Geschmack und bei scharfem, praktischem Verstand und großer Gelehrsamkeit auch ein tiefpoetisches Gemüt. Unter seinen vierundzwanzig Homilien ist eine auch von pädagogischem und literarischem Gesichtspunkt aus bemerkenswert und deshalb auch sehr berühmt geworden: „An die Jünglinge, wie sie aus heidnischen Schriften Nutzen schöpfen können.“[2] Es ist das erste, klar formulierte Programm eines christlichen Humanismus gegenüber dem Studium der antiken Literatur, und bei den Vorurteilen, welche gegen Mönche und Mönchtum noch immer im Schwange sind, verdient hervorgehoben zu werden, daß es der Begründer des griechischen Mönchtums, einer der Patriarchen des kirchlichen Ordenslebens ist, der zuerst in ebenso freisinniger als auch maßvoller und praktisch vernünftiger Weise sich für das Beibehalten der klassischen antiken Literatur als Bildungsmittel für die studierende Jugend erklärt hat. Ausgehend von der übernatürlichen Bestimmung des Menschen und der notwendigen Unterordnung des zeitlichen Lebens und seiner Interessen unter die ewigen, spricht er zwar mit aller Wärme eines großen Asketen und Heiligen die unumstößliche Wahrheit aus, daß das religiöse Wissen alles rein natürliche und profane ebenso überragt wie die Seele den Leib. Ebenso unumwunden erklärt er sich aber auch dahin, daß der jugendliche Geist den hohen Aufgaben der christlichen Philosophie und Theologie noch nicht gewachsen ist und darum erst an Poesie, Rhetorik und Geschichte entwickelt und vorgeschult werden soll. Als Beispiele dafür werden Moses und Daniel vorgeführt. Die sittliche Bildung muß aber dabei stets als Ziel im Auge behalten und alles ausgeschlossen werden, was Geist und Herz davon ablenken könnte.

„Was nun zunächst die Dichter betrifft (um damit anzufangen), so sind diese in ihren Werken gar verschiedenartig beschaffen, und man muß nicht allen der Reihe nach gleiche Aufmerksamkeit schenken. Wenn sie uns die Taten und Reden guter Männer vorführen, da muß man diese lieben und ihnen nacheifern und nach Möglichkeit ebenso zu werden trachten. Wenn sie aber auf lasterhafte Menschen kommen, muß man deren Nachahmung fliehen und sich die Ohren verstopfen, wie es der Sage

---

[1] Gesamtausgabe der Werke: Basel 1532, Venedig 1535, Basel 1551, Paris 1618 1638; von Combefis O. Pr. (Paris 1679), J. Garnier und Pr. Maran (Mauriner, 3 Bde 2°, Paris 1721—1725), Migne (a. a. O. XXIX—XXXII). — W. Klose, Basilius d. Gr., Stralsund 1835. — Fr. Böhringer, Die Kirche Christi und ihre Zeugen VII[2], Stuttgart 1875. — E. Fialon, Étude historique et littéraire sur St Basile, Paris 1869.

[2] *Πρὸς τοὺς νέους ὅπως ἂν ἐξ ἑλληνικῶν ὠφελοῖντο λόγων* (Migne a. a. O. XXXI 563—590).

zufolge Odysseus beim Gesange der Sirenen getan. Denn die Gewöhnung an schlechte Reden ist der Weg zu derartigen Taten. Deshalb muß die Seele mit aller Wachsamkeit behütet werden, damit wir nicht über dem Genusse der Worte unvermerkt Schlechtes in uns aufnehmen, wie jene, die mit dem Honig Gift einschlürfen. Wir dürfen deshalb die Dichter nicht loben, wenn sie lästern und spotten, Verliebte und Trunkene darstellen, noch wenn sie die Seligkeit nach reichlich besetzten Tischen und zuchtlosen Liedern bemessen. Am wenigsten Beachtung aber müssen wir den Dichtern schenken, wenn sie von den Göttern handeln und wenn sie von ihrer Vielheit und von ihrem Widerspruch untereinander berichten. Denn bei ihnen erhebt sich der Bruder gegen den Bruder und der Vater gegen die Söhne, und diese hinwieder führen unversöhnlichen Krieg mit den Eltern. Die Ehebrüche und Liebesgeschichten und öffentlichen Beilager der Götter, besonders des Zeus, des Obersten und Höchsten, wie sie ihn nennen, Dinge, über die man erröten müßte, wenn auch nur von Tieren die Rede wäre, die wollen wir den Leuten vom Theater überlassen." [1]

Daß Basilius das tiefe Naturgefühl eines Dichters besaß und es auch wahrhaft dichterisch auszusprechen wußte, ist Alexander v. Humboldt nicht entgangen, als er Umschau über die Auffassung des Naturschönen in verschiedenen Zeiten und Literaturen hielt [2].

„Ich beginne", sagt er, „mit einem Briefe Basilius' des Großen, für den ich lange schon eine besondere Vorliebe hege. Aus Cäsarea in Kappadocien gebürtig, hatte Basilius, nicht viel über dreißig Jahre alt, dem heitern Leben zu Athen entsagt, auch schon die christlichen Einsiedeleien in Cölesyrien und Oberägypten besucht, als er sich nach Art der vorchristlichen Essener [3] und Therapeuten in eine Wildnis am armenischen Flusse Iris zurückzog. Dort war sein zweiter Bruder Naukratius nach fünfjährigem strengen Anachoretenleben beim Fischen ertrunken. ‚Ich glaube endlich', schreibt er an Gregorius von Nazianz [4], ‚das Ende meiner Wanderungen zu finden. Die Hoffnung, mich mit dir zu vereinigen, ich sollte sagen, meine süßen Träume (denn mit Recht hat man Hoffnungen Träume der wachenden Menschen genannt), sind unerfüllt geblieben. Gott hat mich einen Ort finden lassen, wie er uns beiden oft in der Einbildung vorgeschwebt. Was diese uns in weiter Ferne gezeigt, sehe ich jetzt vor mir. Ein hoher Berg, mit dichter Waldung bedeckt, ist gegen Norden von frischen, immerfließenden Wassern befeuchtet. Am Fuße des Berges dehnt sich eine weite Ebene hin, fruchtbar durch die Dämpfe, die sie benetzen. Der umgebende Wald, in welchem sich vielartige Bäume zusammendrängen, schließt [5] mich ab wie in eine feste Burg. Die Einöde ist von zwei tiefen Talschluchten begrenzt. Auf der einen Seite bildet der Fluß, wo er vom Berge schäumend herabstürzt, ein schwer zu über-

---

[1] Migne, Patr. gr. XXXI 568 f.

[2] A. v. Humboldt, Kosmos II, Stuttgart 1847, 27—30. — Vgl. Villemain, Mélanges historiques et littéraires III 320—325.

[3] Von den Essenern sagt Plinius (5, 15): Mira gens, socia palmarum.

[4] Ep. 19 (14) (Migne a. a. O. XXXII 276 277).

[5] „schließt sie so ab, daß die Insel der Kalypso gering dagegen erscheint, die doch wegen ihrer Schönheit Homer mehr als alles bewundert. Es fehlt ihr nicht viel zu einer Insel, da sie von allen Seiten mit Bollwerken verschanzt ist". So heißt es hier wörtlich. Humboldt hat die ganze Stelle ziemlich frei behandelt, aber die Hauptzüge der malerischen Schilderung doch gut wiedergegeben.

schreitendes Hindernis; auf der andern verschließt ein breiter Bergrücken den Eingang. Meine Hütte ist auf dem Gipfel so gelegen, daß ich die weite Ebene überschaue wie den ganzen Lauf des Iris, welcher schöner und wasserreicher ist als der Strymon bei Amphipolis. Der Fluß meiner Einöde, reißender als irgend einer, den ich kenne, bricht sich an der vorspringenden Felswand und wälzt sich schäumend in den Abgrund, dem Bergwanderer ein anmutiger, wundervoller Anblick, den Eingebornen nutzbar zu reichlichem Fischfang. Soll ich dir beschreiben die befruchtenden Dämpfe, welche aus der (feuchten) Erde; die kühlen Lüfte, welche aus dem (bewegten) Wasserspiegel aufsteigen? Soll ich reden von dem lieblichen Gesang der Vögel und der Fülle blühender Kräuter? Was mich vor allem reizt, ist die stille Ruhe der Gegend. Sie wird bisweilen nur von Jägern besucht; denn meine Wildnis nährt Hirsche und Herden wilder Ziegen, nicht eure Bären und eure Wölfe. Wie möchte ich einen andern Ort mit diesem vertauschen! Alkmäon, nachdem er die Echinaden gefunden, wollte nicht weiter umherirren.' Es sprechen sich in dieser einfachen Schilderung der Landschaft und des Waldlebens Gefühle aus, welche sich mit denen der modernen Zeit inniger verschmelzen als alles, was uns aus dem griechischen und römischen Altertum überkommen ist. Von der einsamen Berghütte, in die Basilius sich zurückgezogen, senkt sich der Blick auf das feuchte Laubdach des tief liegenden Waldes. Der Ruhesitz, nach dem er und sein Freund Gregorius von Nazianz so lange sich gesehnt, ist endlich gefunden. Die dichterisch-mythische Anspielung am Ende des Briefes erklingt wie eine Stimme, die aus einer andern, früheren Welt in die christliche hinüberschallt.

„Auch des Basilius Homilien [1] über das Hexaëmeron zeugen von seinem Naturgefühl. Er beschreibt die Milde der ewig heitern Nächte in Kleinasien, wo, wie er sich ausdrückt, die Sterne, ‚die ewigen Blüten des Himmels', den Geist des Menschen vom Sichtbaren zum Unsichtbaren erheben. Wenn er in der Sage (sic!) von der Weltschöpfung die ‚Schönheit des Meeres' preisen will, so beschreibt er den Anblick der grenzenlosen Fläche in ihren verschiedenen, wechselnden Zuständen: ‚wie sie, vom Hauch der Lüfte sanft bewegt, vielfarbig, bald weißes bald blaues bald rötliches Licht zurückwirft; wie sie die Küste liebkost in ihren friedlichen Spielen'. Dieselbe sentimental-schwermütige, der Natur zugewandte Stimmung finden wir bei Gregorius von Nyssa, dem Bruder des großen Basilius. ‚Wenn ich', ruft er aus, ‚jeden Felsenrücken, jeden Talgrund, jede Ebene mit neuentsprossenem Grase bedeckt sehe, dann den mannigfaltigen Schmuck der Bäume und zu meinen Füßen die Lilien, doppelt von der Natur ausgestattet mit Wohlgeruch und mit Farbenreiz; wenn ich in der Ferne sehe das Meer, zu dem hin die wandelnde Wolke führt: so wird mein Gemüt von Schwermut ergriffen, die nicht ohne Wonne ist. Verschwinden dann im Herbst die Früchte, fallen die Blätter, starren die Äste des Baumes ihres Schmuckes beraubt, so versenken wir uns (bei dem ewig und regelmäßig wiederkehrenden Wechsel) in den Gleichklang der Wunderkräfte der Natur. Wer diese mit dem sinnigen Auge der Seele durchschaut, fühlt der Menschen Kleinheit bei der Größe des Weltalls.'" [2]

Gregor war bedeutend jünger als sein Bruder Basilius, so daß dieser stark auf seine Heranbildung einwirken konnte. Er ward früh Lektor, vertauschte die kirchliche Stellung mit der weltlichen eines Rhetors, zog sich aber schließlich doch von der Welt zurück und ward 371 Bischof von Nyssa.

---

[1] In Hexaëm. 6, 1; 4, 6.

[2] Aus verschiedenen Stellen zusammengetragen: S. Greg. Nyss., Opp., Paris. 1615, I 49 589 210 780; II 860 619 324.

Als solcher wohnte er 381 dem zweiten allgemeinen Konzil in Konstantinopel bei, wo er als tüchtiger Theologe eine hervorragende Rolle spielte. Er zeichnete sich durch hohe spekulative Begabung aus; in der Verwaltung des kirchlichen Hirtenamtes stand er aber weit hinter seinem entschlossenen, tatkräftigen Bruder zurück.

Seine Hauptwerke sind: „Die große Katechese“, eine Begründung der wichtigsten christlichen Lehren gegen Heiden, Juden und Häretiker; die zwölf (oder dreizehn) Bücher „Gegen Eunomius“, eine der vorzüglichsten Streitschriften gegen den Arianismus, und zwei Schriften gegen Apollinarius von Laodicea. Bald nach dem Tode seines Bruders Basilius besuchte er gegen Ende 379 seine Schwester Makrina, welche er und Basilius immer wie eine zweite Mutter betrachtet hatten und welche nun auf einem der Familie gehörigen Landgut am Flusse Iris mit andern Frauen ein gottgeweihtes Leben führte. Sie war schon dem Sterben nahe, als er bei ihr eintraf, und sehnte sich nach dem Himmel. Das letzte Gespräch der beiden Geschwister drehte sich deshalb nur um das Wiedersehen in der besseren Welt. Seinen Inhalt legte Gregorius später in einem schönen Dialoge nieder: „Über die Seele und die Auferstehung“ *(Περὶ ψυχῆς καὶ ἀναστάσεως)*. Von seinen Briefen sind noch sechsundzwanzig erhalten; zwei derselben wurden dadurch berühmt, daß sie zu den frühesten Besprechungen des „Wallfahrens“ gehören. In dem einen schildert er seinen Schwestern Eustathia und Ambrosia den Besuch, den er auf einer Reise nach Arabien an den heiligen Stätten in Jerusalem machte, den weihevollen Eindruck ihrer ehrwürdigen Erinnerungen, aber auch die traurige Lage des Gelobten Landes; in dem andern tadelt er die Mißstände, die er bei dieser Wallfahrt wahrgenommen, und spricht sich ziemlich scharf über die Gefahren solcher Pilgerfahrten aus. Seine zahlreichen Reden sind etwas überladen. In Redeform behandelte er auch das Leben seiner Schwester Makrina und dasjenige des hl. Gregor des Wundertäters.

Drittes Kapitel.

Gregorius von Nazianz. Johannes Chrysostomus.

Zu den beiden Brüdern gesellte sich als innigster Geistesverwandter ein dritter Kappadocier, **Gregorius von Nazianz**, der Freund und Studiengenosse des Basilius. Er war etwas älter, etwa 330 auf dem Landgut Arianz bei Nazianz geboren. Über seine Kindheit wachte seine fromme, heiligmäßige Mutter Nonna. Dann folgten lange Studienjahre an den berühmtesten Schulen, zu Cäsarea in Kappadocien, zu Cäsarea in Palästina, zu Alex-

andrien und Athen. Hier aufs innigste mit Basilius befreundet, folgte er diesem in die Einsamkeit von Pontus. Auch bei ihm sollte indes das Mönchsleben nur die geistige Vorschule des großartigsten kirchlichen Wirkens sein. Er ward 361 Priester, das Jahr darauf Bischof von Sasina und dann Gehilfe seines Vaters, der die Würde eines Bischofs zu Nazianz bekleidet und den er den Netzen der Hypsistarier entrissen hatte. Im Jahre 379 beriefen ihn die Katholiken zu Konstantinopel in die Reichshauptstadt, um die dortigen kirchlichen Wirren beizulegen, im Mai 381 ward er von dem zweiten allgemeinen Konzil selbst auf den Patriarchenstuhl von Konstantinopel berufen, fand jedoch heftige Gegner und mußte schon nach Monatsfrist auf die kaum erlangte Würde verzichten. Er zog sich nach Nazianz, dann 383 in die Einsamkeit von Arianz zurück und lebte hier ungeteilt den Übungen der Frömmigkeit und wissenschaftlichen Studien bis zu seinem Tode (um 390). Als spekulativer Denker steht er hinter seinem Namensvetter von Nyssa zurück, beherrschte aber die bereits ausgebildete Kirchenlehre in umfassendstem Maße und brachte sie als hinreißender Redner so gewaltig zur Geltung, daß ihm schon vom christlichen Altertum der Ehrenname des „Theologen" zu teil ward. In der stillen Muße, die er aber trotz seiner glänzenden Rednergabe immer und immer wieder aufsuchte, und welche in seinen letzten Lebensjahren nicht mehr gestört ward, entfaltete er seine große literarische Begabung nicht nur in einer reichen Briefsammlung (bei den Maurinern 243 Nummern), sondern trat auch — der erste der großen Kirchenväter — als eigentlicher Dichter auf.

Schon in den Briefen findet sich vieles, was den eigentlichen Dichter verrät. Nicht etwa bloß häufige Reminiszenzen aus Homer, Pindar, Theognis und andern Dichtern, sondern die lebhaftesten, oft abrupten Wendungen, die treffendsten Bilder und Figuren, die natürlichsten Äußerungen der jeweiligen Stimmung, wahrhaft lyrische Gefühlsausbrüche und dann wieder die feinsten epigrammatischen Sentenzen. Den Keleusios, der ihm das klösterliche Stillschweigen als bäurische Roheit (*ἀγροικία*) gedeutet hatte, fertigt er in einer witzigen Fabel von den Schwalben und Schwänen ab[1]:

„Die Schwalben verspotteten einmal die Schwäne, weil sie nicht mit den Menschen verkehren und öffentlich musizieren wollten, sondern nur in den Wiesen und an den Flüssen wohnten und die Einsamkeit liebten und nur wenig sängen, und was sie sängen, für sich sängen, als ob sie sich der Musik schämten. Uns aber, sagten sie, gehören die Städte und die Menschen und die Gemächer, und wir schwätzen bei den Menschen und setzen ihnen unsere Angelegenheiten auseinander, all die alten Geschichten aus Attika, von Pandion und von Athen und vom Tereus und von Thracien, von der Auswanderung, der Verwandtschaft, der Beleidigung, von dem Ausschneiden der Zunge, von den Buchstaben und besonders vom Itys und wie wir aus Menschen in Vögel

[1] Ep. 114 (Migne, Patr. gr. XXXVII 209 f.)

verwandelt wurden[1]. Die Schwäne würdigten sie kaum einer Antwort, weil ihnen ihre Geschwätzigkeit zuwider war; wie sie sich aber dazu herbeiließen, sagten sie: O ihr (Schwätzer)! Um unsertwillen kommt wohl einer auch in die Einsamkeit, um unsere Musik zu hören, wenn wir dem Zephyr unser Gefieder überlassen, damit er süße Melodien darauf hauche. Wenn wir deshalb auch nicht viel und nicht für viele singen, so ist doch das am schönsten bei uns, daß wir im Liede philosophisch Maß halten und die Musik nicht mit tobendem Gelärm vermischen. Ihr aber werdet den Menschen, in deren Häusern ihr euch eingenistet, zum Überdruß, und sie wenden sich von eurem Gesang ab. Und das mit vollem Recht. Denn obwohl euch die Zunge ausgeschnitten, könnt ihr nicht schweigen, sondern klagt über eure Sprachlosigkeit und euern Jammer, und seid geschwätziger als irgend einer der wohlzüngigen und gesangreichen Vögel. Verstehe, was ich sage, sagt Pindar, und wenn du findest, daß mein Schweigen besser ist als deine Redseligkeit, so höre auf, mein Stillschweigen zu bespötteln. Sonst sage ich dir ein ebenso wahres als kluges Sprichwort: ‚Die Schwäne werden singen, wenn die Dohlen schweigen.'"

Gregorius gibt in einem seiner Gedichte vier Gründe an, weshalb er sich von der ungebundenen Redeform der gebundenen zugewandt habe: erstlich um seine literarische „Maßlosigkeit" (d. h. ungezügelte Schreibseligkeit und Breite) durch das Metrum heilsam einzuschränken; zweitens, um der Jugend, die nun einmal an Spiel und Poesie Lust hat[2], eine poetische Unterhaltung zu bieten, die alle sittliche Gefahr ausschlösse; drittens, um den Ungläubigen zu zeigen, daß sie nicht das Monopol der Literatur besitzen, sondern daß die Katholiken, wenn sie auch den Schwerpunkt der Kunst in die religiösen Ideale setzen, doch auch den Schmuck der Rede mit kräftiger Anmut zu handhaben wissen; viertens endlich, um sich in der Krankheit zu trösten und aufzuheitern und gleich dem Schwane, nicht mit einem Klagegesang, sondern mit einem frohen Auszugshymnus von hinnen zu scheiden[3].

Zum vierten fand ich, von der Krankheit viel geplagt,
Drin Linderung, gleich einem alten Schwan,
Im Flügelrauschen mit mir selbst zu sprechen,
Kein Klaggesang, ein Lied von froher Ausfahrt.

Gregors Gedichte sind überaus zahlreich und zum Teil von bedeutendem Umfang. Die Herausgeber seiner Werke haben sie in zwei Hauptgruppen geteilt: theologische und geschichtliche; die theologischen schieden sie wieder in dogmatische und moralische, die geschichtlichen in solche, welche von dem Dichter selbst, und solche, welche von andern handeln. Daran reihen sich noch 129 Epitaphien und 94 Epigramme[4].

---

[1] Die „alten Geschichten" sehr schön erzählt bei Ovid, Metamorphosen VI 420—720.

[2] Εἰ καὶ τὸ κάλλος ἡμῖν ἐν θεωρίᾳ,
Ὑμῖν μὲν οὖν δὴ τοῖς σοφοῖς ἐπαίξαμεν.

[3] Carm. lib. 2, sect. 1, 39, n. 33 f (Migne, Patr. gr. XXXVII 1331 f).

[4] Bei Migne a. a. O. XXXVII 397—1604; XXXVIII 9—136; Kommentar des Kosmas Hierosolymitanus zu denselben ebd. XXXVIII 339—680; Kommentar

Die dogmatischen (38 an der Zahl) handeln von den einzelnen drei göttlichen Personen, von der Welt, von der Vorsehung, von den Engeln, von der Seele, von den zwei Testamenten und der Ankunft Christi und von der Menschwerdung. An diese längeren Dichtungen schließen sich Memorialverse über die Bücher der Heiligen Schrift, die Patriarchen, die Genealogie und die Wunder Christi usw., und endlich verschiedene Hymnen und Gebetslieder.

Die moralischen (40) beschäftigen sich mit den verschiedenen christlichen Tugenden, besonders der Jungfräulichkeit, der Armut und Geduld.

Die selbstbiographischen (99) sind lyrische Stimmungsbilder der verschiedensten Art; einige gestalten sich zu längeren poetischen Tagebüchern aus.

Die übrigen historischen (8) beziehen sich auf einige wenige Freunde, die auch in der Korrespondenz des Heiligen vertreten sind.

Die Stärke Gregors besteht in der Feinheit und Fülle der Sprache, der Leichtigkeit der Form, der Genauigkeit des theologisch-dogmatischen Ausdrucks bei inniger Wärme des Gefühls. Hexameter, Distichon, jambische Trimeter, kurze anakreontische Verse beherrscht er mit spielender Leichtigkeit; dagegen hat er weder die künstlichen Formen der altgriechischen Lyrik gepflegt noch die freiere Rhythmik, in welcher sich später die liturgische Poesie entwickelte. Seine ganze Poesie trägt einen durchaus persönlichen, subjektiven Charakter.

Seine Sprachgewalt zeigt sich am glänzendsten darin, daß er die feinsten spekulativen Begriffsbestimmungen so natürlich in die Formen der altklassischen Sprache zu gießen weiß, als wäre diese gleichsam als natürliches Vehikel der christlichen Theologie entstanden. Keine deutschen oder lateinischen Hexameter können zugleich die Würde und Majestät und den Wohllaut der Verse wiedergeben, in welchen er z. B. die drei göttlichen Personen charakterisiert. Wer Hesiod oder Dante bewundert, der wird ihm noch mehr Bewunderung zollen müssen, da er von den Tiefen der Gottheit Dinge weiß, von denen der heidnische Dichter keine Ahnung hatte, sie aber mit einer Freiheit und Bestimmtheit behandelt, welche jene des großen Florentiners noch weit übertrifft. Erquickend und erhebend ist es schon, anstatt der dunkeln Rätsel der antiken Tragiker und der leichtfertigen Spielereien hellenischer Mythologie, einmal das Lob des wahren, dreieinigen Gottes in der Sprache Homers zu vernehmen, wie in dem schönen Hymnus „An Christus“:

---

des Nicetas David ebd. XXXVIII 681—842. — Auswahl von Gedichten bei W. Christ et M. Paranikas, Anthologia graeca carminum christianorum, Lipsiae 1871, 23—32. — Übersetzungsproben bei Fortlage, Gesänge christlicher Vorzeit 13 23 279 280 297 341.

Dich unsterblichen Monarchen
Laß mich singen, laß mich preisen,
Dich den König, dich den Herrscher,
Durch den Lied und Hymnen tönen,
Durch den jauchzt der Chor der Engel,
Durch den fließt der Strom der Zeiten,
Durch den strahlt der Glanz der Sonne,
Durch den kreist der Lauf des Mondes,
Durch den glänzt die Pracht der Sterne,
Durch den göttliches Erkennen
Ward zu teil dem hehren Menschen,
Zu vernünft'gem Sein erkoren.

Denn du schufest alle Dinge,
Setzend Ziel und Ordnung jedem,
Lenkend sie mit weiser Vorsicht.
Ausgesprochen, ward zur Tat dein
Wort, dein Wort ist der Sohn Gottes,
Eins mit dir, desselben Wesens,
Gleichen Ruhmes mit dem Vater,
Der das ganze All geordnet,
Um zu herrschen als sein König,
Während Gott der Geist, der Heil'ge,
Aller Wesen Kreis umspannend,
Alle sorglich lenkt und leitet.

Dich, lebend'ge Dreiheit, lieb' ich,
Einen, einzigen Monarchen,
Wandelloses, ew'ges Wesen,
Von Natur ganz unaussprechlich,
Geist, der Weisheit unerreichbar,
Nimmer ruh'nde Kraft der Himmel,
Ohne Anfang, ohne Grenzen,
Undurchdringlich hoher Lichtglanz,
Der doch alles überschauet,
Dem verborgen keine Tiefe
Von der Erde bis zum Abgrund.

Vater, schenke mir Erbarmen,
Daß ich dir in allem dienend
Immerdar Anbetung zolle.
Wasche ab von mir die Sünden,
Läutere mir das Gewissen
Ganz von jedem bösen Sinnen,
Auf daß ich die Gottheit preise,
Hebend aufwärts reine Hände,
Daß ich Christus benedeie,
Und kniebeugend zu ihm flehe,
Daß er mich zum Knecht erküre,
Wenn du einstens nahst als König.

Vater, schenke mir Erbarmen,
Laß mich Hilfe, Gnade finden,
Daß dir Ruhm und Dank ertöne
Bis in Zeiten ohne Ende!

In der Begrenzung der einzelnen Stoffe ist freilich die theologische Schablone nicht abgestreift, und so nehmen sich diese „dogmatischen" Gedichte allerdings auf den ersten Blick aus wie versifizierte theologische Traktate. Das ist auch bei den „moralischen" der Fall, und da hier noch eine gewisse orientalische Breite und Weitschweifigkeit hinzukommt, die längsten in Hexametern oder jambischen Trimetern verfaßt sind, so mag andauernde Lesung derselben leicht ermüden. Dennoch pulsiert in denselben eine wahre und mächtige Begeisterung, und wer sich auf seinen Standpunkt zu erschwingen vermag, daß die christliche Jungfräulichkeit ein unendlich höheres Ideal ist als alle heidnische Erotik, der wird in seinem langen Gedichte „Von der Jungfräulichkeit" (es zählt 732 Hexameter) viel Schönes finden, zumal er darin auch der ehelichen Liebe im Sinne des Christentums ganz und voll gerecht wird. Gerade die Stelle, wo er beide einander gegenüberstellt, mag als charakteristische Probe dienen:

Wie wenn der Maler zu dem Engelbild,
Das, Schuldbeladne tröstend, licht und mild,
Uns lächeln soll aus dunkler Kerkerwand,
Den Plan entwirft mit kunstgeübter Hand:
Er zieht erst Striche, zeichnet grau in grau
Den Schattenriß zum leichten Gliederbau,
Bis dieser endlich sich dem Wust entwindet
Und der Gestaltung Müh' in Huld verschwindet:

So nach dem ersten Spruch vom Weibessamen,
An dessen wunder Ferse sich der Wurm
Verbluten sollte; so als noch im Sturm
Der Herr erschien und vom ersehnten Namen
In Stein geschrieben dunkle Rätsel kamen:
Da war nicht mehr, da war noch nicht geehrt
Die reine Magdschaft; wenige vernahmen
Von ihrer Spur, bis sich ihr Bild verklärt.

Bis Gottes Sohn in einer Jungfrau Schoß —
Die, unberührt von aller Knechtschaft Los,
Nicht aus des Mannes Willen Mutter ward —
Gewohnt und sich den Kleinen offenbart.
In Ave wandelt da sich Evas Leid,
Dem Machtgebote weicht der Hölle Neid,
Empörten Sinnen ist die Kraft genommen,
In starrer Schrift des Geistes Licht entglommen.

Nun strahlet unverwelkter Jugend Huld
Gelöst und lösend von den eiteln Schatten,

Womit die Welt sich täuscht ob arger Schuld,
So hoch erhoben ob dem Los der Gatten,
Wie sich der Geist über das Fleisch erhebt,
Der Sterne Chor die Erde überschwebt,
Wie Gott und der Bestand in seiner Minne
Mehr gilt, als, was er schuf, daß es zerrinne.

Und um die Königin drängt sich ein Chor
Von Himmelsbräuten, die zu Gott empor
Dem Lamm anbetend folgen, ihm vermählet
Unter dem Kreuz, das neu die Welt beseelet.
Sie sind gestorben allem, was vergeht,
Und leben ihm nur, der, im Lichte thronend,
In ihnen spiegelnd zeigt, was fortbesteht:
Sie selbst in Gott und Gott in ihnen wohnend.

Herbei nun ihr, die ihr von Gattenliebe
Bezaubert, stolz im Joch, mit trunknem Blick
An goldner Kette folgt dem Herzensdiebe,
Für Edelstein' ein edleres Geschick
Zum Opfer bringt dem Reiz unedler Triebe,
In Samt gehüllt das schwellende Genick:
So rühmt uns denn des Eh'bunds Herrlichkeiten,
Dann soll die freie Reine mit euch streiten.

„So hört uns alle denn, die ihr das Leben
Der Macht verdankt, die Eins in Zweien schuf;
Hör' jeder, dem Verstand und Sinn gegeben
Für der Natur geheimnisvollen Ruf!
Heißt uns nicht übermütig widerstreben
Der Werdelust, die des Geschlechts Beruf!
Dem Schöpferwort ist dieser Bund entsprungen,
Als Adams Seit' die Männin sich entrungen.

„Und wer erfand wohl Kunst und Wissenschaft?
Wer schloß die Tiefen auf der Forscherkraft
Zum reichen Schoß der Erde, zu dem Meer
Und zu der weiten Himmel lichtem Heer?
Wer gründet Städte, füllt den Markt, den Saal,
Spannt Segel, treibt zur Schlacht und lockt zum Mahl?
Wer lenkt den Pflug, wer lenkt der Menschen Herde,
Der nicht Gesetz und Recht entliehn vom Herde?

„Und höher hebet sich der Liebe Ruhm
In des Gemütes stillem Heiligtum,
Da fühlet sich gedoppelt jede Kraft,
Ja Freundeshand befreit aus Feindeshaft,
Des Raumes Bann gelöst für Aug' und Ohr
Und doch in sichrer Hut der Sinne Tor;
Mitleid versüßt und mildert alle Leiden,
Mitfreude mäßigt und erhöht die Freuden.

„Und höher hebt sich noch der Liebe Ruhm,
Wie sie uns eint in Gottes Heiligtum.
Wer sich allein lebt, heget kein Verlangen
Nach immer neuer Hilfe; wenig dankt
Dem Geber er; indes das Herz im Bangen
Um Kind und Gatte brünstig aufwärts rankt.
Und in der Zwei und Dreien Mitte weilet,
Der dem Gebete Kraft und Lohn erteilet.

„Was ist das Leben ohne Liebeslust?
Gefühllos, träge, kalt, ja rauh und wild,
So schleicht und schweift der Sonderling; kein Schild
Deckt heißer Jugend, matten Alters Brust;
Des Daseins selber wird sich kaum bewußt,
Wem nicht entgegenlacht sein Spiegelbild.
Wie wär' es möglich, sich des Lebens freuen
Und freundlos doch des Lebens Wurzel scheuen?

„Doch ist vielleicht des Heldentumes bar
Die Eh'? — Sie liebt und sucht nicht die Gefahr,
Doch zeugt sie Helden. — Wilder Riesen Leib
Gebar die Erd' allein; das keusche Weib
Erzieht in Ehren hoher Männer Mut.
Vom Weibe stammt, was groß ist und was gut:
So Moses, Samuel, David, die Propheten,
Die Starken all' in Kämpfen, Lehren, Beten.

„Wie ehrte Salomon der Mutter Thron!
War nicht Elias eines Weibes Sohn?
Wuchs nicht im mütterlichen Schutz Johannes?
Woher die Zwölf? — und des gewalt'gen Mannes
Von Tarsos Flammenschwert? — und woher wir,
Und die ihr euch des Ursprungs schämet, ihr?
Wollt einsam ihr, den Eltern ungleich, sterben,
So nennt doch dankbar euch der Eltern Erben!"

Genug! — So komme nun die scheue Maid,
Um sieggewohnt zu schlichten diesen Streit!
Barfuß, in dunklem, ärmlichem Gewand,
Den Blick gesenkt, die Wangen sonnverbrannt,
Nur leicht gerötet jetzt von heil'ger Scham —
So tritt sie, stummberedt, ein wundersam
Gebild von Kraft und Schwäche, zarter Sitte
Und Mut, bedächtig ernst in unsre Mitte.

„Des Himmels Kind, im ew'gen Heiligtume
Dem Engelchor gesellt und doch zum Ruhme
Der Erdbewohner noch im Fleische weilend
Und armer Pilger Leid in Hulden teilend:
Dein Knecht bin ich, dir weih' ich Herz und Hand!" —
Sie hört's und spricht mir freundlich zugewandt:

„Wozu mich stören aus dem stillen Frieden,
Den mein Gemahl, der Friedensfürst, beschieden?

„Ihm dien' ich fern der Welt und ihrer Pracht,
Ihm weine, büße, sing' ich Tag und Nacht.
Im Wortgefechte mag ein Kind mich meistern,
Für Markt und Bühne sich der Tor begeistern!
Sind's Ehren, was die eitle Menge schenkt?
Ist Recht, was sich nach jedem Hauche schwenkt?
Mir gilt nur eins: in ew'ger Wahrheit Sonne
Gott liebend nahn zu ew'ger Klarheit Wonne." [1]

Wer möchte nicht nach all den verfänglichen Liedern hellenischer und römischer Erotik diese neuen Akkorde willkommen heißen, welche die Würde treuer Gattenliebe schöner verherrlichen, als sie ein antiker Dichter besungen hat, zugleich aber jene reinste Minne feiern, welche das Herz mit nichts Geschöpflichem teilt, sondern einzig und allein dem Quell aller Liebe, Gott selbst, sich hingibt? Und dieser erste Frühling christlichen Minnesangs nur ein paar Jahrzehnte nachdem Julian den Kult des alten Olymps herstellen wollte! Ein Mitschüler Julians selbst hat dieses Loblied der wahren Minne angestimmt.

Auch die biographischen Gedichte des großen Kirchenfürsten, Theologen und Mönches haben manches Fesselnde, wenn man sich in seine Zeitverhältnisse zurückversetzt. Als ihn Parteiränke im Jahre 381 nötigten, auf den Patriarchenstuhl von Konstantinopel und den Vorsitz des zweiten allgemeinen Konzils zu verzichten, widmete er den Bischöfen und der Stadt das folgende Abschiedsgedicht:

O ihr Priester, die ihr unblutige Opfer nur darbringt,
Die ihr den einigen Gott in der Dreifaltigkeit ehrt!
O ihr Gesetze, ihr Kaiser, der lautersten Frömmigkeit Lichter!
Du auch, des glorreichen Manns, Konstantins, herrliche Stadt!
Romas Erbin, so glanzvoll die Städte der Welt überstrahlend,
Wie sternflimmernd der Dom Gottes die Erd' überstrahlt!
Höret, o hört mich, ihr Edlen: was hat nur der Neid mir bereitet?
Warum vertrieb er mich, fern von der geheiligten Schar

---

[1] Παρθενίης ἔπαινος (In laudem virginitatis) V. 189–367 (Migne, Patr. gr. XXXVII 537—550), frei in Stanzen bearbeitet von (Kardinal) J. H. Newman, Die Kirche der Väter (deutsch von J. Kayser, Köln 1859) 108—111. Einzelne Stellen sind verkürzt, andere erweitert und paraphrasiert; mit Recht sagt indes Newman: „Ich muß aber den Leser auch hier vor der Meinung warnen, meine Übersetzungsversuche könnten ihm eine richtige Vorstellung von Gregors Dichtungen geben. Sollte man mir aber einwenden, daß ich dann dem Dichter unrecht tue, so antworte ich, daß ich das Original in meinen Versen wenigstens ebenso treu wiedergebe, als wenn ich eine genaue Übersetzung desselben in Prosa machen wollte."

Gläubiger Söhne, nachdem ich so lange gekämpft und des Himmels
Lehren erleuchtet, dem Fels lautere Quellen entlockt?
Soll ich zum Lohne nun Schrecken und bitteres Drangsal erdulden,
Weil aus der Irr' ich das Volk führt' auf die Wege des Heils?
Soll sich ein andrer nun weiden an dem, was ich schuldlos verloren,
Stürmisch besteigen den Thron, der ihm mit nichten gebührt,
Den ich allein nach Gottes und seiner erkorenen Diener
Willen besaß? O zur Qual sind mir die Knechte des Herren,
Die, in unseligem Hader einander bekämpfend, an mir nun
Feindliche Unbill verübt; Christus, dir sei es geklagt!
Denn nicht kämpft' ich vermessen den Kampf einer einzelnen Rotte,
Auch nichts Irdisches ging über den Heiland mir je.
Nein, als Verbrechen nun gilt's, daß ich nicht, wie andere wohl, abfiel,
Nicht wie der Nachen mich hing an das befrachtete Schiff.
Darob ward ich verhaßt leichtfertigen Seelen, die schmählich
Jetzt auf den heiligen Thron setzten die Freunde der Zeit.
Aber dies decke hinfort der Vergessenheit Schoß. Ich entweiche
Froh aus dem Hader der Welt jetzt in des Friedens Asyl.
Willig entsag' ich dem Hof und der Stadt und der Priester Gemeinschaft,
Allem zumal, wie ich selbst mir es vor Jahren ersehnt,
Als der Allmächtige mich so in nächtigen Träumen berufen
Wie in des wogenden Meers furchtbar erbrausendem Sturm.
Darum nun jubelt mein Herz, vor den Neidern geborgen, und freudig
Werf' ich nach stürmischer Fahrt Anker im schimmernden Port.
Jetzt erst erheb' ich den Geist in lauterm, beschaulichem Sinnen,
Bringe mein Schweigen, wie einst Worte, als Opfer dem Herrn.
Also lauten die Worte Gregors des Nazianzeners:
Für seinen Heiland und Herrn tat er auf alles Verzicht[1].

Je weniger im ganzen die herrschende Zeitrichtung mit ihrer stark rhetorischen Färbung, ihren theologischen Kämpfen und Streitigkeiten, ihrer materiellen Überkultur die Poesie begünstigte, desto mehr Gelegenheit zur Entwicklung bot sie der religiösen Beredsamkeit, und diese hat an all den bereits erwähnten Kirchenlehrern ziemlich hervorragende Vertreter gefunden, besonders an Gregorius dem Theologen. Noch größeren Ruhm auf diesem Gebiet erwarb sich aber einer seiner Nachfolger auf dem Patriarchenstuhl von Konstantinopel: Johannes, wegen seiner Beredsamkeit der „Goldmund" (Chrysostomus) zubenannt. Soweit sich die politische oder panegyrische Rede der Antiken mit der christlichen Rede vergleichen läßt, steht derselbe kaum hinter einem Demosthenes oder Isokrates zurück. Die Erklärung religiöser Mysterien, die Deutung mehr oder weniger dunkler Schrifttexte, die Anwendung der höchsten übernatürlichen Grundsätze auf die Fragen des Alltagslebens stellen aber dem Redner schon eine ganz andere Aufgabe, als sie der

[1] *Πρὸς τοὺς τῆς Κωνσταντινουπόλεως ἱερέας καὶ αὐτὴν τὴν πόλιν* (Carm. lib. 2, sect. 1, 10; Migne, Patr. gr. XXXVII 1027). — Übersetzt von Ad. Ellissen, Versuch einer Polyglotte I, Leipzig 1846, 178 ff.

politische oder sonstige profane Redner je zu lösen hat, und vollends die Anforderung, das von irdischen Gelüsten und Neigungen befangene Menschenherz durch die ganze Stufenleiter der Gefühle aus seiner Indolenz oder aus seinem Widerstreben aufzurütteln und den Willen zum Höchsten und Idealsten zu entflammen, läßt sich kaum mit der Anwaltschaft einer politischen oder gerichtlichen Frage vergleichen. Der geistliche Redner muß fast beständig die bedeutsamsten philosophischen Fragen streifen und sie mit praktischen Zielen in Verbindung setzen, die nüchternsten Wahrheiten rationell begründen und hinwieder mit dem höchsten Zauber der Poesie und einer von allen Schlacken geläuterten Leidenschaft beseelen. Das Bibelwort selbst, seine mächtigste Waffe, macht den christlichen Redner vielfach zum Propheten und Dichter, ohne daß sich die Dichtung dabei zum selbständigen Kunstwerk entfalten kann.

In diesem Sinne gehört auch Johannes Chrysostomus einigermaßen der Literatur an, der wortgewaltigste Prediger der griechischen Kanzel. Seine Werke (griechisch und lateinisch) füllen in der Ausgabe Montfaucons dreizehn große Foliobände.

Von Geburt an war er eigentlich Syrer, von reicher und angesehener Familie (344) in Antiochien geboren. In seiner Ausbildung wirkten dieselben drei Elemente zusammen wie bei Basilius dem Großen: erstlich eine tiefreligiöse Erziehung durch seine fromme Mutter Anthusa, wodurch die christliche Wahrheit die tiefsten Wurzeln in seiner Seele schlug; dann eine vorzügliche profane Schulung in Literatur und Philosophie durch den Rhetor Libanius, den Verteidiger des sinkenden Heidentums, und den Philosophen Andragathius; endlich die Schule ernster und strenger Mönchsaskese in sechsjähriger völliger Abgeschiedenheit (375—381), nachdem er schon zuvor längere Zeit im Elternhause das Leben eines Einsiedlers geführt hatte. So wurden die religiösen Ideen des Christentums die eigentliche Seele seines Lebens, die klassische Bildung, welche sein Lehrer Libanius bewundert, zum lebendigen Mittel und zur fruchtreichen Ausstattung seines apostolischen Berufes. Denn trotz langen Widerstrebens und zeitweiliger Flucht, zu deren Rechtfertigung er die herrlichen sechs Bücher vom Priestertum[1] schrieb, ließ er sich 381 zum Priester weihen und unterstützte seinen Bischof Flavian hauptsächlich durch sein Wirken als Kanzelredner. Aus den sechzehn Jahren dieses Wirkens stammen die meisten und berühmtesten seiner geistlichen Reden, die sich in der Form der Homilie fast sämtlich der Heiligen Schrift anschließen und nahezu alle Bücher des Alten und Neuen Testamentes erklären. Im Gegensatz zu andern Vätern, die mit Vorliebe den mystischen Sinn der Schrift behandeln, geht er meist vom nächstliegenden, buchstäblichen Literalsinn

[1] Nicht sechs „Reden", wie Christ meint (Geschichte der griechischen Literatur[3] 905).

aus und knüpft daran seine oft in den erhabensten Schwung ausklingenden Betrachtungen und Ausführungen. Am meisten Bewunderung fanden die Homilien über die Psalmen und über den Römerbrief. „Namentlich“, sagt Isidor von Pelusium, „in der Erklärung des Briefes an die Römer ist des gelehrten Johannes Weisheit in Schätzen aufgehäuft. Ich meine nämlich (und niemand glaube, ich redete jemand zu Gefallen), wenn der göttliche Paulus sich selbst in attischer Sprache hätte erklären wollen, so würde er nicht anders erklärt haben, als jener berühmte Meister es getan. So sehr zeichnet sich seine Erklärung sowohl durch den Inhalt als die schöne Form und den treffenden Ausdruck aus.“

Sein Ruf drang in weite Ferne. Er wurde 397 auf den Patriarchenstuhl nach Konstantinopel berufen und bewährte seinen Ruf durch die Macht seines Wortes wie durch sein oberhirtliches Wirken. Sein glühender Eifer, die Mißstände zu heben, welche unter dem Klerus der Hauptstadt walteten, erweckte ihm indes bittere Gegnerschaft, und seine Feinde wußten auch den Hof gegen ihn zu stimmen. Schon 403 ward er durch eine vom Hofe berufene Bischofsversammlung (die sog. Eichensynode) seiner Würde entsetzt, mit Rücksicht auf seine Beliebtheit beim Volke zwar bald wieder zurückberufen, aber auf Veranlassung der Kaiserin Eudoxia, die seinen Freimut nicht zu ertragen vermochte, am Karsamstag 404 bewaffnet aus seiner Kathedrale vertrieben, dann aus der Stadt verbannt. Sein übriges Leben war das Martyrium eines vielgequälten Verbannten. Von Antiochia ward er auf kaiserliche Ordre nach Pityus an das Ostufer des Schwarzen Meeres geschleppt, erlag aber seinen Mühsalen schon zu Comana in Pontus am 14. September 407.

Auch an Chrysostomus betont Humboldt[1] das tiefe, liebevolle Naturgefühl, das mit einer religiösen Auffassung der Natur als Verherrlichung Gottes Hand in Hand geht. Er führt dafür eine Äußerung an, welche sich in den Homilien häufig wiederfindet:

> „Siehst du schimmernde Gebäude, will dich der Anblick der Säulengänge verführen, so betrachte schnell das Himmelsgewölbe und die freien Felder, in welchen die Herden am Ufer der Seen weiden. Wer verachtet nicht alle Schöpfungen der Kunst, wenn er in der Stille des Herzens früh die aufgehende Sonne bewundert, indem sie ihr goldenes (krokosgelbes) Licht über den Erdkreis gießt; wenn er, an einer Quelle im tiefen Grase oder unter dem dunkeln Schatten dichtbelaubter Bäume ruhend, sein Auge weidet an der weiten, dämmernd hinschwindenden Ferne?“[2]

Der Gegensatz zwischen Natur und Kunst ist aber nicht, wie Humboldt andeutet, als Feindseligkeit gegen die Kunst überhaupt aufzufassen, sondern nur als solche gegen den Mißbrauch der Kunst durch heidnische Üppigkeit,

[1] Kosmos II 30.

[2] S. Ioan. Chrys, Opp., Paris. 1838, IX 687; II 821 851; I 79.

Luxus und Entartung, wie er als Hindernis dem Christentum entgegenstand und von dessen Verkündern notwendig bekämpft werden mußte. Im übrigen zeigt der gewaltige Redner für den Menschen, sein Streben und Ringen, sein Sinnen und Trachten, für alle Stände und Verhältnisse, für das Erhabene und Große wie für das Kleine und Unscheinbare ein ebenso verständnisvolles, liebendes Herz wie für die Natur. Er schaut und schildert alles mit der frischen Lebendigkeit und Beweglichkeit des Hellenen; aber zum höchsten, hinreißendsten Pathos erhebt sich seine Rede erst, wo die größten Lebensfragen in Betracht kommen, welche die Tragiker nicht zu lösen vermochten, welche aber das Kreuz des Welterlösers bald im milden Lichte von Bethlehem, bald im Blitzesglanz des Weltgerichtes oder im Glorienschein des Paradieses erleuchtet.

Viertes Kapitel.

Synesius.

Nachdem das Christentum sich schon seit mehr als einem Jahrhundert in Alexandrien eingebürgert hatte, theologische Fragen und Kämpfe im Vordergrund des Interesses standen, blühten daselbst auch noch die vielseitigen Profanstudien der hellenistischen Zeit weiter und mit ihnen auch die frühere heidnische Philosophie. Der merkwürdigste Repräsentant des Übergangs dieser Kreise zum Christentum ist der Philosoph und Dichter Synesius[1]. Er wurde zwischen den Jahren 370 und 375 zu Cyrene in der Pentapolis

[1] Gesamtausgabe seiner Schriften von Dionysius Petavius, Paris 1612 1631 1633 1640, abgedruckt bei Migne, Patr. gr. LXVI, Paris. 1859 1864. — Unvollständige Gesamtausgabe von J. G. Krabinger, Landshut 1850. — Die zehn Hymnen, herausgeg. von: J. F. Boissonade (Poetarum graec. sylloge XV, Paris. 1825, 97—160), W. Christ und M. Paranikas (Anthol. graec. carm. christ., Lips. 1871, IX—XII 3—23), J. Flach, Tübingen 1875. — Die Briefe bei R. Hercher, Epistolographi graeci, Paris. 1873, 638—739. — Die Rede über das Königtum, deutsch von J. G. Krabinger, München 1825; Das Lob der Kahlköpfigkeit, von dems., Stuttgart 1834; Die Ägyptischen Erzählungen, von dems., Sulzbach 1835. — Fr. X. Kraus, Studien über Synesios von Kyrene (Theol. Quartalschrift XLVII, Tübingen 1865, 381—448 537—600; XLVIII [1866] 85—129). — R. Volkmann, Synesius von Cyrene, Berlin 1869. — H. Druon, Oeuvres de Synésius, précédées d'une étude biographique et littéraire, Paris 1878. — E. Gaiser, Des Synesius von Cyrene ägyptische Erzählungen, Wolfenbüttel 1886. — O. Seeck, Studien zu Synesios, im „Philologus" LII, Göttingen 1893, 442—483. — A. Gardner, Synesius of Cyrene, philosopher and bishop, London 1886. — G. M. Dreves, Der Sänger der Kyrenaika, in Stimmen aus Maria-Laach LII (1897) 545—562 (mit Übersetzungsproben aus Hymnus I II V VI IX X).

geboren als Sohn einer Adelsfamilie, welche ihren Stammbaum bis in die hellenische Heldensage, auf den Herakliden Eurysthenes, hinaufdichtete. Zu Alexandrien führte ihn Hypatia, die gelehrte Tochter des Mathematikers Theon, in die neuplatonische Philosophie ein, für die er sich lebhaft begeisterte und die er mit einem hohen, mystischen Idealismus erfaßte. Hypatia aber verehrte er als Freundin zugleich, Schwester und Mutter. Nicht minder pflegte er auch Poetik und Rhetorik, Mathematik, Physik und Astronomie. Er muß früh zum glänzenden Redner herangereift sein. Denn die schwer bedrängten und ausgesogenen Städte der Pentapolis sandten ihn 397 nach Konstantinopel, um vom Kaiser Arcadius Schutz, Hilfe und Beistand zu erflehen. Als Zeugnis des hohen Freimuts und der Tüchtigkeit, mit welcher er sich seines Auftrags entledigte, ist seine Rede, die er 399 vor dem Kaiser hielt, noch erhalten[1]. Einen der vornehmsten Staatsbeamten, Päonius, gewann er durch das Geschenk eines silbernen Astrolabiums, an dem Hypatia selbst gearbeitet hatte; die Begleitschrift, welche die vielseitigsten Kenntnisse voraussetzt, ist ebenfalls noch vorhanden[2]. Allerlei Verhältnisse am Kaiserhof schilderte er verkappt unter dem Mythos des Osiris und Typhon mit dem Titel: „Ägyptische Erzählungen, oder über die Vorsehung." [3] Erst nach drei Jahren kehrte er in die Heimat zurück, mit günstigen Ergebnissen für seine Landsleute, deren Vertrauen und Achtung er in höchstem Grade gewann. Ein Aufenthalt in Athen ließ ihn sehr unbefriedigt, dagegen nahm er seine Studien nochmals an der Seite Hypatias in Alexandrien auf (402—404) und setzte dieselben dann auf seinem Landsitz in Cyrene fort. Eine christliche Gattin, von welcher er mehrere Kinder hatte, scheint religiösen Einfluß auf ihn gewonnen zu haben. Doch blieb er in heidnischen Anschauungen befangen und schrieb ganz in der Art der früheren Alexandriner ein Gedicht „Über die Jagd" [4] und ein „Lob der Kahlköpfigkeit", Gegenstück zu der Lobrede, welche Dio Chrysostomus „auf die Haare" gehalten hatte, auch eine ziemlich dunkle, schwerverständliche Abhandlung „Über die Träume", welche sich aber gegen den Schluß hin nicht undeutlich als einen Angriff gegen die von der altklassischen Poesie und Tradition abgefallene, völlig subjektivistische Vielschreiberei der Sophisten verrät. Alle diese Schriften sind noch von heidnischem Geist getränkt, doch nicht von jenem offiziellen Staats-

[1] *Περὶ βασιλείας* (Migne, Patr. gr. LXVI 1053—1108). Mit großer Energie fordert er darin den jugendlichen, verweichlichten Herrscher auf, sich aufzuraffen und die Barbaren, welche beständig die Sicherheit des Reiches bedrohten, von dessen Grenzen zurückzudrängen.

[2] *Ὑπὲρ τοῦ δώρου ἀστρολαβίου* (Migne a. a. O. LXVI 1577—1588).

[3] *Αἰγύπτιοι λόγοι ἢ περὶ προνοίας* (Migne a. a. O. LXVI 1209—1281).

[4] *Κυνηγετικά.* — *Φαλάκρας ἐγκώμιον.* — *Περὶ ἐνυπνίων.* Die letztere Schrift trägt am meisten neuplatonisches Gepräge.

götzendienst, den Kaiser Julian wieder hatte zur Herrschaft bringen wollen, sondern von jener theosophischen Weisheit, welche die Schriften der Neuplatoniker beherrschte und manche Ideen aus dem Alten und Neuen Testament aufgenommen und synkretistisch mit willkürlichen Spekulationen verschmolzen hatte. In seinen Schriften ist keine Spur von jener ernsten Kenntnis der Heiligen Schriften, welche seit Klemens und Origenes den Wissenskern der griechischen Kirchenlehrer ausmachte. Da ist keine Rede von Christus und Erlösung. Von Gott wird nur gesprochen, wie es bei den Neuplatonikern üblich war. Statt der Apostel und Propheten wurden wieder Homer und Pindar zitiert, statt biblischer Erzählung altgriechische Mythen und Anekdoten. Es begreift sich, daß eine solche geradezu heidnische Renaissance, hundertundfünfzig Jahre nach dem Tode des Origines, dreißig nach jenem des großen Athanasius, im christlichen Alexandrien lauten Widerspruch hervorrief.

Auch unter den Neuplatonikern waltete damals schon eine mystisch-philosophische Richtung vor, welche die eigentlich hellenische Bildung nicht begünstigte, vielmehr durch Enthaltsamkeit, Lebensstrenge, asketische Übungen, Pseudomystik und Theurgie das Christentum zurückzudrängen suchte. Da sich unter die ägyptischen Mönche, deren man damals viele Tausende zählte, manche Unberufene einschlichen, war auch das Ordensleben von der Blüte, die es unter Pachomius entfaltet hatte, bereits herabgesunken und mannigfachen Mißbräuchen und Übertreibungen anheimgefallen.

Synesius kleidete seine Entgegnung in eine Lobschrift auf den Rhetor Dio Chrysostomus. Als seinen Widerpart stellt er aber sehr deutlich das Mönchstum hin. „Ich habe", sagt er, „barbarische Menschen beiderlei Geschlechts aus den vornehmsten Familien kennen gelernt, welche sich zur religiösen Beschauung bekannten und sich darum von aller bürgerlichen Gemeinschaft und Verwaltung unter den Menschen trennten, indem sie glühend verlangten, sich von der Natur loszumachen; sie hatten feierliche Gesänge und heilige Zeichen und gewisse Annäherungsmittel an das Göttliche. Das alles schneidet sie ab von der Hinwendung zur Materie, und sie leben abgesondert voneinander, um nichts Angenehmes zu sehen oder zu hören.

„Und sie essen kein Brot, noch trinken sie funkelnde Weine." [1]

Indem er nun die Sache so hinstellt, als wollten die christlichen Asketen sich schon hienieden völlig von der Natur losmachen und ein rein geistiges, in Gott versunkenes Leben führen, witzelt er in launiger Weise darüber, daß sie das doch nicht zustande brächten, die wenigsten sich an der geistigen Schönheit ersättigten, und selbst diese schließlich nicht unausgesetzt mit göttlichen Dingen sich befassen könnten und deshalb, um den Müßiggang zu

[1] Δίων ἢ περὶ τῆς καθ' ἑαυτὸν διαγωγῆς c. 7 (**Migne**, Patr. gr. LXVI 1129 f).

meiden, zu Korb- und Mattenflechten ihre Zuflucht nähmen, sich daran erholten und erlustigten und sich sogar daran erfreuten, die schönsten Körbe und Matten zu liefern. Er gibt nun zu, daß die Barbaren, d. h. die Nicht-Griechen, mehr Festigkeit und Standhaftigkeit besitzen als die Griechen, welche, mit feineren Sitten und sanfterem Charakter ausgestattet, leichter in etwas nachlassen. Aber auf eben jenes Bedürfnis der Erholung und Abspannung, das die leibliche Natur selbst den Mönchen auferlegt, gründet er seine Forderung einer höheren literarischen und profanen Bildung.

„Ich wünschte recht sehr", sagte er, „es läge in unserer Natur, beständig geistiger Beschauung obzuliegen. Da das aber erwiesenermaßen unmöglich ist, so möchte ich mich bald mit den besten Dingen beschäftigen, bald zur Natur herabsteigend mir einige Erheiterung verschaffen und das Leben mit Frohmut würzen. Denn ich weiß, daß ich ein Mensch bin und kein Gott, so daß ich für jedes Vergnügen fühllos wäre, noch ein Tier, daß ich die Freuden des Leibes suchte. Wir müssen also etwas in der Mitte suchen. Was kann das sein, als die Erholung an wissenschaftlicher Bildung und durch wissenschaftliche Bildung? Welche Freude ist reiner? Welche Leidenschaft leidenschaftloser, welche immaterieller, welche makelloser? Von dieser Seite hinwieder ziehe ich den Hellenen dem Barbaren vor und halte ihn für weiser, weil er, wo man sich einmal herablassen muß, gleich in der Nachbarschaft innehält; denn er hält in der Wissenschaft inne. Die Wissenschaft aber ist ein Exerzitium des Verstandes: sie geht von einem Begriff zum andern über, von demjenigen, von dem sie ausgegangen. Was steht aber dem Geiste näher als der Begriff, und welches Fahrzeug ist ihm passender? Denn wo immer der Begriff, da ist auch der Geist; wo nicht, doch irgend ein Erkennen untergeordneter Art. Denn auch hier werden einige untergeordnete Tätigkeiten des Geistes Beschauung und beschauliche Erkenntnisse (Theorie und Theoremata) genannt, wie Rhetorik, Poetik, Physik und Mathematik. Alles dieses vervollkommnet jenes (geistige) Auge, heilt die Triefäugigkeit, und indem es den Geist an das sinnlich Wahrnehmbare gewöhnt, regt es ihn an, so daß er sich an höhere Beschauung heranwagt und nicht mehr leicht blinzelt, auch wenn er in die Sonne schaut. So übt der Grieche, auch wo er sich erlustigt, seine Geisteskraft und zieht aus dem Spiele Gewinn für seinen Hauptzweck. Denn eine Rede oder ein Gedicht beurteilen oder verfassen, wäre das dem Geiste fremd? Und den Ausdruck verbessern und drechseln und den Hauptsatz herausfinden und eine Disposition anlegen oder die Anordnung eines andern herauskennen, wie wären das Lappalien und Spielereien? Diejenigen aber, welche den andern Weg wandeln, welcher als der ‚diamantene' gilt (und es soll zugegeben werden, daß einige tatsächlich so zum Ziel gelangen), scheinen mir eigentlich gar keinen Weg zu gehen. Denn wie könnte das ein Weg sein, auf dem sich kein stufenmäßiger Fortschritt, nichts Erstes und nichts Zweites und gar keine Ordnung zeigt?" [1]

Das hört sich ganz schön an und entspricht ungefähr der Stellung, welche Basilius dem Studium der heidnischen Klassiker in seiner erwähnten Rede anweist. Bei Synesius ordnet sich jedoch die formelle Bildung nicht der christlichen Wissenschaft, sondern nur der neuplatonischen Philosophie

[1] **Migne** a. a. O. LXVI 1133.

unter. Der Philosophin Hypatia, welcher er die Schrift vor deren Veröffentlichung zur Einsicht zusandte, schrieb er in dem Begleitbrief:

„Ich habe dieses Jahr zwei Bücher verfaßt, eines durch Gott, das andere durch die Lästerungen der Menschen angeregt. Denn einige von den Leuten, die in weißen, und andere, die in schwarzbraunen Gewanden einhergehen, behaupten, ich sündige gegen die Philosophie, weil ich im Ausdruck Schönheit und Rhythmus suche und den Homer erwähne und die rhetorischen Figuren; als ob ein Philosoph ein Wortfeind sein und sich nur mit göttlichen Dingen beschäftigen sollte. Sie sind freilich Beschauer des Intelligibeln; mir aber wird es schon als Unrecht angerechnet, wenn ich mir von meiner Lebenszeit auch nur etwas Muße nehme, die Sprache zu läutern und den Geist aufzuheitern. Zu der Behauptung aber, ich sei nur zu Kindereien tauglich, wurden sie dadurch angetrieben, daß mein Gedicht von der Jagd, ich weiß nicht wie, über mein Haus hinausgedrungen ist und ganz besonders einige junge Leute eifrig beschäftigt hat, denen Hellenentum und Anmut am Herzen liegt; dasselbe besitzt auch einige sorgfältig nach der Poetik gearbeitete Züge, welche die alte Hand verraten, wie wir von den Statuen zu sagen pflegen. Doch einige unter jenen, bei welchen die Unwissenheit noch den Vortritt vor der Dreistigkeit hat, sind vor allen allzeit am meisten bereit, über Gott zu reden. Wenn du ihnen begegnest, wirst du alsbald Syllogismen über Dinge hören, die in keinen Syllogismus gehören, und Leute, die es nicht begehren, überschwemmen sie mit Reden, weil ihnen, wie mir scheint, Vorteil daraus erwächst. Denn aus diesen Leuten gehen die Lehrer des Volkes hervor, was ebensoviel bedeutet als das Füllhorn Amaltheas, von dem jene Gebrauch machen zu müssen glauben. Du erkennst, denke ich, leicht dieses Geschlecht, welches edleres Streben verleumdet.“ [1]

Es spricht aus diesen Worten schon einige Gereiztheit und bittere Satire. Doch handelt es sich dabei sicher nicht um den Gegensatz heidnischer und christlicher Bildung, sondern vielmehr um denjenigen hellenischer Schöngeisterei und einer mehr asketisch-theologischen Richtung, welche sowohl die Philosophie Platons als auch Poesie und Rhetorik geringschätzig behandelte. Eine solche Richtung, oder wenigstens einzelne, die einer solchen huldigten, hat es außerhalb und innerhalb der Kirche fast immer gegeben; sie ist durchaus nicht als Postulat kirchlicher Gesinnung zu betrachten, wie das Beispiel der großen Kirchenlehrer zeigt. Es ist recht wohl möglich, daß die Widersacher des Synesius nichts weniger als „Diamantene“ in der Art eines Origenes waren.

Irreligiös war Synesius durchaus nicht. Er spricht oft und mit geziemender Ehrfurcht von Gott und der göttlichen Weltregierung. Eine der schönsten Stellen in der Rede „Über das Königtum“ ist diejenige, wo er dem Kaiser das göttliche Walten als Vorbild der irdischen Herrscher hinstellt. Während seiner Gesandtschaft besuchte er alle Kirchen Konstantinopels, um sein Anliegen Gott anzuempfehlen. Seine Ehe ließ er von dem Patriarchen Theophilus einsegnen.

---

[1] Epist. 153 (Migne, Patr. gr. LXVI 1553).

Bei dem Volke von Cyrene genoß er das höchste Ansehen. Als deshalb 409 der Bischofssitz von Ptolemais, zugleich Metropolitansitz für die Pentapolis, verwaist war, wurde er vom Klerus und Volk zum Bischof verlangt. Wie er in einem Briefe an seinen Bruder Euoptius schreibt, wünschte er um jeden Preis die Würde abzulehnen und wie bisher schlichter Laie zu bleiben. Vielleicht um dies zu erwirken, ließ er dem Patriarchen durch seinen Bruder Forderungen stellen, die nach bisheriger kirchlicher Praxis mit der Übernahme der Würde unvereinbar waren. Er verlangte mit seiner Gattin auch fürder zusammenzuleben und ließ Theophilus daran erinnern, daß er selbst sie ihm angetraut. Ferner begehrte er, bei seinen bisherigen philosophischen Anschauungen zu verharren, z. B. daß die Seele schon lange vor dem Körper bestehe, daß die sichtbare Welt nicht zu Grunde gehen könne, daß die Auferstehung der Leiber nur allegorisch zu fassen sei. Nach Photius war dies von ihm wirklich ernstlich gemeint. Da er aber ein ehrlicher und tüchtiger Mann war, so zweifelte Theophilus nicht, seine philosophischen Bedenken und Zweifel würden bald dem Lichte der Wahrheit weichen, und erteilte ihm die bischöfliche Weihe[1]. In der Tat fand er sich nicht getäuscht. Synesius umfing vollständig den kirchlichen Glauben und erwies sich als einen ganz trefflichen Oberhirten. Doch dauerte sein Wirken nicht lange. Schon nach vier Jahren (413) hören alle Nachrichten über ihn auf, und man nimmt darum an, daß er um diese Zeit gestorben. Den schrecklichen Tod der „gottgeliebten" Hypatia, die 415 in einem Volksauflauf gesteinigt und in Stücke zerrissen wurde, erlebte er nicht mehr.

Aus der kurzen Zeit, da er erklärter Christ und Bischof war, ist nicht viel von ihm erhalten, zwei Homilien in sehr fragmentarischem Zustand, zwei schöne Reden, eine über den Einfall der Barbaren in die Pentapolis (411) und eine zum Lobe des kaiserlichen Präfekten Anysius, und endlich eine Anzahl Briefe, welche seine kirchliche Gesinnung, seine demütige Unterordnung unter den Patriarchen Theophilus, hohe Verehrung für den hl. Johannes Chrysostomus, die hingebendste Hirtensorgfalt für die ihm anvertrauten Seelen inmitten der schrecklichsten Kriegsunruhen und Prüfungen aller Art bekunden.

Den merkwürdigsten Teil seines literarischen Nachlasses bilden überhaupt seine Briefe (155 an der Zahl), das einzige größere Denkmal, das von den damaligen Verhältnissen der Pentapolis Kunde gibt, zugleich das wichtigste Aktenstück über sein Leben, ein sprechendes Bild seines lebhaften, reichen,

[1] Die wahrscheinlichste Erklärung über seine schließliche Erhebung zum Bischof gibt J. A. Kleffner, Art. „Synesius" in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon XI², Freiburg 1899, 1108—1117.

feingebildeten, allerdings mehr künstlerisch und mystisch als streng philosophisch und theologisch angelegten Geistes. Er war ein echter Hellene, und wie christliche Einflüsse die guten Seiten des Hellenismus keineswegs unterdrückten, sondern hoben und veredelten, zeigt sich vielfach in seinen übrigen Schriften; am meisten tritt dies aber in den zehn Hymnen hervor, die er als ein zusammengehöriges Ganzes hinterlassen hat[1].

Dieselben sind in dorischem Dialekt abgefaßt, aber nicht in dorischen Rhythmen, sondern in anakreontischen Versmaßen (1 2), anapästischen Monometern (3 4 10), ionischen Trimetern (7), logaödischen Versen (7 8 9). Über ihren religiösen Gehalt wie ihren ästhetischen Wert gehen die Ansichten weit auseinander. Die Ursache dieser Verschiedenheit liegt zumeist darin, daß sich in den zehn Hymnen neuplatonische und christliche Anschauungen in verschiedenem Grade mischen. So war es möglich, daß einige sie sämtlich für christlich, andere sie fast ausnahmslos für platonisch, wieder andere zum Teil für christlich, zum Teil für platonisch erklärten. Eine haarscharfe Gruppierung ist schon deshalb nicht möglich, weil äußere Anhaltspunkte fehlen; nach inneren Momenten können dagegen wohl die vier ersten Hymnen als vorwiegend neuplatonisch, die übrigen als ausgesprochen christlich bezeichnet werden, so daß die ganze Sammlung einigermaßen die stufenweise Entwicklung des Dichters zum Ausdruck bringt. Als Maßstab des Fortschritts kann die Trinitätsidee gelten, welche im ersten Hymnus nur in leichtem Umriß auftaucht, im zweiten schon mit den christlichen Namen der drei göttlichen Personen auftritt, im dritten und vierten den Einzelcharakter derselben weiter entwickelt, wenn auch nicht in völliger Übereinstimmung mit der Kirchenlehre, da der Unterschied der drei Personen allzusehr als etwas bloß Gedachtes erscheint und der Sohn vom Vater — nach der Auffassung des Dichters — durch den Heiligen Geist gezeugt wird. Der fünfte besingt schon Christus als den Menschgewordenen, den „Sohn der Jungfrau“, und wenn auch der sechste in das Geheimnis der ewigen Zeugung zurückkehrt, so findet sich doch nichts mehr, was sich mit den Ausdrücken christlicher Dogmatik nicht vereinen ließe; im siebenten feiert der Dichter sehr anziehend das Geheimnis der Epiphanie, im achten legt er dem Sohne der Jungfrau alle seine Anliegen in rührendem Bittgebete zu Füßen; im neunten schildert er großartig die Höllenfahrt und die Himmelfahrt des göttlichen Siegers; im zehnten endlich schlägt der sonst so hochfliegende Platoniker die innigsten Töne christlicher Reue und Bußfertigkeit an und fleht den Erlöser demütig

[1] Migne, Patr. gr. LXVI 1588—1616. — Christ-Paranikas, Anthologia 3—23; vgl. S. IX—XII. — Vier Hymnen deutsch bei Fortlage, Gesänge der christlichen Vorzeit. I. Hymne S. 20, II. 316, V. 41, IX. 151. — Hymnus II V VI IX X deutsch von G. M. Dreves (Stimmen aus Maria-Laach LII 552 bis 562).

an, sich ihm einst in der ewigen Glorie zu zeigen. So führt der Kranz der Dichtungen, von Anakreon ausgehend, empor zu Platon, hinüber zu Plotin, dann empor zum hl. Johannes, zu der erhabenen Lehre der Kirche und endlich in die demütige Thebais.

Schon die neuplatonisch gefärbten Hymnen besitzen eine eigenartige Schönheit und Großartigkeit; sie machen es recht fühlbar, wie die Ideen Platons manche edlere Geister dem Christentum näher bringen, aber auch phantastische Gemüter in Gefahr bringen konnten, in die luftigen Wolkenpfade willkürlicher Einbildung zu entschweben. Der zweite Hymnus ist ein Morgenlied, gleichsam ein Morgenlied der Schöpfung.

Wieder Licht uns, wieder Frührot,
Wieder blinkt der Glanz des Tages
Nach der Nacht unstetem Dunkel;
Wieder singe mir, o Seele,
Singe Gott im Morgenliede,
Der dem Tage seine Strahlen,
Der der Nacht gab ihre Sterne;
Die im Reih'n die Welt umkreisen.
Es bedeckte schon der Äther
Des erregten Stoffes Rücken,
Über Feuerflocken schreitend,
Wo den niedrigsten der Kreise
Der erlauchte Mond durchschneidet.
Ob der achten Windung aber
Der gestirnten Himmelsringe
Ist ein Strom, ein sterneloser,
Der, in seinem Schoß bewegend
Die entgegenläuf'gen Sphären,
Um den großen Geist sich drehet,
So der höhern Welten Höhen
Mit der Flügel Grau bedachet.
Und darüber sel'ges Schweigen
Die unteil'ge Teilung birget
Des Verstandes und Gedankens.
Nur ein Quell, nur eine Wurzel,
Doch ein dreifach Licht entströmt ihr:
Wo des Vaters Tiefe, dorten
Auch der Sohn ist, der erhabne,
Der dem Vaterherz entkeimte,
Dessen Weisheit schuf die Welten,
Dort erglänzt des heil'gen Geistes
Süßes Licht, das sie umschlinget.
Nur ein Quell, nur eine Wurzel
Alle Schätze barg des Segens
Und der Knospe Wesensfülle,
Von des Lebens Trieben schwellend,
Und das Licht, das wunderbare,

Das der sel'gen Gottheit leuchtet.
Diesem Quell der Herrscher Reigen,
Der unsterblichen, entströmte,
Die den Ruhm des ew'gen Vaters,
Die des Erstgebornen Schönheit
In erhabnen Liedern feiern.
In der güt'gen Zeuger Nähe
Ist der Engel ew'ge Jugend,
Die den Urquell teils der Schönheit
In dem ew'gen Geist erkennen,
Zu den Sphären teils sich wenden
Und der Welten Bau beherrschen,
Die erhabne Ordnung wahrend
Bis hinab zum tiefsten Stoffe,
Wo die Weltenseele kauert
Und das Heer gebiert der Teufel,
Der verschlagnen, ruhelosen,
Von woher der Held, der Geist, sich
Auf die Erde einst ergossen,
Um in wechselreichen Formen
Ihre Teile zu beleben.
Ja, nach deinem Rate alles
Sich vollzieht, du bist die Wurzel
Des, was ist und was gewesen,
Was da sein wird und was möglich.
Du bist Vater, du bist Mutter,
Du bist Mann und Weib vereinigt,
Du bist Stimme, du bist Schweigen,
Die Natur du der Natur bist,
Du, o Herr, die Zeit der Zeiten,
Wenn wir also mögen lallen.
Sei gegrüßt, der Welten Wurzel,
Sei gegrüßt, der Wesen Mitte,
Ewig Eins der ew'gen Zahlen,
Dieser wesenlosen Herrscher!
Ewig Heil dir, ewig Heil dir,
Denn bei dir, o Gott, das Heil ist.
Zu dem Reigen meines Liedes
Mir dein Ohr in Gnaden neige,
Laß der Weisheit Licht mir leuchten,
Gieß herab mir Heil und Segen.
Gieß herab mir Huld und Gnade,
Gib ein Leben mir des Friedens,
Von mir ab die Armut treibe
Wie die Erdenpest des Reichtums;
Von den Gliedern wehre Krankheit
Wie der Lust unlautre Flammen,
Auch den Gram, den Herzverzehrer,
Von der Seele ferne halte,

Daß nicht irdisches Verhängnis
Meines Geistes Schwingen lähme,
Sondern leicht den Fittich lüftend,
Um den Sohn, den wunderbaren,
Er in sel'gem Schauen kreise[1].

Wohl am schwungvollsten ist die antike Form, auch Züge der alten Mythologie, dem christlichen Stoff in dem neunten Hymnus angegliedert, in welchem Synesius, der frühere Gegner der Auferstehungslehre, den glorreichen Triumph des Gottessohnes über Tod und Hölle sowie seinen Einzug in den Himmel besingt.

Geliebter, erhabener,
O seliger Sohn der Maid
Von Solyma, dir ich sing',
Der die kriechende Schlange du,
Die ränkeersinnende,
Aus dem Garten des Vaters triebst.
Du stiegest zur Erd' herab,
Dich gesellend den Sterblichen,
Du stiegest zur Unterwelt,
Wo der Seelen unzählig Volk
In Gefangenschaft hielt der Tod.
Da erschauderte Hades bang
Vor dir, der uraltrige,
Und der Hund von der Schwelle wich,
Der Völkerverschlinger.
Nachdem du vom Leid erlöst
Die Chöre der Seelen dort,
Du führtest den reinen Zug
Lobsingend dem Vater zu.
Da, Herr, da du aufwärts fuhrst
Durch den Raum, den unendlichen,
Erbebte der Geister Heer,
Es staunte der ew'ge Chor
Der lichten Gestirne,
Und lächelnd der Äther rief,
Der Vater der Harmonie,
Die Töne der Leier wach,
Der siebenbesaiteten,
Ein feierndes Siegeslied.
Da lächelte Phosphoros,
Der Herold des Tages, da
Der goldene Hesperos,
Der Stern Kytheräas;
Da schmückte mit hellerem Glanz
Der Mond, der gehörnte, sich

[1] Übersetzt von G. M. Dreves (Stimmen aus Maria-Laach LII 552—554).

Und führte den Reigen,
Der silbernen Schafe Hirt.
Und die Sonne, sie breitete
Ihr goldenes Haar vor dir
Zum Teppich der Füße aus;
Sie erkannte den Gottessohn,
Den Geist, der die Welt ersann,
Den Quell ihres Lichtes.
Du aber den Fittich schwangst
Und über das Himmelszelt,
Das blaue, du schwebtest,
Und du flogst zu den Kreisen auf,
Den reinen, den geistigen,
Wo die Quelle des Guten
Im schweigenden Himmel fließt;
Dort flutet nicht ruhelos
Der wirbelnde Strom der Zeit,
Fortschwemmend den Erdensohn,
Dort herrschet nicht rücksichtslos
Der gärenden Stoffe Wucht;
Dort waltet und altert nie
Seit alters die Ewigkeit,
Die Mädchen und Ahn zugleich,
In der ewigen, seligen
Erhabenen Gottesstadt [1].

Den Hymnus des Klemens von Alexandrien und die Gedichte des hl. Methodius und des hl. Gregor von Nazianz scheint Synesius nicht gekannt zu haben, da er im siebenten Hymnus sich selbst als den ersten Pfadfinder christlich-hellenischer Lyrik bezeichnet:

Πρῶτος νόμον εὑρόμαν
ἐπὶ σοί, μάκαρ, ἄμβροτε,
γόνε κύδιμε παρθένου,
Ἰησοῦ Σολυμήϊε,
νεοπαγέσιν ἁρμογαῖς
κρέξαι κιθάρας μίτους.

Der erste ich fand den Brauch,
Dir, seliger, unsterblicher,
O edelster Sproß der Maid,
Dir, Jesu von Solyma,
Zu singen zum Lautenschlag,
Neufügend der Weisen Bau [2].

Ist nun Synesius auch nicht der erste Bahnbrecher christlicher Lyrik, so hat er doch in seinen Gedichten auf Christus aus dem überreichen Stoffe vielfach das Erhabenste herausgegriffen und es nach Art und Weise althellenischer Lyrik begeistert und schwungvoll zum Ausdruck gebracht. Doch besteht zwischen der Kürze der Verse und der Länge der Gedichte ein gewisses Mißverhältnis; die leichten Versmaße, die etwas Spielerisches an sich haben, passen nicht recht zu der Würde des Gehalts, und der Mangel einer strophischen

[1] Übersetzt von G. M. Dreves (Stimmen aus Maria-Laach LII 560 561).
[2] Ebd. 559.

Gliederung wie die vorherrschende subjektive Färbung der Hymnen machte sie von vornherein ungeeignet, in die Liturgie aufgenommen zu werden. Aber als einfache religiöse Poesie stehen sie auf einer sehr hohen Stufe; in Feinheit und Glätte der Form werden sie kaum von einem Sänger jener ersten Jahrhunderte erreicht. Tief ergreifend klingt der Schwanengesang des vielgeprüften Dichter-Bischofs in ein kindliches Reuegebet an Christus aus:

Μνώεο, Χριστὲ,	Christe, gedenke,
υἱὲ θεοῖο	Einziggeborner
ὑψιμέδοντος,	Gott des Allherrschers,
οἰκέτεω σεῦ,	Deines in Schuld ge-
κῆρ' ἀλιτροῖο	borenen Knechtes,
τάδε γράψαντος·	Der dies gesungen.
καί μοι ὕπασσον	Löse in Huld mein
λύσιν παθέων	Herz von der Sünde
κηριτρεφέων,	Banden, die meine
τά μοι ἐμφυῆ	Seele befleckend
ψυχᾷ ῥυπαρᾷ·	Mit mir geboren.
δὸς δὲ ἰδέσθαι,	Gib, daß dein Licht ich,
σῶτερ Ἰησοῦ,	Jesu, Erretter,
ζαθέαν αἴγλαν	Schaue, das heil'ge,
σὰν, ἔνθα φανεὶς	Vor deinem Antlitz
μέλψω ἀοιδὰν,	Singend mein Lied dir,
παίονι ψυχᾶν,	Arzt meiner Seele,
παίονι γυίων,	Arzt du des Leibes,
πατρὶ σὺν μεγάλῳ	Dir mit dem Vater
πνεύματί θ' ἁγνῷ.	Und mit dem Geiste!

Nach Synesius wich die antike metrische Dichtungsform mehr und mehr vor der neuen, welche nur Silbenzahl und Wortaccent beachtete. In solchen accentuierten Versen ist die Masse von griechischen Kirchenliedern abgefaßt, welche vom Ende des 4. Jahrhunderts an entstanden und deren Verfasser noch zum großen Teil unbekannt sind. Als Hymnendichter des 5. Jahrhunderts werden genannt: Anthimus, Timokles, Marcian, Johannes Monachus, Seta und Auxentius. Bis auf Romanus (im 8. Jahrhundert) ist keiner zu hervorragender Berühmtheit gelangt.

Die literarisch-humanistische und philosophische Bildung, für welche Synesius so begeistert eingetreten, wurde sowohl in christlichen als heidnischen Kreisen des oströmischen Reiches weiter gepflegt. Doch religiöse Fragen und Kämpfe nahmen im 5. wie im 4. Jahrhundert alle hervorragenden Geister in Anspruch und drängten alle übrigen Bestrebungen zurück. Die Theologie erregte ein Interesse, wie heutzutage vielleicht kaum die Naturwissenschaften. Schon unter Konstantin machten sich die Hofdamen mit Theologie zu schaffen. Kaiser Justinian setzte eine Ehre darein, Glaubens-

dekrete zu verfassen und dieselben von den Gegnern angenommen zu sehen. Jeder Gebildete wollte über diese Dinge mitreden, und bereits Gregor von Nyssa erzählt:

„Die gestern und vorgestern noch im ehrsamen Handwerk sich abmühten, werden mit einem Schlag Lehrer der Theologie, wenn sie auch vielleicht nichts sind als Sklaven, die eben der Peitsche entlaufen sind. Überall in der Stadt wimmelt es von solchen, in den Durchgängen, Kreuzwegen, Märkten, Straßen, unter den Kleiderverkäufern, Geldwechslern, Viktualienhändlern. Willst du Geld wechseln, so philosophiert er über ‚Gezeugt‘ und ‚Ungezeugt‘. Fragst du nach dem Preis des Brotes, so antwortet er: ‚Der Vater ist größer, und der Sohn ihm unterworfen.‘ Sagst du: ‚ich möchte mir ein Bad bestellen‘, so ist er der Ansicht, der Sohn sei aus nichts geschaffen.“ [1]

Welch ein Gewirr von phantastischen und rationalistischen Irrtümern das Christentum während der ersten Jahrhunderte zu ersticken drohte, zeigt am besten das „Heilmittelkästchen“ *(Πανάριον κατὰ πασῶν τῶν αἱρέσεων)* des hl. Epiphanius, Bischofs von Konstantia (Salamis) auf Cypern (367 bis 403), worin (meist nach Justinus, Irenäus und Hippolyt) achtzig verschiedene Irrlehren, darunter allerdings zwanzig vorchristliche heidnische und jüdische Sekten, aufgeführt und widerlegt werden. Noch um das Jahr 433 pochten die Heiden so stark auf die um 362 und 363 geschriebenen Bücher Julians des Apostaten gegen das Christentum, daß der hl. Cyrillus, seit 412 Patriarch von Alexandrien, sich veranlaßt sah, ein breit angelegtes Werk „für die heilige Religion der Christen gegen die Bücher des gottlosen Julian“ zu schreiben. Die Angriffe des Neuplatonikers Porphyrius bekämpften Apollinarius der Jüngere von Laodicea (in 30 Büchern), Eusebius Pamphili (ebenfalls in 30 Büchern) und Methodius von Olympus. Den Neuplatoniker Proklus widerlegte (um 470) der christliche Rhetor Prokopius von Gaza. Eine umfassende Kritik und Widerlegung des gesamten Heidentums (in 12 Büchern) lieferte (etwa um 427) Theodoret, seit 423 Bischof von Cyrus in Syrien [2]. Ein ähnliches allgemein apologetisches Werk gegen die Heiden, das aber besonders die Einwürfe des Porphyrius berücksichtigt, trägt den Namen des Makarius Magnes (von Magnesia).

Während das Heidentum, unfähig, die großen sittlichen sozialen Fragen der Zeit zu lösen, sich in hohlen, sophistischen Deklamationen wie in ohnmächtigen Todeszuckungen gegen das Christentum aufbäumte, richtete der Arianismus, auch nachdem er die politische Oberherrschaft verloren hatte, durch die Intrigen und Quertreibereien seiner Anhänger noch immer viel Unheil an. Auch gegen diese Gegner erhob der hl. Cyrillus von Alexandrien,

---

[1] Gregor. Nyss., Oratio de deitate Filii (Migne, Patr. gr. XL 557[b]).

[2] *Ἑλληνικῶν θεραπευτικὴ παθημάτων ἢ εὐαγγελικῆς ἀληθείας ἐξ ἑλληνικῆς φιλοσοφίας ἐπίγνωσις:* „Heilung der heidnischen Krankheiten oder Erkenntnis der evangelischen Wahrheit aus der heidnischen Philosophie.“

ein durch theologische Gelehrsamkeit ausgezeichneter Mann, in zwei bedeutenden Werken seine Stimme[1]. Ungleich größere Schwierigkeiten aber erwuchsen der Kirche bald aus den neuen Irrlehren des Nestorius und Eutyches, welche, obschon auf den allgemeinen Konzilien zu Ephesus (431) und zu Chalcedon (451) feierlich verurteilt, noch bis in das folgende Jahrhundert hin die lebhaftesten Kämpfe erregten und einen großen Teil des Orients für alle Folgezeit von der kirchlichen Einheit losrissen. Als der hervorragendste Anwalt der Kirche auch in diesen Kämpfen tritt der eben erwähnte hl. Cyrillus hervor. Ihm zur Seite stehen der hl. Proklus, Bischof von Cyzicus, Memnon von Ephesus, Dalmatius von Konstantinopel, Theodotus von Ancyra u. a. Cyrillus selbst legte mehr Gewicht auf Klarheit des Ausdrucks und Schärfe der Beweisführung als auf Schönheit der Darstellung und hat darum für die Literatur keine so hervorragende Bedeutsamkeit wie die großen Kappadocier und der hl. Chrysostomus.

Die Werke des Didymus des Blinden, der über ein halbes Jahrhundert der alexandrinischen Katechetenschule vorstand (gest. um 395), des Diodor von Tarsus, des Theodor von Mopsuestia, des Isidor von Pelusium, des Hesychius von Jerusalem, des hl. Nilus und des Markus Eremita, soweit sie erhalten sind, gehören fast ausschließlich der theologischen Literatur im engsten Sinne an. Dagegen haben die Schriften des sog. Dionysius Areopagita der mittelalterlichen Mystik reichen Stoff und mächtige Anregung geliefert[2]. Noch weiterhin wirkten die erbaulichen Erzählungen, welche der vielgereiste Galater Palladius, Bischof von Helenopolis, sammelte und welche unter dem Titel Historia Lausiaca (*Ἀνάγνωσις εἰς τὸ Λαυσιακόν*) früh ins Lateinische übertragen wurden. Die origenistischen Irrtümer, zu denen er hinneigte, machen sich darin nicht bemerkbar, und so hat schon Cassiodor sie lebhaft den Mönchen empfohlen, und gleich den übrigen „Leben der Väter“ sind sie vereinzelt oder in Sammlungen in verschiedenster Form und Fassung in die mittelalterlichen Volksliteraturen übergegangen[3].

[1] *Ἡ βίβλος τῶν θησαυρῶν περὶ τῆς ἁγίας καὶ ὁμοουσίου τριάδος* (in 35 Thesen: *λόγοι*) und *Περὶ ἁγίας τε καὶ ὁμοουσίου τριάδος* (in sieben Gesprächen).

[2] Die *θεῖοι ὕμνοι*, die Dionysius Areopagita (De cael. hierarchia VII 4) als von ihm verfaßt angibt, sind verloren. — Über die Dionysiusfrage, die selbstverständlich außerhalb unseres Rahmens liegt, vergleiche die verdienstvollen Untersuchungen von J. Stiglmayr S. J., Der Neuplatoniker Proklos als Vorlage des sog. Dion. Areop. (Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 1895, 253 ff); Das Aufkommen der Pseudo-Dionysischen Schriften und ihr Eindringen in die christliche Literatur bis zum Laterankonzil 649 (Programm, Feldkirch 1895); Die „Ehrenrettung“ des Dion. Areop. (Histor.-polit. Blätter CXXI [1898] 650—661; CXXII [1898] 27—49); Der Vater der Mystik (ebd. CXXV [1900] 541—550 613—627). — H. Koch, Pseudo-Dionysius Areop. in seinen Beziehungen zum Neuplatonismus und Mysterienwesen, Mainz 1900.

[3] Die lateinische Bearbeitung bei Migne, Patr. lat. LXXIII 1065—1234.

Ebenso allgemeines literarisches Interesse beansprucht die kirchliche Geschichtschreibung, welche, im Anschluß an Eusebius, sich um diese Zeit reichlicher zu entwickeln begann. Verloren sind die „Christliche Geschichte" des Philippus Sidetes, die Kirchengeschichten des apollinaristischen Bischofs Timotheus von Berytus und des Priesters Hesychius von Jerusalem sowie die Konziliengeschichte des Sabinus von Heraklea in Thracien, eines Macedonianers. In einem Auszug des Photius und in Fragmenten ist teilweise noch die Kirchengeschichte des Philostorgius, eines Eunomianers, erhalten. Vollständig vorhanden sind dagegen noch die drei Kirchengeschichten des Sokrates, des Sozomenus und des Theodoret. Sokrates, Sachwalter (σχολαστικός) in Konstantinopel, führt die Kirchengeschichte des Eusebius weiter und behandelt in sieben Büchern die Zeit von der Abdankung des Diokletian bis zum Jahre 439, schlicht und einfach, zugleich mit großer Umsicht und gutem Urteil. Die Kirchengeschichte des Hermias Sozomenus Salaminius, ebenfalls eines Sachwalters, hebt mit dem Jahre 324 an und reicht bis zum Jahre 425. Sie fußt durchweg auf Sokrates, geht aber häufig auf dessen Quellen zurück und verwertet dieselben zu einer ausführlicheren Darstellung. Theodoret von Cyrus schließt sich gleich Sokrates unmittelbar an Eusebius an und gibt die gesamte Geschichte vom Beginn des Arianismus bis zu jenem der nestorianischen Kämpfe (323—428), wie es scheint, unabhängig von Sokrates und Sozomenus, mit besonderer Berücksichtigung des Patriarchats von Antiochien, in einfachem, klarem und anziehendem Stil. In einem eigenen Werke (Φιλόθεος ἱστορία ἢ ἀσκητικὴ πολιτεία) zeichnete er nicht minder schön und anziehend das Leben von dreißig der berühmtesten Einsiedler des Morgenlandes, darunter des Jakob von Nisibis und des Säulenstehers Simon Stylites, zum Teil auf eigene Kenntnis, zum Teil auf die Berichte von Augenzeugen gestützt, ein erhabenes Gegenbild zu den vielen unerquicklichen Streitigkeiten jener Zeit, ein ehrwürdiges Zeugnis für das auf reinster Gottesliebe beruhende Gnadenleben, das unscheinbar, aber wirksam der christlichen Zivilisation die Pfade ebnete.

Fünftes Kapitel.

Nachklänge antiker Poesie. Versuche christlicher Epik.

Kaiser Konstantin I. trat gegenüber dem Heidentum mit viel Nachsicht und Milde auf. Es steht nicht einmal fest, ob er ein allgemeines Verbot gegen alle heidnischen Opfer erlassen hat. Durchgeführt wurde ein solches Verbot jedenfalls nicht. Nur gegen heidnische Tempel, welche der öffentlichen Unzucht und den schreiendsten Betrügereien dienten, wurden strenge Maßregeln

ergriffen, die Privatopfer eingeschränkt, den kaiserlichen Statthaltern die offizielle Teilnahme an den Opfern wahrscheinlich untersagt. Nach dem zeitweiligen Übereifer des Konstantius schritt erst Theodosius I. (379—395) strenger gegen das Heidentum ein, entzog denjenigen, die zum Heidentum abfielen, das Erb- und Testierrecht, stellte jeden solchen Abfall unter Strafe, untersagte die Augurien und Haruspicien, verfügte 386 die Schließung der Tempel in Asien und Ägypten, verbot 391 den Tempelbesuch, belegte 392 jede Art von Götzendienst mit den Strafen eines Majestätsverbrechens und mahnte nach seinem Siege über Eugenius 394 den Senat in Rom selbst, dem schmählichen Götzendienst für immer zu entsagen.

Obgleich das Christentum von da an als Staatsreligion galt, wich das Heidentum vielerorts nur langsam vor demselben zurück. Die vielfachen Bedrängnisse des Reiches durch die Einbrüche der Barbaren verstatteten nicht, die kaiserlichen Gesetze mit Strenge durchzuführen. Die nie endenden Religionsstreitigkeiten unter den Christen sowie der ärgerliche Wandel vieler unter ihnen waren nicht dazu angetan, den Heiden das Auge für die göttliche Wahrheit des Evangeliums zu öffnen. Schroffe Gewalttaten, wie die Zerstörung des Serapeums zu Alexandrien durch Theophilus (391) und die Ermordung der Philosophin Hypatia (415) erbitterten die Heiden mehr, als daß sie dieselben hätten gewinnen können. Durch die herrlichsten Prachtbauten, Denkmäler und Kunstwerke, durch die beliebtesten nationalen und lokalen Erinnerungen hing das Heidentum mit dem gesamten Volksleben zusammen. Die höhere literarische und wissenschaftliche Bildung leitete sich aus heidnischen Schriftstellern und Überlieferungen her und wurde großenteils noch durch heidnische Lehrer und Schulen vermittelt. Die neuplatonische Philosophie zog viele Elemente aus dem Christentum an sich, äffte selbst die christliche Askese und Mystik nach und gab so dem Heidentum einen ernsteren, sittlicheren Anstrich. Die antike Literatur und Philosophie enthielt des Wahren und Schönen so viel, daß ein vollständiger Bruch mit ihr unmöglich war, die Lehrer der Kirche selbst sich vielmehr daran bildeten und sie in den Dienst der christlichen Wahrheit zogen. Die Meisterwerke der antiken Kunst aber übten auf die christlichen Kaiser einen solchen Zauber aus, daß sie sich meist damit begnügten, die Tempel in christliche Basiliken umzuwandeln, die übrigen Kunstwerke aber dem götzendienerischen Gebrauch zu entziehen und zur Zierde des neuen Rom am Bosporus zu verwenden. Nicht fanatischer Übereifer oder Kunsthaß hat die gefeierten Kunstdenkmäler des alten Hellas zerstört, sie sind durch Feuersbrünste, Volksaufstände und ähnliche Katastrophen zu Grunde gegangen, an welchen die Kirche nicht die mindeste Schuld trägt. Justinian I., der endlich 529 die Schulen des längst überlebten Neuplatonismus schließen ließ, hat selbst eine religiös-künstlerische Prachtliebe entfaltet wie wenige Kaiser vor ihm.

Hätte das Heidentum noch innere Lebenskraft genug besessen, so hätte es in dem halben Jahrtausend von Augustus bis Justinian noch Zeit genug gehabt, eine neue Blüteperiode hellenischer Poesie aufleben zu lassen. Noch im Jahre 393 thronte die Zeusstatue des Phidias in dem berühmten Tempel zu Olympia; erst im folgenden Jahre hörten die olympischen Spiele auf. Als der Neuplatoniker Proklos im Jahre 429 nach Athen kam, befand sich die aus Gold und Elfenbein gestaltete Athene Parthenos noch im Parthenon zu Athen; erst während seiner langen Lehrtätigkeit daselbst wurde sie von den Christen daraus entfernt. Denn sein Biograph Marinos erzählt:

„Wie sehr Proklos dieser Göttin der Weisheit wert gewesen ist, hat sie selbst damals kund getan, als ihr Bild, welches sich bisher im Parthenon befunden hatte, von denen, die alles Heilige aus den Angeln heben, hinweggeführt wurde. Denn dem Philosophen erschien im Traum eine erhabene Frauengestalt, die ihn aufforderte, schnell ein Haus zu rüsten, weil, so sagte sie, die Herrin Athene bei dir bleiben will.“ [1]

Es war indes nicht innere Lebenskraft, sondern nur das mechanische Beharrungsvermögen alter Überlieferung und die Gunst äußerer Umstände, welche den Todeskampf des antiken Hellenismus so lange hinauszogen. Weder unter Hadrian und Marc Aurel noch unter Julian ist den Griechen ein Dichter erstanden, der sich über die flachen Niederungen der damaligen Sophistenschulen erhoben hätte. Erst nach Julian schwirren wieder einige Poetennamen herum, denen die Forschung bis jetzt nicht einmal ein sicheres Lebensdatum zu geben vermocht hat. Kaum läßt sich noch auf diese späten Nachklänge altklassischer Kunst der Vers der Anthologie anwenden:

Δυόμενος γὰρ ὅμως ἥλιός ἐστιν ἔτι —
Sinket gen Westen auch sie, strahlet die Sonne uns noch [2].

Wann Quintus Smyrnäus gelebt, ist nicht zu ermitteln. Das einzige, was sich aus seinem Epos „Nach Homer“ *(Τὰ μεθ' Ὅμηρον)* ergibt, ist, daß er in früher Jugend als armer Hirt bei einem Tempel der Artemis in der Nähe von Smyrna die Schafe hütete und zu dichten begann, noch ehe ihm der Bart sproßte, und daß ferner seine Hexameter noch nicht jene daktylische Eigenart besitzen, welche der Dichter Nonnos aufbrachte und welche nach ihm allgemein in Mode kamen. Die einzige Handschrift seines Werkes wurde 1450 von Kardinal Bessarion in einem Kloster in Kalabrien entdeckt, wovon er den Beinamen „Kalaber“ erhielt [3]. Das Werk faßt kurz

---

[1] Marinus, Vita Procli c. 30.

[2] Anthol. XII 178.

[3] Herausgeg. von Aldus, Venedig 1504; Rhodomannus, Hannover 1604; Tychsen, Straßburg 1807; Lehrs, Paris 1840; Köchly, Leipzig 1853. — Vgl. Sainte-Beuve, Études sur Virgile suivies d'une étude sur Quintus Smyrnaeus, Paris 1857; Neuaufl. 1891.

in 14 Büchern die kyklischen Dichtungen zusammen, welche sich an die Ilias reihen, von dem Tode Hektors bis zur Rückkehr der griechischen Helden. Penthesilea, die Amazone, kommt den entmutigten Troern zu Hilfe; dann folgen die Heldentaten des Memnon, der Tod des Achilleus und des Ajax, die Kämpfe des Neoptolemos, um den Tod seines Vaters zu rächen, die Ankunft des Philoktet, der Bau und Einzug des hölzernen Pferdes, der schreckliche Untergang des Laokoon, die Einnahme Trojas, die Hinopferung Polyxenas am Grabhügel des Achilleus, die Einschiffung der Griechen, der Schiffbruch des Ajax Oïleus auf der Rückkehr der Flotte. Der Dichter folgt den Spuren Homers und denjenigen Vergils zugleich. Die schlichte, einfache Erzählung wird durch schöne Gleichnisse gehoben, geht allen verfänglichen und anstößigen Zügen aus dem Weg, als wäre sie in usum Delphini abgefaßt, entbehrt aber der strammen Einheit und Spannung. Die Sprache weicht in manchen kleinen Zügen von der alten epischen Diktion ab.

Nicht weniger rätselhaftes Dunkel umgibt die Gestalt des Dichters **Nonnos**, unter dessen Namen zwei Werke erhalten sind. Das eine, ein großes Epos: „Der Zug des Dionysos“ *(Διονυσιακά)*, feiert in 48 Büchern den fabelhaften Zug des Bakchos nach Indien, eine phantastische Verbindung der alten Dionysossage mit jüngeren Mythen, welche sich an die Indienfahrt Alexanders d. Gr. knüpften. Das andere ist eine poetische Umschreibung *(μεταβολή)* des Johannesevangeliums in Hexametern. Ein Epigramm der Anthologie (IX, 198) erwähnt Nonnos nur als Verfasser der „Dionysiaka“ [1] und bezeichnet als seine Heimat die Stadt Panopolis in Ägypten. Ob er derselbe ist, dem Synesios (in Brief 43) eine Empfehlung ausstellt, ist zweifelhaft. Sonst fehlen alle äußeren Zeugnisse über sein Leben. Nur aus Beziehungen seiner Dichtung zu früheren und späteren Dichtern erwächst einige Wahrscheinlichkeit, daß er gegen Ende des 4. Jahrhunderts gelebt hat [2].

In Bezug auf Metrik und Grammatik weichen die beiden Dichtungen stark voneinander ab: in dem Epos ist die Strenge der metrischen Form bis zur Eintönigkeit festgehalten, während die Paraphrase sowohl metrische als grammatische Unebenheiten aufweist. Da zudem eine jüngere Handschrift der Paraphrase einen „Ammonius, Philosoph und Rhetor“ als Verfasser bezeichnet, so hat man die zwei Gedichte in neuerer Zeit zwei verschiedenen Verfassern zuteilen wollen. Da indes Stil und Wortschatz eine gewisse Verwandtschaft der zwei Gedichte bekunden, so ist wohl die ältere Annahme vorzuziehen, daß derselbe Nonnos beide verfaßt hat, die „Dionysiaka“ ver-

---

[1] *Νόννος ἐγώ· Πανὸς μὲν ἐμὴ πόλις, ἐν Φαρίῃ δὲ*
ἔγχεϊ φωνήεντι γονὰς ἤμησα Γιγάντων.

[2] **Agathias** (gest. vor 582) bezeichnet Nonnos im Gegensatz zu den älteren klassischen Dichtern als einen der *νέοι (ποιηταί)*. Man kann ihn also auch etwa in die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts setzen.

mutlich noch als Heide, indem ein Christ kaum den Abenteuern des Dionysos eine so ausdauernde Begeisterung gewidmet haben würde, die Paraphrase aber in vorgerückterem Alter, nachdem er inzwischen Christ geworden[1].

Die „Dionysiaka“ umfassen 27 000 Hexameter, fast so viel als Ilias und Odyssee zusammen. Es ist nahezu unmöglich, eine Übersicht über dieses Riesenepos zu geben. Eine kurze Inhaltsangabe der einzelnen Gesänge kann noch am ehesten dazu dienen.

I. Vorgeschichte und erstes Erscheinen des Dionysos. 1. Anrufung. Zeus entführt Europa in der Gestalt eines Stieres. Typhoeus stiehlt Zeus den Blitz. List des Kadmos. — 2. Wirren auf Erden und im Himmel. Kampf zwischen Zeus und Typhoeus, der mit dem Tode des Typhoeus endet. Zeus verkündet Kadmos sein künftiges Schicksal. — 3. Kadmos verläßt Kilikien und kommt nach Samothrake. Palast des Emathion. Kadmos erzählt der Königin Elektra seine Abkunft. Ratschläge der Elektra. — 4. Harmonia weist die Hand des Kadmos ab, wird aber durch Aphrodite in der Gestalt der Pisinoe für ihn gewonnen und folgt ihm auf seinen Wanderungen. Kampf des Kadmos gegen den Drachen von Dirke und gegen die Bewohner von Aonien. — 5. Die Erbauung von Theben. Hochzeit des Kadmos mit Harmonia. Hochzeitsgeschenke der Götter. Die vier Söhne des Kadmos und ihre Verehelichung. Aristäos. Aktäon und seine Rückkehr aus Indien. Zeus verliebt sich in Persephone. — 6. Beunruhigung der Demeter, ihr Besuch bei dem Seher Astraios. Sie verbirgt ihre Tochter, welcher Zeus aber in Gestalt einer Schlange naht. Geburt des Zagreus, des ersten Dionysos. Sein Tod. Rache des Zeus durch Feuer und Flut. — 7. Klagen des Kronos. Zeus tröstet ihn durch die Verheißung eines neuen Dionysos. Die heimliche Verbindung des Zeus mit Semele. — 8. Eifersucht der Here; in der Gestalt der Amme Semeles fordert sie diese auf, eine Erscheinung des Zeus in seiner vollen Majestät zu fordern. Der Blitz verzehrt sie; sie wird aber schließlich doch in den Himmel entrückt.

II. Jugendgeschichte des Dionysos und Ursprung des Weinstocks. 9. Geburt des zweiten, eigentlichen Dionysos. Seine Aufnahme bei den Töchtern des Lamos. Ino, die Frau des Athamas, seine Amme, übergibt ihn der Sorge der Mystis. Sie selbst verfällt der Raserei und entflieht. — 10. Wut des Athamas. Rückkehr und abermalige Flucht der Ino. Sie stürzt sich mit Melikertes ins Meer. Die Jugendjahre des Dionysos. Seine Übungen und Spiele mit dem Satyr Ampelos. — 11. Kampf im Wasser. Tod des Ampelos. Trauer des Dionysos. Eros tröstet ihn mit der Geschichte des Karpos und Kalamos. — 12. Ampelos wird

---

[1] Ausgaben der Paraphrase von Albus, Venedig 1501; Sylburg (1596); N. Abram (1623); Heinsius (Aristarchus sacer), Leiden 1627; Biblioth. Patrum XIV, Paris. 1644; Fr. Passow, Leipzig 1834; Migne, Patr. gr. XLIII, Paris. 1858; de Marcellus (1861); A. Scheindler, Leipzig 1881. — Ausgaben der Dionysiaka von G. Falkenburg, Antwerpen 1596; Gräfe, Leipzig 1819—1836; Köchly, Leipzig 1857/58. — Vgl. A. Koechly, De Evangelii Ioannaei paraphrasi a Nonno facta, Turici 1860 (abgedruckt in dessen Opuscula philologica I, Lips. 1881, 421 ff). — G. Kinkel, Die Überlieferung der Paraphrase des Evangeliums Johannis von Nonnos, Zürich 1870. — H. Tiedke, Quaest. Nonnianarum specimen, Berol. 1870. — Idem, Nonniana, Berol. 1883. — Wild, Die Vergleiche bei Nonnus, Regensburg 1886.

in eine Rebe verwandelt. Freude des Dionysos. Andere Sage über den Ursprung der Traube. Trunkenheit der Satyrn.

III. Rüstungen und Aufbruch nach Indien. 13. Aufzählung des irdischen Heeres des Dionysos: die Böotier, Phokier, Euböer, Athener; die Bewohner von Ägina, Kreta, Arkadien, Sizilien, Libyen, Cypern, Lydien, Phrygien und Samothrake. — 14. Aufzählung des himmlischen Heeres des Dionysos: die Kabiren, Telchinen, Korybanten, Kentauren, Kyklopen, Aigipanen, Silenen, Satyrn, Bakchanten, Bassariden. Schlacht am Astakidischen See. Sein Wasser in Wein verwandelt. — 15. Die Inder betrinken sich und werden zu Gefangenen gemacht. Ihr Führer Astraïs zieht sich vor Dionysos zurück. Die Nymphe Nikäa und der Hirt Hymnos. Tod des Hymnos und Trauer seiner Herden. — 16. Rache des Eros. Liebesgeschichte des Dionysos mit Nikäa. Geburt des Teletos. Gründung der Stadt Nikäa. — 17. Dionysos verläßt Mäonien. Gastfreundschaft des Hirten Brongos. Kampf in den Bergen. Dionysos langt siegreich am Orontes an. Orontes der Inder bringt sich selbst um. Blemys, der Fürst des äthiopischen Arabiens, unterwirft sich. — 18. König Staphylos und sein Sohn Botrys. Palast und glänzende Gastlichkeit des Staphylos. Er stirbt in Abwesenheit des Dionysos. Rückkehr des Dionysos. Trauerfeierlichkeiten. — 19. Dionysos tröstet die Königin Methea und ihren Sohn Botrys. Er führt Spiele zu Ehren des Staphylos ein. Dichterischer Wettstreit zwischen Onagrios und Erechtheus. Pantomimischer Wettkampf zwischen Maron und Silenos. Der letztere in einen Fluß verwandelt.

IV. Der weitere Zug nach Indien. Abenteuer unterwegs. 20. Dionysos, von der Zwietracht aufgestachelt, zieht nach Indien. Methea und Botrys begleiten ihn. Am Libanon vorbei gelangt er nach Nysa, der Residenz des Lykurgos. Dieser verfolgt ihn und zerstreut die Bakchanten. Der Gott flieht in das Rote Meer. — 21. Ambrosia bekämpft Lykurgos. Dieser wird von den Ammen des Dionysos gefangen. Seine Wut. Seine Befreiung. Zeus nimmt ihm das Augenlicht. Dionysos verläßt das Meer. Sein Gesandter kehrt von König Deriades zurück. Die Inder legen sich in den Hinterhalt. — 22. Dionysos zieht voran. Der ihm gelegte Hinterhalt wird vereitelt. Glorie des Gottes; Heldentaten des Onagrios, Erechtheus und Äakos. — 23. Der Feind ins Wasser getrieben. Das Heer will den Hydaspes überschreiten. Zorn des Flußgottes. Drohungen des Dionysos. Die Wasser in Brand gesteckt. Der Ozean ruft Thetis zu Hilfe. — 24. Hydaspes ruft um Gnade und wird in Wein verwandelt. Milde des Dionysos. Trauer des Feindes. Klage einer indischen Witwe. Festmahl des Heeres. Eifersucht der Aphrodite auf Athene.

V. Die Kämpfe des Dionysos in Indien. 25. Anrufung des Homer und Pindar. Vergleich des Dionysos mit Perseus, Minos und Herakles. Attis überbringt ihm im Auftrage Rheas die göttlichen Waffen. Morya und Tylos. — 26. Athene reizt, in der Gestalt des Orontes, König Deriades zum Kampfe auf. Aufzählung der indischen Truppen. Stammbaum des Königs Deriades. — 27. Aufstellung der zwei Heere. Reden der beiden Führer Deriades und Dionysos. Zeus sendet seinem Sohne Apollon, Athene und Hephaistos zu Hilfe. Die Götter scheiden sich in zwei Parteien. — 28. Beginn der Schlacht. Der indische Held Korymbases. Der Elefant des Deriades wird getötet. Mut der Athener. Heldentaten der Kyklopen. — 29. Fortsetzung des Kampfes. Hymenaios nach großen Waffentaten verwundet und von Dionysos geheilt. Die Inder werden zwischen die Stadt und den Fluß Hydaspes gedrängt. Traum des Ares: er geht aus der Schlacht, um Aphrodite zu bewachen. — 30. Morrheus greift den Eurymedon an, der von seinem Vater Hephai-

sios verteidigt wird. Der Flußgott Hydaspes beschirmt Morrheus, der auf die Bakchanten einstürmt. Tod des Tektaphos. Here ermutigt den Deriades. Dionysos weicht zurück, wird aber von Athene in den Kampf zurückgeführt. — 31. Here verschafft sich durch Persephone die Hilfe der Megära, durch Isis aber den Gürtel der Aphrodite, um Zeus zu betrügen. — 32. Zeus durch Here in Schlaf gelullt, während der Kampf immer hitziger, Dionysos durch Megära in Raserei getrieben wird. Die Inder dringen siegreich vor; alle griechischen Heerführer weichen, mit Ausnahme des Äakos. — 33. Die Chariten klagen weinend bei Aphrodite; diese schickt dem Dionysos den Eros zu Hilfe. Dieser entflammt den Inder Morrheus mit Liebe zu Chalkomedia, die sich entsetzt, aber von Thetis beruhigt wird. — 34. Morrheus in heftiger Aufregung. Bei dem wieder begonnenen Kampf nimmt er viele Bakchanten gefangen und übergibt sie dem Deriades zur Bestrafung. Während er sich dann mit Chalkomedia aus dem Gefecht zurückzieht, werden die Bassariden hart an die Stadt gedrängt und daselbst eingeschlossen. — 35. Niederlage der Bakchanten. Chalkomedia und Morrheus. Hermes befreit die Bassariden. Zeus erwacht und befiehlt Here, den Dionysos von seiner Raserei zu befreien. Dieser kann denn ins Treffen zurückkehren und entflammt die Seinen zum Kampf. — 36. Kampf der Götter, von Hermes beschwichtigt. Gefecht zwischen den Indern und den Satyrn. Deriades von Dionysos angegriffen. Verwandlungen des Gottes. Die Rhadamanen rüsten Schiffe zum Seekrieg. Waffenstillstand.

VI. Der Seekampf in Indien. 37. Bestattung der Gefallenen. Der Scheiterhaufen des Opheltes. Spiele an seinem Grab. Faust- und Ringkampf. Wettlauf. Diskuswerfen. Bogenschießen. Scheinkampf. — 38. Wiederbeginn des Kampfes. Sonnenfinsternis. Hermes erzählt Dionysos die Geschichte Phaëtons. — 39. Flottenschau des Dionysos und des Deriades. Die Reden beider an ihre Truppen. Äakos betet zu Zeus, Erechtheus zu Boreas. Schiffskampf. Morrheus verwundet. Brander des Kabiren Eurymedon. Brand der Flotte. Deriades flieht. — 40. Athene täuscht den Deriades, der in den Fluten des Hydaspes ertrinkt. Die Klagen der Fürstinnen. Ende des indischen Krieges. Dionysos entläßt sein Heer und kommt nach Tyrus. Beschreibung der Stadt. Erfindung der Schiffahrt. Tyrus und seine Brunnen.

VII. Die Rückfahrt. Dionysos in Tyrus und Beroë. 41. Beschreibung von Beroë. Die Nymphe Beroë, Tochter der Aphrodite und des Adonis. Ihre Mutter forscht über ihr künftiges Geschick nach und fordert Eros auf, Poseidon und Dionysos für sie zu entfachen. — 42. Dionysos verkleidet sich erst als Jäger, dann als Gärtner, um ihr seine Liebe zu erklären. Auch Poseidon verliebt sich in Beroë. Aphrodite fürchtet ihre Eifersucht und fordert die beiden Freier auf, den Besitz der Braut durch einen Wettkampf zu entscheiden. — 43. Die Heere der zwei Götter ziehen gegeneinander und werden von ihren Führern angefeuert. Der Kampf bricht los, aber Zeus macht ihm bald ein Ende. Beroë wird dem Poseidon zugeteilt, Dionysos durch Eros getröstet.

VIII. Dionysos in Griechenland. Seine Apotheose. 44. Dionysos in Theben. Aufruhr unter den Thebanern. Der Traum Agaves. Pentheus waffnet seine Untertanen. Dionysos ruft Selene an und besucht Autonoe in der Gestalt eines Stieres. — 45. Agaves Raserei. Teiresias und Kadmos nehmen die Verehrung des Dionysos an. Pentheus bekämpft sie. Die Tyrrhenier. Der Riese Alpos. Gewaltmaßregeln des Pentheus. Wunderzeichen in Theben. — 46. Auf den Rat des Dionysos verkleidet sich Pentheus als Weib, um die Mysterienfeier zu überwachen, und wird von den Bakchantinnen in Stücke zerrissen. Trauer der Agave, der Autonoe

und des Kadmos. Dionysos zieht nach Athen. — 47. Dionysos in Attika. Ikarios und Erigone. Ariadne auf Naxos. Kampf des Dionysos gegen Perseus in Argolis. Tod der Ariadne. Der Wahrsager Melampos stiftet Frieden. — 48. Gäa reizt ihre Söhne zum Kampf gegen Dionysos. Die Gigantomachie endet mit dem Siege des Dionysos. Abenteuer des Gottes mit Pallene und Aura. Der dritte Dionysos. Apotheose des Dionysos[1].

Eine eigentliche künstlerische Einheit, d. h. eine Einheit der Handlung, besitzt die Dichtung offenbar nicht; es ist nur die Persönlichkeit des Dionysos, welche die einzelnen Abenteuer lose zusammenhält. Doch ballen sich die breiten Stoffmassen in acht größere Teile, die für sich ziemlich gut gegliedert sind. Auch in Bezug auf diese aber sind die folgenden Bemerkungen des französischen Übersetzers, des Grafen de Marcellus, nicht ganz aus der Luft gegriffen:

„Nein, bei Nonnos sind nicht, wie man gesagt, mehrere Gedichte in ein einziges zusammengedrängt; er hat eine feste Methode, einen wohlerwogenen Plan, den er ohne Verworrenheit entworfen, ohne Unordnung befolgt hat. ... Bevor er den wohltätigen Gott vorführen konnte, mußte er erst zeigen, aus welchem Chaos seine Macht die Welt herauszog. Daher gleich am Anfang der Kampf des Guten mit dem Bösen oder des Zeus mit Typhoeus; dann folgen die Versuche des Kadmos und der Harmonia, welche den Kultus und die Künste Phöniziens und Ägyptens in den Schoß von Griechenland verpflanzen. Nach Zagreus, der in der Verschwörung der Titanen, dem zweiten Ansturm des bösen Prinzips, untergeht, erscheint endlich der große Dionysos, Dionysos der Thebaner, das vom Blitz erzeugte zivilisatorische Genie. Er entschlüpft der Wohnung des Athamas, dem Neide der Here und wächst auf an der Seite Rheas, der allgemeinen Mutter. Dann bändigt der Gott die Ungeheuer, welche die Welt quälen, gewöhnt seinen Leib an die Vorübungen des Kampfes und schafft den Wein, seine friedliche Waffe der Eroberung. Bald sammelt er aus allen Teilen der Welt und aus den Reihen der himmlischen Geschlechter ein ungeheures Heer; er stellt sich an seine Spitze, um Indien zu unterwerfen, auf demselben Weg, den Alexander eingeschlagen. Darauf folgen die Tage am Astakidischen See und in den Engpässen des Libanon, welche für Dionysos die Schlachten am Issus und Granikus bedeuten; langsam folgt man der Verbreitung des Weinstocks in diesem pomphaften Wanderbuch aus dem inneren Golf von Nikomedien bis an die Ufer des Hydaspes quer durch feindliche Hinterhalte, wie durch gastliche Hütten und Paläste. In Indien entfaltet sich der Kampf mit all seinen Peripetien, Wechselfällen, Siegen, Niederlagen, Überraschungen und kriegerischen Künsten. Endlich triumphiert Dionysos und begründet seinen Kult und sein Reich bei den Völkern des indischen Orients. Alsdann kehrt er an die Küsten des Mittelmeers zurück, wo er kein anderes Heer mehr mit sich führt als sein gewöhnliches Gefolge. Er besucht unterwegs Tyrus, das Vaterland seines Ahnen Kadmos, bereichert mit seinen Gaben das glänzende Berytos und die Täler des Libanon; dann zieht er durch Cilicien und Lydien, trägt seinen wohltätigen Einfluß weiter nach Europa, steigt von den Bergen Thraciens und Macedoniens herab nach Theben, wo er einst geboren wurde, und wo seine göttliche Macht sich in der Bestrafung eines ungläubigen Königs offenbart; gleich darauf weiht er Athen in seine Mysterien ein und tröstet zu Naxos eine trauernde Geliebte;

[1] Vgl. Migne, Patr. gr. XLIII 1227—1232.

denn er versteht die Kunst, Tränen zu trocknen und Schmerzen zu lindern. Sodann bekämpft er seine unversöhnliche Feindin Here im Herzen von Argos selbst, dem irdischen Mittelpunkt der Macht der Götterkönigin, bändigt die Riesen von Thracien, d. h. die unfruchtbaren Gebirge, unterwirft Pallene, d. h. den der Kultur widerstrebenden Boden. Nach Phrygien zurückgekehrt, dem Reiche seiner Amme Kybele, von wo er ausgezogen, bezwingt und mildert er daselbst die giftigen Ausdünstungen der Luft und verläßt endlich die Erde, um unter den Scharen der Unsterblichen seinen Thron zu besteigen. Dieses Gesamtbild entbehrt sicherlich nicht der Großartigkeit, nicht des Zusammenhangs."[1]

Mit Rücksicht auf die weite Ausbreitung des Dionysoskultes, seine kulturelle Bedeutung, seinen Zusammenhang mit den berühmtesten Mysterien, mit der dithyrambischen Poesie und mit dem Ursprung des hellenischen Dramas gewinnt dieser poetische Bakchuszug noch ein größeres Interesse. Doch war dem Dichter und seiner Zeit der altklassische Geschmack zu sehr abhanden gekommen, als daß er im Auge gehabt hätte, dem reichen Stoff eine feste, abgerundete Einheit zu geben. Es war ihm weit mehr darum zu tun, gleich Ovid die bunte Fülle antiker Mythen in einen gemeinsamen Rahmen zu bringen und mehr den Zauber der Mannigfaltigkeit wirken zu lassen. Das sagt er selbst in der Anrufung der Musen:

Ἄξατέ μοι νάρθηκα, τινάξατε κύμβαλα, Μοῦσαι,
καὶ παλάμῃ δότε θύρσον ἀειδόμενον Διονύσου·
ἀλλὰ χοροῦ ψαύοντα, Φάρῳ παρὰ γείτονι νήσῳ,
στήσατέ μοι Πρωτῆα πολύτροπον, ὄφρα φανείη,
ποικίλον εἶδος ἔχων, ὅτι ποικίλον ὕμνον ἀράσσω.

Reichet den Narthex mir, o Musen, und schlaget die Cymbeln,
Gebt in die Hand mir den Thyrsos, den herrlichen, des Dionysos,
Lasset, gesellt eurem Chor, auf der Insel nahe bei Pharos
Tanzend den Proteus mich mit seinen Verwandlungen schauen,
Bunt von Gestalt und Gesicht; denn ein buntes Lied will ich singen.

So läßt Nonnos denn der Phantasie ganz ungebunden die Zügel schießen, schweift bei jeder Gelegenheit zu episodischen Sagen ab, malt die einzelnen Scenen so breit wie möglich aus, häuft Gegensätze oder ähnliche Züge, bildet lange Stellen des Homer in übertriebener Weise oder an ungeeignetem Platze nach, spielt willkürlich mit dem Wunderbaren und überbietet seine klassischen und alexandrinischen Vorbilder und oft sich selbst im Übermaß der malerischen Schilderung, des Ausdrucks und der Sprache. Es ist, als ob auf dem indischen Schauplatz auch indische Maßlosigkeit und Phantastik in die hellenische Sage und Dichtung hereingebrochen wären. Der junge Gott Dionysos tanzt schon wie ein Vishnu im Mutterleibe, der Berg Kithairon vergießt Tränen, und der Berg Atlas dreht den Himmel im

[1] I 12—16. Bei Migne, Patr. gr. XLIII 746 747.

Kreise herum. Durch diese Buntheit und Üppigkeit ist die Dichtung mehr zu einem kolossalen künstlichen Schaustück als zu einem von tieferem religiösen und nationalen Gehalt beseelten Epos geworden. Sie macht fast den Eindruck, als hätte hier die antike Mythologie mit ihrem ganzen Vorrat von Homer und Hesiod bis zu den Alexandrinern gänzlichen Ausverkauf halten wollen.

Bei alledem erweist sich Nonnos als einen Dichter, der ebensowohl die Titanenschlacht des Hesiod oder die Kämpfe der homerischen Helden mit einer gewissen Selbständigkeit nachzubilden weiß als die zarte und liebliche Kleinmalerei der Bukoliker und die sentimentalen Versromane der alexandrinischen Erotiker. Er besitzt Feuer und Kraft wie Anmut und Leichtigkeit. Die dichterische Sprache beherrscht er in seltener Fülle und hat sie mit treffenden Neubildungen vermehrt. Auch dem Hexameter hat er gewissermaßen ein neues Kolorit gegeben, indem er ihn streng daktylisch hielt, d. h. nie mehr als einen Spondeus in demselben Versglied (Kolon) duldete und die Hauptcäsur statt nach der Arsis des dritten Fußes, erst nach dem Trochäus desselben eintreten ließ (weibliche oder trochäische Cäsur). Auch anderweitig unterwarf er den Bau des Hexameters strengeren Regeln. So darf z. B. nie ein auslautender Vokal mit dem anlautenden des folgenden Wortes zusammenstoßen, ein kurzer Vokal nicht durch die bloße Kraft der Arsis und Cäsur gelängt werden, die Schlußsilbe eines Verses für gewöhnlich nicht kurz sein. Elisionen sucht er sorgfältig zu meiden. Durch diese Einschränkungen, welche auf dem feinsten Gefühle für Wohllaut beruhen, haben die Verse des Nonnos eine seltene Weichheit und einen melodischen Fluß erlangt, welche sich für die bukolischen und romantischen Episoden seiner Dichtung vorzüglich eignen, wenn auch ihre Gleichförmigkeit auf die Dauer eine gewisse Eintönigkeit herbeiführt.

Überaus merkwürdig wäre es, wenn derselbe Nonnos, der letzte große hellenische Epiker, der noch einmal das Füllhorn des alten Mythos in den einschmeichelnden Versen der „Dionysiaka“ ergoß, der zum Abschied noch einmal den bakchantischen Siegeszug des vielbesungenen Dionysos in aller Prachtentfaltung hellenischer Sprache schilderte, wirklich die religiöse Nichtigkeit des Paganismus eingesehen, sich als betagter Mann oder schon Greis zum Christentum bekehrt und mit der ganzen Fülle seiner Sprachgewandtheit das Evangelium des hl. Johannes in die poetischen Formen des alten Hellas gekleidet hätte, um den schönheitsdurstigen Hellenen den menschgewordenen Logos, sein Leben und seine Lehre, seinen Opfertod und seine glorreiche Auferstehung näher zu bringen. Volle Gewißheit haben wir hierüber nicht; doch spricht eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit dafür. Zum wenigsten ist den „Dionysiaka“ des Nonnos bald die seinen Namen tragende Paraphrase des Johannesevangeliums gefolgt, welche in Versbau, Sprache

und Ausdruck die innigste Verwandtschaft mit Nonnos verrät; die erste christliche Epik in griechischer Sprache fußt also in formeller Hinsicht unmittelbar auf ihm.

Μεταβολὴ τοῦ κατὰ Ἰωάννην ἁγίου εὐαγγελίου: „Umschreibung des heiligen Evangeliums nach Johannes" lautet der Titel. Das Gedicht schließt sich eng an den Evangelisten an. Vers für Vers wird beibehalten und in griechische Hexameter umgegossen.

> *Ἄχρονος ἦν, ἀκίχητος, ἐν ἀῤῥήτῳ Λόγος ἀρχῇ,*
> *Ἰσοφυὴς Γενετῆρος ὁμήλικος, Υἱὸς ἀμήτωρ,*
> *Καὶ Λόγος αὐτοφύτοιο Θεοῦ, φῶς, ἐκ φάεος φῶς.*
> *Πατρὸς ἔην ἀμέριστος, ἀτρέμονι σύνθρονος ἕδρῃ·*
> *Καὶ Θεὸς ὑψιγένεθλος ἔην Λόγος. Οὗτος ἀπ' ἀρχῆς*
> *Ἀενάῳ συνέλαμπε Θεῷ τεχνήμονι κόσμου*
> *Πρεσβύτερος κόσμοιο. Καὶ ἔπλετο πάντα δι' αὐτοῦ,*
> *Ἄπνοα καὶ πνείοντα· καὶ ἐργοπόνου δίχα Μύθου*
> *Οὐδὲν ἔφυ τόπερ ἔσκε.*

Zweck der Paraphrase ist nicht, den Sinn des Evangeliums dem Verständnis näher zu bringen, schwierige Gedanken und Verbindungen zu erläutern. Sie ist mehr eine Umschreibung der Worte als der Gedanken. Oft begnügt sich Nonnos einfach, den Text metrisch zu gestalten und durch schmückende Beiwörter und Appositionen leicht zu erweitern. So lautet z. B. Jo 15, 1 2: „Ich bin für die erneuerte Welt der Weinstock des Lebens, mein Vater aber ist der Winzer. Die schönlaubige Ranke, welche nicht vermochte, Trauben hervorzubringen, wird er abschneiden. Diejenige aber, welche geziert ist mit dunkelfarbiger Frucht, die weiß mein Vater, der lebenspendende Ackersmann, zu reinigen von dem zu früh hervorgesproßten Laub, damit sie mehr Frucht bringe." Anderswo wird nur der einfache Ausdruck des Evangeliums in dichterische Sprache umgesetzt; z. B. „statt am dritten Tage" (2, 1) sagt der Dichter: „Als die dritte bräutliche Morgenröte die Felszacken mit Purpur bemalte." Manchmal werden naheliegende Gedanken in die Erzählung eingefügt; so schlägt (1, 50) Nathanael vor seiner Antwort sich vor Verwunderung vor die Stirn; 12, 31 schwingen die Juden die abgeschnittenen Palmzweige dem Heiland entgegen; da man dem Herrn am Kreuze Essig reicht (19, 29), fügt der Dichter bei: „und das also war die Vergeltung für den honigsüßen Schnee des himmlischen Brotes" (Manna); an 18, 28 knüpft sich ein Ausruf über die Scheinheiligkeit der Juden. Mitunter bietet ein einzelnes Wort des Evangeliums Anlaß zu einer breiteren Amplifikation: so wird zu 18, 1 der Bach Cedron, V. 3 der Zug der Häscher, V. 19 das Äußere des Kaiphas während seiner Antwort genauer beschrieben. Der einzige Vers 11, 44 wird in vollen 22 Hexametern ausgeführt, welche die Auferstehung des Lazarus in groß-

artigster, ergreifendster Weise zur Darstellung bringen. An andern Stellen sind dagegen Versteile[1] oder ganze Verse[2] weggelassen.

Trotz der strengen Regeln, mit welchen Nonnos die Freiheit des Hexameters einschränkte, fließen seine Verse überaus leicht und wohlklingend dahin, und so hat der Dichter der Paraphrase das nicht geringe Verdienst, die Gedanken des erhabensten der vier Evangelisten mit der reichsten Pracht einer Dichtersprache umkleidet zu haben, welche zu jener Zeit unzweifelhaft das Entzücken der gebildeten Kreise war. Sie verrät nicht nur den ausgezeichnetsten Verskünstler jener Zeit, sondern einen Dichter, der seine Sprachgewandtheit und sein Formtalent in tiefer Ehrfurcht und Frömmigkeit dem heiligen Texte unterordnete und sie so in den Dienst des „Königs" stellte, wie er gewöhnlich den Heiland nennt. Durch diesen treuen Anschluß an den evangelischen Text, die maß- und geschmackvolle Erweiterung desselben, die herrliche Sprache und die melodische Schönheit des Verses ragt diese älteste griechische Evangeliendichtung weit über die ihr folgenden lateinischen, auch über manche der späteren Messiaden hervor.

Die Verstechnik wie die Epik des Nonnos fand zahlreiche Nachahmer und machte gewissermaßen Schule. Von Tryphiodoros, ebenfalls einem Ägypter, führt Suidas vier Dichtungen an[3], von welchen sich indes nur das unbedeutende Epyllion „Die Eroberung von Troja" erhalten hat. Von Kolluthos aus Lykopolis in der ägyptischen Thebais ist ebenfalls nur ein Epyllion „Der Raub Helenas" (in 400 Versen) vorhanden; seine übrigen Werke[4] sind verloren. Hohen Ruf als Epiker genoß Kyros, gleich Nonnos aus Panopolis, im Jahre 441 Konsul, später Bischof von Kotyaion, so daß man ihn sogar als einen Sohn Kalliopes und Milchbruder Homers feierte; doch kennt man von ihm nur ein paar Verse in der Anthologie. Claudian, wahrscheinlich identisch mit dem lateinischen Dichter Claudius Claudianus, schrieb die Stadtgeschichte *(τὰ πάτρια)* von Tarsos, Anazarba, Berytos und Nikäa in Versen; erhalten sind von ihm nur einige Epigramme (in der Anthologie) und siebzig schöngebaute und wirklich erhabene Verse einer Gigantomachie. Ein schönes Gedicht auf Christus (Anthologie XIII 615) läßt annehmen, daß er später Christ geworden[5].

Bekannter als diese Dichter wurde Musaios, über dessen Lebenszeit die Vermutungen früher um 1000 Jahre auseinandergingen. Stil und

---

[1] So fehlt 1, 30: *ὅτι πρῶτός μου ἦν;* 14, 26: *ὃ πέμψει ὁ πατὴρ ἐν τῷ ὀνόματί μου;* vgl. 1, 12; 11, 33 rc.

[2] 4, 41 42; 6, 41—55; 8, 38 haben alle Codices eine Lücke.

[3] *Μαραθωνιακά, Ἰλίου ἅλωσις, Τὰ κατὰ Ἱπποδάμειαν, Ὀδύσσεια λειπογράμματος.*

[4] *Καλυδωνιακά, Περσικά, Ἐγκώμια.*

[5] Herausgeg. von A. Ludwich, Leipzig 1897; Th. Birt (Monum. Germ. Auctores antiquissimi X), Berlin 1892, 415—422.

Metrum machen es indes ziemlich sicher, daß er der Schule des Nonnos beizuzählen, andere Momente deuten darauf hin, daß er gleich diesem zum Christentum übergetreten ist. Seinen Ruhm dankt er dem Epyllion „Hero und Leander", das in seinen 340 Versen zwar nicht die volle Strenge der altklassischen Form besitzt, aber eine bezaubernde Anmut der Darstellung und Sprache entfaltet[1]. Nicht mit Unrecht hat man es „die letzte Rose im dahinwelkenden Garten der griechischen Poesie" genannt. Das Schönste daran, die Sage, hat er freilich nicht selbst erfunden, aber sie echt dichterisch zu gestalten verstanden. Der ergreifende Schluß lautet:

Nacht war's, wenn sich zumeist dumpfbrausende Wetterorkane,
Schauriges Wintergestürm herschleudernde Wetterorkane,
Zu dem Gestade des Meeres in tummelnden Scharen heranziehn.
Aber Leandros, im hoffenden Wahn der gewohnten Vermählung,
Trieb daher auf dem Rücken der lautaufbrüllenden Meerflut.
Schon an die Wog' antürmet die Woge sich, Brandungen schäumen,
Äther vermengt mit dem Grund sich, es wacht ringsum das Getös auf
Wildankämpfender Stürm', auf Zephyros brauset nun Euros,
Und es entbeut auch Notos dem Boreas furchtbare Drohung,
Und es ertost ohn' Ende die wildherdonnernde Salzflut.
Aber aus strudelnden Wirbeln erhob der duldende Jüngling
Oft sein brünstiges Flehn zur Göttin der Flut, Aphrodite,
Oftmals auch zu ihm selber, dem Meerobwalter Poseidon,
Ließ auch den Boreas nicht ungemahnet der attischen Jungfrau.
Aber es half ihm keiner, denn nicht wehrt Eros den Moiren.
Rings nun gepeitscht von der schwellenden Flut unbezwinglichem Andrang,
Trieb er daher. Schon löste der Füß' anstrebende Kraft sich,
Und es erschlafften die Sehnen der nie ausruhenden Arme,
Ihm in den Mund von selber ergoß sich ein reichlicher Meerschwall,
Und unerquicklichen Trunk des brandenden Salzes verschluckt' er.
Jetzt auch löschte die trügende Lampe ein feindlicher Windstoß,
Löschete Leben und Liebe dem jammervollen Leandros.

Schlaflos spähet indes, und des immer noch weilenden Jünglings
Harret die Braut, durchschauert von oft aufstöhnender Bangnis.
Eos dämmert empor, und es sah nicht den Bräutigam Hero.
Rings nun schweifet ihr Blick auf des Meers unermeßlichem Rücken,
Ob auf der Flut sie gewahre des irrenden Lagergenossen,
Welchem die Lampe verlosch, und sobald sie zu Füßen des Turmes
An dem Gezacke der Klippen zerschmettert den toten Gemahl schaut,
Da, von der Brust wegreißend den künstlich gewobenen Leibrock,
Schwingt sie mit Macht sich, vornübergebeugt, von der ragenden Turmhöh'.
Über des Gatten entseelter Gestalt erblaßte auch Hero,
Und die Liebe vereint sie auch noch in dem letzten Verderben[2].

---

[1] Ausgaben von Fr. Passow, Leipzig 1810; Dilthey, Bonn 1874. — Schwabe, De Musaeo Nonni imitatore, Tubing. 1876.

[2] Übersetzt von Fr. Passow.

Auch eine Dichterin hat diese Übergangszeit aufzuweisen. Es ist Athenaïs, die um ihrer Schönheit wie um ihrer Geistesbildung hochgefeierte Tochter des Philosophen Leontios[1]. Mutmaßlich um den Anfang des 5. Jahrhunderts geboren und im Heidentum auferzogen, nach des Vaters Tod von habgierigen Brüdern um ihr Erbteil bedroht, suchte sie Hilfe und Schutz bei der jugendlichen Kaiserin Pulcheria, welche damals das Steuer des oströmischen Reiches führte, und fand bei ihr nicht nur den gewünschten Schutz, sondern ward von ihr zur Gemahlin ihres Bruders, des Kaisers Theodosius II., auserseheu. Nachdem sie die nötige Vorbereitung erhalten, empfing sie die heilige Taufe, wobei Pulcheria selbst ihre Patin ward und Athenaïs ihren bisherigen Namen mit dem fürstlichen Eudokia vertauschte. Als Älia Eudokia wurde sie am 7. Juni 421 durch den Patriarchen Attikus dem Kaiser angetraut; sechzehn Jahre später ward ihre Tochter Eudoxia mit dem weströmischen Kaiser Valentian III. ebenfalls in Konstantinopel vermählt. Die Trennung von ihrem geliebten Kinde trübte indes von da an ihr Familienglück. Auf den Rat der hl. Melania der Jüngeren suchte sie 438 Trost in der Wallfahrt nach Jerusalem, wo sie ein volles Jahr verweilte. Nach ihrer Rückkehr störten wahrscheinlich unbegründete Eifersucht des Theodosius und Palastintrigen das bisherige gute Einvernehmen der kaiserlichen Gatten. Eudokia fiel bei Theodosius in vollständige Ungnade und sah sich genötigt, zwischen den Jahren 441—444 vom Hofe sich zurückzuziehen. Sie wählte zu ihrem Aufenthalt abermals Jerusalem, wo sie, mit allem äußeren Prunk einer Kaiserin umgeben, den Rest ihrer Tage verlebte. Während der monophysitischen Wirren daselbst ließ sie sich zeitweilig von den Führern der neuen Häresie umgarnen, unterwarf sich aber 456 den Dekreten des Konzils von Chalcedon und starb (etwa um 460) im Schoß der katholischen Kirche. Ihren Reichtum verwandte sie in freigebigster Weise auf Werke der Frömmigkeit und Wohltätigkeit. Sie ließ die Mauern der Stadt wiederherstellen, stiftete Klöster und Hospize und erbaute in der Nähe der Stadt eine herrliche Kirche zu Ehren des hl. Stephanus. Seit Helena hatte niemand so viel für die Stadt getan. Ihre Mußestunden wandte die feingebildete Kaiserin der Poesie zu.

Nach dem Vorbild des Nonnos verfaßte Eudokia poetische Paraphrasen in Hexametern zum Oktoteuch (d. h. zu den fünf Büchern Moses, den Büchern Josua, Richter und Ruth) sowie zu den Propheten Zacharias und Daniel. Dieselben sind nicht erhalten. Photius, der sie noch gelesen, erklärt sie für bewundernswürdig, nicht nur weil eine Frau, und zwar eine im kaiserlichen Glanze schwelgende, dieselben verfaßt, sondern auch an

[1] F. Gregorovius, Athenaïs. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin[3], Leipzig 1882. — Wiegand, Eudoxia, Worms 1870.

sich, als eine ganz hervorragende Leistung im epischen Metrum. Als einzige Schwäche derselben in künstlerischer Hinsicht bezeichnet er den Umstand, daß die Dichterin, auf poetische Freiheit völlig verzichtend, sich zu eng an den biblischen Text anschließt, kaum etwas verkürzt oder verlängert, noch weniger den jugendlichen Leser durch selbständige Erfindungen und Digressionen zu ergötzen wagt. Wie er bemerkt, rechneten ihr dies andere zum Lobe an[1].

In ähnlicher Weise bearbeitete Eudokia in drei Büchern die Legende des Magiers Cyprian und der Märtyrin Justina, welche als Vorläuferin der Theophiluslegende und Faustsage wie durch Calderons „Wundertätigen Magier" hohe Bedeutung für die ganze Weltliteratur erlangt hat. Dieselbe lag ihr in der Prosafassung der sog. Confessio Cypriani vor: sie verstieg sich auch hier nicht zu einer völlig selbständigen Behandlung, sondern begnügte sich, dieselbe in Hexameter umzugießen. Von dieser Dichtung ist noch ein größerer Torso vorhanden, aber Anfang und Schluß fehlen. Von dem Ganzen liegt aber noch ein ziemlich reichhaltiger Auszug des Photius vor[2].

Danach begann das erste Buch mit der Geschichte der heiligen Märtyrin Justina, welche, zum Christentum bekehrt, auch ihre Eltern für dasselbe gewinnt. Ein Jüngling, von ihrer Schönheit bezaubert, versucht umsonst, ihre Liebe zu gewinnen, und wendet sich nun an den in allen magischen Künsten erfahrenen Cyprian. Dieser bietet alle diabolischen Mittel auf, um die keusche Maid ins Wanken zu bringen, aber umsonst. Das Kreuzeszeichen vereitelt allen Teufelsspuk. Cyprian bricht deshalb mit den Dämonen, wirft alle seine magischen Bücher ins Feuer, läßt sich im Christentum unterrichten, empfängt die heilige Taufe und die niederen Weihen, wirkt Wunder, treibt Teufel aus und wird schließlich auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben[3].

Die Confessio und nach ihr auch das Gedicht der Eudokia ist nicht gut angelegt. Denn das zweite Buch wiederholt einen guten Teil des bereits Erzählten. Nur wird Cyprian hier redend eingeführt und entwirft an seinen eigenen Lebensschicksalen ein eingehendes Bild von dem gesamten Götzenaberglauben und dem Dämonismus der antiken Welt.

---

[1] Photius, Bibliotheca, cod. 183 (Migne, Patr. gr. CIII 535—538).

[2] Die Fragmente der Eudokia herausgeg. von A. Ludwich, Leipzig 1897. — Der Auszug des Photius (Cod. 184) bei Migne a. a. O. CIII 537—542. — Vgl. Th. Zahn, Cyprian von Antiochien und die deutsche Faustsage, Erlangen 1882.

[3] Dies beruht auf einer Verwechslung des Märtyrers Cyprian von Antiochien mit dem hl. Cyprian von Karthago, welche sich schon in einer Lobrede des hl. Gregor von Nazianz auf den letzteren findet und dann in die Schriften des Prudentius und anderer überging.

Bekenner Christi, die ihr treu und warm
Im Herzen hegt den vielgepries'nen Heiland,
Seht meiner Tränen frischen Strom, und dann
Vernehmt, aus welchem Quell mein Kummer stammt.
Und ihr, die noch der finstre Wahn umstrickt
Der Götzenbilder, merkt auf das, was ich
Von ihrem Lug und Trug erzählen werde.
Denn nimmer hat ein Mensch gelebt, der so
Wie ich den falschen Göttern war ergeben
Und der Dämonen Art so gründlich kannte.

Ja, Cyprianus bin ich, den als Kind
Die Eltern dem Apollo dargebracht.
Es war des zarten Säuglings Wiegenlied
Gelärm der Orgien, wenn man das Fest
Des grausen Drachen feiert'. Siebenjährig
Ward ich geweiht dem Sonnengotte Mithras.
Ich wohnt' in der erhab'nen Stadt Athen
Und ward ihr Bürger auch. Denn so gefiel's
Den Eltern. Als ich zehn der Jahre zählte,
Hab' ich Demeters Fackeln angezündet
Und mich versenkt in Koras Totenklage.
Ich hegt' der Pallas Schlange auf der Burg
Als Tempelknabe.

Dann zum Waldgebirg
Olympos stieg ich auf, wo Toren sich
Den lichten Wohnsitz sel'ger Götter denken.
Die Horen sah ich und den Schwarm der Winde,
Der Tage Chor, die phantasiebeflügelt
Mit Gaukelbildern durch das Leben ziehn.
Ich sah Gewühl von Geistern kampfentbrannt,
Und Hinterhalte voller List; von Spott
Und Lachen berstend die, und jene ganz
Von Schreck erstarrt. Die Reihen sah ich all'
Der Göttinnen und Götter. Denn wohl vierzig
Und noch mehr Tage hab' ich dort verweilt.
Es war mein Mahl, wenn Helios niedersank,
Der dichtbelaubten Wipfel Frucht. Wie
Als wären sie aus hoher Königsburg
Entsandt, durchziehn die Luft die Geisterboten,
Um dann zur Welt hinabzusteigen, wo
Die Menschheit sie mit tausend Übeln plagen.

Ich zählte fünfzehn Jahr' und kannte schon
Die Wirkenskraft der Götter und der Geister,
Denn mich belehrten sieben Oberpriester.
Der Eltern Wille war, daß ich gewänne
Von allem Wissenschaft, was ist auf Erden,
Im Reich der Lüfte und im tiefen Meer.

Ich hab' durchforscht, was in der Menschenbrust
Verderben brütet, was im Kraute gärt,
Im Saft der Blumen, was um müde Leiber
Als Siechtum schleicht, und was die bunte Schlange,
Der Fürst der Welt, voll arger List ersinnt,
Um Gottes ew'gen Ratschluß zu bestreiten.

Ins schöne Land von Argos zog ich hin,
Das rossenährende. Das Fest der Eos,
Der weißgewand'gen Gattin des Tithonos,
Beging man grad, und dort ward ich ihr Priester.
Ich lernte kennen, was geschwisterlich
Die Luft und dieses Poles Rund durchzieht,
Was Wasser macht der Ackerflut verwandt,
Und was die Himmel trübt als Regenschauer [1].

Weiter geht die Wanderung dann nach Elis und Sparta, nach Phrygien, Ägypten, Chaldäa und Persien, um allen Zauberspuk dieser Völker zu ergründen. Alle bösen Geister, den Teufel selbst lernt Cyprian kennen. Die Schilderung ist von hoher poetischer Schönheit.

Ich sah den Dämon selbst von Angesicht,
Nachdem ich ihn mit Opfern mir gewonnen;
Ich sprach zu ihm, und er erwidert' mir
Mit Schmeichelworten. Meine Jugendschöne
Und mein Geschick zu seinen Werken rühmend,
Verhieß er mir die Herrschaft dieser Welt
Und gab mir Macht, den Geistern zu gebieten.
Er grüßte mich mit meinem Namen, als
Ich schied, und staunend sahn es seine Großen.
Sein Antlitz gleicht der Blume reinen Goldes;
Er trägt ein Diadem von Funkelsteinen
Und flammendes Gewand. Die Erde bebt,
Wenn er sich rührt. In dichten Reih'n umstehn
Speerträger seinen Thron, den Blick gesenkt.
So dünkt er sich ein Gott, so äfft er nach
Des Ew'gen Werke, den er frech bestreitet.
Doch machtlos schafft er nicht'ge Schemen nur;
Denn der Dämonen Wesenheit ist Schein.

Dieser lügnerische und trügerische Charakter des Dämonischen wird noch des weiteren geschildert. Dann kommt Cyprian endlich auf das eigentliche Abenteuer der Legende.

Ich zog vom Land der Perser fort und kam
Nach Antiochia, der großen Stadt

[1] Übersetzt von Gregorovius, Athenaïs 267 ff.

Der Syrer; hier verübt' ich Wunders viel
Von Zauberei und höllischer Magie.
Ein Jüngling sucht' mich auf, Aglaïdas,
Von Lieb' entbrannt, und mit ihm viel Gefährten.
Ein Mädchen war's, Justina ist ihr Name,
Für das er glüht', und meine Knie umschlingend
Beschwor er mich, in seine Arme sie
Durch Zauberkunst zu ziehn. Und da zuerst
Ward mir des Dämons Ohnmacht offenbar.
Denn so viel Geisterscharen er beherrscht,
So viel entsandt er wider jene Jungfrau,
Und alle kehrten sie beschämt zurück.
Auch mich, Aglaïdas' Beförd'rer, machte
Justinas fromme Glaubenskraft zu Schanden;
Sie zeigte mir, wie eitel meine Kunst.
Manch schlummerlose Nacht durchwacht' ich da
Und quälte mich mit Zauberei ab.
Zehn Wochen lang bestürmt' der Fürst der Geister
Das Herz der Jungfrau. Eros hatte, ach!
Nicht den Aglaïdas allein verwundet,
Auch mich ergriff der Liebe Raserei.

Vergeblich wendet Cyprian andere diabolische Kunststücke an; vergeblich bringt er durch Unglücksfälle die Eltern Justinas an den Bettelstab; vergeblich sucht er das ganze Volk mit einer Pest heim. Erbittert wirft er endlich dem Dämon seine Ohnmacht vor; dieser droht ihn zu erwürgen, aber auch Cyprian scheucht ihn jetzt mit dem Zeichen des Kreuzes fort und wendet sich um Hilfe an die christliche Gemeinde.

Hier bricht das Fragment der Eudokia ab. Nach dem Auszug des Photius wird noch weiter erzählt, wie Cyprian von dem milden Priester Eusebius aufgenommen wird, der Zauberei entsagt und sich bekehrt, auch Aglaïdas seine Güter an die Armen verteilt und Christ wird.

Das dritte Buch behandelte das Martyrium Cyprians und Justinas.

Es verdient sicher Beachtung, daß eine so feingebildete Griechin wie Eudokia, welche den zeitgenössischen Hellenismus von Grund aus kannte, die Götter und Mysterien Griechenlands so unbedenklich in dieses düstere Nachtgemälde des heidnischen Zauberglaubens hineingezogen und gewissermaßen das Heidentum selbst ebenso unnachsichtlich entlarvt hat als einer der christlichen Apologeten. Aber ungleich schöner und rührender ist die Huldigung, welche die einstige Verehrerin Athenes und Aphrodites, die Kaiserin von Byzanz und die Kaiserinmutter von Rom, in dieser frommen Legendendichtung der Macht des Kreuzes, der siegreichen Jungfräulichkeit und dem christlichen Martyrium darbringt.

Sechstes Kapitel.

Die Anfänge der christlich-lateinischen Literatur.

Wie der hl. Paulus in griechischer Sprache an die Römer schrieb, der hl. Markus in derselben Sprache sein zunächst für die Römer bestimmtes Evangelium verfaßte, der hl. Polykarp auf griechisch in Rom predigte, die ersten römischen Päpste, wie der hl. Klemens, und die ältesten römischen Kirchenschriftsteller griechisch schrieben, so ist das Griechische bis an die Wende des dritten zum vierten Jahrhundert die liturgische und kirchliche Sprache Roms geblieben. Deutlich weisen dies die Inschriften der Papstgräber aus[1]. Der hl. Hieronymus kannte nur zwei christliche Schriftsteller, die vor Tertullian lateinisch schrieben. In vielen Teilen Italiens aber, in Gallien, Spanien und Afrika mußte das Evangelium gleich von den ältesten Zeiten an auch in lateinischer Sprache gepredigt werden. Die beständige Anwendung des Bibelwortes bei der christlichen Predigt heischte auch bald eine Übersetzung der beiden Testamente, und so entstand schon früh im zweiten Jahrhundert die sog. „Itala“, das älteste christliche Denkmal in lateinischer Sprache[2]. Genau läßt sich die Zeit und Weise ihrer Abfassung nicht bestimmen, aber Tertullian fand sie gegen Ende des Jahrhunderts schon in allgemeinem Gebrauch. Durch mannigfache Eigentümlichkeiten der Volkssprache, Gräzismen und Hebraismen weicht die Sprache dieser Übersetzung stark vom klassischen Latein ab.

Als unmittelbares Gotteswort, Quelle der Offenbarung, Grundlage der gesamten neuen Weltanschauung drängte die Bibel für die nächsten Jahrhunderte wie im Orient so auch im Occident alle übrigen Studien

---

[1] L'uso costante della lingua greca in quegli epitaffi (dei romani pontefici) è prova manifesta, che greco fu il linguaggio ecclesiastico della chiesa romana nel secolo terzo. . . . Circa la fine del secolo terzo, o volgendo il quarto, la greca lingua ecclesiastica cedette in Roma il luogo alla latina (G. B. De Rossi, Roma Sotterranea II, Roma 1867, 236 f). — Über andere griechische Inschriften in Rom vgl. G. B. De Rossi, Inscriptiones christianae II, Roma 1888, xxvi f; Batiffol, Anciennes littératures chrét. 114 f.

[2] R. Cornely, Introductio generalis I, Paris. 1885, 358 f; ed. 2, Paris. 1894, 376 f. — Verzeichnis der Handschriften und der neueren Arbeiten von Rönsch, Ziegler, Ranke, Wölfflin, Berger, Wordsworth, Belsheim in Nov. Testamentum graece, ed. Tischendorf. Ed. VIII. Bd III. Prolegomena scripsit C. R. Gregory (948—971). — Ältere Literatur über die „Itala“ bei Sabatier, Bibliorum S. Latinae versiones antiquae, 3 Bde, Remis 1739—1749; Bianchini, Evangeliarium quadruplex, Romae 1749 (abgedruckt bei Migne, Patr. lat. XII 9 f). — Über die Bezeichnung „Itala“ vgl. Wölfflin (Sitzungsberichte der königl. bayr. Akademie der Wissensch., Philos.-histor. Klasse II, München 1893, 256) und F. C. Burkitt (The Old Latin and the Itala, Cambridge 1897).

und Literaturinteressen zurück. Das ganze Denken, Leben, Fühlen und Sprechen mußte sich erst umgestalten, ehe sich auf dieser Grundlage eine neue Literatur entwickeln konnte. Eine solche hat darum erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts aufzublühen begonnen, und zwar in Nordafrika, wo, wie alle Umstände andeuten, die älteste lateinische Bibelübersetzung entstanden ist [1]. Die erste und dringendste Aufgabe, welche an die christlichen Schriftsteller herantrat, war es, ihre verfolgte Religion gegen die Verleumdungen und ungerechten Anschuldigungen der Heiden zu verteidigen.

In wahrhaft klassischer Form entledigte sich dieser Aufgabe Marcus Minucius Felix, nach dem Zeugnis des hl. Hieronymus und des Lactantius ein ausgezeichneter Advokat in Rom, der erst in späteren Jahren „aus tiefer Finsternis zu dem Lichte der Weisheit und Wahrheit" empordrang. Zu seinen Freunden zählte er Octavius Januarius, der, gleich ihm Sachwalter, noch vor ihm zum Christentum übertrat, aber gewöhnlich in Afrika lebte, und Cäcilius Natalis, der, noch Heide, aus Cirta in Numidien (Konstantine) gebürtig war, aber in Rom lebte. Diese zwei Freunde und sich selbst wählte er zu Personen eines Dialogs, den er mutmaßlich schon in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts schrieb, der für die gebildeten Heiden jener Zeit berechnet ist und durch Schönheit und Formvollendung den Leistungen der besten damaligen Profanschriftsteller gleichkommt. Der Dialog führt den Titel „Octavius" [2].

Die drei Freunde machen einen Ausflug bei Ostia, der folgendermaßen geschildert wird:

„Die Herbstferien waren angebrochen und hatten uns Rast von den gerichtlichen Sorgen verschafft. Denn um diese Zeit trat nach den heißen Sommertagen bereits ein angenehm gemäßigtes Herbstwetter ein. So spazierten wir denn schon in aller Frühe am Meeresstrand, ein sanft fächelnder Wind erquickte die Glieder, der weiche Sand gab sehr angenehm jedem Schritte nach — da erblickte Cäcilius eine Statue

---

[1] Überreste der „Itala" haben sich in den beweglichen Teilen der Messe (Introitus, Graduale, Offertorium, Kommunion) sowie in Antiphonen und Responsorien bis heute in der kirchlichen Liturgie erhalten, während die Episteln und Evangelien nach und nach der Vulgata entnommen wurden. In die Vulgata selbst ist die Übersetzung der Psalmen und der deuterokanonischen Bücher aus der „Itala" herübergenommen. Ältere Sammlung der Fragmente von Sabatier. Die Funde haben sich inzwischen sehr vermehrt, und die Münchener Akademie bereitet eine neue Ausgabe vor.

[2] Ausgaben von F. Balduin, Heidelberg 1560; C. de Muralt, Zürich 1836; Lübkert, Leipzig 1836; Migne, Patr. lat. III 239 ff; F. Oehler, Leipzig 1847; A. Holden, Cambridge 1853; C. Halm (Wien 1867; Corpus script. eccl. lat. II); H. Hurter, Innsbruck 1871; J. J. Cornelissen, Leiden 1882; F. Léonard, Namur 1883; E. Bährens, Leipzig 1886. — Übersetzungen von J. G. Rußwurm, Hamburg 1824; Lübkert, Leipzig 1836; A. Bieringer, Kempten 1871; B. Dombart, Erlangen 1875, [2]1881; H. Hagen, Bern 1890.

des Serapis und warf ihr nach Sitte des abergläubischen Volkes ein Kußhändchen zu. Da sagte Octavius: ‚Das ist nicht schön und recht, Bruder Marcus, daß du einen Mann, der im häuslichen wie öffentlichen Leben dir so nahe steht, in dieser Blindheit des ungebildeten Volkes verharren, ja ihn bei hellem Tage an Steinen anstoßen lässest, allerdings behauenen und gesalbten und bekränzten; du weißt doch, daß die Schmach dieses Irrtums nicht weniger dich als ihn trifft.‘ Unter dieser Rede hatten wir schon die Hälfte der Stadt durchschritten und befanden uns am offenen Strand. Dort rieselten sanfte Wellen über den äußersten Sand dahin, wie um ihn zum Wege zu glätten. Und wie das Meer auch bei ruhigem Wetter immer ruhelos ist, so wogte es, zwar nicht in schäumender Brandung, ans Land daher, aber doch in ansehnlichen, gekräuselten Wellen.

„Da streiften wir herum und ergötzten uns sehr, indem wir hart an der Grenze des Meeres einherschritten, das abwechselnd heranwogend unsere Füße umspielte und dann wieder zurückweichend, seine Fluten in sich selbst verschlang. Langsam und ruhig gingen wir am Saume des sanft geschweiften Gestades umher und kürzten uns den Weg mit Geschichten.“

Cäcilius redet aber nicht mehr mit, sondern geht schweigend und schmollend neben den andern her. Darüber befragt, gesteht er, daß er sich durch die Äußerung des Octavius sehr gekränkt fühle. Er schlägt eine einläßliche Disputation vor und wählt Marcus zum Schiedsrichter zwischen sich und Octavius. Sie setzen sich nun am Meeresstrande, Marcus in der Mitte.

Cäcilius eröffnet seinen Angriff mit der Erklärung, daß er als Skeptiker an der sichern Erkenntnis des Wahren wie an einer göttlichen Weltregierung verzweifle (das war damals die Philosophie der meisten sog. „Gebildeten“, wie so oft in späteren Zeiten), daß man aber um so mehr an dem Glauben der Väter festhalten müsse, denen Rom seine Größe danke; dagegen frevelten aber die Christen durch ihre aller Vernunft und Sittlichkeit spottenden Lehren: Verehrung eines Eselskopfes, thyestische Mahlzeiten, ruchloseste Blutschande und Atheismus. Denn der aufgeklärte Skeptiker glaubt an allen Unsinn, den man verleumderischerweise gegen die Christen ausgestreut. In fast doppelt so langer Rede übt Octavius zuerst eine vernichtende Kritik an der heidnischen Vielgötterei und widerlegt dann, Schritt für Schritt, die falschen Anklagen wider die Christen. Mit Freuden erklärt sich Cäcilius für besiegt. „Darauf gingen wir froh und heiter von dannen: Cäcilius, weil er zum Glauben gelangt; Octavius freute sich, weil er gesiegt; ich, weil jener glaubte und dieser gesiegt.“

Als Vorbild hatte sich Minucius Felix die Schrift des Cicero De natura Deorum gewählt, worin der römische Popularphilosoph der christlichen Weltanschauung stellenweise näher kommt als die meisten Weisen des heidnischen Altertums[1]. In Schönheit der Anlage, Abrundung der Form

---

[1] Über Anklänge an Vergil und andere Klassiker vgl. H. Boenig, Minucii Felicis Octavius, Edit. Teubner, Leipzig 1903.

und Reinheit der Sprache ist das Vorbild so ziemlich erreicht, so daß manche diese Apologie für die schönste des christlichen Altertums halten. Sie besitzt alle Anmut eines klassischen Meisterwerks und dazu die christliche Idealität und Wahrheit. Es war hier in trefflicher Weise der Weg gewiesen, auf welchem christliche Philosophie und Theologie sich mit der altklassischen Form organisch verbinden und eine klassisch-christliche Literatur anbahnen konnten.

Allein Männer von der hohen Bildung und dem feinen künstlerischen Geschmack des Minucius Felix waren selbst unter den Heiden des damaligen Rom so dünn gesät, daß man ihn fast als eine Ausnahme betrachten kann. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß ein enger Anschluß an den Ciceronianismus in der eigentlichen Theologie, in der Behandlung der heiligen Schriften auf fast unübersteigliche Schwierigkeiten gestoßen wäre, und daß er bei strengerer oder weniger strenger Durchführung fast notwendig eine gewisse Steifheit, Eintönigkeit und Manieriertheit hätte herbeiführen müssen, wie bei den späteren Humanisten. Die römische Welt schloß indes längst zu bunte Elemente ein, um ciceronianische Sprache und Stil in ihrer Reinheit zu pflegen. Die meisten Schriftsteller standen unter dem Einfluß auch anderer Autoren, der griechischen Literatur und des Verkehrs mit Semiten und Germanen. Die meisten nahmen viel von der freieren Volkssprache in sich auf und achteten nur darauf, sich ihren Lesern möglichst verständlich zu machen[1]. Stilisten und Grammatiker mögen dies bedauern, der eigentlichen Geistesbildung hat es eher gefrommt als geschadet.

---

[1] Ipsa latinitas quotidie mutatur et regione et tempore, sagt der hl. Hieronymus (Ad Gal. prol. 2). Konflikte mit der Grammatik waren darum fast unausweichlich. Melius est, ut grammaticos offendamus, quam legentibus scrupulum aliquem in veritatis explanatione ponamus (Rufinus in der Übersetzung von: Origenes, In Cant. cant.; Migne, Patr. lat. XIII 151). — Am resolutesten kündigte der hl. Augustin den Grammatikern den Gehorsam auf: Quid ad nos, quid grammatici velint? Melius in barbarismo nostro vos intellegitis quam in nostra *dis*ertitudine vos *de*serti eritis (In Psalm. 36 serm. 3, n. 6; Migne a. a. O. XXXVI 386). Melius est, reprehendant nos grammatici, quam non intellegant populi (In Psalm. 138, n. 20; Migne a. a. O. XXXVII 1796). Salvator. Hoc est enim latino Iesus. Nec quaerant grammatici, quam sit latinum, sed christiani, quam verum. „Salus" enim latinum nomen est, „salvare" et „salvator" non fuerunt haec latina, antequam veniret salvator: quando ad latinos venit, et haec latina fecit (Sermo 299, n. 6; Migne a. a. O. XXXVIII 1371). Plerumque loquendi consuetudo vulgaris utilior est significandis rebus, quam integritas literata. Mallem quippe cum barbarismo dici: non est absconditum a te *ossum* meum, quam ut ideo esset minus apertum, quia magis latinum est (De civ. Dei III 3, 7). — Vgl. K. Sittl, Die lokalen Verschiedenheiten der lateinischen Sprache, Erlangen 1882. — G. Koffmanne, Geschichte des Kirchenlateins, Breslau 1879.

Der früheste, sprachgewaltigste Schriftsteller dieser Art, ein eigentliches Kraftgenie, ist Quintus Septimius Florens Tertullianus, als Sohn eines römischen Centurio in prokonsularischem Dienst 160 zu Karthago geboren. Beide Eltern waren Heiden. Er erhielt die höhere Bildung, die zum Staatsdienst befähigte, und eignete sich das Griechische so vollkommen an, daß er ganze Schriften in dieser Sprache verfassen konnte. Wahrscheinlich die Standhaftigkeit der christlichen Märtyrer und ihre Gewalt über die Dämonen bewogen ihn, Christ zu werden. Juristisch und sonst vielseitig gebildet, ein angesehener Mann, erhielt er auch die Würde des Presbyterats und trat unter den Kaisern Severus und Caracalla (193—217) mit dem Feuereifer eines Neubekehrten, der Gewandtheit eines Sachwalters und der Kraft eines mächtigen Agitators für den Glauben ein. Sein unbesonnener Übereifer verstrickte ihn jedoch in die Irrtümer der Montanisten, und er bekämpfte in der letzten Zeit seines Lebens den katholischen Glauben fast ebenso heftig wie zuvor das Heidentum. Nach Hieronymus starb er erst in hohem Greisenalter, also gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts. Seine zahlreichen Schriften zerfallen in drei Gruppen: 1. apologetische; 2. moralisch-paränetische; 3. dogmatisch-polemische[1]. Sie gehören also alle dem theologischen Gebiete an; das literarische streifen sie nur insofern, als in einigen die Stellung der Christen zur Literatur berührt wird, und insofern Tertullian der lateinischen Sprache und Diktion neue Bahnen eröffnet hat.

„Dieser vir ardens (wie ihn der hl. Hieronymus[2] nennt) hat in einer Flammensprache geredet. Ein Fanatismus ohnegleichen tobte in ihm, eine ihn selbst und andere verzehrende Glut. Maßlos wie sein Haß gegen die Heiden und heterodoxen Christen, zügellos wie seine Phantasie ist seine Sprache. Von keinem ist die lateinische Sprache auf einen so hohen Grad der Leidenschaftlichkeit gehoben wie von ihm; das Pathos, das Tacitus mit vornehm verhaltener Indignation zurückdämmt, wird bei ihm zu einer alles Widerstrebende mit sich wirbelnden Sturmflut; er hat die hoheitsvolle Ruhe des Tacitus mit der turbulenten Leidenschaftlichkeit und dem pamphletistischen Ton des Juvenal sowie mit der affektierten Dunkelheit des Persius verbunden (die beiden ersten hat er nachweislich gern gelesen). Es gibt keinen lateinischen Schriftsteller, bei dem die Sprache in so eminentem Sinn der unmittelbare Ausdruck des inneren Empfindens gewesen wäre. Er ist ohne Frage der schwierigste Autor in

[1] Gesamtausgaben von B. Rhenanus, Basel 1521; J. Pamelius, Antwerpen 1579; N. Rigaltius, Paris. 1634; J. S. Semler, Halle 1769—1776; F. Oberthür (nach Semler), Würzburg 1780; Leopold, Leipzig 1839—1841; Migne (a. a. O. I, II, Paris 1844); Fr. Oehler, Leipzig 1853 1854; A. Reifferscheid-Wissowa (1. Tl, Wien 1890; Corp. script. eccl. lat. XX). — Übersetzungen sämtlicher Schriften von Fr. A. v. Besnard, Augsburg 1837 1838; H. Kellner, Köln 1882; ausgewählte Schriften von H. Kellner, Kempten 1870 1871. — P. Monceaux, Histoire littéraire de l'Afrique chrétienne. Bd I: Tertullien et les origines, Paris 1902.

[2] Epist. 84, 2.

lateinischer Sprache; keiner stellt so rücksichtslose Anforderungen an den Leser: er deutet meist nur an, verläßt einen Gedanken plötzlich, um ohne anknüpfende Partikeln zu einem andern überzuspringen, alles ein Ausfluß übersprudelnder Leidenschaftlichkeit und hastiger Genialität des Denkens. Er hat mehr als irgend ein antiker Schriftsteller das höchste Gesetz antiker Kunstanschauung, die Unterordnung des Individuellen unter das Traditionelle, verletzt: zweifellos mit vollem Bewußtsein und mit Absicht; denn was sein Geistesverwandter im Osten, Gregor von Nazianz, einmal sagt: ,τὰ ἀρχαῖα παρῆλθεν· ἰδοὺ γέγονε τὰ πάντα καινά' [1], das war auch seine fundamentale Überzeugung. Mit einer geradezu beispiellosen Willkür meistert er die Sprache, um sie in die Fesseln seines herrischen Denkens zu zwängen; er ist so recht eigentlich der Typus des christlichen Sprachschöpfers gewesen; aus den gewalttätigen Neuprägungen atmet der Geist eines Mannes, der von dem Glauben durchdrungen war, daß das Christentum als eine neue Größe in die Welt gekommen sei und daher neue Faktoren für seine Ausdrucksweise beanspruchen dürfe. Die verhältnismäßig große Biegsamkeit und Geschmeidigkeit, die der lateinischen Sprache in sehr alter Zeit eigen gewesen war, und die sie durch die Bestrebungen der Puristen und Analogisten in stetigem Fortschreiten verloren hatte, ist ihr tatsächlich durch das Christentum wieder gegeben worden, freilich in einer Art und in einem Umfang, die ihrer gravitas widersprachen." [2]

An diesem ebenso lebendigen als treffenden Porträt ist nur dies richtigzustellen, daß das, was hier „Fanatismus" genannt wird, in den meisten Fällen eine glühende, wohlbegründete Begeisterung für die christliche Religion, der Abscheu Tertullians aber nicht gegen die Heiden, sondern gegen das Heidentum, dessen innere Lügenhaftigkeit, Unsittlichkeit und blutige Verfolgungswut gerichtet ist. Häufig läßt sich indes Tertullian als Apologet von diesem Feuereifer zu weit fortreißen. Er kennt in der Polemik keine Mäßigung. Kein Vergleich ist ihm zu niedrig und niedrig genug, wo es gilt, die Häretiker ihres Ansehens zu berauben und lächerlich zu machen [3].

Die Stellung der Christen zur Literatur und zur heidnischen Bildung überhaupt berührt Tertullian hauptsächlich in seinen zwei Schriften „Von den Schauspielen" (De spectaculis) und „Vom Götzendienst" (De idololatria). Beide sind an die Christen gerichtet und bezwecken, dieselben vollständig von dem Besuch der heidnischen Schauspiele wie von allen Beziehungen zum heidnischen Polytheismus abzuschrecken. Tertullian geht dabei schroff, unnachsichtlich, mit unbeugsamer Strenge voran. Ohne langes Federlesen

---

[1] „Mit dem Alten ist's vorüber. Siehe, alles ist neu geworden!"

[2] E. Norden, Die antike Kunstprosa II, Leipzig 1898, 606 607.

[3] Den Marcion nennt er eine Ratte, die das Evangelium zernagt (mus Ponticus, qui evangelia corrosit. Adv. Marcion. I 1). Der Gajaner, den er in der Schrift „Über die Taufe" bekämpft, ist ihm „eine giftgeschwollene Natter" (De bapt. c. 1). In der „Scorpiace" werden die Häretiker mit Skorpionen verglichen (c. 1). Das Pleroma der Valentinianer mit seinen dreißig Äonen vergleicht er mit dem Mutterschwein und dessen dreißig Jungen, welche Äneas bei Vergil als ein günstiges Omen begrüßt (Adv. Marcion. I 5).

wirft er Tragödie und Komödie mit dem Zirkusrennen, den Gladiatorenkämpfen, Tierhetzen und all den übrigen öffentlichen Vergnügen zusammen, die sämtlich durch alten Brauch der Verehrung der alten Götter geweiht, den niedrigsten Neigungen und Trieben des Menschen huldigten. Wie aus seinen Ausführungen klar genug hervorgeht, war das Theater aus seiner einstigen sittlichen Höhe völlig herabgesunken in den Pfuhl der niedrigsten sinnlichen Augenweide, deren gemeinsames Gepräge Wollust, Grausamkeit und Götzendienst war. Aus ihren geheimen Schlupfwinkeln kroch die Unzucht hier mit triumphierender Schamlosigkeit ans offene Tageslicht und verpestete das ganze öffentliche Leben mit ihrem Gift und ihrer Schande.

Similiter impudicitiam omnem amoliri iubemur. Hoc igitur modo etiam a theatro separamur, quod est privatum consistorium impudicitiae, ubi nihil probatur, quam quod alibi non probatur. Ita summa gratia eius de spurcitia plurimum concinnata est, quam Atellanus gesticulator, quam mimus etiam per mulieres repraesentat, sexum pudoris exterminans, ut facilius domi quam in scena erubescant; quam denique pantomimus a pueritia patitur in corpore, ut artifex esse possit. Ipsa etiam prostibula publicae libidinis hostiae in scena proferuntur, plus miserae in praesentia feminarum, quibus solis latebant, perque omnis aetatis, omnis dignitatis ora transducuntur: locus, stipes, elogium, etiam quibus opus non est, praedicatur. Taceo de reliquis, ea, quae in tenebris et in speluncis suis delitescere decebat, ne diem contaminarent. Erubescat senatus, erubescant ordines omnes. Ipsae illae pudoris sui interemptrices, de gestibus suis ad lucem et populum expavescentes, semel anno erubescant. Quod si nobis omnis impudicitia execranda est, cur liceat audire quae loqui non licet? Cum etiam scurrilitatem et omne vanum verbum iudicatum a Deo sciamus, cur aeque liceat videre, quae facere flagitium est? Cur quae ore prolata communicant hominem, ea per oculos et aures admissa non videantur hominem communicare: cum spiritui appareant aures et oculi, nec possit mundus praestari, cuius apparitores inquinantur? Habes igitur et theatri interdictionem de interdictione impudicitiae [1].

An diese vernichtende Charakteristik des Theaters reiht sich der allgemeine Satz: „Wenn wir die Lehre der weltlichen Literatur verachten, weil sie vor Gott als Torheit gilt, ist uns genugsam vorgezeichnet, was wir von jenen Arten der Schauspiele zu halten haben, welche in der Profanliteratur in die komische und tragische Gattung unterschieden werden. Wenn nun die Tragödien sowohl als die Komödien den Trieb zu Verbrechen und zur Wollust steigern, grausamen und ausgelassenen, ruchlosen und lockern Charakters sind, so ist die Vorstellung sowohl gräßlicher als gemeiner Handlungen um nichts besser. Was als Tat verwerflich ist, ist auch in der Rede nicht zuzulassen."

Noch viel schärfer und allgemeiner verurteilt Tertullian die ganze heidnische Bildung in der Schrift: „Über den Götzendienst", der mit dem Kraftspruch

[1] Tert., De spectaculis c. 17 (Migne, Patr. lat. I 649 f).

beginnt: „Principale crimen generis humani, summus saeculi reatus, tota causa iudicii idololatria — Das Hauptverbrechen des Menschengeschlechts, die schwerste Schuld der Welt, der Gesamtgrund der Verwerfung: das ist der Götzendienst.“ Der Götzendienst schließt alle übrigen Sünden in sich ein; der Götzendiener ist Mörder, Ehebrecher, Schänder seiner selbst und Betrüger zugleich. Da nun die ganze antike Kunst mit der Mythologie zusammenhängt, so erfolgt eine ebenso rücksichtslose Verurteilung der gesamten antiken Malerei, Plastik, Kleinkünste überhaupt. In der ganzen regen Kunsttätigkeit seiner Zeit sieht er nur die Wirkung der niedrigsten Gelüste. „Die Künste haben so viel Quelladern, als es Begierden der Menschen gibt. — Tot sunt artium venae, quot hominum concupiscentiae.“ Wie den Götzendienst, verdammt er auch die Sinnenlust und den Ehrgeiz, der die schönen Künste beschäftigt: „Denn verbreiteter als aller Götzenaberglaube ist Wollust und Ehrgeiz — Frequentior omni superstitione luxuria et ambitio.“

Er schreckt nicht davor zurück, selbst den gewöhnlichen Schulunterricht des Zusammenhanges mit dem Götzendienst zu zeihen und deshalb als unerlaubt zu verpönen. Christen dürfen das Amt eines Schullehrers oder Literaturprofessors nicht auf sich nehmen, weil sie die Jugend in der heidnischen Mythologie und der ganz davon durchtränkten Literatur unterrichten und die heidnischen Feste mitmachen müßten, wenn sie die an denselben üblichen Festgaben erhalten wollten. Hier hält Tertullian aber denn doch inne; auch er läßt einem christlichen Humanismus die Türe offen. Er hat nichts dagegen, daß die Jugend, nachdem sie gründlich im Christentum unterrichtet und gefestigt ist, auch mit den heidnischen Mythen und Dichtungen bekannt gemacht werde. Sie ist dann geschützt, sie schlürft nicht aus Unwissenheit das Gift ein.

Bei aller Neigung zu übertriebener Strenge, zum Maßlosen und Formlosen hat Tertullian doch viel des Anziehenden und Erhebenden. Er besitzt im allgemeinen einen scharfen, praktischen Blick, die Dialektik eines tüchtigen Juristen. Dabei ist er eine Feuerseele, die alles mit Glut und Leben erfaßt, und die man nicht nach dem Maße eines schulmeisterlichen Spießbürgers messen darf. Beklagt auch Lactantius, daß sein Stil häufig schwer, vernachlässigt, dunkel sei, so bemerkt doch Johann Cave dazu: „Der Stil des Tertullian hat eine ihm eigene Majestät und großartige Beredsamkeit, reichlich mit Witz und Geistesschärfe gewürzt, die zugleich den Verstand des Lesers übt und sein Gemüt angenehm erheitert.“ In origineller Kraft des Gedankens und des Wortes kommen ihm wenige gleich. „Fast jedes Wort ist ein Spruch, und jeder Spruch ein Triumph — Quot paene verba, tot sententiae sunt, quot sensus, tot victoriae“, sagt von ihm Vincenz von Lerin.

Tertullians beste Schrift ist seine „Verteidigungsrede[1] für die Christen“, ein wahres Meisterwerk wegen der schlagenden Dialektik der Beweisführung, der kunstvollen Abwechslung von Abwehr und Angriff, indem jede Anklage doppelt und dreifach auf die Heiden zurückgeschleudert wird, wegen der Mischung von scharf satirischen Stellen mit andern, in welchen ein wirklich erhabener Ton angeschlagen wird.

„Euer Haß gegen die Christen ist ungerecht“, lautet der Satz, den Tertullian aufstellt. „Nicht weil ihr Hassenswertes an uns findet, haßt ihr uns, sondern umgekehrt, weil ihr einmal hassen wollt, deshalb dichtet ihr uns Hassenswertes an.“ Und nun geht er nach einigen einleitenden Bemerkungen alle die einzelnen Beschuldigungen gegen die Christen durch, zeigt, wie alles erfunden und widerspruchsvoll ist, nichts zusammenhängt, wenn man es näher untersucht. So die Anklagen auf Kindermord und Blutschande, die sich merkwürdig ausnehmen im Munde von Liebhabern der Gladiatorenspiele und gewisser anderer Dinge. Und was soll erst im Munde der Heiden die Anklage auf Irreligiosität! „Wie treibt ihr es denn mit euern Göttern!“

„Ich will mich nicht über euer Verfahren beim Opfern verbreiten, wie ihr nämlich alles, was abgerackert, hinfällig oder räudig ist, als Opfer schlachtet, wie ihr von dem fetten und gesunden Vieh nur das abschneidet, was entbehrlich ist, die Köpfe und Klauen, die ihr zu Hause wohl auch euern Kindern oder den Hunden bestimmt haben würdet, daß ihr vom Zehnten des Herkules nicht einmal den dritten Teil auf seinen Altar legt, sondern ich will vielmehr eure Weisheit loben, womit ihr von dem, was sonst doch verloren ist, etwas rettet; aber wenn ich mich zu euerer Literatur wende, wodurch ihr euch zur Wissenschaft und zu den höheren Berufsarten heranbildet, wie viele Narrheiten finde ich da! Die Götter sollen wegen der Trojaner und Achiver, wie Gladiatorenpaare kämpfend, aneinandergeraten, Venus von einem menschlichen Pfeile verwundet sein, weil sie ihren Sohn Äneas, der von Diomedes beinahe getötet worden wäre, diesem entreißen wollte; Mars sei, dreizehn Monate lang gefesselt, beinahe umgekommen, Juppiter nur durch Hilfe eines gewissen Ungeheuers[2] davor gerettet worden, daß ihm die übrigen Himmelsbewohner dasselbe Schicksal bereiteten; dann beweine er den Unfall des Sarpedon und fröhne mit seiner Schwester der schnöden Lust, wobei er an seine früheren Freundinnen denkt, die er nicht so heftig geliebt habe. Welcher Dichter hat sich nicht nach dem Vorgange seines Meisters[3] als Beschimpfer der Götter gezeigt? Der eine läßt den Apollon dem König Admet zum Viehweiden in Schuldhaft gegeben werden, der andere den Neptun sich dem Laomedon zu Frondiensten beim Bauen verdingen. Unter den Lyrikern gibt es einen Pindar, meine ich, der da singt, Äskulap sei um seiner Habsucht willen, weil er die Heilkunde zum Schaden ausübte, durch den Blitz gezüchtigt worden. Das war niederträchtig von Juppiter, wenn er es nämlich ist, dem der Blitz gehört, hart war es gegen seinen Enkel und neidisch gegen den Heilkünstler. Dergleichen hätte, wenn es wahr, nicht mitgeteilt, wenn es falsch ist, bei so religiösen Leuten nicht ein-

---

[1] Ob der Titel Apologeticus oder Apologeticum und ob er in letzterem Fall als Genit. plur. für ἀπολογητικῶν zu deuten, ist fraglich.

[2] Briareus. [3] Homer.

mal ersonnen werden sollen. Die Tragiker und Komiker üben auch keine Schonung, sondern nehmen gewöhnlich die Sorgen oder Verirrungen in der Familie irgend eines Gottes zur Einleitung. Von den Philosophen schweige ich und begnüge mich mit Sokrates, der — zum Hohn auf die Götter — bei der Eiche, beim Bock und beim Hunde zu schwören pflegte. Freilich ist Sokrates deswegen verurteilt worden, weil er den Götterglauben untergrub. Ja, seit langem, d. h. immer ist die Wahrheit verhaßt gewesen. Jedoch, da die Athener später aus Reue über das Urteil sogar die Verleumder des Sokrates bestraften und sein Bild aus Gold verfertigt im Tempel aufstellten, so hat ihm der Widerruf der Verdammung seinen guten Ruf zurückgegeben. Auch Diogenes verspottet, ich weiß nicht was, am Herkules, und der römische Cyniker Varro führt dreihundert Joves, die richtiger Juppiters heißen müßten, ohne Köpfe auf.“ [1]

Wie der Haß die Christenfeinde dazu verführt, den Christen völlig Falsches anzudichten und aufzubürden, so verleitet er sie auch, mit argwöhnischem Auge ihr Tun zu belauern und ihnen das Unschuldigste zum Tadel auszulegen. Wenn die Christen einmal ein bescheidenes Mahl zu Gunsten der Armen halten, so schreit man über Verschwendung. Aber wendet man auch gegenüber sonstigen Gastereien denselben Maßstab an?

„Wenn so viele Tribus, Kurien und Dekurien rülpsen, so wird die ganze Atmosphäre weinsäuerlich; wenn die Salier einen Schmaus halten, so wäre eine Staatsanleihe nötig; den Aufwand der Herkuleszehnten und Opferschmäuse müssen Registratoren zusammenrechnen; für die Apaturien, Bakchanalien und attischen Mysterien wird eine förmliche Truppenaushebung unter den Köchen angesagt; wenn für das Serapismahl gekocht wird, so steigt ein Qualm auf, daß die Feuerwehr in Alarm kommt. Nur gegen die Gastmahle der Christen hat man Bedenken!“ [2]

Ebenso hat man in anderer Beziehung doppeltes Maß und Gewicht. Verkünden die Christen die Auferstehung des Fleisches, so findet man dies lächerlich; dagegen schenkt man dem Pythagoras Glauben, wenn er die Menschen vom Maultier abstammen läßt oder die Seelenwanderung lehrt, so daß manch einer sich von Fleischspeisen enthält, um nicht unversehens einmal „seinen Urgroßvater im Rindfleisch zu verspeisen“ [3]. Dieselben Dinge nennt man Einbildungen, wenn wir sie vortragen, hohe Wissenschaft aber, wenn ein Philosoph oder Dichter sie ausspricht. Nachdem man uns aber als bloße Toren hingestellt hat, so übt man Gericht über uns nicht durch Spott, sondern durch Schwert und Feuer, Kreuz und wilde Tiere [4].

Einen erhabenen Ton weiß Tertullian anzuschlagen, wenn er positiv die christliche Lehre darlegt:

„Gegenstand unserer Verehrung ist der *eine* Gott, welcher den ganzen unendlichen Bau, den wir sehen, samt dem ganzen Zubehör der Elemente, Körper und Geister durch das Wort, womit er befahl, und die Weisheit, womit er ordnete, und

---

[1] Apologet. c. 14 (übersetzt von H. *Kellner*).
[2] Apologet. c. 39. [3] Ebd. c. 48. [4] Ebd. c. 49.

die Macht, womit er es vermochte, aus dem Nichts hervorzog, zur Zierde seiner Herrlichkeit, weshalb auch die Griechen der Welt den Namen Kosmos (Schmuck, Ordnung) beigelegt haben. Er ist unsichtbar, obwohl er gesehen wird, unbegreiflich, obwohl er mittels seiner Gnade sich zeigt, und unerfaßlich, obwohl des Menschen Sinn von ihm eine Anschauung hat. Deshalb ist er der wahre und so groß. Was aber auf gewöhnliche Weise gesehen, betastet und wahrgenommen werden kann, ist geringer als die Augen, die sich darauf richten, die Hände, die es berühren, und die Sinne, die es finden. Was dagegen unendlich ist, das ist nur sich selbst bekannt. So kommt es, daß man eine Vorstellung von Gott hat, während er eben doch nicht begriffen werden kann. Deshalb stellt ihn gerade seine gewaltige Größe den Menschen dar als etwas Bekanntes und Unbekanntes. Darin beruht gerade das Hauptvergehen derer, die denjenigen nicht erkennen wollen, den sie nicht zu ignorieren vermögen." [1]

Wahrhaft großartig zeichnet er auch die Religion des Christen, der seinen Gott ehrt „nicht durch das Opfer eines ausrangierten, lebensmüden Ochsen", sondern durch sein Gebet „aus keuschem Leib und unschuldigem Herzen", oder wenn er, die Hände in Kreuzesform zum Gebet ausbreitend, den Martertod erduldet.

„Mögen wir durch eiserne Krallen zerfurcht, am Kreuze erhöht werden, mag das Feuer an uns emporzüngeln, mögen Schwerter uns den Hals durchhauen, die wilden Tiere uns anfallen, durch seine Haltung schon ist der betende Christ zu jeder Todesqual bereit. Auf! ihr wackern Präsides, presset die Seele aus dem Leib, während sie zu Gott für den Kaiser betet! Wo die Wahrheit Gottes und der Gehorsam gegen ihn zu finden ist, da muß natürlich auch das Verbrechen stecken." [2]

Einigermaßen getrübt wird die herrliche Rede nur durch einen gewissen Zug von Unversöhnlichkeit, der sie durchklingt, die bittere Überzeugung: „Ihr werdet auf unsere Widerlegung nichts zu sagen finden, ihr werdet die Ungerechtigkeit eures Hasses empfinden, aber trotz alles Redens auf nichts hören, sondern unbekehrbar weiter hassen. Also nur voran!"

„Quält uns, foltert uns, verurteilt uns, zertretet uns: eure Bosheit ist nur der Beweis für unsere Unschuld. Darum läßt Gott uns dieses leiden. Da ihr neulich eine Christin nicht den Löwen, sondern den Lüstlingen vorwarft, habt ihr eingestanden, daß eine Verletzung der Schamhaftigkeit bei uns für schrecklicher gilt als jede Strafe und selbst der Tod. Und doch kommt ihr mit eurer ausgesuchtesten Grausamkeit nicht ans Ziel; sie wirkt eher als Lockspeise für unsere Sekte. Wir werden um so zahlreicher, je mehr ihr uns hinmäht. Das Blut der Christen ist fruchtbarer Samen."

Cruciate, torquete, damnate, atterite nos; probatio est enim innocentiae nostrae inquitas vestra. Ideo nos haec pati Deus patitur. Nam et proximo, ad lenonem damnando Christianam potius quam ad leonem, confessi estis labem pudicitiae apud nos atrociorem omni poena et omni morte reputari. Nec quicquam tamen proficit exquisitior quaeque crudelitas vestra; illecebra est magis sectae. Plures efficimur, quoties metimur a vobis; semen est sanguis Christianorum.

---

[1] Apologet. c. 17. [2] Ebd. c. 30.

Viel Schönes enthalten auch die andern apologetischen Schriften Tertullians, die zwei Bücher „An die Heiden", die kleine Schrift an den Prokonsul Scapula, und vor allem „Vom Zeugnis der Seele", worin das natürliche Zeugnis der Seele für die Wahrheit des Christentums noch einläßlicher ausgeführt wird als im „Apologeticum". An der Spitze seiner dogmatischen Schriften steht das berühmte Werk „Über die Prozeßeinreden der Häretiker", dann die Bücher „Von der Taufe", „Gegen Hermogenes", „Gegen die Valentinianer", „Gegen Marcion", „Von der Seele" usw. Unter den praktisch-asketischen Schriften sind viel gefeiert: „An die Märtyrer", „Vom Gebete", „Von der Geduld", „Von der Buße" usw.

Auch der Autorität seiner rechtgläubigen Schriften mußte es natürlich schaden, daß er später zu den Montanisten abfiel; doch wirkten dieselben dennoch mächtig weiter und haben der Verbreitung des Glaubens die größten Dienste geleistet. Der berühmteste Schüler dieser Schriften, wenn auch kein persönlicher Schüler Tertullians, war Thascius Cäcilius Cyprianus (um den Anfang des dritten Jahrhunderts geboren), ein angesehener Rhetor zu Karthago, um 246 für das Christentum gewonnen, schon 248 oder 249 zum Bischof von Karthago erhoben, in der Verfolgung des Valerian 257 enthauptet, der erste afrikanische Bischof, der mit der Märtyrerkrone geschmückt wurde. Mehrere seiner Schriften fußen auf jenen des Tertullian[1]. Wegen der Ketzertaufe geriet er in Kontroverse mit dem Papste Stephan, doch blieb Cyprian der kirchlichen Gemeinschaft treu. Seine Schrift De unitate Ecclesiae ist die älteste klassische Schrift, welche die frühere Überlieferung über Wesen und Charakter der Kirche klar und energisch zusammenfaßt. Cyprian besaß vor allem ein ausgezeichnetes Verwaltungs- und Organisationstalent, und seine Schriften hatten darum vorab kirchenrechtliche Bedeutung. Sein Stil ist ruhig, klar, leicht und gefällig; geschmackvolle Vergleiche und Allegorien, sorgfältig durchgeführt, verraten den feingebildeten Rhetor, warme Innigkeit den gottbegeisterten Glaubenshelden[2]. Sein hohes stilistisches Verdienst erkennt man erst dann in

---

[1] Ausgaben von Erasmus, Basel 1520; W. Morelius, Paris 1564; J. Pamelius, Antwerpen 1568; N. Rigaltius, Paris 1648; Fell und Pearson, Oxford 1682; Baluzius und Maranus, Paris 1726; Goldhorn, Leipzig 1838; Migne (nach Baluzius), Patr. lat. IV, Paris 1844; W. Hartel, Wien 1868—1871 (Corp. script. eccl. lat. III); H. v. Soden, Die cyprianische Briefsammlung (Texte und Untersuchungen von Gebhardt und Harnack X, Heft 3), Leipzig 1904. — Übersetzungen ausgewählter Schriften von Krabinger, Augsburg 1848; U. Uhl, Kempten 1869—1879. — G. Mercati, Di alcuni nuovi sussidi per la critica del testo di S. Cipriano, Roma 1899.

[2] Nur in der kleinen Schrift Ad Donatum fiel bereits dem hl. Augustin ein gewisser rhetorischer Schwulst auf, welchen Cyprian noch aus der heidnischen Schule mitgebracht hatte, der aber in seinen späteren Schriften einem maßvollen Schmucke

seiner ganzen Bedeutung, wenn man in seiner Briefsammlung die im Vulgärlatein abgefaßten Briefe anderer an ihn (Ep. 21 22) mit den seinigen vergleicht.

Aus einem heftigen Gegner der Christen ward Arnobius, Lehrer der Rhetorik zu Sicca (Numidien), gegen Ende des dritten Jahrhunderts durch ein Traumgesicht in einen Anhänger derselben umgewandelt und bekämpfte nun in sechs Büchern „Gegen die Heiden" seinen früheren Wahnglauben[1]. Die ersten drei Bücher sind hauptsächlich gegen die abergläubische Vorstellung gerichtet, das Christentum habe alles Elend der Gegenwart herbeigeführt, indem die Götter darüber zürnten; die andern drei Bücher wenden sich unmittelbar gegen die heidnische Vielgötterei selbst.

Ein Schüler des Arnobius, Lucius Cäcilius Firmianus Lactantius, wurde aus Afrika, wahrscheinlich seinem Heimatlande, von Kaiser Diocletian als Lehrer der lateinischen Rhetorik nach Nikomedien berufen, lernte daselbst das Christentum kennen und trat noch vor der diocletianischen Verfolgung (303) dazu über, lebte dann in großer Armut zu Nikodemien, ward später als Greis zum Lehrer des Cäsars Crispus in Gallien bestimmt und starb vermutlich in Trier. Die Arbeiten seiner heidnischen Periode, darunter eine Beschreibung seiner Reise nach Nikomedien in lateinischen Hexametern, sind verschollen. Von seinen Werken, die er als Christ schrieb, sind seine „Sieben Bücher christlicher Unterweisungen" (Divinarum Institutionum libri VII) das bedeutendste[2]. In den ersten drei Büchern widerlegt er das Heidentum, die folgenden Bücher „Von der wahren Weisheit und Religion", „Von der Gerechtigkeit", „Von dem wahren Kultus", „Vom seligen Leben" (De vera sapientia et religione; De iustitia; De vero cultu; De vita beata),

---

wich. In populo autem gravi, de quodictum est Deo, In populo gravi laudabo te (Ps 34, 18), necilla suavitas delectabilis est, qua non quidem iniqua dicuntur, sed exigua et fragilia bona spumeo verborum ambitu ornantur, quali nec magna atque stabilia decenter et graviter ornarentur. Est tale aliquid in epistula beatissimi Cypriani, quod ideo puto vel accidisse vel consulto factum esse, ut sciretur a posteris, quam linguam doctrinae christianae sanitas ab ista redundantia revocaverit et ad eloquentiam graviorem modestioremque restrinxerit, qualis in eius consequentibus litteris secure amatur, religiose appetitur, sed difficillime impletur (S. Aug., De doctr. christ. IV 31. Migne, Patr. lat. XXXIV 102 f). — Vgl. E. Norden, Die antike Kunstprosa II 620 621.

[1] Ed. Princeps von Faustus Sabäus, Rom 1543. — Neuere Ausgaben von Migne, Patr. lat. V, Paris. 1844; Hildebrand, Halle 1844; Fr. Oehler, Leipzig 1846; A. Reifferscheid, Wien 1875 (Corp. script. eccl. lat. IV). — Deutsche Ausgaben von Fr. A. v. Besnard, Landshut 1842; J. Alleker, Trier 1858.

[2] Ed. Princeps, Subiaco 1465. — Neuere Gesamtausgaben von O. F. Fritzsche, Leipzig 1842—1844; Migne, Patr. lat. VI—VII, Paris. 1844; S. Brandt und G. Laubmann, Wien 1890 1893 (Corp. script. eccl. lat. XIX XXVII).

entwickeln positiv die christliche Weltanschauung in systematischem Aufbau, doch mehr nach der ethischen als dogmatischen Seite hin, in durchaus eigenartiger Fassung und einer Schönheit des Ausdrucks, welche die feine Bildung des einstigen Rhetors bezeugt, besonders innige Vertrautheit mit den Werken des Cicero, den er sich zum Vorbild nahm. Lange Zeit wurde ihm auch die merkwürdige Schrift De mortibus persecutorum, der erste Ansatz einer lateinischen Kirchengeschichte, zugeschrieben; doch wird seine Autorschaft aus inneren Gründen (Verschiedenheit des Temperaments, der Stimmung und Sprache) angestritten, von andern dagegen verteidigt[1].

Siebtes Kapitel.

Die großen lateinischen Kirchenlehrer des 4. und 5. Jahrhunderts.

Einen größeren und freieren Aufschwung konnte die christliche Literatur erst gewinnen, als mit dem Siege Konstantins an der Milvischen Brücke der Sieg des Christentums über das Heidentum auch für die abendländische Welt entschieden war. Auch diese Weiterentwicklung der christlichen Literatur gehört nun zwar größtenteils dem engeren Kreis der Patristik oder der Theologie an. Da aber die gesamte christliche Bildung der Folgezeit zu nicht geringem Teil auf diesem ehrwürdigen Untergrunde beruht, so müssen wir auch kurz der großen Kirchenväter gedenken, welche im schönsten Sinne auch Väter der christlich-abendländischen Bildung sind.

Durch die Kaiser, in etwa schon durch Konstantin, weit mehr aber durch die Parteinahme seines Sohnes Konstantius für die Lehre des Arius, wurde auch das Abendland in die theologischen Wirren hineingerissen, welche für mehrere Jahrhunderte das geistige Leben des Orients zerklüfteten, und ebenfalls von der Gefahr bedroht, statt der reinen und unverfälschten christlichen Lehre gnostische und rationalistische Willkürdogmen zur Grundlage des religiösen und sittlichen Lebens zu erhalten. In Italien übten die arianischen Hofbischöfe der Kaiser durch List und Gewalt den hartnäckigsten Terrorismus gegen die Anhänger des Nicänums aus. In Gallien wollte Saturnin, der Metropolit von Arles, alle unter das Joch des Arianismus beugen.

Der erste und siegreiche Pionier, der hier für die gefährdete Trinitäts- und Menschwerdungslehre, die eigentliche Basis des Christentums, in langem

---

[1] Gegen die Autorschaft des Lactantius ist der neueste Herausgeber, Brandt (im Wiener Corpus); für dieselbe Belser (Tübinger Theol. Quartalschrift LXXIV [1892] 246 ff 439 ff; LXXX [1898] 547 ff) und Pichon (Lactance, Paris 1901), welchem Klostermann (Zarncke, Centralblatt 1904, 707) beipflichtet.

Kampf in die Schranken trat, der Athanasius des Abendlandes, war Hilarius von Poitiers, zwischen 310—320 von heidnischen Eltern geboren, durch ernstes philosophisches Studium dem Glauben entgegengeführt, dann dessen begeisterter Bekenner und Verfechter, schon geraume Zeit vor 355 Bischof seiner Vaterstadt. Auf die Angebereien der Arianer hin verbannte ihn Kaiser Konstantius nach Phrygien. Das war aber eine wahrhaft providentielle Verbannung. Denn mit dem Griechischen völlig vertraut, hatte er im Orient Gelegenheit und Muße, sich mit den Werken der griechischen Väter genau bekannt zu machen und deren Lehrgehalt in einem eigenen Werke zu verwerten. So entstand seine bedeutendste Schrift, ursprünglich „Vom Glauben" (De fide) oder „Vom Glauben gegen die Arianer" (De fide adversus Arianos) betitelt, später bekannter unter dem Namen „Von der Dreifaltigkeit" (De Trinitate). Er wirkte im Orient so mächtig für die wahre Lehre, daß die Arianer selbst darauf drangen, daß er wieder nach Gallien zurückgeschickt werden möchte. Dies geschah. Durch Klugheit und Milde söhnte er viele Bischöfe, die unter weltlichem Einfluß abgefallen waren, wieder mit der Kirche aus. Auf einem Nationalkonzil zu Paris (361) traten fast sämtliche Bischöfe Galliens wieder der nicänischen Lehre bei, und Saturninus wurde seines Amtes entsetzt. Auch in Italien bahnte er die völlige Überwindung des Arianismus an. Er führte den Vorsitz auf einem Konzil zu Mailand (364), vor welchem sich der Bischof dieser Stadt, Auxentius, über seine Lehre verantworten mußte, und wenn es diesem auch gelang, den Kaiser Valentinian mit eiteln Vorspiegelungen zu täuschen, so war dieser Erfolg doch von kurzer Dauer, d. h. bis zum Tode des Auxentius. Hilarius erlebte diese Wendung aber nicht mehr. Er starb bereits 366, bald nach seiner Rückkehr, in Poitiers[1].

In seinem Werk De fide sammelte Hilarius gewissermaßen die reife Frucht der tiefen Untersuchungen, welche die griechischen Kirchenväter bis dahin über die großen Grundgeheimnisse des Christentums angestellt hatten, durchdrang und verband sie in tiefgehender, eigenartiger Weise und schuf so die vollendetste theologische Schrift, welche aus den langen Kämpfen des Arianismus hervorgegangen ist und ihre wichtigsten Ergebnisse der Nachwelt überliefert. Sie bezeichnet die Verbindungslinie der griechisch-orientalischen mit der abendländischen Theologie. Seine Sprache ist kernig, kraftvoll, urwüchsig; sein Stil ist nicht immer ganz frei von Dunkelheit, mit dem schwierigen Stoffe ringend, über den bisher in lateinischer Zunge noch

---

[1] Gesamtausgaben von Erasmus, Basel 1523; L. Miräus, Paris 1544; M. Lipsius, Basel 1550; P. Coustant, Mauriner, Paris 1693; Scipio Maffei, Venedig 1749/50; Migne, Patr. lat. IX X, Paris 1844/45. — Ausgewählte Schriften, deutsch von J. Fisch, Kempten 1878.

nicht geschrieben worden war, meist von einer edeln Feierlichkeit getragen, die dem erhabenen Gegenstand entspricht, durchweg von hoher, nahezu klassischer Vollendung [1].

Auch seine Kommentare zum Matthäusevangelium und zu den Psalmen haben bahnbrechend gewirkt: der erstere, noch aus früherer Zeit, verfolgt hauptsächlich den typischen Sinn; der zweite, aus späteren Jahren, zieht auch den nächsten Wortsinn und deshalb den griechischen Text zu Rate. Seine Gelegenheitsschriften sind nicht bloß für die Theologie, sondern auch für die Zeitgeschichte von hohem Wert. Nachdem er z. B. in einer Schrift an den Kaiser Konstantius vergeblich gesucht hatte, sich in offener und redlicher Weise gegen die boshaften Verdächtigungen des Metropoliten Saturnin zu verteidigen, zeichnet er in einer Klageschrift wider den Kaiser, die jedoch erst nach dessen Tod erscheinen konnte, mit hinreißender Beredsamkeit das ganze Lug- und Trugsystem, auf das der Kaiser und die Arianer ihre Politik bauten. Die alten Verfolgungen scheinen ihm dagegen weniger gefährlich.

„Jetzt aber kämpfen wir gegen einen Verfolger, der betrügt, einen Feind, der schmeichelt, gegen Konstantius, den Antichristen; der geißelt nicht den Rücken, sondern streichelt den Bauch; er proskribiert nicht zum Leben, sondern bereichert zum Tode; er wirft nicht in den Kerker zur Freiheit, sondern er ladet mit Ehren in seinen Palast ein zur Knechtschaft; er peinigt nicht die Brust, sondern nimmt das Herz gefangen; schlägt nicht das Haupt ab mit dem Schwerte, sondern tötet die Seele mit dem Golde; nicht droht er öffentlich mit Verbannung, sondern zündet (privatim) im stillen das Höllenfeuer an. Er kämpft nicht, um nicht besiegt zu werden, sondern er schmeichelt, um zu herrschen. Christus bekennt er, um ihn zu leugnen; Einigkeit erstrebt er, damit kein Friede sei; er unterdrückt die Irrlehren, damit es keine Christen gebe; die Priester ehrt er, damit sie nicht Bischöfe seien; der Kirche errichtet er Bauten, um den Glauben zu Grunde zu richten. Dich trägt er in Worten, dich im Munde herum und tut allerwegen alles, damit du, o Gott, nicht als Vater geglaubt werdest."

Schwerlich ist eine heimtückische, anscheinend konziliatorische Kirchenpolitik weltlicher Herrscher je so einschneidend nach allen ihren Widersprüchen charakterisiert worden.

Tapfere Bundesgenossen fand der hl. Hilarius an dem Bischof Hosius von Corduba, der wahrscheinlich bei dem ersten allgemeinen Konzil als päpstlicher Stellvertreter den Vorsitz führte und noch 354 als achtund-

[1] „Ich trage kein Bedenken zu behaupten, daß er neben Boëthius der formgewandteste Schriftsteller der spätlateinischen Periode gewesen ist.... Wo die Rede ruhig fließt, da bildet er meisterhafte Perioden: man lese dafür im Anfang des Werkes ‚De fide' den sallustischen Ideengang in langen ciceronianischen Perioden und frage sich, ob irgend jemand damals Gleiches geleistet hat" (E. Norden, Die antike Kunstprosa II 583—585).

neunzigjähriger Greis das nicänische Bekenntnis in einem griechischen Brief an Kaiser Konstantius verteidigte, dann an dem feurigen Bischof Lucifer von Calaris (Cagliari auf Sardinien), der seine derben Briefe an den arianischen Kaiser in gewöhnlicher Vulgärsprache schrieb und sich in dem letzten (360) freudig anbot, für das Bekenntnis der Gottheit Christi den Martertod zu leiden, an dem Bischof Gregor von Eliberis (Elvire bei Granada), dem Diakon Hilarius von Rom, dem heidnischen Rhetor Marius Victorinus in Rom, der als Greis zum Christentum übertrat und dann in drei Schriften den Arianismus bekämpfte, an den Bischöfen Eusebius von Vercelli und Zeno von Verona, die beide als Heilige verehrt werden.

Der gewaltigste Kämpe jedoch, der den Arianismus in seinem letzten Hauptbollwerke, in Mailand, niederschlug, war der hl. Ambrosius. Derselbe wurde wahrscheinlich um 340 zu Trier geboren, wo sein Vater, von hoher, römischer Familie und Christ, das Amt eines praefectus praetorio Galliarum bekleidete. Als er starb, siedelte die Mutter mit ihren drei Kindern nach Rom über. Ambrosius wurde für die höhere Beamtenlaufbahn ausgebildet und erlangte schon früh, um 374, die Würde eines Konsulars für Ämilien und Ligurien. Als er in seinem Sitze, Mailand, anlangte, war eben der arianische Bischof Auxentius gestorben. Katholiken und Arianer stritten aufs heftigste, um einen Mann ihres Bekenntnisses auf den erledigten Bischofsstuhl zu bringen. Als Ambrosius in der Kirche erschien, um Frieden zu stiften, wurde er, obwohl noch nicht einmal getauft, wunderbarerweise selbst zum Bischof verlangt und wirklich gewählt.

Der Tag, an dem er, erst eine Woche nach Empfang der heiligen Taufe, zum Bischof konsekriert wurde, wird heute noch (7. Dezember) als sein Fest gefeiert.

Als Bischof entfaltete Ambrosius eine Weisheit, Kraft und Milde, welche ihn für alle Folgezeit zum herrlichsten Vorbild des katholischen Episkopats gemacht haben. Sein Vermögen teilte er beim Amtsantritt an die Armen aus und war fürder ihr liebevollster Anwalt. Seinem Worte lauschte nicht nur das gläubige Volk, sondern auch die begabtesten Geister und die Mächtigen der Erde. Kaiser Gratian verehrte ihn wie einen Vater. Papst Damasus übertrug ihm die Führung der wichtigsten Angelegenheiten. Furchtlos und unbeugsam wie ein echter alter Römer trotzte er allen Versuchen, welche die ränkevolle Kaiserin Justina, die Mutter und Vormünderin Valentinians II., machte, um den Arianismus wieder zur Reichsreligion zu erheben. Ebenso mutvoll ging er in ihrem Auftrag als Gesandter zu Maximus, dem Mörder Gratians, um für die Interessen Valentinians II. einzutreten. Er setzte es durch, daß Valentinian den Heiden kein Gehör schenkte, welche den Altar der Victoria wieder in der Halle des Senats aufrichten wollten, nachdem ihn Gratian hatte wegräumen lassen. Er er=

langte auch bei Kaiser Theodosius volle Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche von der Staatsgewalt. Auf seine Bitte nahm Theodosius das Strafedikt gegen die Christen von Kallinikon zurück, auf seine Forderung fügte sich der gewaltige Monarch nach dem Blutbad von Thessalonich 390 der über ihn verhängten Kirchenbuße. Er starb 397, von der ganzen christlichen Welt verehrt und betrauert[1].

Auch die Schriften des großen Mailänder Bischofs tragen das Gepräge römischer Kraft und Weisheit im schönsten Sinne, verklärt durch die Liebe des Christentums[2]. Mit den griechischen Kirchenschriftstellern, wie Origenes, Basilius, Athanasius usw., war er wohl vertraut; aber er verfolgte ihre hohen und erhabenen Spekulationen nicht weiter, sondern verwertete sie mit großer Selbständigkeit vorwiegend zu praktischen Zwecken. Ein großer Teil seiner Bibelerklärungen wie seiner dogmatischen Schriften ist aus Predigten und Reden erwachsen, z. B. seine sechs Bücher über das Hexaemeron, in welchen er vielfach den hl. Basilius benutzt hat und wie dieser ein liebevolles Naturgefühl an den Tag legt. Daß weder er noch die andern Väter schon den Schwerpunkt menschlicher Forschung in Fragen der Kosmologie, Kosmographie und Physik legten, kann ihnen, bei dem damaligen Stand der Wissenschaft, nicht zum Vorwurf gemacht werden. Es war für die menschliche Bildung damals unendlich wichtiger, daß die Welt aus dem Irrwahn des Polytheismus und der phantastischen Häresien herausgerissen wurde, als daß man sich bei Erklärung der Genesis mit naturwissenschaftlichen Problemen beschäftigt hätte.

Auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers schrieb Ambrosius sowohl die fünf Bücher „Vom Glauben, an Kaiser Gratian“, gegen den Arianismus gerichtet, als die drei Bücher „Vom Heiligen Geiste, an Kaiser Gratian“, welche die göttliche Natur des Heiligen Geistes verteidigen.

Zu den eigentlichen Perlen seiner Werke gehören die moralisch-asketischen Abhandlungen „Von den Jungfrauen“, „Von den Witwen“, „Von der Jungfräulichkeit“. Die Klage, daß er alle Welt ins Kloster bringen wolle, ist unbegründet, wenn er auch nach dem Ausdruck des hl. Hieronymus das Thema „Von der Jungfräulichkeit“ einigermaßen erschöpft hat.

---

[1] Paulinus, Vita S. Ambrosii, bei Tillemont, Mémoires X 78—306. — G. Hermant, Vie de S. Ambroise, Paris 1678. — A. Baunard, Vie de S. Ambroise, Paris 1871; deutsch von Bittl, Freiburg 1873.

[2] Gesamtausgaben von Erasmus (sehr fehlerhaft), Basel 1527; J. Gillot, Paris 1569; Kardinal Montalto, Rom 1579—1587; J. du Frische und N. le Nourry, Mauriner, Paris 1686—1690; danach abgedruckt bei Migne, Patr. lat. XIV—XVII, Paris 1845; P. A. Ballerini, Mailand 1875—1883, C. Schenkl (Corpus script. eccl. lat. XXXII), Wien 1896/97; H. Schenkl (ebd. XXXII), Leipzig und Prag 1902. — Ausgewählte Schriften übersetzt von F. X. Schulte, Kempten 1871—1877.

In seiner Schrift De officiis ministrorum, welche der Schrift Ciceros De officiis nachgebildet ist, wendet er sich zwar zunächst nur an die Diener der Kirche; doch zeichnet sie keineswegs bloß die höhere christliche Vollkommenheit, welche die Kirche von ihren Dienern fordert, sondern verbreitet sich in sehr praktischer Weise über das weitere Gebiet der christlichen Pflichten, die allen Christen gemeinsam sind und vorab das soziale Gemeinwohl betreffen. Gerade die Parallele zu dem Werke Ciceros zeigt auf Schritt und Tritt, wie hoch die christliche Sittenlehre über derjenigen der Stoiker, durchschnittlich der edelsten und besten Heiden, steht, und die häufige Berufung auf Beispiele des Alten Testamentes zieht auch die ältere Offenbarung höchst fruchtreich in die Sittenlehre des Neuen hinein. Prachtvoll sind die Leichenreden auf seinen Bruder Satyrus wie auf die Kaiser Valentinian und Theodosius den Großen. Sie sind, wie seine (91) Briefe, zugleich auch wertvolle Geschichtsquellen.

Zahlreiche Anklänge an griechische und römische Klassiker, besonders Vergil, unerschöpfliche Zitate aus den verschiedensten Büchern der Heiligen Schrift, häufige Verwendung der griechischen Schriftsteller bezeugen den weiten Umfang seiner tiefen und gründlichen Bildung. Seine Sprache ist gemessen und würdevoll; wo ihn seine rastlose praktische Tätigkeit nicht hemmte, die letzte Feile anzulegen, ist sie auch voll treffender Kürze und origineller Kraft. Seine rednerische Begabung ist häufig mit einer nicht geringen poetischen verwandt.

Die weittragende Tätigkeit des großen Kirchenfürsten und Kirchenlehrers fand ihre Ergänzung und großartige Erweiterung durch die Bekehrung eines afrikanischen Gelehrten und Rhetors, dem der Stadtpräfekt Symmachus zu Rom, der hartnäckigste Verfechter des alten Heidentums daselbst, im Jahre 384 einen Lehrstuhl der Rhetorik in Mailand verschafft hatte. Die Predigt des hl. Ambrosius machte auf den jungen Professor den tiefsten Eindruck. Nach langem inneren Kampfe wurde er durch wunderbare Erleuchtung für die Wahrheit des Christentums gewonnen und empfing aus den Händen des heiligen Bischofs in der Nacht vom 24. zum 25. April 387 die heilige Taufe. Es war Aurelius Augustinus, einer der gewaltigsten Geister, die je gelebt haben, der christliche Platon, der Vorläufer des hl. Thomas von Aquin, der glänzendste Verteidiger der kirchlichen Lehre in den nächsten vierzig Jahren und einer ihrer größten Vertreter für alle Folgezeit[1].

---

[1] Possidius, Vita S. Augustini, bei Hurter, Opuscula selecta VIII. — Acta Sanct. (Bolland.) Aug. VI 213 f. — Berti, Comment. de rebus gestis S. Augustini, Venet. 1756. — Poujoulat, Histoire de S. Augustin, Paris 1843, deutsch von Hurter, Schaffhausen 1845. — Bindemann, Der hl. Augustinus, Berlin 1844—1869. — Kloth, Der heilige Kirchenlehrer Augustinus, Aachen 1840. — G. v. Hertling, Augustin, Mainz 1901.

Der Sohn eines vornehmen Heiden zu Tagaste (in Numidien), der erst kurz vor seinem Tode sich zum Christentum bekehrte, und einer Christin, ward er 354 in der ziemlich unbedeutenden Stadt geboren, kam aber früh an die Schule von Madaura und 371 an die Hochschule von Karthago. Durch die fromme Mutter Monika ward schon in zarten Jahren der Keim des Glaubens in sein Herz gesenkt. Ihre Tränen und Gebete begleiteten ihn, während Sinnenlust und Wissensstolz ihn auf gefährliche Abwege hinrissen. Als Lehrer der Rhetorik in Tagaste und Karthago hatte er alle nur wünschbaren Erfolge; aber die Sekte der Manichäer, der er sich angeschlossen, gewährte seinem hochideal angelegten Geiste keine Befriedigung. Auch nachdem er die innere Haltlosigkeit des Irrtums durchschaut, vermochte er indes die Vorurteile gegen den kirchlichen Glauben ebensowenig wie die Bande der Sinnenlust abzustreifen. Weder in Rom, wo er sich kurze Zeit aufhielt, noch in Mailand gelangte er zu innerem Frieden, bis er endlich dem Rufe der Gnade folgte und die Taufe empfing. Einige Monate später kehrte er mit seiner nun überglücklichen Mutter nach Afrika zurück. Ihre Lebensaufgabe war aber erfüllt. Sie starb schon unterwegs in Ostia. In Tagaste führte er drei Jahre lang mit einigen Freunden ein klösterlich zurückgezogenes Leben, das erst 391 durch eine Reise nach Hippo Regius unterbrochen ward. Das Volk daselbst verlangte ihn zum Priester, und so ward er zunächst Priester, dann Hilfsbischof des greisen Oberhirten Valerius und 394 oder 395 dessen Nachfolger.

Bis zu seinem Tode am 28. August 430, also 35 Jahre oder darüber, waltete Augustin mit hingebendster Treue des Hirtenamtes in Hippo. Auch als Bischof lebte er nach klösterlicher Art mit seinen Priestern zusammen. Öfter predigte er fünf Tage lang hintereinander und mitunter zweimal am Tage. Die Armen und Notleidenden fanden an ihm einen unerschöpflichen Helfer und Freund. Weit über seine Diözese hinaus, über das christliche Afrika und bald über die gesamte Kirche erstreckte sich seine Wirksamkeit als theologischer Lehrer und Schriftsteller. Ähnlich wie Athanasius hat auch er bis zum letzten Atemzug unermüdlich gegen Häresie und Schisma gestritten. Sein erster großer Widerpart war der Manichäismus, dem er selbst zeitweilig gehuldigt und den er zuerst siegreich in sich selbst überwunden, ehe er ihn mit ebensoviel Liebe und Geduld als Kraft und Nachdruck in andern bekämpfte. Dann führte er den Kampf wider die Donatisten, die zeitweilig die Übermacht im christlichen Nordafrika erlangten und die Katholiken mit größter Hartnäckigkeit befehdeten. Die mühevollste, dornenvollste, aber auch ruhmreichste Aufgabe bereitete ihm jedoch die Lehre des Pelagius, eine naturalistische Deutung der Gnadenlehre, welche ihn veranlaßte, diesen schwierigen, teilweise dunkeln Teil der Dogmatik positiv wie polemisch nach allen Seiten aufzuhellen und zu verteidigen. Bei mehreren Synoden und Konzilien wurden

Sätze von ihm als treffendster Ausdruck der kirchlichen Lehre zu feierlichen Entscheidungen erhoben oder benutzt. Er ward die größte patristische Autorität auf diesem Gebiete, und schon der hl. Hieronymus rief ihm als Greis die freudigen Worte zu: „Heil dir! Dich feiert der Erdkreis! Die Katholiken verehren und bewundern dich als den Wiederbegründer des alten Glaubens!"

Unterdessen waren bereits die Wogen der Völkerwanderung und mit ihr grenzenloses Unheil über das sinkende Römerreich hereingebrochen. Alarich hatte 410 Rom verwüstet. Seine Nachfolger zogen nach Gallien, nach Spanien und gründeten dort unabhängige Reiche. König Genserich, von dem aufrührerischen Statthalter Bonifatius eingeladen, führte Vandalen und Alanen von Spanien nach Afrika hinüber. Seine Horden verwandelten die blühende Kornkammer Italiens in eine trostlose Wüstenei. Bonifatius sah sich genötigt, selbst wider sie zu Felde zu ziehen und schließlich vor ihnen hinter den Wällen Hippos Schutz zu suchen. Während sie ihn hier belagerten, ward Augustinus durch ein Fieber aufs Krankenlager hingestreckt. Innig flehte er zu Gott, er möchte die von Feinden umzingelte Stadt befreien oder, wenn ihm anders schiene, seine Diener stärken, um seinen Ratschluß zu ertragen oder ihn selbst aus dieser Welt zu sich nehmen. Dieses letzte Gebet ward am 28. August 430 erhört. Der große Lehrer schloß an diesem Tage, 76 Jahre alt, seine irdische Laufbahn.

Augustinus ist der fruchtbarste der lateinischen Väter und Kirchenschriftsteller. Seine Werke füllen in der großen Mauriner-Ausgabe elf Foliobände[1]. Es ist weder möglich noch auch nötig, sie alle hier aufzuzählen, da sie fast ganz dem eigentlichen theologischen Gebiete angehören. Zwei derselben ragen indes auch bedeutsam in die Weltliteratur hinein: seine „Bekenntnisse" und sein großes Werk „Von der Stadt Gottes".

Die „Bekenntnisse", um das Jahr 400 geschrieben, geben ein tief ergreifendes Bild seines Entwicklungsganges von früher Kindheit bis in die erste Zeit seines Episkopats. Sie sind eine der berühmtesten Selbstbiographien,

[1] Gesamtausgaben von J. Amerbach, Basel 1506; Erasmus, Basel 1528 29; von den theologi Lovanienses, Antwerpen 1577; den Maurinern Th. Blampin, P. Coustant usw., Paris 1679—1700; letztere häufig abgedruckt, auch bei Migne, Patr. lat. XXXII—XLVII, Paris 1845—1849. Von der neuen Gesamtausgabe der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien sind erschienen: Exegetische Schriften von F. Weihrich, Wien 1887 (Corpus XII) und J. Zycha (XXVIII, ebd. 1894); Schriften gegen die Manichäer von J. Zycha (XXV, ebd. 1892); Confessiones von P. Knöll (XXXIII, ebd. 1896); Epistulae von A. Goldbacher (XXXIV, ebd. 1895 1898); Dogmatische und moralische Schriften von J. Zycha (XLI, ebd. 1899); Dogmatische von J. Zycha (XLII, ebd. 1902); De civitate Dei von E. Hoffmann (XL, ebd. 1899 1900). — Analyse der sämtlichen Werke bei R. Ceillier, Auteurs sacrés IX, Paris 1861. — Rauscher-Wolfsgruber, Augustinus, Paderborn 1898.

über alle andern hervorragend durch die tiefste Religiosität, verbunden mit der schlichtesten Offenherzigkeit und Lebenswahrheit. Aus dem inneren Drang eines tiefbewegten Herzens sind sie in Form eines Gebets und einer Beicht zugleich an Gott selbst gerichtet, dessen Werk und Führung der heilige Bischof in seinem eigenen Lebensgang erschaut. In allen natürlichen Begebnissen geht sein Blick den übernatürlichen Zielen und Einflüssen nach, die ihn aus den Abgründen innerlichen Zerfalls und Unheils in gewaltigem Ringen zum Frieden und zur Liebe Gottes geführt. Gottes Gnade hat ihn aus dem Irrsal heidnischer Anschauungen, manichäischer Phantasien, platonischer Träumereien herausgerissen, ihn aus den unwürdigen Banden befreit, welche die Sinnenlust um seine Seele geschlagen, ihm die Schätze der Wahrheit und Weisheit aufgetan, welche er bis dahin in den heiligen Schriften und Überlieferungen des Christentums in unseliger Verblendung mißkannt. So gestaltet sich die Schrift ungesucht zu einem Loblied auf die göttliche Gnade, deren Walten und Wirken der große Theologe dann weiter in seinen übrigen Schriften entwickelt.

Sie geht von dem schlichten, aber ebenso erhabenen Grundgedanken aus: „Du hast uns, o Herr, für dich geschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in dir!“ Zu den schönsten Stellen gehören wohl jene, wo Augustin die Bekehrung des Rhetors Victorinus, die Sinnesänderung der kaiserlichen Höflinge zu Trier, seine eigene Bekehrung, die letzte Unterredung mit seiner Mutter in Ostia, den Tod der treuen Monika und seine Trauer um sie erzählt:

„Und von da führte ich mir allmählich wieder, wie vorher, deine Magd ins Gedächtnis zurück, ihren frommen Umgang mit dir und ihren heilig freundlichen und dienstwilligen mit uns, dessen ich so plötzlich beraubt worden war; und nun wandelte es mich an, zu weinen vor deinem Angesichte über und für sie, über und für mich. Und ich ließ den Tränen, die ich zurückgehalten hatte, ihren Lauf, daß sie strömten, solange sie wollten. Ich bettete mein Herz darauf und fand Ruhe in ihnen. Deine Ohren vernahmen es, nicht die eines Menschen, der mein Jammerweinen geringschätzig ausgelegt hätte. Jetzt aber, o Herr, bekenne ich dies in dieser Schrift. Mag es lesen, wer es will, und deuten, wie er will! Und wenn er es sündhaft findet, daß ich meine Mutter bei weitem keine Stunde lang beweint habe, so verlache er wenigstens nicht meine Mutter, die nun meinen Augen gestorben war, die aber so viele Jahre über mich geweint hatte, auf daß ich deinen Augen lebte; vielmehr möge er selbst, wenn er reich an Liebe ist, für meine Sünden zu dir weinen, dem Vater aller Brüder deines Gesalbten.“ [1]

Aus dem stillen Bereich des innigsten Gemütslebens, seelischer Kämpfe und eines wunderbaren Gnadensieges tritt Augustin in seinem andern Werke, „Von der Stadt Gottes“, auf die Hochwarte seiner Zeit und schildert in gigantischen Zügen das Walten der Gnade in der gesamten Welt- und

[1] Confess. l. IX, c. 13.

Völkergeschichte, ausschauend von dem gewaltigen Wendepunkt der Völkerwanderung in Vergangenheit und Zukunft in den entschwundenen Glanz der griechisch-römischen Kulturwelt, der sinkenden Stadt dieser Welt, wie in die wachsende Herrlichkeit des aufblühenden Christentums, der Stadt Gottes, ihre Kämpfe und ihren glorreichen Triumph am Ende der Zeiten.

Dieses Werk ist des öftern als erster Versuch einer Geschichtsphilosophie bezeichnet worden; es ist aber weit mehr eine Geschichtstheologie, da Augustin seiner gesamten Pragmatik die übernatürliche Heilsordnung zu Grunde legt.

Den Anlaß zu dem Werke boten die furchtbaren Heimsuchungen, welche im Gefolge der Völkerwanderung über das römische Reich hereinbrachen, besonders die Plünderung Roms durch Alarich im Jahre 410. Die noch zahlreichen, zum Teil vornehmen Heiden erklärten dies als eine verdiente Rache der alten Götter, als Strafe für den Abfall von ihrem Dienst; andere ergossen sich in unfruchtbaren, verzweifelten Klagen; schwache und schwankende Christen wurden in ihrem Glauben an die Vorsehung erschüttert; in diesem trüben Gewirr griff Augustinus zum Wort, um die wankenden Gemüter aufzurichten, ihnen den göttlichen Plan der Ereignisse zu erklären und das Gottesgericht, das die heidnische Welt traf, aus seinen wirklichen Ursachen zu beleuchten. Er war schon neunundfünfzig Jahre alt, als er das Werk begann; dreizehn Jahre hat er daran gearbeitet; es ward in einzelnen Teilen veröffentlicht und hat darum nicht volle Abrundung gewonnen; aber um so mehr ist es das geistige Testament und Hauptwerk des greisen Kirchenvaters geworden. Es enthält die Summe seines Wissens und seiner Erfahrung.

Den Plan des Ganzen entwickelt Augustinus gelegentlich an verschiedenen Stellen des Werkes selbst sowie gedrängt und übersichtlich in seinen „Retraktationen“ [1]. Es sollte eine Antwort an diejenigen sein, welche nach der Eroberung Roms durch die Goten alles Unglück dem Christentum zuschrieben und „bitterer als je den wahren Gott zu lästern begannen“. Die ersten Bücher (I—V) sind gegen diejenigen gerichtet, welche das Glück des Staates vom Polytheismus abhängig machen und alle Übel aus dem Verlassen desselben ableiten; die folgenden (VI—X) wenden sich gegen jene, welche zwar jene Übel als unvermeidliche auffassen, die immer vorgekommen sind und immer vorkommen werden, aber den Polytheismus, aus eigentlich religiösen Gründen, mit Rücksicht auf das künftige Leben für nützlich halten. „Um sich dann nicht dem Tadel auszusetzen, er habe nur die Gegner widerlegt,

[1] Interea Roma Gothorum irruptione . . . eversa est; cuius eversionem deorum falsorum multorumque cultores . . . in christianam religionem referre conantes solito acerbius . . . deum verum blasphemare coeperunt. Unde ego . . . libros de civitate Dei scribere institui . . . (Retract. II 43, 1. Migne, Patr. lat. XXXII 647).

aber nicht seine eigenen Ansichten auseinandergesetzt", fügte er noch zwölf Bücher hinzu, welche positiv die christliche Weltanschauung entwickeln. Von diesen behandeln die ersten vier (XII—XV) den Ursprung der zwei Reiche, nämlich der „Stadt Gottes" und der „Stadt dieser Welt", die folgenden (XVI—XIX) deren Entwicklung, die letzten endlich das beiden zukommende Ende. Den Titel erhielt das Ganze nach dem vorzüglicheren Teil, der „Stadt Gottes".

Die „Stadt" oder das „Reich" Gottes bilden die gottergebenen Engel und Menschen; die „Stadt dieser Welt" beginnt mit dem Sündenfall der Engel und Menschen. Nur für die Dauer der Zeit (in hoc saeculo) sind beide Reiche „miteinander verflochten und vermischt" (perplexae invicemque permixtae), indem die Bürger des einen, die Frommen, als Pilger unter den Bürgern des andern, den Gottlosen, ihrem Ziele entgegenwandeln. Von ihren ersten beiden Repräsentanten, Abel und Kain, an verfolgt Augustinus die zwei Reiche durch die gesamte Geschichte des Heidentums und Judentums bis auf Christus, den Mittler, dann an der Hand der Propheten und Apostel in ihrem weiteren künftigen Entwicklungsgang bis zum Weltende und Weltgericht, wo die „Stadt dieser Welt" ihren Abschluß in den ewigen Strafen der Verdammten, die „Stadt Gottes" aber ihre glorreiche Vollendung in der Herrlichkeit des Himmels findet. So gibt das Werk ein Gesamtbild der Menschheit und ihrer Geschichte von dem hehren Standpunkt des ewigen, unwandelbaren Gottes selbst.

Die Darstellung und schneidende Kritik des Heidentums beruht auf einer umfassenden Kenntnis der antiken Welt. Dieselbe ist zum großen Teil aus Cicero und Varro geschöpft, dann aus Platon, Sallust, Plinius dem Älteren, Solinus. Von den Dichtern wird Vergil häufig angeführt, dann auch Horaz, Persius, Lucanus, Terentius, Claudianus u. a. Die Hauptautorität für die positiv-theologischen Ausführungen bilden natürlich die heiligen Schriften des Alten und Neuen Bundes, meist nach der „Itala" zitiert, seltener nach der Übersetzung des hl. Hieronymus. Als Quelle für Nachrichten aus dem Orient dient hauptsächlich die Chronik des Eusebius in der Bearbeitung des hl. Hieronymus. Die Literatur des Neuplatonismus und der zeitgenössischen Häresien beherrscht Augustinus wie kaum ein anderer.

Obwohl der historisch-theologische Grundcharakter des grandiosen Werkes einheitlich nach dem bezeichneten Plane festgehalten und durchgeführt ist, hat Augustinus in dasselbe doch nahezu alle wichtigeren Fragen der Philosophie und Theologie eingegliedert, so daß es zu einer unerschöpflichen Vorratskammer des vielseitigsten Wissens geworden ist und einigermaßen den Sammel- und Zentralpunkt für seine übrigen schriftstellerischen Arbeiten bildet. Seine Auffassung des klassischen Altertums wie jene der Weltgeschichte überhaupt ist in ihren Grundzügen für das ganze Mittelalter maßgebend geblieben

und bezeichnet die festen Umrisse, über welche eine tiefere Geschichtsauffassung nicht hinausschreiten kann, ohne wieder in heidnische Irrtümer zurückzufallen oder von dem tiefsten Gesichtspunkte, dem religiösen, abzusehen.

Wie in keinem andern Werk, entfaltet Augustinus hier nicht nur die Fülle seines staunenswerten Wissens, sondern auch seinen scharfen, tiefdringenden Verstand, seine lebhafte, künstlerische Phantasie, ein warmes, lebendiges Herz, das sich zur mächtigsten Begeisterung erschwingen kann, die stilistische Gewandtheit eines römischen Rhetors, das Schönheitsgefühl eines Platonikers, die Gefühlstiefe und Erhabenheit eines christlichen Predigers. Eine Abnahme oder eine Erschlaffung ist in dem weitschichtigen Werk nicht zu bemerken. Die letzten Bücher gehören vielmehr zu den schönsten Teilen des Ganzen, und kaum ein Ungläubiger wird sich dem Zauber entziehen, mit welchem zum Schluß das verklärte Bild der Stadt Gottes am Ende der Zeiten geschildert wird.

„Wie groß wird jene Seligkeit sein, wo es kein Übel gibt, kein Gut verborgen bleibt, wo man sich in voller Muße dem Lobe Gottes widmet, der alles in allem sein wird! Denn was anderes man tun soll, wo keine Trägheit zum Aufhören veranlaßt, keine Not Bedrängnis schafft, das weiß ich nicht. Es muntert mich auch das heilige Lied auf, worin ich lese oder höre: ‚Selig, die in deinem Haus wohnen, o Herr, von Ewigkeit zu Ewigkeit werden sie dich loben.‘ Alle Glieder und Organe des unverweslichen Leibes, die wir nun für die Bedürfnisse des Lebens zu verschiedenem Dienst verteilt sehen, werden dann, weil jedes Bedürfnis aufhört, nur volle, gewisse, sichere, ewige Seligkeit bleibt, im Lobe Gottes gewinnen. Alle jene verborgenen Harmonien körperlicher Symmetrie, von denen ich früher gesprochen, die innen und außen an alle Teile des Leibes verteilt sind, werden nicht länger verborgen bleiben, sondern mit den übrigen Herrlichkeiten und Wundern, die dort zu schauen sind, durch die Wonne der Schönheit den vernünftigen Geist zum Lobe des großen Künstlers begeistern. Wie sich die Körper dort bewegen werden, wage ich nicht vermessentlich zu bestimmen, weil ich es nicht zu erdenken vermag. Doch Bewegung und Zustand wie der äußere Anblick wird voll Würde sein; Unwürdiges wird es nicht geben. Sicherlich, wo der Geist sein will, da wird auch alsbald der Leib sein, und der Geist wird nichts verlangen, was nicht der Würde des Geistes wie des Leibes entspricht. Wahrer Ruhm wird dort sein, wo niemand durch Irrtum des Lobenden oder auf Schmeicheleien hin gelobt wird. Wahre Ehre, die keinem Würdigen versagt, keinem Unwürdigen gespendet wird, ja kein Unwürdiger erstreben kann, weil nur Würdige dort geduldet werden. Wahrer Frieden, wo keiner irgend etwas Widriges, weder durch sich noch durch andere, leidet. Der Lohn der Tugend wird derjenige sein, der selbst die Tugend verliehen und ihr verheißen hat, ihr Lohn zu sein, über den hinaus es etwas Größeres und Besseres nicht geben kann. Denn was anders hat er durch den Propheten gesagt: Ich werde ihr Gott sein, und sie werden mein Volk sein? Was heißt das anders als: Ich werde es sein, wodurch sie gesättigt werden; ich werde alles sein, was die Menschen nur irgendwie vernünftigerweise begehren können: Leben und Heil und Nahrung und Reichtum und Ruhm und Ehre und Friede und alle Güter zugleich? Denn in diesem Sinn wird auch mit Recht verstanden, was der Apostel sagt: ‚daß Gott alles in allem sei‘. Er ist das Endziel unserer Wünsche, der ohne Ende geschaut, ohne Überdruß geliebt, ohne Ermattung gepriesen werden

wird. Diese Beschäftigung, diese Gesinnung, diese Tätigkeit wird fürwahr, wie das ewige Leben selbst, allen gemeinsam sein.

Ibi vacabimus, et videbimus; videbimus, et amabimus; amabimus, et laudabimus. Ecce quod erit in fine sine fine. Nam quis alius noster est finis, nisi pervenire ad regnum, cuius nullus est finis?

So strahlen, vom himmlischen Licht umflossen, die leuchtenden Zinnen der ewigen Stadt Gottes in das trübe Gewirre der Völkerwanderung, in die viel verschlungenen Pfade der Welt- und Menschengeschichte hinein. Dante hat sie kaum schöner beschrieben. Weder die forschende Geistesarbeit des Aristoteles noch der kühne Flug Platons ist in diese lichten Höhen emporgedrungen, aus welchen allein ewige Poesie in die Welt dringt.

In Bezug auf Sprache, Stil und rhetorische Kunst ist Augustinus denselben Grundsätzen gefolgt, welche sich schon in der Tätigkeit des hl. Paulus ausprägen und welche bei den großen griechischen Kirchenvätern genaueren Ausdruck gefunden hatten. Entsprechend der christlichen Gnadenlehre konnte er die übernatürliche Wirksamkeit der Predigt nicht von natürlicher oder künstlicher Beredsamkeit erwarten. Doch die Gnade zerstört die Natur nicht und verkümmert sie nicht; sie erhebt sie nur, veredelt die natürlichen Fähigkeiten und stellt sie in den Dienst höherer Kräfte und Ziele. So hat auch Augustinus die reiche philosophische und literarische Bildung, die er besaß, nach seiner Bekehrung allerdings nicht mehr als das Höchste und Erhabenste, was dem Menschen zu teil werden mag, überschätzt; aber er hat sie keineswegs verachtet und geringgeschätzt, sondern eifrig weitergepflegt und für seine hohen christlichen und kirchlichen Aufgaben verwertet.

„Augustin ist auch als Stilist die gewaltige, Vergangenheit und Nachwelt überragende Persönlichkeit." [1] In seinen an die ganze gebildete Welt gerichteten großen Werken hat er sich eines klassischen Stils und, soweit es damals noch möglich war, auch einer klassischen Sprache beflissen. In seinen für das Volk bestimmten Predigten aber hat er den Stil angewandt, der Ohr und Herz seiner Zuhörer packte, weil er nicht gelehrt altertümelnd war, sondern durch lange, ununterbrochene Entwicklung seine Unverwüstlichkeit bewiesen hatte [2]. Vieles, was uns heute nicht mehr zusagt oder was sich im Deutschen gar nicht wiedergeben läßt: sein Satzparallelismus, die reimartigen, gleichklingenden Satzschlüsse [3], seine Antithesen und Wortspiele, fesselten

[1] E. Norden, Die antike Kunstprosa II 621.

[2] Erhalten sind 363 Predigten an das Volk. Rechnet man dazu seine Erklärungen zu den Psalmen, zur Genesis, zum Johannesevangelium usw., die aus Predigten hervorgegangen, so kommt die Zahl der Predigten auf nahezu tausend. Vgl. G. Longhaye, Saint Augustin prédicateur (Études XLIII, Paris 1888, 161—176 377—413).

[3] Homoioteleuton.

und gewannen seinen Zuhörerkreis und machten es ihm möglich, denselben in wahrhaft volkstümlicher Weise über die erhabensten Glaubensgeheimnisse und die verfänglichsten Einwürfe der zeitgenössischen Irrlehrer aufzuklären. Er hat es nicht verschmäht, eine Abwehr gegen die Donatisten in die Form eines abecedarischen Psalmes zu kleiden, um sie den Gläubigen recht ins Gedächtnis einzuprägen[1]. Das ist das einzige, was er in poetischer Form geschrieben hat. Um so reicher weht aber der Geist erhabenster Poesie in seinen großen Werken.

Zehn Jahre vor Augustinus starb an der Geburtsstätte des Welterlösers, zu Bethlehem, ein anderer Geistesriese, der für die Entwicklung der christlichen Bildung von kaum geringerem Einfluß war. Es war der Dalmatiner Sophronius Eusebius Hieronymus, zu Stridon, an der Grenze von Pannonien, um 331, nach andern erst 340 oder später geboren. Die Eltern waren Christen, und er wurde ganz in christlichem Geist erzogen. In Rom, wohin er als zwanzigjähriger Jüngling zur Fortsetzung seiner Studien geschickt wurde, blieb er nicht ganz unberührt von dem Einfluß der noch halbheidnischen, sittenlosen Großstadt; seine Frömmigkeit leitete ihn jedoch wieder auf den richtigen Weg, und er empfing vom Papst Liberius die heilige Taufe. Weitere Studien führten ihn nach Trier, wo er zuerst sich auch der Theologie zuwandte, dann nach Aquileja. Von hier aus bereiste er mit einigen Freunden Thracien, Bithynien, Pontus, Galatien, Kappadocien und Cilicien. Nach einer schweren Krankheit, die er zu Antiochien (374) glücklich überstand, zog er sich für fünf Jahre in die Wüste von Chalcis, die „syrische Thebais“, zurück, lebte hier anfänglich als Einsiedler nur dem Gebet und den strengsten Bußübungen, wandte sich aber auch wieder den Studien zu und ließ sich von einem bekehrten Juden im Hebräischen unterrichten. In Antiochien empfing er die Priesterweihe, stellte aber die Bedingung, daß er Mönch bleiben dürfe. Um das Jahr 379 siedelte er nach Konstantinopel über, um die Vorträge des hl. Gregor von Nazianz anzuhören und sich mit andern griechischen Kirchenschriftstellern, namentlich Eusebius und Origenes, näher vertraut zu machen. Im Jahre 382 wurde er zu einer Synode nach Rom berufen und ward hier für drei Jahre der vertrauliche Berater des Papstes Damasus, ward von diesem mit Herstellung eines sorgfältig revidierten Textes der Evangelien und Psalmen betraut, verschaffte dem klösterlich-asketischen Leben Eingang in Rom und gewann für dasselbe mehrere Frauen aus den höchsten Senatorenfamilien. Nach dem Tode des Papstes (384) folgte er dem Zuge seiner Andacht zu den heiligen Stätten der Erlösung und ließ sich in Bethlehem nieder, wo

---

[1] Psalmus contra Donatistas (Psalmus abecedarius) vom Jahre 393, bei Migne, Patr. lat. XLIII 23—32.

er ein Mönchskloster mit Bibliothek und Klosterschule, die hl. Paula und ihre Tochter ein Nonnenkloster gründeten. Hier lebte er die übrige Zeit seines Lebens (noch 35 Jahre) ausschließlich dem Studium und der schriftstellerischen Tätigkeit, übersetzte das Alte Testament aus dem hebräischen Urtext, im Briefwechsel mit den hervorragendsten Vorkämpfern der Kirche und in regster Beteiligung an den theologischen Fragen und Kämpfen seiner Zeit. Seine weder durch Askese noch Studien völlig gebrochene Leidenschaftlichkeit verwickelte ihn zeitweilig in gelehrte Fehden mit seinem Jugendfreund Rufinus, mit dem hl. Augustin und andern bedeutenden Lehrern. An der Seite Augustins bekämpfte er indes dann auch mannhaft den Pelagianismus, dessen Anhänger in Palästina sich in tätlicher Weise rächten, indem sie sein Kloster in Brand steckten und ihm während seiner letzten Jahre harte Bedrängnis verursachten. Am 30. September 420 starb der bis ins höchste Alter geistesfrische, unermüdliche Greis, der große Bibelübersetzer und Bibelerklärer des christlichen Altertums[1].

Gehört auch er, gleich den übrigen Kirchenvätern, mehr der Patristik und der Geschichte der Theologie an, so reicht seine umfangreiche literarische Tätigkeit doch auch in das Gebiet der allgemeinen Literaturgeschichte hinüber[2].

Wie er unter den lateinischen Kirchenvätern der gewandteste Sprachenkenner, der belesenste Polyhistor und der gründlichste Bibelkritiker war, so besaß er auch unter allen die umfangreichste profane Belesenheit und die tüchtigste und vielseitigste klassische Bildung. Das beredteste Zeugnis hierfür bilden seine Briefe, von denen noch gegen hundertzwanzig erhalten sind. In den verschiedensten Tonarten gehalten, bald belehrend oder erzählend, bald mahnend und tröstend, bald hadernd und kämpfend, bald hochasketisch und mystisch, bald aus den mannigfaltigsten Elementen gemischt, treffen sie immer, auch stilistisch und sprachlich, die richtige Klangfarbe und den rechten Ton. Ungesucht verfügt er über alle Kunstmittel, welche die alte Rhetorik zur Belebung der Darstellung an die Hand gab. Cicero und Quintilian, Vergil und Horaz, Sallust und Suetonius, Terentius, Lucanus und Persius sind ihm ebenso geläufig wie die Bücher der Heiligen Schrift, und er liebt

[1] Martianay, La vie de S. Jérôme, Paris 1706. — Stilting in Acta Sanct. (Bolland.), 30. Sept. VIII 418—688. — F. Z. Collombet, Histoire de S. Jérôme, Paris-Lyon 1844, deutsch bearbeitet von Lauchert und Knoll, Rottweil 1846—1848. — O. Zöckler, Hieronymus. Sein Leben und Wirken, Gotha 1865. — A. Thierry, Saint Jérôme, la société chrétienne à Rome etc., Paris 1867 (3me éd. 1876).

[2] Gesamtausgaben von Erasmus, Basel 1516—1520; Marianus Victorius, Rom 1565—1572; Martianay und Pouget, Mauriner, Paris 1693 bis 1706; D. Vallarsi, Verona 1734 ff und Venedig 1766 ff; Migne (nach Vallarsi) a. a. O. XXII—XXX. — Ausgewählte Schriften übersetzt von P. Leipelt, Kempten 1872—1874.

es, seine eigenen geistreichen Gedanken mit Zitaten aus den Klassikern zu verbrämen, nicht wie ein Lehrling, der mühsam solchen künstlichen Redeschmuck zusammenstoppelt, sondern wie ein belesener Mann, dem die alte Literatur ganz geläufig ist, und der aus dem Vollen schöpft. Gleich Tertullian hat auch er eine durchaus originelle Lebendigkeit, die Wort und Ausdruck selbständig zu modeln weiß, aber zugleich auch ein großes Feingefühl für Schönheit, Abrundung und stilistische Eleganz. Ob er grollend seine Leidenschaftlichkeit in stürmischer Kraft dahinbrausen läßt, oder ob seine tiefe, männliche Andacht die ungestümen Wogen dämpft und mäßigt, immer hat seine Sprache das Gepräge eines feingeschulten Humanisten. Christlicher Gehalt und altklassische Form haben sich bei ihm in ungezwungenster Weise vermählt. Seine Briefe haben deshalb große pädagogische Dienste geleistet und können sie noch leisten.

Indem Hieronymus die Zeittafeln des Eusebius lateinisch bearbeitete und weiterführte, hat er sich auch um die Geschichtschreibung verdient gemacht, und wenn auch seine Schrift De viris illustribus rasch und ohne genauere Durcharbeitung nach griechischen Vorlagen zusammengestellt ist, so ist der unermüdliche Polyhistor mit dieser Schrift doch immerhin an die Spitze der christlich lateinischen Literaturhistoriker getreten und hat für weitere Forschung die Pfade geebnet. Sachlich wertvoll und stilistisch überaus schön und originell durchgearbeitet sind seine Biographien des hl. Paulus des Einsiedlers, des gefangenen Mönches Malchus und des hl. Hilarion, die sich als würdige Fortsetzung christlicher Hagiographie an die alten Märtyrerakten reihen.

Den tiefsten Einfluß auf die Bildung des Mittelalters und die ganze Folgezeit hat Hieronymus durch sein eigentliches Lebenswerk, seine Bibelübersetzung, gewonnen, welche die offizielle lateinische Bibelübersetzung der Kirche im Abendlande geworden und bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Sie umfaßt das gesamte Alte Testament mit Ausnahme des Buches Baruch, des ersten und zweiten Buches der Makkabäer, des Buches Sirach und des Buches der Weisheit. Das Neue Testament hat er nicht neu übersetzt. Von seiner Übersetzung ist auch diejenige der Psalmen nicht in die Vulgata übergegangen, weil die von ihm bereits früher emendierte Übersetzung der Itala (das sog. Psalterium Gallicanum) im ganzen Abendlande sich schon zu sehr festgesetzt hatte und nicht mehr verdrängen ließ. Trotz mancher Mängel im einzelnen übertrifft seine Übersetzung weit alle vorausgegangenen und entspricht in hohem Grade seinem Streben, das Bestmöglichste zu leisten, was eine Übersetzung leisten kann. Seit dem siebten Jahrhundert ziemlich allgemein eingeführt, ward sie eine Hauptquelle des mittelalterlichen Lateins und insbesondere der lateinischen Kirchensprache.

Wie Hieronymus seine Aufgabe als Bibelübersetzer und Schrifterklärer auffaßte, tritt in vielen seiner Werke und Briefe klar zu Tage. Belehrend

ist in dieser Hinsicht besonders ein schöner Brief an den hl. Paulinus von Nola, in welchem er kurz die einzelnen Bücher der Heiligen Schrift charakterisiert. Inständig mahnt er ihn von einem autodidaktischen Studium derselben ab. Er verweist auf die profanen Wissenschaften: Grammatik, Rhetorik, Philosophie, Geometrie, Musik, Astronomie, Astrologie und Medizin, die alle von hohem Nutzen sind, die aber theoretisch, methodisch und praktisch (*τὸ δόγμα, τὴν μέθοδον, τὴν ἐμπειρίαν*) studiert sein wollen. Selbst bei den Handwerken ist Anleitung nötig.

„Bauern, Maurer, Zimmerleute, Metallarbeiter, Schreiner, Wollweber, Gerber und die Fabrikanten des Hausrats und der gewöhnlichsten Geschirre können ohne Lehrer nicht werden, was sie wollen. Quod medicorum est, promittunt medici, tractant fabrilia fabri. Nur die Kunst des Schriftstudiums maßen sich alle an. Scribimus indocti doctique poemata passim. An diese wagen sich alle: alte Schwatzweiber, verrückte Greise, geschwätzige Sophisten, alle reißen sie in Stücke, alle lehren sie, bevor sie etwas gelernt haben. Andere philosophieren mit hoch emporgezogenen Augenbrauen, großartige Worte abwägend, mit Dämchen über die heiligen Schriften; andere lernen, o Schande! von den Weibern, was sie den Männern dozieren, ja in ihrer Keckheit tragen sie andern vor, was sie selbst nicht wissen. Ich schweige von jenen, die gleich mir, von den Profanwissenschaften zum Studium der heiligen Schriften übergegangen sind, und wenn sie nun in gut abgefaßter Rede das Ohr der Leute gewonnen haben, alles, was sie sagen, für göttliches Gesetz halten, sich gar nicht würdigen zu erfahren, was die Propheten, was die Apostel gedacht, sondern nach ihren Ideen sich unzutreffende Zeugnisse zurechtmachen, gleich als ob es grandios wäre und nicht die allerschlechteste Lehrmethode, den Sinn zu fälschen und die ihnen entgegenstehende Schrift auf ihre Deutung herüberzuziehen, gerade als hätten wir noch keine Homercentonen und Vergilcentonen gelesen und als könnte man nicht auch den Vergil ohne Christus zum Christen machen, weil er geschrieben hat:

Iam redit et virgo, redeunt Saturnia regna.
Iam nova progenies caelo demittitur alto . . .

Das sind Kindereien, und dem Treiben der Marktschreier ähnlich ist es, das lehren, was du nicht weißt; ja, um es etwas schärfer zu sagen, nicht einmal wissen, was du nicht weißt."

Ein Schriftstudium dagegen, das, von Gebet begleitet, von Demut und religiöser Lernbegierde beseelt, auf der redlichen und sorgfältigen Erforschung der kirchlichen Überlieferung fußt, erscheint ihm als der höchste geistige Genuß, den es auf Erden geben kann.

„Ich bitte dich, liebster Bruder, in diesen Dingen leben, sie betrachten, nichts anderes wissen, nichts anderes verlangen, scheint dir das nicht schon hier auf Erden eine Wohnstätte des himmlischen Reiches zu sein? Stoße dich ja nicht in den heiligen Schriften an der Einfachheit oder gleichsam Niedrigkeit der Ausdrücke, die von dem Mangel der Übersetzer herrühren oder auch absichtlich gewählt sind, da sie leichter eine volksmäßige Predigt bilden, und in demselben Satz der Ungelehrte wie der Gelehrte seine Rechnung findet. Nicht bin ich so anmaßend und schwachsinnig, daß ich versprechen möchte, das alles zu wissen und die Früchte der Bäume schon hier

auf Erden zu pflücken, die ihre Wurzeln im Himmel haben; aber ich gestehe, ich wünsche es zu wissen; ich ziehe mich dem Untätigen vor. Lehrer will ich nicht sein, aber zum Gefährten verpflichte ich mich. Dem Bittenden wird gegeben, dem Klopfenden geöffnet, der Suchende findet. Wir wollen hier auf Erden das lernen, dessen Kenntnis uns im Himmel fortdauert."

Deutlich tritt schon in den Gestalten der großen Kirchenlehrer der internationale, wahrhaft katholische Charakter der Kirche hervor. Es waren nicht irdische Herrschergelüste, nicht Überlieferungen altrömischer Größe, welche das neue Gottesreich aufbauten. Hilarius, von Abstammung Gallier, gehört seiner theologischen Bildung nach teilweise der griechischen Schule an. Ambrosius war Römer, verlebte aber den besten Teil seines Lebens in Norditalien. Augustinus war Afrikaner. Das Leben des Hieronymus teilt sich zwischen Dalmatien, Rom und Palästina. So ist es auch mit den übrigen kleineren Schriftstellern, die sich an jene großen Leuchten der Kirche reihen. Sulpicius Severus, der das Leben des hl. Martin und die Geschichte der Kirche in klassischer Form nach dem Vorbild des Sallust und Tacitus schrieb, war wieder ein Gallier; Tyrannius Rufinus, der Jugendfreund des hl. Hieronymus, ein gewandter Übersetzer griechischer Kirchenliteratur, stammte aus Aquileja, lebte in Rom, Jerusalem, wieder in Rom und Aquileja und starb endlich in Sizilien. Von den Freunden und Schülern des hl. Augustin war Marius Mercator, der Bekämpfer der Pelagianer und Nestorianer, ein Afrikaner, Paulus Orosius, der Bekämpfer der Priscillianisten und Kirchenhistoriker, ein Sohn der pyrenäischen Halbinsel (aus Braga in Portugal). Johannes Cassianus, aus Südgallien gebürtig, machte die Schule des christlichen Ordenslebens in Bethlehem und Ägypten durch und besuchte Konstantinopel und Rom, ehe er dasselbe als Abt in Marseille begründete. Honoratus und Hilarius von Arles, Eucherius von Lyon und Vincenz von Lerin sind Gallier. Am Schluß der ehrwürdigen Reihe stehen wieder Italiener, der beredte Petrus Chrysologus, Bischof von Ravenna, Maximus, Bischof von Turin, und der heilige Papst Leo I. der Große.

Bereits unter den vorhergehenden Päpsten Cölestin I. und Sixtus III. (422—440) römischer Diakon und ein einflußreicher Mann, saß Leo I. einundzwanzig Jahre (440—461) auf dem Stuhle des hl. Petrus, einer der größten Päpste aller Zeiten. Er wehrte Attila von Rom ab, erwirkte von Genserich, daß er wenigstens das Leben der Römer schonte. Er hat durch seine unermüdliche Tätigkeit die monophysitische Irrlehre überwunden, die unberechtigten Forderungen der Patriarchen von Konstantinopel zurückgedrängt und dem päpstlichen Primat zu seiner angestammten religiösen Bedeutung auch jenen mächtigen äußeren Einfluß gewonnen, durch welchen er, beim völligen Zusammenbruch des alten Römerreichs, in den furchtbaren

Katastrophen der Zeit, zum Hort und Felsengrund der christlichen Kultur und Bildung ward, bis über die Wogen der ungeheuern Völkerbewegungen in Karl dem Großen endlich das römische Kaisertum deutscher Nation emportauchte und Papsttum und Kaisertum vereint das christliche Europa des Mittelalters gestalteten[1]. Eine Sammlung von sechsundneunzig Predigten und eine zweite von hundertunddreiundvierzig Briefen geben teilweise noch ein lebendiges Bild von der Lehrtätigkeit des großen Papstes[2]. Die Predigten sind auffallend kurz und knapp, frei von allem überflüssigen Wortballast, von wunderbarer Klarheit, Kraft und harmonischer Abrundung. Fast jeder Satz birgt Stoff zu einer ganzen Abhandlung. Die schwierigsten dogmatischen Probleme sind mit feinster Präzision und durchsichtigster Klarheit gleichsam in epigrammatische Form gebracht, aber nie spekulativ für sich, sondern immer in Beziehung zu sittlichen Folgerungen, praktischen Aufgaben, in packenden Antithesen, prächtigem Bilderschmuck, feierlich würdevollem Ausdruck, vollklingenden Sätzen und Perioden. Griechische Feinheit und römische Energie, die Zartheit eines Mystikers und die Würde eines Weltherrschers vereinigen sich in dieser königlich-majestätischen Rhetorik, die gleichsam selbst den Schmuck der dreifachen Krone trägt.

Wahrhaft grandios zeichnet Leo z. B. in seiner Predigt auf das Fest der heiligen Apostel Petrus und Paulus die providentielle Stellung Roms; die Kraft, Würde und Schönheit seiner Sprache kann freilich keine andere Sprache wiedergeben.

„Der gütige, gerechte und allmächtige Gott, der seine Barmherzigkeit nie den Menschen versagt und alle Sterblichen stets durch überreiche Wohltaten zu führen sucht, nahm der freiwilligen Blindheit und Verkommenheit der Irrenden durch einen Ratschluß seiner innigsten Erbarmung sich an, da er sein ihm wesensgleiches, ewiges Wort sandte. Dieses Wort ist Fleisch geworden und hat seine göttliche Natur so mit der menschlichen vereint, daß seine tiefste Erniedrigung unsere glänzendste Erhöhung ward. Damit aber der Strom dieser unaussprechlichen Gnade sich über die ganze Welt ergösse, bereitete die göttliche Vorsehung das römische Weltreich vor, dessen Grenzen so weit sich ausdehnten, daß dieses eine Reich alle Völker zu Grenznachbarn hatte. Denn dem göttlichen Plane des großen Werkes war es angemessen, daß viele Reiche zu einem Staate sich vereinigten und so die für alle bestimmte Predigt ohne Säumen Zutritt hätte zu allen Völkern, welche die Herrschaft einer Stadt verband.

---

[1] H. Grisar, Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter I, Freiburg 1899, 308 ff.

[2] Ausgaben von P. Quesnel, Paris 1675; P. und H. Ballerini, Venedig 1753—1757; letztere abgedruckt bei Migne, Patr. lat. LIV—LVI. — Die Predigten (deutsch) von M. Wilden, Kempten 1876; die Briefe von S. Wenzlowsky, ebd. 1878. — Vgl. A. Arendt, Leo d. Gr. und seine Zeit, Mainz 1835. — E. Perthel, Papst Leo I. Leben und Lehren, Jena 1843. — F. und P. Böhringer, Die Väter des Papsttums: Leo I. und Gregor I., Stuttgart 1879. — C. Bertani, Vita di S. Leone Magno, Monza 1880/81.

„Allein diese Stadt erkannte den Urheber ihrer Größe nicht, huldigte, zur Beherrscherin fast aller Völker geworden, den Irrtümern aller Völker und erblickte darin den Höhepunkt aller Religion, keine Verirrung zu verschmähen. Doch je tiefer sie in den Banden Satans verstrickt war, um so wunderbarer war ihre Befreiung durch Christus. Denn da die zwölf Apostel vom Heiligen Geiste die Sprachengabe empfangen hatten und die Welt unter sich verteilten, um ihr das Evangelium zu verkünden, fiel dem hl. Petrus, dem Fürsten der Apostel, die Hauptstadt des römischen Reiches zu, damit das Licht der Wahrheit, das zum Heile aller Völker geoffenbart war, um so mächtiger sich vom Haupte aus durch den ganzen Leib der Welt ergösse. Welche Nation aber war damals in dieser Stadt nicht vertreten? Oder welchem Volke wäre lange verborgen geblieben, was Rom gelernt hatte? Hier galt es also, die Träumereien falscher Weltweisheit zu zerstören, hier den Kult der Dämonen zu stürzen, hier das grauenvolle Opferwesen zu vernichten, bei dem der gewissenhafteste Aberglaube alles zusammengehäuft hatte, was je der Irrtum ersonnen.

„In diese Stadt also, o heiliger Apostel Petrus, fürchtest du dich nicht zu kommen, und indes der Gefährte deiner ruhmvollen Taten, der heilige Apostel Paulus, noch mit der Sorge für die Gründung anderer Kirchen beschäftigt ist, wagst du dich in diesen Wald wutschnaubender Tiere und in diesen Ozean rasender Tiefen, ungleich beherzter, als da du einst auf dem Meere wandeltest. Du fürchtest nicht Rom, die Herrin der Welt, du, der du im Hause des Kaiphas vor der Magd eines Priesters gezittert hattest. War denn die Macht eines Claudius, die Grausamkeit eines Nero minder schrecklich als der Richterspruch des Pilatus, die Wut der Juden? Es obsiegte also die Gewalt der Liebe über die Furcht; du glaubtest, die nicht mehr fürchten zu sollen, welche du mit deiner Liebe umfassen wolltest. Gewiß hattest du damals schon diese Gefühle furchtloser Liebe dir zu eigen gemacht, als das Bekenntnis deiner Liebe zum Herrn durch das Geheimnis der dreimaligen Frage besiegelt wurde. An diese Stimmung deines Herzens wurde auch kein anderes Ansinnen gestellt, als daß du die Schafe desjenigen, welchen du liebtest, mit eben jener Speise stärktest, welche dich selbst gestärkt hatte. Und deine Zuversicht wurde noch erhöht durch so viele Wunderzeichen, so viele Gnadengaben, so viele Bewährungen deiner Tugend.

„Schon hattest du die Völker, welche aus der Beschneidung den Glauben angenommen hatten, unterrichtet; schon hattest du die Kirche von Antiochien gegründet, wo zuerst die Würde des glorreichen christlichen Namens erglänzte; schon hattest du in Pontus, in Galatien, Kappadocien, Asien und Bithynien die Gesetze des Evangeliums verkündet: da trägst du, wohlbekannt mit dem Erfolge deiner Mühen und mit dem Zielpunkte deines Lebens, das Banner des Kreuzes Christi nach jenem Bollwerke Rom, wohin dir, göttlicher Anordnung gemäß, der Glanz deiner Gewalt und der Ruhm deines Leidens vorauszogen.“ [1]

In tiefer Demut aber führt der wortgewaltige Hohepriester alle seine amtliche Macht und Ehre, seine Hirtentätigkeit und seine Lehre auf Petrus und durch ihn auf das unsichtbare Haupt seiner Kirche, Christus selbst, zurück, dessen Verherrlichung seine schönsten Reden gewidmet sind. So spricht er z. B. am Jahrestag der Papstwahl:

---

[1] Übersetzt von Schleiniger-Racke, Muster des Predigers [3], Freiburg 1895, 388—390.

His itaque modis, dilectissimi, rationabili obsequio celebratur hodierna festivitas, ut in persona humilitatis meae ille intellegatur, ille honoretur, in quo et omnium pastorum sollicitudo cum commendatarum sibi ovium custodia perseverat, et cuius dignitas etiam in indigno herede non deficit. Unde venerabilium quoque fratrum et consacerdotum meorum desiderata mihi et honoranda praesentia hinc sacratior est atque devotior, si pietatem huius officii, in quo adesse dignati sunt, ei principaliter deferunt, quem non solum huius sedis praesulem, sed et omnium episcoporum noverunt esse primatem. Cum ergo cohortationes nostras auribus vestrae sanctitatis adhibemus, ipsum vobis, cuius vice fungimur, loqui credite: quia et illius vos affectu monemus, et non aliud vobis, quam quod docuit, praedicamus: obsecrantes ut succincti lumbos mentis vestrae castam et sobriam vitam in timore Dei ducatis, nec concupiscentiis carnis mens principatus sui oblita, consentiat. Brevia et caduca sunt terrenarum gaudia voluptatum, quae ad aeternitatem vocatos, a semitis vitae conantur avertere. Fidelis ergo et religiosus animus ea, quae sunt caelestia, concupiscat, et divinarum promissionum avidus, in amorem se incorruptibilis boni et in spem verae lucis attollat.

Achtes Kapitel.

Epische und didaktische Versuche.

Die religiösen, sittlichen und sozialen Aufgaben des Christentums stellten an seine ersten Bekenner Anforderungen, welche vorläufig alle Kunstbedürfnisse, alle poetischen Bestrebungen vollständig zurückdrängen mußten. Es gab unendlich Wichtigeres zu tun als Verse zu machen. Non loquimur magna, sed vivimus. Dieser Satz würde nicht wörtlich von drei Schriftstellern dieser ältesten Zeit wiederholt worden sein, wenn er nicht dieser Zeit selbst aus dem Herzen gesprochen wäre[1].

Moderne Menschen, welche gewohnt sind, die Kunst fast ebenso hoch zu stellen als die Religion, oder welchen das Christentum nahezu gleichgültig geworden ist, mag dies sonderbar, kaum verständlich, kulturfeindlich, rückschrittlich erscheinen. Sie mögen auf den Gedanken verfallen, die Poesie wäre absichtlich, gewaltsam unterdrückt worden. Das ist aber gar nicht der Fall. Der Hauptgrund, daß eine christlich-lateinische Poesie so lange auf sich warten ließ, liegt lediglich darin, daß die Poesie für die ewigen Ziele des Menschen lange nicht jene Wichtigkeit oder gar Notwendigkeit besitzt, welche ihr eine naturalistische Weltanschauung beimessen mag. Die Menschheit mußte vor allem die verdorbene und verrottete Überkultur abstreifen, welche sie an den Rand des Verderbens gebracht hatte und woran gerade

---

[1] Tertullian., Apologeticum c. 38. Minucius Felix, Octav. 38, 6. Cyprian., De bono patientiae c. 3 (ed. Hartel 398).

die Poesie den verhängnisvollsten Anteil hatte. Die Bekehrung erheischte eine Fasten- und Abstinenzkur. Diese wurde aber nicht nur durch das Walten der Gnade erleichtert, sondern auch durch die Aufgaben, welche Glaube, christliche Liebe und Heldenmut den Christen stellte, und durch den reichen Ersatz, welchen ihnen das Christentum für die profane Dichtung in den Schriften des Neuen und Alten Testamentes bot. Gelehrten wie Ungelehrten erschloß sich hier eine Welt voll erhabener Schönheit, von welcher das klassische Altertum keine Ahnung gehabt hatte und welche die Neubekehrten zur glühendsten Begeisterung mit sich fortriß. Da ist nicht eine Spur von Heimweh nach den „Göttern Griechenlands". Die ersten christlichen Jahrhunderte fanden im Christentum ganze und volle Befriedigung für Geist und Herz.

Dazu trug wohl in nicht geringem Grade auch die Feier der heiligen Geheimnisse bei, welche schon in den Apostelzeiten nicht bloß mit Predigt und Lehrvorträgen, sondern auch mit Gebeten, Hymnen, Psalmen, geistlichen Gesängen, d. h. einer mannigfaltig gegliederten Liturgie, verbunden war. In der gewaltigen Geistesarbeit aber, welche die Kirchenlehrer und Väter der ersten vier Jahrhunderte geleistet haben und welche man getrost mit den Leistungen der größten Denker des Altertums vergleichen darf, fand keineswegs bloß der Verstand seine Rechnung; wie in den heiligen Schriften selbst, floß hier auch der Phantasie, dem Gemüt und dem Willen reichliche Nahrung zu. Dogma und Moral, philosophische Spekulation und poetische Auffassungsweise treten kaum je völlig abgetrennt auf. Die christliche Lehre zieht den ganzen Menschen in ihren lebendigen Anziehungskreis. Im Lichte des Neuen Bundes gestaltet sich der Alte zur großartigsten poetischen Typik. Der Gedanke an Gott, an Christus verklärt Menschenleben und Natur. Predigten, Abhandlungen, Reden und Briefe der Väter sind durchtränkt von dieser religiösen Poesie.

So ist in den ersten drei Jahrhunderten kaum von Dichtern die Rede, und von den wenigen ist kaum eine dürftige Nachricht erhalten.

Der früheste sicher und klar beglaubigte christliche Epiker ist erst der spanische Priester C. Vettius Aquilinus Juvencus, von dem aber anderweitig nichts bekannt ist, als daß er von sehr vornehmem Geschlechte war und unter Konstantin d. Gr. dichtete. Mit entschiedenem Dichtertalent begabt, klassisch gebildet, nicht nur mit Vergil, Lucan und Statius vertraut, sondern auch mit den archaistischen Wendungen des älteren Latein, hat er es zuerst eingesehen, daß der Epik in den heiligen Evangelien ein neuer Stoff geboten sei, der an Bedeutung die Sagenwelt des Homer und Vergil weit überrage und seinem Sänger deshalb eine weit erhabenere Unsterblichkeit zu sichern geeignet sei, und so hat er, vorzüglich nach Matthäus, aber auch mit Zuziehung der andern drei Evangelisten, die erste Christiade in vier

Büchern entworfen[1], oder wie der hl. Hieronymus sich ausdrückt, „er hat es gewagt, die Majestät der Evangelien den metrischen Gesetzen zu unterwerfen". Im Prolog kündet Juvencus seine Absicht folgendermaßen an:

Nichts Unsterbliches hält der Bau der Welten umfangen,
Weder das goldene Rom noch die Reiche der Menschen, der Erdkreis,
Weder Land noch Meer noch die flammenden Sterne des Himmels.
Denn vom Schöpfer bestimmt ist der unvermeidliche Zeitpunkt,
Wo die zündende Glut hinrafft vernichtend den Weltbau.
Doch erhabene Tat und der Ruhm vortrefflicher Tugend
Bleibt auf lange hinaus zahllosen Menschen geborgen,
Deren Lob und Preis die Dichter häufen zum Liede.
Jene feiert der Sang, von Smyrnas Quellen entströmend,
Diese das liebliche Lied Maros, an des Mincios Ufern.
Nicht geringerer Ruhm umkreiset aber den Sänger:
Ewigen ist er gleich, solang die Jahrhunderte fliegen
Und der schwindelnde Pol umwälzet Länder und Meere
Rings im ätherischen Raum nach unverrücktem Gesetze.
Wenn die Dichtungen schon so langen Ruhm sich verdienen,
Welche die Heldenwelt mit menschlichen Lügen verknüpfen,
Wird uns ewiges Lob der sichere Glaube gewähren,
Spenden unsterbliche Zier, unsterblichen Lohn uns erteilen.
Denn es gilt mein Lied des Erlösers Leben und Taten,
Göttlichem Gnadengeschenk an die Menschheit, ledig des Irrtums.
Nicht zu fürchten steht, der Weltbrand werde verzehren
Dieses Werk; ja vielleicht wird es mich entreißen dem Feuer,
Wenn auf flammenden Wolken herab wird steigen der Richter,
Christus wunderbar, der Ruhm des erhabenen Vaters.
Freudig ans Werk! Der Heilige Geist beseele die Dichtung,
Läut're des Sängers Herz mit den reinen Fluten des süßen
Jordanstroms, auf daß wir Christum würdig besingen[2].

Wie schon Hieronymus bemerkt, hat Juvencus „die vier Evangelien (nach der „Itala") fast wörtlich (pene ad verbum) in Hexameter übersetzt". Er hat es nicht gewagt, eigene Erfindungen einzuschieben oder sich freiere Umschreibungen zu erlauben; eher hat er den Text gelegentlich noch knapper gedrängt oder gekürzt, wie z. B. in der Wiedergabe des Magnifikat:

Magnificas laudes animus gratesque celebrat
Immensi Domino mundi. Vix gaudia tanta
Spiritus iste capit, quod me dignatus in altum

---

[1] Evangeliorum libri IV, herausgeg. von F. Arevalo, Rom 1792; danach von Migne, Patr. lat. XIX 53—346; C. Marold, Leipzig 1886, J. Huemer (Corpus script. eccl. lat. XXIV), Wien 1891. — Vgl. A. Ebert, Literatur des Mittelalters I[2], Leipzig 1889, 114—121. — M. Manitius, Geschichte der christlich-lateinischen Poesie, Stuttgart 1891, 55—61.

[2] Übersetzt vom Verfasser.

Erigere ex humili celsam, cunctisque beatam
Gentibus, et seclis voluit Deus aequus haberi.
Sustulit ecce thronum saevis, fregitque superbos,
Largifluis humiles opibus ditavit egentes.

Eine eigentliche poetische Neuschöpfung konnte so nicht entstehen. Aber die Verse fließen leicht und gefällig, geben sehr genau Inhalt und Färbung des biblischen Berichtes wieder, und so hat sich der Dichter schon bei Papst Gelasius das Lob verdient: Item Iuvenci nihilominus laboriosum opus non spernimus, sed miramur. Das fleißige Werk verdient durchaus keine Geringschätzung, sondern Bewunderung. In einer Zeit, wo noch die Apokryphen, großenteils im Dienste der verschiedenen Sekten entstanden, die Reinheit des Glaubens bedrohten, war eine solche Behandlung der biblischen Epik von höchstem Verdienst.

In ähnlicher Weise bearbeitete zu Anfang des 5. Jahrhunderts ein gewisser Presbyter Cyprian aus Oberitalien, wie es scheint, die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments; es sind von dieser Dichtung indes nur Fragmente vorhanden, die früher dem Juvencus zugeschrieben wurden. Das Werk verrät Fleiß und Ernst, wenn auch die Erzählung trockener, die Poesie mangelhafter ist als bei Juvencus[1]. Freier ist der alttestamentliche Stoff in zwei Epyllien behandelt, die vermutlich von dem gleichen Verfasser herrühren, und von welchen das eine (De Sodoma) den Untergang Sodomas, das andere (De Iona) die Rettung Ninives erzählt. Beide Erzählungen sind in gewähltem Ausdruck und gutem Versbau durchgeführt, die zweite jedoch nur zum Teil erhalten[2]. Auch die sog. Coena Cypriani, ein heiteres, für den Vortrag bei Gastmählern bestimmtes Gedicht, ist wahrscheinlich von demselben Presbyter verfaßt, aber, wie die zwei Epyllien, wohl schon zu Ende des 4. Jahrhunderts.

Eine noch viel freiere Behandlung weist das Gedicht eines gewissen Rhetors Victorinus auf, welches das Martyrium der sieben makkabäischen Brüder zum Vorwurf hat. Die biblische Erzählung ist hauptsächlich dahin abgeändert, daß der Tyrann Antiochus sich zuerst an die Mutter wendet und diese zu bewegen sucht, ihre Söhne vom Glauben abspenstig zu machen. Anstatt

---

[1] Unvollständig bei Arevalo, Juvencus und Migne, Patr. lat. XIX 345 bis 380; Ergänzungen bei Pitra, Spicilegium Solesmense I, Paris. 1852, 151—258, und Analecta sacra et classica I, Paris. 1888, 181—209. — Vollständige Ausgabe von R. Peiper, Cypriani Galli poetae Heptateuchos (Corpus script. eccl. lat. XXIII, Vindobonae 1891).

[2] H. Brewer S. J., Über den Heptateuchdichter Cyprian und die Coena Cypriani, in Zeitschrift für kathol. Theol. XXVIII, Innsbruck 1904, 92—115. — Die Gedichte bei Peiper a. a. O. (Corpus XXIII 212—226), der Cyprian für einen Gallier hält.

dessen bleibt aber die Mutter nicht bloß in ihren eigenen Folterqualen standhaft, sondern hält an jeden einzelnen der sieben Söhne eine besondere Rede, um ihn zur mutigen Ertragung des Martyriums anzueifern. Dadurch erhält die Darstellung an sich mehr dramatisches Leben; allein die Reden sind etwas zu lang ausgefallen, und da die Sprache zwar rein, aber etwas schwerfällig ist, so geht durch die Breite der Reden der frische Eindruck wieder verloren. Reicher an Handlung und Abwechslung ist ein anderes Gedicht, das demselben Victorinus zugeschrieben wird, De Iesu Christo deo et homine, das in 137 Hexametern das ganze Leben Christi umfaßt. Ein drittes Gedicht, das von einigen ebenfalls dem Victorinus, von andern einem Cyprian zugeteilt wird, De Pascha oder De ligno vitae oder De cruce, besingt (in 69 Hexametern) in tiefsinnig allegorischer Weise die Ausbreitung des Christentums[1].

Sieh, es liegt ein Ort in der Mitte des sichtbaren Erdrunds,
Welchen nach Landessprache die Juden Golgatha nennen:
Hier hat, wie ich erinn're, ein Stamm unfruchtbaren Eichbaums,
Abgehaun und gepflanzt, heilsame Früchte getragen,
Doch nicht bot er sie dar den Gärtnern, die ihn gepflanzet,
Nein, auswärtige Menschen gewannen die seligen Früchte.
Diese Gattung Gewächs steigt auf aus einfachem Stamme,
Breitet sodann seine Zweige in zwei gradstrebenden Armen,
Gleich wie die schwere Stang' am gebläheten Segel sich strecket,
Oder das Joch quer steht mit gespanneten Stieren am Pfluge.
Wen es da trug als Frucht, aus ursprünglichem Samen gereifet,
Nahm, da er abfiel, auf in dem dunkeln Schoße die Erde.
Aber im dritten Lichte, für Erd' und Himmel ein Staunen,
Sproßt er wieder empor, ein Zweig voll Früchten des Lebens.
Zweimal zwanzig Tage hindurch erkräftigte der sich,
Wuchs zum unendlichen Raum und berührte mit oberstem Wipfel
Himmlischen Ort, und verbarg das heilige Haupt in der Höhe,
Während er zweimal sechs der Zweig' unermessener Schwere
Von sich streckte und weit hinbreitete über das Erdrund,
Daß sie den Völkern allen Genuß und ewiges Leben
Böten und lehrten die Art, wie man einen seligen Tod stirbt.
Auch nun bald, da fünfzig der Tage waren erfüllet,
Sandte vom höchsten Gipfel des Himmels göttlichen Nektars
Einen Regen den Zweigen das Hauchen himmlischer Lüfte,
Und vom süßen Tau quoll überall buschiges Laubwerk.
Unter dem unermeßlichen Schatten der schirmenden Zweige
War ein Quell ganz lauter und ohne trübende Störung,
Schlammlos, von durchsichtiger Welle, und sprießende Kräuter
Gossen fröhliche Farben umher aus blühenden Kelchen.
Um ihn stand unzählige Schar, und es strömten die Völker,
Mannigfaltig an Art und Geschlecht, an Alter und Ehren,

[1] Alle drei Gedichte bei Peiper a. a. O. (Corpus XXIII 231—274).

Unvermählt' und Vermählte, bei Witwen blühende Frauen,
Säuglinge, Knaben und Männer, die Jungen zugleich mit den Alten.
Hier, wo sie sahn von unzähligen Früchten die Zweige gebogen
Hängen herab, hier freuten sie sich, mit begierigen Händen
Nah' zu berühren die Früchte, noch feucht vom himmlischen Nektar.
Aber sie konnten nicht mit begierigen Händen sie pflücken,
Eh' den besudelnden, schmutzigen Staub sie des früheren Weges
Abzuwaschen, den Leib in der heiligen Quelle gebadet.
Lange sodann ringsum im weichen Gras sich ergehend,
Nehmen die Frücht' abhangend vom hohen Baum in Empfang sie.
Doch wenn einige nur von den Zweigen die fallenden Hülsen
Und die süßen Blätter, in reichlichem Nektar gebadet,
Essen, so wächst die Lust, die wahren Früchte zu kosten.
Wenn aber selbst im Mund den himmlischen Saft sie gekostet,
Wandeln die Seelen sie um, und verlieren die Triebe der Selbstsucht,
Daß mit mildem Gefühl der Mensch erkennet den Menschen.
Viele sahen wir auch vom neuen Geschmacke den Magen
So empört und erregt durch den Honig das Gift ihrer Galle,
Daß sie verstöreten Geistes verschmähten die heilsame Labung,
Oder auch nicht ertrugen die gierig genommene Speise,
Und ausspie'n die zu lange und übel geschlürfeten Säfte.
Viele haben jedoch mit erneuertem Geiste gestärket
Das kranke Gemüt, und was sie nicht glaubten zu können,
Gut ertragen und dann die Frucht ihrer Mühen empfangen.
Viel' auch, welche gewagt in den heiligen Quell sich zu tauchen,
Wichen plötzlich wieder zurück und stürzeten rücklings,
Wälzen sich nun im alten Schmutz und dem Staube des Weges.
Aber viele empfangen mit ganzer Seele die Früchte,
Ziehen sie tief ins Inn're und tragen sie fromm in dem Busen.

Alle, welche vermögen zur heiligen Quelle zu schreiten,
Diese führet der siebente Tag zur erwünscheten Welle,
Ihnen benetzend mit flüssigem Naß die ermatteten Glieder.
So erst legen sie ab des Geistes Schlamm und die Flecken
Ihres früheren Lebens und führen, vom Tode gereinigt,
Ihre geadelten Seelen zurück, für den Himmel bereitet.
Von da geht zu den Zweigen der Weg und den Früchten des Heiles,
Und zum Himmel von hier durch die Zweige des strebenden Baumes.
Dies ist das Holz des Lebens für alle Gläubigen. Amen[1].

Einen wirklich poetischen Anhauch hat das Gedicht „Vom Phönix", das die ältere Überlieferung dem Lactantius zuschrieb, die Kritik dann absprach, die neuere Kritik wieder zuspricht[2]. In fünfundachtzig gutgebauten

[1] Übersetzt von C. Fortlage, Gesänge der christlichen Vorzeit 115—118.

[2] Herausgeg. von A. Martini (Lactantii Carmen de Phoenice, Lüneburg 1825); Riese (De ave Phoenice in Claudii Claudiani carmina II [ed. Jeep] 211 ff). — Vgl. die Aufsätze von Riese und Dechent im Rhein. Museum XXXI (1876) 446 ff und XXXV (1880) 29 ff.

und wohlklingenden Distichen erzählt es in sehr anmutiger, geschmackvoller Weise die orientalische Sage von dem berühmten Vogelkönig, der auf einem Berge in der Nähe des Sonnentors wohnt, alle tausend Jahre einmal in die Arabische Wüste herniederschwebt, sich aus den duftenden Hölzern und Pflanzen ein Nest errichtet und in dessen Flammen stirbt, um in neuer Pracht aus der Asche hervorzugehen. Im Ausdruck ist mehrfach die antike Mythologie beibehalten, für einen christlichen Dichter spricht die Deutung der Sage auf die Auferstehung, deren Symbol der Phönix auch in der christlichen Kunst wurde, die Paradieseshheimat des Vogels, das deutliche Lob der Jungfräulichkeit und die dem Heidentum fremde Anschauung, daß im Tode höchste Wonne und ein ewig seliges Leben beginne.

At fortunatae sortis filique volucrem,
Cui de se nasci praestitit ipse Deus!
Femina sit, vel mas, seu neutrum, seu sit utrumque,
Felix, quae Veneris foedera nulla colit.
Mors illi Venus est; sola est in morte voluptas:
Ut possit nasci, haec appetit ante mori.
Ipsa sibi proles, suus est pater et suus heres,
Nutrix ipsa sui, semper alumna sibi.
Ipsa quidem, sed non eadem, quae est ipsa, nec ipsa est,
Aeternam vitam mortis adepto bono [1].

Als der älteste Epiker hat lange Commodianus gegolten; es ist nunmehr aber ziemlich sicher, daß er erst der Mitte des 5. Jahrhunderts angehört [2]. Man weiß übrigens nicht genau, wann er geboren, wann er gestorben ist. Wahrscheinlich verfaßte er seine Dichtungen um 458—466 in Südgallien, war weder Bischof noch Priester, wie man früher annahm, sondern ein einfacher Asket. Er selbst nennt sich in dem letzten seiner Akrosticha: Commodianus mendicus Christi, „Bettler Christi“. Er muß ein guter, frommer Mann gewesen sein. In seinen achtzig Akrosticha, deren Titel man erhält, wenn man die Anfangsbuchstaben der Verse vorn vertikal herunterliest, gibt er sich viele Mühe, die alten Götter und das Heidentum, auch das Judentum zu bekämpfen und dann, indem er sich Catos Sprüche zum Vorbild nimmt, allen einzelnen Ständen der Christen gute Lebensregeln und Räte zu erteilen; aber schließlich ist er doch ein schlecht unterrichteter Theolog und ein noch viel unfähigerer Dichter. Er hält Vater und Sohn für dieselbe göttliche Person, die je nach ihren verschiedenen Beziehungen bald Vater bald Sohn heißt. Er ist auch Chiliast, d. h. er erwartet in allernächster Zeit

---

[1] Migne, Patr. lat. VII 277—284.

[2] Der sichere Nachweis hierfür wird in Aussicht gestellt von H. Brewer S. J., Abfassungszeit der Dichtungen des Commodianus von Gaza (Zeitschrift für kathol. Theol. XXIII, Innsbruck 1899, 759—763).



den Antichrist und das tausendjährige Reich. Seine Sprüche aber sind nichts mehr als reine Prosa, und seine Hexameter holpern unbeholfen daher, ohne Beobachtung der Quantitätsgesetze, ohne Rhythmus und Wohllaut[1]. Nicht viel besser ist sein zur Belehrung der Juden und Heiden verfaßtes Carmen apologeticum (in 1060 Hexametern). Statt eines Antichrists läßt er hier sogar zwei auftreten, und das Gedicht läuft ganz in politisch-mystische Prophezeiung aus. Papst Gelasius hat darum Commodians Gedichte den „Apokryphen" beigezählt und damit seine wunderlichen Schwarzsehereien unschädlich gemacht.

In Form und Sprache schlossen sich die meisten epischen Versuche an Vergil an, der wegen seiner sittlichen Reinheit von den alten Dichtern am meisten Achtung verdiente und am wenigsten Gefahr bot. Es kann darum nicht befremden, daß auch eigentliche Vergil-Centonen entstanden, d. h. Gedichte, welche in ihrem Ausdruck ganz oder fast ganz aus Vergil-„Lappen" zusammengeflickt waren. Dieselben werden gewöhnlich sehr verächtlich behandelt, doch sind sie als Vorübungen und Vorarbeiten einer erst werdenden Literatur keineswegs zu verwerfen, da die antike Dichtersprache nicht über Nacht zum tauglichen Werkzeug einer ganz neuen Weltanschauung umgemodelt werden konnte. Stellenweise lesen sie sich gar nicht übel, wenn man von ihrem Ursprung etwas zu abstrahieren weiß und nur an das denkt, was sie jetzt ausdrücken wollen und sollen. Der ansehnlichste Versuch dieser Art, der in zwei Teilen (694 Hexametern) Schöpfung und Sintflut und dann die Hauptereignisse des Lebens Christi behandelt, trägt den Namen einer vornehmen Römerin, Proba, deren Großvater Probus und Vater Petronius Probianus Konsuln waren und deren Sohn Olybrius (379) ebenfalls Konsul wurde. Sie soll schon vor ihrer Bekehrung ein Epos verfaßt haben, das aber verloren ist[2].

Der aufblühenden christlichen Poesie gereichte es sicher zum Vorteil, daß man sich in den vornehmsten Kreisen Roms dafür zu interessieren begann. Noch bedeutsamer mußte es sein, daß in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts auch ein Papst in die Reihen der Dichter trat, und zwar einer der hervorragendsten Päpste dieses Jahrhunderts. Es war der hl. Damasus, der von 366—384 auf Petri Stuhl saß und auf entscheidenden Synoden zu Rom (369 und 374) die Lehre der Macedonianer verwarf. Er hat den hl. Hieronymus zur Abfassung der Vulgata herangezogen und durch umfassende Bautätigkeit im alten Rom ein neues, christ-

---

[1] Herausgeg. von E. Ludwig (Commodiani carmina, Lips. 1877/78) und B. Dombart (Corpus script. eccl. lat. XV, Vindobonae 1887).

[2] Herausgeg. von C. Schenkl (Poetae christiani minores I, Vindobonae 1888; Corpus XVI; daselbst noch drei andere Centones Vergiliani). Über andere Centonen vgl. Manitius, Gesch. d. christl.-lat. Poesie 127—130.

liches begründet. Er hat es sich nicht nehmen lassen, die von ihm verehrten Grabstätten der Märtyrer und die von ihm gebauten Heiligtümer selbst mit Inschriften zu versehen [1]. Manche jener Grabschriften (tituli) und Inschriften, von dem Kalligraphen Furius Dionysius Philocalus in Stein gemeißelt, sind noch erhalten, andere sind noch durch Kopien bekannt. Sie sind meistens sehr kurz. Sein längstes erhaltenes Gedicht, auf den Martertod des heiligen Apostels Paulus, zählt nur sechsundzwanzig Verse. Umfangreichere Dichtungen über die „Jungfräulichkeit“ und über biblische Stoffe sind verloren. Zwei Hymnen, auf den hl. Andreas und auf die hl. Agnes, in alten Sammlungen ihm zugeschrieben, werden von den Kritikern in Zweifel gezogen. So läßt sich über sein poetisches Verdienst nichts Entscheidendes sagen. Mag die Sprache seiner Epitaphien manchen ungelenk oder gar prosaisch erscheinen, sie besitzt monumentale Einfachheit, Kraft und Würde, und es kann kaum ein Zweifel sein, daß der große Papst, der mächtige Förderer des Bibelstudiums, auch der christlichen Poesie durch seine eigene Betätigung die fruchtreichsten Impulse gegeben hat. Die Dichtungen des Prudentius weisen deutlich auf ihn zurück.

Neuntes Kapitel.

Liturgische Hymnendichtung. Der hl. Ambrosius.

„Seid voll des Heiligen Geistes, redend miteinander in Psalmen und Hymnen und geistlichen Liedern, singend und jubelnd in euern Herzen dem Herrn!“ So mahnt der hl. Paulus die Ephesier und genau in denselben Worten die Kolosser [2]. Die einzelnen Ausdrücke — „Psalmen“, „Hymnen“ und „Geistliche Lieder“ — haben verschiedene Erklärung gefunden. Theodoret glaubte darin schon die Hauptbestandteile des späteren liturgischen Gebetes unterschieden zu finden. Unzweifelhaft empfiehlt der Apostel im allgemeinen die Pflege religiöser Poesie und kirchlichen Gesanges. Als wohl ebenso sicher dürfen wir annehmen, daß die ersten Christen Psalmengebet und Psalmengesang (in gemeinsamem wie in abwechselndem Vortrag) aus der Synagoge herübergenommen haben. Unter den „Hymnen“ lassen sich sehr wohl die herrlichen Cantica des Alten und Neuen Testamentes verstehen, welche noch

---

[1] Ausgabe seiner Schriften von A. M. Merenda, Rom 1754, abgedruckt bei Migne, Patr. lat. XIII 109—442; die Epigramme bei J. B. De Rossi (Inscriptiones christianae urbis Romae I, Romae 1857—1861; II 1888), M. Ihm (Damasi Epigrammata, Lips. 1895). — Vgl. H. Grisar, Analecta Romana I, Romae 1899, 118; Ders., Gesch. Roms und der Päpste I 257 ff.

[2] Eph 5, 18 f. Kol 3, 16.

heute einen bevorzugten Teil des liturgischen Gebetes bilden: das Canticum Mosis (2 Mos Kap. 15), das Abschiedslied Mosis (5 Mos K. 32), das Danklied der Anna (1 Kön K. 2), der Gesang Habakuks (Hab K. 3), das Gebet des Isaias (Is K. 12), ein anderes Lied des Isaias (K. 26), das Klagelied des Königs Ezechias (Is 38, 10—20), das Danklied des Jonas (Jon K. 2), der Hymnus der drei Jünglinge im Feuerofen (Dan K. 3), das Benedictus des Zacharias (Luk 1, 68—79), das Magnificat der seligsten Jungfrau (Luk 1, 46—55) und das Danklied des greisen Simeon Nunc dimittis (Luk 2, 29—32).

Diese Cantica machen für sich schon, noch mehr aber in Verbindung mit den Psalmen, das schönste und ehrwürdigste Liederbuch der Welt aus. Sie klangen darum, nach dem Wunsche des Apostels, fort durch die Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag. Sie sollten aber keineswegs vereinzelt bleiben, sondern zum Grundstock einer religiösen Lyrik werden, an der sich alle folgenden Jahrhunderte beteiligten. Unter den „geistlichen Liedern", von welchen der hl. Paulus redet, können wir am füglichsten die neueren Gesänge verstehen, welche fromme Männer im Schoße der christlichen Gemeinde zu dem altehrwürdigen Schatz der göttlich inspirierten Poesie fügten und von welchen die Kirche im Laufe der Zeit manche ihrer Liturgie einverleibte[1]. Die ältesten derselben mochten in der Form den biblischen Psalmen und Cantica nachgebildet sein, wie die herrliche uralte Doxologie, die sich im Gloria der heiligen Messe erhalten hat. Später indessen bildeten sich zuerst bei den Syrern, dann bei den Griechen, Armeniern und Lateinern eigene, neue Liederformen heraus, welche sich deutlich von den Psalmen und Cantica unterschieden und bei den Griechen und Lateinern, zum Unterschiede von den übrigen Bestandteilen der Liturgie, Hymnen genannt wurden. Die Pflege dieser Art Poesie hängt wesentlich mit der Ausbildung des kirchlichen Stundengebetes zusammen, dieses hinwieder mit der Entwicklung des Mönchs- und Ordenslebens im Orient. Nach Sokrates reicht der Wechselgesang der Psalmodie in die Zeit des hl. Ignatius von Antiochien zurück, nach Theodoret ist er erst durch Diodor und Flavian unter Kaiser Konstantius in Flor gekommen, was Theodor von Mopsuestia dahin erklärt, daß die

---

[1] Spuren von liturgischen Hymnen finden sich im Neuen Testament, z. B. 1 Tim 3, 6: *Ὃς ἐφανερώθη ἐν σαρκί — ἐδικαιώθη ἐν πνεύματι — ὤφθη ἀγγέλοις* usw. Andere mehr oder weniger wahrscheinliche Spuren verfolgt Harnack, Geschichte der altchristlichen Literatur I 795, sowie in Texte und Untersuchungen XII, Leipzig 1894, 1 ff. — Über ein „Tauflied", das sich inhaltlich mit der „Didache" berührt, vgl. A. Harnack, Zu den Amherst-Papyri (Sitzungsber. d. k. Preuß. Akad. d. Wissensch., Berlin 1900, 986 987). Er setzt die Abfassungszeit zwischen 250 und 330. — Von den christlichen Agapen erzählt Tertullian (Apol. c. 39): Ut quisque de Scripturis sacris vel de proprio ingenio potest, provocatur in medium, Deo canere.

beiden Männer nur den Wechselgesang, wie er längst bei den Syrern im Gebrauche war, zu den Griechen verpflanzten. Eine nähere Untersuchung muß den liturgischen und hymnologischen Forschern überlassen bleiben. Wir können hier nur einige Hauptmomente streifen[1].

Die ältesten Nachrichten über das kirchliche Stundengebet, wie dasselbe um die Jahre 380 bis 390 in der prächtigen, von Konstantin erbauten heiligen Grabeskirche zu Jerusalem gehalten wurde, enthält der Wallfahrtsbericht, welchen die hl. Silvia von Aquitanien — wahrscheinlich Schwester des Rufinus, Reichsministers unter den Kaisern Theodosius dem Großen und Arkadius — an ihre frommen Mitschwestern in Gallien sandte[2].

---

[1] Die bisherigen Forschungsergebnisse nebst Literaturangaben am besten zusammengestellt von S. Bäumer, Geschichte des Breviers. Versuch einer quellenmäßigen Darstellung des altkirchlichen und des römischen Officiums, Freiburg 1895. — Vgl. Hergenröther-Kirsch, Kirchengeschichte I⁴, Freiburg i. B. 1903, 472 473.

[2] Ut autem sciret affectio vestra, quae operatio singulis diebus cotidie in locis sanctis habeatur, certas vos facere debui, sciens, quia libenter haberetis haec cognoscere. Nam singulis diebus, ante pullorum cantum, aperiuntur omnia hostia Anastasis, et descendent omnes monazontes et parthenae, ut hic dicunt; et non solum hii, sed et laici, praeter viri aut mulieres, qui tamen volunt maturius vigilare. Et ex ea hora usque in lucem dicuntur ymni, et psalmi responduntur; similiter et antiphonae: et cata singulos ymnos fit oratio. Nam presbyteri bini vel terni, similiter et diacones, singulis diebus vices habent simul cum monazontes, qui cata singulos ymnos vel antiphonas orationes dicunt. Iam autem ubi coperit lucescere, tunc incipiunt matutinos ymnos dicere. Ecce et supervenit episcopus cum clero, et statim ingreditur intro spelunca, et de intro cancellos primum dicet orationem pro omnibus; commemorat etiam ipse nomina, quorum vult, sic benedicet cathecuminos. Item dicet orationem et benedicet fideles; et post hoc, exeunte episcopo de intro cancellos, omnes ad manum ei accedunt; et ille eos uno et uno benedicet exiens iam, ac sic fit missa, iam luce. Item hora sexta denuo descendunt omnes similiter ad Anastasim. . . . Ita ergo et hora nona fit, sicuti et ad sexta. Hora autem decima, quod appellant hic licinicon, nam nos dicimus lucernare, similiter se omnis multitudo colliget ad Anastasim, incenduntur omnes candelae et cerei, et fit lumen infinitum. Lumen autem de foris non affertur, sed de spelunca interiori eicitur, ubi noctu ac die semper lucerna lucet, id est de intro cancellos: dicuntur etiam psalmi lucernales, sed et antiphonae diutius. Ecce et commonetur episcopus, et descendet et sedet susum, nec non etiam et presbyteri sedent locis suis: dicuntur ymni vel antiphonae. Et ad (finem) ubi perdicti fuerint iuxta consuetudinem, levat se episcopus, et stat ante cancellum, id est ante speluncam: et unus ex diaconibus facit commemorationem singulorum, sicut solet esse consuetudo. Et diacono dicente singulorum nomina, semper pisinni plurimi stant, respondentes semper: Kyrie eleyson, quod dicimus nos: Miserere Domine, quorum voces infinitae sunt (J. F. Gamurrini, S. Silviae Aquitanae Peregrinatio ad loca sancta, ed. altera, Romae 1888, 45 f; Itinera Hierosolymitana saeculi IV—VIII recensuit P. Geyer, Vindobonae 1898: Corpus script. eccl. lat. XXXIX 71 f).

„Jeden Tag", so erzählt sie, „vor dem Hahnenschrei werden alle Türen der Auferstehungskirche (Anastasis) geöffnet, und es steigen alle Mönche und Nonnen hinunter (Monazonten und Parthenae, wie sie hier genannt werden), und nicht nur sie, sondern auch die Laien, Männer und Frauen, welche die Frühwache mitmachen wollen. Und von dieser Stunde bis zum hellen Tag werden Hymnen gebetet und Psalmen wechselweise rezitiert und ebenso Antiphonen: und nach den einzelnen Hymnen kommt ein Gebet. Denn je zwei oder drei Priester und ebenso Diakonen wechseln an den einzelnen Tagen mit den Mönchen ab, welche nach den einzelnen Hymnen oder Antiphonen die Gebete sprechen. Sobald es aber hell zu werden beginnt, fangen sie an, die Morgenhymnen zu beten. Siehe, und dann kommt der Bischof mit dem Klerus und tritt alsbald in die Höhle und verrichtet zuerst innerhalb der Gitter das Gebet für alle; dann kommemoriert er auch selbst die Namen derer, die er will, so segnet er die Katechumenen. Ebenso spricht er das Gebet und segnet die Gläubigen. Und danach, wenn der Bischof aus dem vergitterten Raum hervortritt, treten alle an seine Hand heran, und er segnet sie, einen nach dem andern, indem er hinausgeht, und so endigt die Messe (Verabschiedung) schon bei hellem Tag. Item um die sechste Stunde steigen gleichermaßen alle zum Grabesraum hinab. . . . Gerade so wie zur sechsten Stunde wird es wieder um die neunte gehalten. Um die zehnte Stunde aber (die sie hier Licinikon nennen, denn wir sagen Lucernare) versammelt sich die ganze Menge beim Grabesheiligtum; es werden alle Leuchter und Kerzen angezündet, und es wird ein unabsehbares Licht. Das Licht wird aber nicht von außen herbeigebracht, sondern aus der inneren Grotte hervorgereicht, wo bei Nacht und Tag immer die Ampel brennt, d. h. zwischen den Gittern: es werden nun auch die Psalmen beim Lichtanzünden (psalmi lucernales) gebetet und noch längere Antiphonen. Siehe, und dann wird der Bischof gemahnt und steigt herab und sitzt oben (in der oberen Kirche), und auch die Priester an ihren Plätzen: es werden die Hymnen und Antiphonen gebetet. Und wenn sie nach dem Gebrauch zu Ende gebracht sind, erhebt sich der Bischof und stellt sich vor das Gitter, d. h. vor die Grotte, und einer der Diakonen macht die Kommemoration für alle, wie es Sitte zu sein pflegt. Und während der Diakon die Namen der Einzelnen spricht, stehen zahlreiche Kinder da und antworten immer: Kyrie eleyson, was bei uns heißt: Erbarme dich, Herr, und ihres Rufes ist kein Ende."

Der ganze Chordienst, wie er sich zu Jerusalem seit den Zeiten der Apostel entwickelt hatte — die Liturgie trug den Namen des hl. Jakobus —, besitzt schon alle Grundzüge der späteren Ausbildung. Nur der Lektionen wird keine ausdrückliche Erwähnung getan. Sonst bestehen alle Horen aus Psalmen, Antiphonen und Hymnen und werden mit Versikel und Oration abgeschlossen. Der Chordienst vor dem Hahnenschrei entspricht offenbar der Matutin mit den Laudes, der zweite am Morgen mit der daran sich schließenden Messe der jetzigen Prim und Terz, der dritte (hora sexta) der Sext, der vierte (hora nona) der jetzigen Non, der fünfte (hora decima) „beim Anzünden der Lichter" der Vesper und der sich daran schließende nächtliche Dienst dem Completorium. Was Silvia mit der Messe meint, die auch beim Abendgottesdienst erwähnt wird, ist zweifelhaft, da sie dieselbe nicht von der am Morgen unterscheidet; jedenfalls ist das Wort nicht im heutigen Sinne zu verstehen.

Daß das liturgische Stundengebet aus den Klöstern des Orients schon

längst auch nach Rom gedrungen und daselbst im Brauch war, zeigen die Briefe des hl. Hieronymus an Laeta und an Demetrias. Die vornehme Patrizierin Laeta mahnt er, ihrer Tochter nicht eine feine, geleckte, modische Zofe zu halten, sondern eine ernste, treue, alte Magd, die sie „durch ihr Beispiel gewöhne, nachts zum Gebet und Psalmengesang aufzustehen; in der Frühe die Hymnen zu singen, zur dritten, sechsten und neunten Stunde als Kämpferin in den Reihen zu stehen und beim eben angezündeten Lämpchen das Abendopfer darzubringen" [1].

Als den ersten Hymnendichter des Abendlandes nennen Hieronymus und Isidor von Sevilla den hl. Hilarius von Poitiers, welcher während seiner Verbannung im Orient syrische und griechische Hymnenpoesie kennen lernte und, davon angeregt, selbst ein Hymnenbuch verfaßte [2]. Der dreizehnte Kanon des vierten Konzils von Toledo (663) bezeugt, daß Lieder daraus noch im siebenten Jahrhundert beim Gottesdienst gesungen wurden. Drei längere Fragmente sind erst in neuerer Zeit von Gamurrini entdeckt und 1887 herausgegeben worden [3]. Zwei davon sind abecedarisch angelegt und weisen schon dadurch auf morgenländische Einwirkung hin. Der schöne Pfingsthymnus Beata nobis gaudia, sowie der Hymnus Lucis largitor splendide, welche ihm früher zugeschrieben wurden, werden ihm von der neueren Kritik abgestritten, obwohl nicht gerade mit durchschlagenden Gründen. Das zweite Fragment, ein Lied auf die Taufe einer Frau, schildert in den vorderen Strophen den Sieg Christi über den Tod in einer Weise, die stark an die Dichtungen des hl. Ephräm erinnert. Der gelegentliche Charakter des Gedichts wie die Länge der beiden andern scheinen eher dafür zu sprechen, daß Hilarius sie nicht gerade zum liturgischen Gebrauch verfaßte. Als eigentlicher Vater des liturgischen Hymnengesangs galt denn auch schon im christlichen Altertum nicht er, sondern der hl. Ambrosius [4].

---

[1] Epist. CVII, n. 9 (Migne, Patr. lat. XXII 875). — An Demetrias schreibt er: Praeter psalmorum et orationis ordinem, quod tibi hora Tertia, Sexta, Nona, ad Vesperam, Media nocte et Mane semper est exercendum, statue quot horis Sanctam Scripturam ediscere debeas (Epist. CXXX, n. 15; Migne a. a. O. XXII 1119).

[2] Hieron., De script. eccl. c. 100 (Migne a. a. O. XXIII 701); In Epist. ad Galat. 2 (Migne a. a. O. XXVI 355). — Isid., De off. eccl. lib. 1, c. 6.

[3] S. Hilarii Tractatus de mysteriis et hymni etc. Quae inedita ex codice Arretino deprompsit Ioh. Francisc. Gamurrini, Romae 1887. — Die drei Hymnen abgedruckt und erläutert bei G. M. Dreves, Das Hymnenbuch des hl. Hilarius, in Zeitschrift für kath. Theologie XII, Innsbruck 1888, 358—369. — Vgl. ebd. XVI (1892) 315 316. — Schlosser, Die Kirche in ihren Liedern I [2], Freiburg 1863, 3 4. — Paulin. Mediol., Vita S. Ambrosii n. 13 (Migne a. a. O. XIV 31).

[4] G. M. Dreves, Aurelius Ambrosius, „der Vater des Kirchengesanges". Eine hymnologische Studie, Freiburg i. B. 1893. — Biraghi, Inni sinceri e carmi di S. Ambrogio, Milano 1862.

Wie der staatsmännisch veranlagte Bischof von Mailand zum liturgischen Dichter wurde, darüber haben wir Nachricht von ihm selber, wie auch von dem hl. Augustinus, der damals in Mailand weilte. Es war in der Karwoche des Jahres 385, als die arianische Kaiserin-Mutter Justina im Namen ihres Sohnes Valentinian II. die Katholiken zwingen wollte, den Arianern eine neugebaute herrliche Basilika herauszugeben. Aber Ambrosius zog in der Frühe des Dienstags mit dem treuen Volke in die Basilika und ließ sich darin zwei Tage und Nächte belagern. Um nicht aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen zu werden, traten die katholischen Soldaten zum Volke über, und die arianischen Germanen waren nicht zahlreich genug, um die Einschließung fortzusetzen. So wurde der kaiserliche Befehl zurückgenommen, und die Katholiken konnten im Frieden die übrigen Festtage feiern. Während der zwei Tage und Nächte jener Gefangenschaft verfiel Ambrosius auf den Gedanken, die langen, angstvollen Stunden damit zu kürzen, daß er von zwei Chören abwechselnd Psalmen und mehrere von ihm verfaßte Hymnen singen ließ.

„Es wachte“, erzählt der hl. Augustin in seinen „Bekenntnissen“, „das fromme Volk in der Kirche, bereit, mit seinem Bischof, deinem Diener, zu sterben. Dort lebte meine Mutter, deine Magd, in Sorgen und Wachen immer voran, ganz dem Gebete. Ich, von der Wärme deines Geistes noch nicht erglüht, ward doch durch das Staunen und die Erregung der Stadt aufgerüttelt. Damals wurde die Einrichtung getroffen, daß Hymnen und Psalmen nach der Sitte der orientalischen Länder gesungen werden sollten, damit das Volk nicht durch die traurige Stimmung niedergebeugt werde; und diese Einrichtung wurde bis heute beibehalten, indem viele, ja fast alle Herden der Deinen durch den übrigen Erdkreis hin sie nachahmten.“ [1]

Es ist kaum anzunehmen, daß der hl. Ambrosius seine ersten Hymnen in jener plötzlichen Bedrängnis improvisierte. Er muß eine Anzahl derselben schon verfaßt und mit Sängern eingeübt haben. Aber sie waren dem Verständnis und Geschmack des Volkes angepaßt und konnten so tröstend und erhebend auf dasselbe einwirken. Da die Arianer ihn aber des Zaubers anklagten, erwiderte er ihnen in einer während jener Tage gehaltenen Predigt:

„Sie sagen auch, das Volk sei durch die Zaubereien meiner Hymnen betrogen. Auch das leugne ich gar nicht. Es liegt ein großer, übermächtiger Zauber darin. Denn was ist mächtiger als das Bekenntnis der Dreifaltigkeit, die täglich durch den Mund des ganzen Volkes gefeiert wird? Um die Wette bemühen sie sich, den Glauben zu bekennen, den Vater und den Sohn und den Heiligen Geist in Versen zu preisen. So sind alle zu Lehrern geworden, die kaum hätten Schüler sein können.“ [2]

Vier Hymnen, deren sichere Beglaubigung durch den hl. Augustin auch die zweifelsüchtigste Kritik verstummen macht, entfalten ganz den Zauber, der

---

[1] Confessiones IX 7 (Migne, Patr. lat. XXXII 770).

[2] Sermo contra Auxentium n. 34 (Migne a. a. O. XVI 1017 1018).

in jenen Worten bezeichnet ist. Sie besitzen reichen dogmatischen Gehalt in knapper, lichtvoller, echt volkstümlicher Form, faßlich und leicht sangbar, nicht zart oder süßlich, aber voll kräftigen, männlichen Gefühls. „Seine Hymnen gleichen den Schriftzügen einer altchristlichen Inschrift auf marmorner Tafel; mit nur wenigen kurzen Versen verstehen sie tiefe und dauernde Eindrücke zu erzielen. Da ist scheinbar kein Feuer zu bemerken, und doch brennt es verborgen im Innern; da sprühen keine Flammen, und doch fühlt man die Glut nüchterner, ernster, überirdischer Begeisterung. Mehr als die Anmutungen zärtlicher Frömmigkeit kommen in ihnen die Kraft des Kreuzes, der Mut des Glaubens, der Sieg des Evangeliums über die Welt zum Ausdruck.“ [1]

Als einer der schönsten Hymnen gilt der Morgenhymnus Aeterne rerum conditor, für die erste Morgenwache beim Hahnenschrei bestimmt und daher auch wohl das „Lied vom Hahnenschrei“ zubenannt.

Aeterne rerum conditor, Noctem diemque qui regis Et temporum das tempora, Ut alleves fastidium;	O ew'ger Schöpfer aller Welt, Der Tag und Nacht regieret, der Jedweder Zeit gibt ihre Zeit, Daß er dem Überdrusse wehr'.
Praeco diei iam sonat, Noctis profundae pervigil, Nocturna lux viantibus, A nocte noctem segregans.	Der Herold schon des Tages ruft, Des nächt'gen Dunkels treue Wacht, Des späten Wandrers freundlich Licht, Abscheidend von der Nacht die Nacht.
Hoc excitatus Lucifer Solvit polum caligine, Hoc omnis erronum chorus Vias nocendi deserit.	Sein Ruf erweckt den Morgenstern, Die Finsternis vom Himmel weicht, Sein Ruf verscheucht die dunkle Schar, Die auf dem Pfad des Bösen schleicht.
Hoc nauta vires colligit, Pontique mitescunt freta, Hoc ipse petra ecclesiae Canente culpam diluit.	Sein Ruf des Schiffers Kraft belebt, Es mildert sich der Brandung Wut, Sein Ruf macht, daß der Kirche Fels Abwäscht die Schuld mit Zährenflut.
Surgamus ergo strenue, Gallus iacentes excitat, Et somnolentos increpat, Gallus negantes arguit.	Drum rasch vom Lager euch erhebt, Der Hahnenschrei vom Schlummer weckt, Schilt, die noch schlafestrunken sind, Der Hahnenschrei Verleugner schreckt.
Gallo canente spes redit, Aegris salus refunditur, Mucro latronis conditur, Lapsis fides revertitur.	Der Hahnenschrei der Hoffnung winkt, Den Kranken Lind'rung er gewährt. Scheu birgt der Räuber seinen Dolch, Und der Gefall'nen Glaube kehrt.
Iesu, labantes respice Et nos videndo corrige, Si respicis, lapsus cadunt Fletuque culpa solvitur.	Sieh, Herr, uns, wenn wir wanken, an, Straf uns mit einem Blick der Huld, Ein Blick, und alle Sünde weicht, Und Zähren sühnen jede Schuld.

[1] Biraghi, Inni sinceri 8.

Tu, lux, refulge sensibus
Mentisque somnum discute,
Te nostra vox primum sonet,
Et ora solvamus tibi.

Du, Licht, in unsere Herzen leucht',
Vertreib daraus des Geistes Nacht,
Dich preise unser erster Laut,
Dir sei dies Morgenlob gebracht[1].

Den größeren Teil des Hymnus bilden so anschauliche, kurze Bilder aus Natur und Menschenleben, daß man meinen könnte, ein profanes Morgenlied zu hören, riefen uns nicht die Eingangsstrophen in die erhabene Sphäre des Göttlichen empor und wäre nicht die köstliche Morgenschilderung so innig mit der Erinnerung an den Fall und die Bekehrung Petri verwoben, daß sie sich gar nicht davon lostrennen läßt. Der Hahn, der ersehnte Verkünder des Tages, wird durch jenen evangelischen Vorgang zum Symbole Christi, des Verkünders und Bewirkers des geistigen Tages, und der gemütliche Morgengruß wird zum innigsten Morgengebet um Gnade, Licht und Heil. Das natürlich Schöne ist getragen und durchtränkt von den Ideen des übernatürlichen Lebens.

Von ähnlicher Schönheit ist das Lied für die zweite Gebetsstunde (in aurora), nur daß hier das Morgenrot selbst als Symbol des Heilandes erscheint:

Splendor paternae gloriae,
De luce lucem proferens,
Lux lucis et fons luminis,
Diem dies illuminans,

O Abglanz von des Vaters Pracht,
Der uns vom Lichte Licht gebracht,
O Licht vom Lichte, Lichtesquell,
Tag, der den Tag uns machet hell,

Verusque sol, illabere
Micans nitore perpeti
Iubarque Sancti Spiritus
Infunde nostris sensibus.

Du wahre Sonne, deren Licht
In Ewigkeit sich mindert nicht,
Gieß deines Heil'gen Geistes Strahl
In unsre Herzen allzumal.

Votis vocemus et patrem,
Patrem perennis gloriae,
Pater potentis gratiae
Culpam releget lubricam;

Laßt uns zum Vater gleicherweis',
Zum Vater flehn, dem ew'ger Preis,
Zum Vater, dessen Macht und Huld
Halt' Schande fern von uns und Schuld;

Informet actus strenuos,
Dentem retundat invidi,
Casus secundet asperos,
Donet gerendi gratiam;

Uns führe auf der Tugend Bahn,
Und stumpfe ab des Neides Zahn,
Uns steh' in schweren Stunden bei,
Zu heil'gem Werke Gnade leih';

Mentem gubernet ac regat
Casto, fideli corpore,
Fides calore ferveat,
Fraudis venena nesciat.

Er lenke unsern Sinn allzeit,
Verleih' dem Leibe Züchtigkeit,
Fach' in uns an des Glaubens Glut,
Nehm' uns vor aller List in Hut,

[1] Übersetzt von G. M. Dreves, Des hl. Ambrosius Lied vom Hahnenschrei (Stimmen aus Maria-Laach LI [1896] 86—97).

Christusque nobis sit cibus,
Potusque noster sit fides,
Laeti bibamus sobriam
Ebrietatem Spiritus.

Daß unsre Speise Christus sei,
Der Glaube Trank und Arzenei,
Daß uns erfüll' mit Fröhlichkeit
Des Geistes heil'ge Trunkenheit.

Laetus dies hic transeat,
Pudor sit ut diluculum,
Fides velut meridies,
Crepusculum mens nesciat.

Der Tag vergeh' ohn' Sorg und Not,
Die Scham sei wie das Morgenrot,
Der Glaube wie des Mittags Licht,
Doch Abend werd's im Herzen nicht.

Aurora cursus provehit,
Aurora totus prodeat,
In Patre totus Filius
Et totus in Verbo Pater.

Das Morgenrot steigt höher schon,
Ganz Morgenrot, geh' auf, o Sohn,
Im Vater ganz der Sohn und ganz
Im Sohn des Vaters ew'ger Glanz [1].

Außer dem Morgenliede (Aeterne rerum conditor) verbürgt das Zeugnis des hl. Augustin noch die Hymnen Deus creator omnium, Iam surgit hora tertia und das Weihnachtslied Intende, qui regis Israel. Biraghi und nach ihm G. M. Dreves haben übrigens nachgewiesen, daß von den einundvierzig früher dem hl. Ambrosius zugeschriebenen Hymnen ihm außer jenen vier noch sechzehn andere zugesprochen werden müssen oder zum wenigsten können, weil sie durchaus das Gepräge seines Stiles tragen und auch äußere Umstände auf seine Autorschaft hinweisen [2]. Was die äußere Technik betrifft, sind seine Hymnen sämtlich in jambischen Dimetern geschrieben, in vierzeilige Strophen gegliedert und bestehen gewöhnlich aus acht solchen Strophen (32 Versen), so daß sie zwischen allzu großer Länge und Kürze ein praktisches, volksmäßiges Mittelmaß innehalten. „Was von der größten Bedeutung", bemerkt Ebert, „das Metrum ist mit aller Sorgfalt beobachtet, die Quantität genau gewahrt, der Hiatus durchaus vermieden, selbst der Spondeus nur an erster und dritter Stelle zugelassen." Einige Freiheiten hat sich der Dichter indes doch erlaubt, und es braucht ein Hymnus ihm nicht gleich rundweg abgesprochen zu werden, wenn jene Strenge der Form nicht überall eingehalten ist. Die Zartheit, Lieblichkeit und Fülle späterer Hymnendichter hat Ambrosius nicht.

---

[1] Übersetzt von G. M. Dreves, Des hl. Ambrosius Lied vom Morgenrot (Stimmen aus Maria-Laach LII [1897] 241—253).

[2] Nur vier Hymnen nehmen als echt an Ebert (Geschichte der christl.-lat. Literatur I² 142); Huemer (Untersuchungen über den jambischen Dimeter, Wien 1876); J. Kayser (Beiträge zur Geschichte und Erklärung der ältesten Kirchenhymnen², Paderborn 1881—1886); Ihm (Studia Ambrosiana, in Fleckeisens Jahrbuch für klassische Philologie XVII, Leipzig 1890, 1—124); M. Manitius (Geschichte der lateinischen Poesie 139). — Die Mauriner nahmen zwölf Hymnen als echt an. Für die Echtheit einer größeren Zahl außer Biraghi und Dreves auch S. Bäumer (Geschichte des Breviers 184 A. 2). — Vgl. A. Steier, Untersuchungen über die Echtheit der Hymnen des Ambrosius (Jahrbuch für klass. Philol., Supplementbd, Leipzig 1903, 549—662).

„Man hat das Gefühl", sagt der anglikanische Erzbischof Trench[1], „als begegne man in ihnen einer gewissen Kälte, mit welcher der Dichter mehr über seinem Gegenstande schwebt, statt mit ihm zu verschmelzen. Auch das Fehlen des Reimes, für welchen ein schlechter Ersatz in dem ständigen Wiederkehren eines Metrums liegt, das gewiß nicht zu den reicheren Formen der lateinischen Lyrik zählt und bei dem für angenehme Brechung oder wechselnden Schluß der Zeilen so gut wie nicht gesorgt ist, — das Fehlen des Reimes, sage ich, vermehrt noch unsere Mißstimmung, so daß Ohr und Herz sich gleicherweise unbefriedigt fühlen möchten. Allmählich indes lernt man die Größe dieses schmucklosen Metrums fühlen und die tiefe Weisheit des Dichters bewundern, der, wenn auch vielleicht mehr instinktiv als bewußt, dasselbe gewählt hat. Allmählich gewinnt man das richtige Verständnis für das unbegrenzte Vertrauen in die erhabene Größe seines Vorwurfs, welches den Dichter mit Zurückweisung jedes andern das einfachste und durchsichtigste Gewand des Gedankens wählen läßt. Es ist, als hätte ihm, indem er dem lebendigen Gott einen Altar errichtet, das Gebot des Leviticus vorgeschwebt, ihn zu errichten aus unbehauenen Steinen, die niemals die Schärfe des Meißels berührt hat. Die großen Geheimnisse des Glaubens sind in seinen Augen auch in dem schmucklosesten Ausdruck so mächtig, die tiefsten Gefühle der Seele zu wecken, daß jeder Versuch, sie auszustaffieren, sie in bewegliche Worte zu kleiden, ihm als ein höchst überflüssiges Bemühen erscheinen muß. Die Glut der Leidenschaften ist da, aber verborgen und wie zugedeckt, ein Feuer, das im Innern und nach innen brennt, die Flamme einer männlichen, ruhig-ernsten Begeisterung. Auch dürfen wir nicht übersehen, wie sehr diese Lieder der Zeit und den Umständen ihres Entstehens angepaßt sind, einen wie bezeichnenden Ausdruck der Glaube, der im Kampfe lag mit der Welt und im Begriffe war, zu siegen über deren Mächte, in Hymnen fand wie diese, Hymnen, in denen nichts Weichliches, in denen vielleicht wenig Zartes zu finden, aber statt dessen felsenhafte Stärke, der alte römische Stoizismus, umgewandelt und verklärt zu jenem edleren, christlichen Heldentum, das die Welt herausforderte und die Welt besiegte."[2]

---

[1] Richard Chenevix Trench (Archbishop of Dublin), Sacred Latin Poetry[3], London 1874, 87 f. — Vgl. G. M. Dreves, Aurelius Ambrosius, „der Vater des Kirchengesanges" 3 4.

[2] Das Tedeum, das nach mittelalterlicher Überlieferung im Wechselgesang der beiden Heiligen, Ambrosius und Augustinus, zu stande kam, wird in vielen Handschriften einem Bischof Nicetas zugeschrieben. Es scheint etwa in den Jahren 400–430 entstanden zu sein. G. Morin sieht in Nicetas den Bischof Nicetas von Remesiana in Dacien (im heutigen Serbien), denselben, an welchen der hl. Paulin von Nola sein siebzehntes Gedicht richtete (Revue Bénédictine 1890, 151 f; 1894, 49 f 337 f; 1895, 386 f; 1898, 99 f). Aus einem Briefe des Bischofs Cyprian von Toulon an den Bischof Maximus von Genf (um 525) erhellt, daß das Tedeum in

Zehntes Kapitel.

Ausonius und Paulinus von Nola.

Die Selbständigkeit, mit welcher der hl. Ambrosius sich den Fesseln des heidnischen Klassizismus entrang und der christlichen Lyrik neue Bahnen eröffnete, erweckt um so mehr Bewunderung, wenn wir auf die Verhältnisse zurückblicken, in welchen sich damals die allgemeine Bildung noch bewegte, auf die Zähigkeit, mit welcher noch ausgedehnte Kreise an heidnischen Anschauungen und Überlieferungen festhielten, auf die politischen Wirren, welche den früheren Mittelpunkten teilweise ihren Einfluß entzogen hatten, auf die geistige Gärung, aus der sich die christlich-lateinische Literatur herausarbeiten mußte. Am auffallendsten zeichnen sich die Hauptgegensätze in zwei Dichtern, die beide schon dem Christentum angehörten, der eine aber als Dichter in einem weltlichen, halbheidnischen Humanismus befangen blieb, während der andere zu einem der Bahnbrecher des mittelalterlichen Mönchtums und der religiösen Legendenpoesie geworden ist. Der eine ist Ausonius, der andere Paulinus von Nola.

Während noch zu Ciceros Zeit Rom selbst und Athen die Hauptsitze der Bildung waren, Marseille nur als eine Insel voll griechischer Kultur in einem Ozean von Barbarei galt, erstanden in der Kaiserzeit, schon von Augustus an, zahlreiche Schulen in Afrika, Spanien und besonders Gallien. Rhetorik und Rechtskunde wurden an denselben wie in Rom vorgetragen, und junge Beamtensöhne wie Söhne reicher Eingeborener konnten sich daselbst vollständig für die juristisch-militärische Beamtenlaufbahn vorbereiten. Unter den gallischen Schulen genossen Bordeaux (Burdigala), Autun (Augustodunum) und Trier (Treviris) besondern Rufes. Wie Konstantius Chlorus, so ließ sich auch sein Sohn Konstantin d. Gr. die Förderung dieser Schulen sehr angelegen sein. Die Ärzte, Grammatiker und Rhetoren wurden von den Munizipalbeamtungen frei erklärt, ihnen dagegen die mit Privilegien verbundenen Ehrenämter zugänglich gemacht. Sie wurden durch besondere Verfügungen gegen willkürliche Belangungen bei Gericht wie gegen persönliche Bedrückung und Beleidigung gesichert. Auch waren sie vom Kriegsdienst, von Einquartierung und andern Lasten befreit, damit sie um so ungehinderter sich ganz dem Unterricht widmen könnten. Kaiser Gratian stellte sie sogar den höchsten Zivil- und Militärbeamten gleich und ließ ihnen ansehnliche Spenden

---

Toulon damals schon täglich gebetet wurde (cod. 202, fol. 113 im Archiv des Metropolitankapitels von Köln. Monum. Germ. Hist. Epistulae III 434—436). Vgl. Art. „Te Deum" (von J. Wordsworth) bei J. Julian, Dictionary of Hymnology, London 1892, 1119—1134 1547. — R. E. Thompson, The origin and structure of the The Deum (The Andover Review XIV [1890] 52—63).



an Korn, Wein und Öl zukommen. Wie sich Diokletian den Rhetor Lactantius von Afrika her nach Nikomedien verschrieb, so ließen spätere Kaiser Lehrer der Beredsamkeit aus dem Orient, aus Rom und Spanien nach Gallien kommen[1].

Diese Rhetoren versahen bis zu einem gewissen Grade auch das Amt offizieller Publizisten, welche bei feierlichen Anlässen die großen Lobreden auf die Kaiser hielten, die dann in zahlreichen Abschriften im ganzen Reiche verbreitet wurden. So waren Eumenius von Autun und Nazarius die Lobredner des großen Konstantin, Claudius Mamertinus derjenige Julians, Drepanius Pacatus verherrlichte Theodosius I., Aurelius Symmachus die Kaiser Valentinian I. und Gratian.

Zu diesen kaiserlichen Lobrednern, wohlbestallten und privilegierten Rhetorikprofessoren gehört auch Decimus Magnus Ausonius, 309 oder 310 in Bordeaux geboren. Sein Vater Julius Ausonius war Arzt, ein praktischer und genügsamer Mann, der das hohe Alter von achtundachtzig Jahren erreichte[2]. Noch zu seinen Lebzeiten widmete ihm der Sohn die Verse:

Cura dei, placidae functus quod honore senectae
undecies binas vixit olympiades,
omnia quae voluit qui prospera vidit, eidem
optavit quidquid contigit ut voluit:
non quia fatorum nimia indulgentia, sed quod
tam moderata illi vota fuere viro.

Gott ließ friedlich den Greis zweimal elf Olympiaden
Schauen, im Alter noch stets reichlich mit Ehren gekrönt.
Was er nur immer begehrte, das sah er glücklich gelingen,
Und so, wie er ersehnt, sah er sein Wünschen erfüllt:
Nicht daß allzu geneigt das Schicksal ihm schmeichelte, sondern
Weise hat der Mann all seine Wünsche beschränkt[3].

Die Mutter Aemilia Aeonia stammte aus einer vornehmen Aeduer-Familie. Ihr Bruder Aemilius Magnus Arborius war ein sehr angesehener Rhetor an der Schule von Toulouse. Ihm wurde der Neffe zu weiterer Ausbildung übergeben, nachdem er einige Zeit in Bordeaux studiert hatte, wo ihn Macrinus im Lateinischen, Romulus, Corinthus und Menestheus im Griechischen unterrichteten. In der letzteren Sprache brachte er es indes nicht weit. Auch für die lateinische Rhetorik begeisterte er sich erst recht unter der Leitung seines Onkels in Toulouse. Seinem Einfluß ist es zuzuschreiben, daß er sich dessen Beruf, nicht den des Vaters, zur Lebenslaufbahn erkor.

---

[1] A. Thierry, La littérature profane en Gaule au IVe siècle. Les grandes écoles. — Ausone et Rutilius (Revue des Deux Mondes CV [1873] 793—814).

[2] D. Magni Ausonii Opuscula recensuit C. Schenkl, Berol. 1883 (Monum. Germ. Hist. Auct. Antiquissimi V 2), Prooemium VI VII.

[3] Ebd. 41 42.

Er blieb dieser Wahl treu, als Arborius 330 in das neugegründete Konstantinopel berufen wurde, und setzte seine humanistischen Studien in Bordeaux fort. Nach Vollendung derselben erhielt er daselbst zuerst einen Lehrstuhl der Grammatik, dann der Rhetorik und war nebenher auch als Sachwalter tätig. Er vermählte sich mit Attusia Lucana Sabina, der Tochter einer vornehmen Bürgerfamilie, die ihm drei Kinder schenkte, dann aber — schon sehr früh — starb.

Dreißig Jahre lebte und wirkte Ausonius als Rhetorikprofessor in seiner Vaterstadt, ohne sich durch eine größere literarische Schöpfung bemerkbar zu machen, doch als Lehrer sehr geschätzt und angesehen; da wurde er von Kaiser Valentinian I. — etwa um das Jahr 365 — an den Hof nach Trier berufen, um die wissenschaftliche Erziehung des 353 geborenen Cäsars Gratian zu übernehmen. Am Kaiserhofe ward er mit dem römischen Stadtpräfekten Aurelius Symmachus, dem begeisterten Verteidiger des alten Heidentums, und andern hervorragenden Persönlichkeiten bekannt. Er scheint auch in der ersten Zeit seines Trierer Aufenthalts an einem Feldzug wider die Alemannen teilgenommen zu haben, in welchem ihm ein kleines Schwabenmädchen, Bissula, als Beute zu teil ward. Der sechzigjährige verwitwete Professor hat das artige Puttchen, das noch einer Amme bedurfte (matre carens, nutricis egens) in einigen Gedichtchen besungen, die, mit ihrer doppelten pedantischen Vorrede, mehr komisch als poetisch wirken[1].

> Delicium, blanditiae, ludus, amor, voluptas,
> barbara, sed quae Latias vincis alumna pupas,
> Bissula, nomen tenerae rusticulum puellae,
> horridulum non solitis, sed domino venustum.

Die Gunst des Kaisers wie des Prinzen erwarb sich Ausonius indes in ungewöhnlichem Grade. Seine ganze Familie wurde mit Ehren und Würden überschüttet. Sein Sohn Hesperius wurde zum Prokonsul von Afrika, dann zum Praefectus praetorio für Italien, Illyrien und Afrika ernannt, sein Schwiegersohn Thalassius zum Prokonsul von Afrika, sein greiser Vater zum Präfekten von Illyrien, sein Neffe Arborius zum Praefectus urbi, sein Schüler Paulinus zum Konsul. Ihm selbst wurde 378 die Präfektur von Gallien und 379 die Konsulwürde zu teil. Als sein kaiserlicher Schüler

---

[1] M. Carriere (Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwicklung II[3] 632) hat sich dennoch sehr daran entzückt: „Ein alemannisches Mädchen ward ihm zur Sklavin geschenkt, schwang sich aber zur Gebieterin seines Herzens auf; er zieht die Schönheit und den Liebreiz der deutschen Frauenwelt, das blonde Haar, das blaue Auge, den Römerinnen vor und besingt die Rosen und Lilien, die auf Bissulas Antlitz blühen.“ — „Auch Bissula war Putte (pupa)“, sagt dagegen Th. Birt (Deutsche Rundschau LXXIV [1893] 377), „jene Bissula, der die moderne Romanliteratur zu einer kurzen Auferstehung hat verhelfen wollen.“

Gratian 383 ermordet wurde, war er noch in Trier, folgte indes bald seinem Sohne Hesperius nach Bordeaux und brachte den Rest seines Lebens in vergnügter Muße teils in dieser Stadt, teils in den Landhäusern zu, die er sich infolge der früheren kaiserlichen Gunst an den Ufern der Garonne hatte erwerben können. Er beschäftigte sich mit Studien und Poesie, korrespondierte mit alten Freunden und ergötzte sich an den Freuden des Landlebens. Sein Todesjahr ist nicht genau bekannt; doch gehen die Andeutungen seiner Briefe nicht über das Jahr 393 hinaus. Er scheint also über 83 Jahre alt geworden zu sein.

Eine wirklich bedeutende Dichtung größeren Umfangs hat Ausonius nicht hinterlassen. Seine Werklein (Opuscula) setzen sich aus lauter gelegentlichen Kleinigkeiten zusammen, von denen die meisten erst während und nach seinem Trierer Aufenthalt entstanden sind[1].

Seine geographische Weltanschauung hat er in einem Kranze kleiner Gedichte niedergelegt, in welchen er die Hauptstädte des damaligen Römerreichs nach ihrer Bedeutsamkeit aufzählt und kurz charakterisiert. Die ersten fünf sind: Rom, Konstantinopel, Karthago, Antiochien und Alexandrien. Dann folgt Trier mit den Versen:

Gallien heischet mein Lob schon längst, das waffengewalt'ge,
Und der Trierer Stadt, die thront nicht ferne des Rheines.
Sicher ruhet sie dort gleichwie im Schoße des Friedens,
Der die Kräfte des Reiches ernähret und kleidet und waffnet.
Weithin dehnt sich der Kranz der Mauern über die Hügel;
Breiten, ruhigen Stroms zieht dran die Mosel vorüber
Und bringt Waren herbei aus allen Ländern der Erde[2].

Auf die gallische Moselstadt folgen dann Mailand, Capua, Aquileja, Vienne, Sevilla, Athen, Catania, Syrakus, Toulouse, Narbonne und endlich Bordeaux, des Dichters Vaterstadt. Diese erhält eine etwas weitere Beschreibung, aber mit der schließlichen Versicherung, daß Rom doch alle heimischen Städte übertreffe, daß er Bordeaux liebe, Rom verehre, dort Bürger, in beiden Konsul sei, dort seine Wiege, hier seinen kurulischen Sessel stehen habe:

---

[1] Ausgaben von B. Girardini (ed. princeps), Venedig 1472; T. Pulmann, Antwerpen 1568; J. Scaliger, Leiden 1575; E. Vinetus, Bordeaux 1580; J. Tollius, Amsterdam 1669; J. B. Souchay, Paris 1730; Ed. Bipontina (1785); Migne, Patr. lat. XIX 823—958; C. Schenkl (Monum. Germ. Hist. Auct. Antiquissimi V 2), Berlin 1883; R. Peiper, Leipzig 1886. — Biographisches: G. Heyne, Censura ingenii et morum Ausonii, Gotting. 1805. — J. C. Demogeot, Études historiques et littéraires sur Ausone, Bordeaux 1838. — Bacmeister, Alemannische Wanderungen I, Stuttgart 1867. — P. G. Deydon, Un poète Bordelais: Ausone, Bordeaux 1868. — G. Kaufmann in F. Raumers Histor. Taschenbuch 1869.

[2] Ed. Schenkl a. a. O. 99.

Diligo Burdigalam, Romam colo, civis in hac sum,
Consul in ambabus, cunae hic, ibi sella curulis [1].

Ein zweiter Kranz von Gedichten (Epicedion in patrem, De herediolo, Liber protrepticus in nepotem, Genethliacum ad Ausonium nepotem und Parentalia) macht uns mit der gesamten Familie, Verwandtschaft und Gevatterschaft des gallischen Rhetors bekannt. Die Parentalia allein umfassen zweiunddreißig Nummern und widmen auch den Großmüttern, Tanten, Großtanten und Enkelinnen je ein aus altklassischen Erinnerungen gedrechseltes Kompliment [2].

Ein dritter Kranz von siebenundzwanzig Gedichten feiert die Professoren von Bordeaux, bei welchen der Dichter seinen Unterricht genossen oder mit welchen er sonst in Verbindung stand. Es finden sich darunter mehrere der angesehensten Rhetoren und Literaten jener Zeit, wie Tiberius Victor Minervius, der zeitweilig auch in Rom und Konstantinopel wirkte, — Latinus Alcimus Alethius, der Lehrer Kaiser Julians, — des Dichters Oheim Arborius, der in Toulouse und Spanien und zuletzt in Konstantinopel tätig war, — Attius Paternus, dessen Wirken in Rom der hl. Hieronymus lobend erwähnt, — Attius Tiro Delphidius, den Ammian als hervorragenden Redner bezeichnet, — Alethio Minervius. Von den griechischen Professoren Romulus, Korinthus, Pyrrhus, Menestheus meldet er, daß sie sehr fleißig gewesen, aber mit geringer Frucht; daß er es aber selbst im Griechischen nicht weit gebracht, schreibt er seiner eigenen Ungeschicklichkeit und Nachlässigkeit zu. Eine eigentliche Charakteristik der verschiedenen Persönlichkeiten gibt Ausonius nicht; die Erinnerungsverse halten sich in allgemeinen Zügen des Lobes und der Bewunderung. Der Kranz schließt sich um den Poeten, der nach seinem Ableben auch ein Plätzchen in der Reihe der berühmten Professoren erhoffte — und wohl nicht das letzte [3].

Auch sich selbst hat Ausonius mit einem vierten Cyklus von Gedichten bedacht, der aber nicht ganz erhalten zu sein scheint [4]. Er führt den Titel: Ephemeris id est totius diei negotium, also etwa „Mein Tagewerk". Das erste Gedichtchen schildert sein Erwachen. Er erwacht nicht, wie sein großer Zeitgenosse Ambrosius, schon beim Hahnenschrei, sondern erst, da schon der volle Tag durch die Fenster bricht und die Schwalbe im Neste raschelt. Er ißt und trinkt zu viel, drum schläft er wie ein Siebenschläfer in den Morgen hinein, taub und blind, fast wie der verzauberte Endymion. Er schilt sich indes selbst dafür und rüttelt sich mit einer sapphischen Strophe aus dem Schlummer. In einigen Jamben wird dann das „Aufstehen" und die „Toilette" beschrieben.

---

[1] Ebd. 103. [2] Ebd. 32—55. [3] Ebd. 55—71.
[4] Ebd. 3—9.

Auf, Bursche, reich die Schuhe mir
Und gib das linnene Gewand,
Und was zur Kleidung nötig ist,
Wie du's zum Ausgehn hältst bereit.
Her mit dem frischen Brunnenquell,
Daß ich wasch' Händ' und Augen klar,
Und öffne mir das Heiligtum,
Das keiner äußern Zier bedarf.
Denn fromme Worte, reines Flehn,
Das ist der reichste Gottesdienst.
Ich zünde keinen Weihrauch an,
Noch bring' ich Honigkuchen dar.
Das Grasdach mit dem kleinen Herd
Sei überlassen eitlem Wahn.
Ich bete zu dem einen Gott
Und zu des höchsten Gottes Sohn,
Mit ihm von gleicher Majestät,
Dem Heil'gen Geiste zugesellt.
Und nun beginn ich mein Gebet,
Und zitternd mein Gedanke fühlt
Der Gottheit hohe Gegenwart —
Wie? Glauben, Hoffen zitterten?

Es folgt nun das „Morgengebet", das in Hexametern abgefaßt ist, das wir aber, der Genauigkeit halber, in Prosa wiedergeben müssen.

Allmächtiger, mir nur durch geistige Erziehung bekannt,
Von den Bösen unerkannt und keinem der Frommen unbekannt,
Ohne Anfang und ohne Ende, älter als die Zeit,
Die war oder sein wird, dessen Form und Gestalt
Kein Geist erfassen, keine Zunge aussprechen kann,
Welchen zu schauen und dessen Gebot gegenwärtig zu hören
Und zu dessen väterlicher Seite zu sitzen allein das Recht hat
Der Schöpfer der Dinge, die Ursache der zu schaffenden Dinge,
Das Wort Gottes selbst, Gott das Wort, der Vorläufer
Der Welt, die er schaffen sollte, gezeugt in jener
Zeit, da es noch keine Zeit gab, gezeugt, ehedenn
Das Licht und der strahlende Morgenstern den Himmel erleuchtete:
Ohne den nichts geschehn, durch den alles gemacht,
Dessen Thron im Himmel, dessen Herrschaft die Erde unterworfen
Und das Meer und das unbezwingbare Chaos der dunkeln Nacht:
Der nimmer rastende, alles bewegende, das Starre belebende
Gott von dem ungezeugten Erzeuger, der, durch den Trug
Des stolzen Volkes beleidigt, die Heiden zur Herrschaft rief,
Um von der besseren Nachkommenschaft des adoptierten Stammes verehrt zu werden,
Den die Väter schauen durften, und in dessen Anblick
Es ihnen gewährt war, den Vater zu schaun; der unsere Sünden
Trug, und die Schmach des harten Todes leidend,
Uns lehrte, daß der Pfad des ewigen Lebens wieder betretbar geworden,
Und daß nicht die Seele allein zurückkehrt, sondern mit dem ganzen Leib
In die himmlischen Lande eingeht und das leere Geheimnis
Des Grabes offen der öden Erde zurückläßt.

Sohn des höchsten Vaters und Heiland unsrer Welt,
Dem alle väterlichen Gewalten der Erzeuger übergeben,
Nichts aus Neid zurückbehaltend, und voll der Gaben,
Öffne unsern Bitten den Weg und trag sie zu des Vaters Ohren!

Gib, o Vater, unbesiegliche Kraft gegen alle Sünden
Und wende ab von uns das schädliche Gift der bösen Schlange.
Es sei genug, daß die Schlange die Stammfrau Eva verdarb

Und ihr den getäuschten Adam zugesellte; wir, die späten Sprößlinge
Seiner Enkel, durch wahrhafte Propheten einst vorausgesagt,
Mögen die Schlingen meiden, welche die todbringende Schlange flicht.
Öffne den Weg, der mich aus den Banden des kranken Leibes
In die Höhe führt, wo die Milchstraße des reinen Himmels
Sich über die wandelbaren Wolken des windigen Mondes erhebt,
Wo die frommen Vorfahren hingingen und wohin einst unversehrt
Auf vierspännigem Wagen entrafft über die Lüfte
Elias drang und vor ihm mit dem wirklichen Leibe Enoch.

Gib mir, o Vater, den erhofften Hauch des ewigen Lichtes,
Wenn ich nicht auf steinerne Götter schwöre, und zu einem Altar
Des hehren Opfers aufschauend, tadellose Opferspenden
Des Lebens bringe; wenn ich dich anerkenne als Vater
Des eingebornen Herrn und Gottes und beiden vereint
Den Geist, der über des Meeres Wogen schwebte.
Schenke mir, o Vater, Verzeihung und läutere die gekreuzigte Brust,
Wenn ich dich nicht in Fibern der Tiere noch in vergossenem Blute
Suche, noch im Geheimen der Eingeweide nach Göttlichem forsche,
Wenn ich, dem Irrtum zugänglich, der Sünde mich enthalte,
Und wenn ich mehr wünsche, als mir's getraue, gut und rein erfunden zu werden.
Nimm die geständige Seele gnädig auf, wenn ich die gebrechlichen Glieder
Verwünsche, und wenn ich still bereue, und wenn tiefe Furcht
Die Sinne quält, und wenn die wunde Seele die Qualen
Der Hölle vorausfühlt und des Jenseits Peinen leidet.
Gib, Vater, daß unsere Wünsche sich auf dieses unser Gebet erfüllen;
Daß ich nichts fürchte noch begehre; daß ich das für genug halte,
Was genug ist; daß ich nichts Schändliches wolle, noch mir selbst
Ursache der Scham sei; daß ich keinem tue, was ich zu gleicher Zeit
Mir nicht getan wünschte; daß ich durch keine wahren Frevel verletzt
Noch durch zweifelhafte befleckt werde. Wenig voneinander abzustehen
Scheint der vermutliche und der wirkliche Schuldige. Böses zu tun
Sei mir keine Macht und Gutes zu tun ruhige Vollmacht.
Genügsam sei ich in Speise und Kleidung; lieb sei ich den Freunden
Und immer Vater ohne dieses Namens Schädigung.
Nicht an der Seele mög' ich leiden, nicht am Leibe; alle Glieder
Mögen ruhig ihres Amtes walten, noch gestörter Gebrauch
In irgendwelchen Teilen etwas Verlorenes missen lassen.
Möge ich des Friedens genießen, sicher wandeln, Wunder der Erde
Keine erwarten. Und wenn des Tages letzte Stunde kommt,
Möge das Leben guten Gewissens den Tod weder fürchten noch wünschen.
Wenn ich durch deine Huld rein von Verborgenem erfunden werde,
Werde ich alles verachten, da die einzige Wonne sein wird,
Dein Urteil zu erhoffen. Wenn der Tag seine Frist
Verschiebt und verzögert, treibe fort von mir die grimmige Schlange,
Die mit schmeichlerischen Täuschungen mir nachstellt.
Diese frommen, aber ob trauriger Schuld schüchternen Bitten
Empfiehl, o Sohn, versöhnlich bei dem ewigen Vater,
Heiland, Gott und Herr, Geist, Glorie, Wort,

Sohn, Wahrer vom Wahren, Licht vom Licht,
Ewig mit dem Vater dauernd, in alle Zeiten herrschend,
Den die harmonischen Lieder des Sängers David feiern:
Und im Wechselgesang durchrauscht die Lüfte das Amen.

Wieder im leichteren jambischen Tempo wendet sich der Dichter den weltlichen Tagesgeschäften zu.

Zu Gott ist nun genug gefleht —
Obwohl der Sünder nie genug
Zu Gott sich betend wenden mag. —
Gib mir das Kleid zum Ausgehn, Bursch!
Ich muß die Freunde grüßen gehn
Und Abschied nehmen — wechselweis.

In siebenfüßigen Jamben beschreibt der Dichter dann eine Einladung zum Schmaus, in Distichen die nötigen Bestellungen beim Koch. In Hexametern folgt endlich die Schilderung der Nacht und der Träume, die den Dichter belästigen. Dazwischen sind wohl längere Lücken anzunehmen, da weder das weitere gesellige Leben noch die Studien und Arbeiten des Dichters beschrieben sind.

Das Gebet läßt keinen Zweifel übrig, daß Ausonius wirklich Christ, und zwar rechtgläubiger Katholik, nicht etwa Arianer oder Semiarianer war; denn die Gottheit Christi ist wiederholt und mit voller Klarheit betont. Dagegen machen es manche Stellen, wie auch die einleitenden Jamben, wahrscheinlich, daß der Dichter in seiner Jugend noch das Heidentum mitmachte oder durch seine Erziehung und den Verkehr mit Heiden noch stark davon beeinflußt wurde. Die übrigen Stücke zeichnen den behaglichen Weltmann, doch ohne heidnisches Kolorit. In den phantastischen Träumen tritt dazu eine lebhafte und sinnliche Poetennatur zu Tage. Der Theaterpomp, die Gladiatorenspiele und die unsaubern Dinge, von denen er träumt, erinnern an den sittlichen Verfall, der noch als Folge des nur halb überwundenen Heidentums die römische Welt beherrschte. Wenn er sich aber beim Erwachen freut, daß dies alles nur Traum, ist das indes doch ein Zeichen, daß in ihm eine bessere Gesinnung jene Einflüsse überwand, wenn auch vielleicht nicht ohne Kampf und Schwanken.

Auch in der von Schmeicheleien überfließenden Rede, womit Ausonius als siebzigjähriger Greis seinem kaiserlichen Zögling Gratian für die Ehre des Konsulats dankte, bekannte er sich ziemlich deutlich als Christ. Dagegen bewegt sich ein Gedicht auf den Antritt seines Konsulats in altheidnischen Formen:

Iane, veni: novus anne, veni: renovate, veni, Sol,
Consulis Ausonii Latiam visure curulem.

Das Schablonenhafte, das die biographischen Gedichte des gallischen Rhetors beherrscht, zeigt sich nicht weniger in seinen anderweitigen Versuchen. Da begegnen uns die sieben Weisen von Griechenland in steifen Monologen, worin ihre bekannten Sprüche zu zweihundertunddreißig Versen breit geschlagen werden, Memorialverse über die römischen Kaiser zusammen und dann Doppeldistichen über die einzelnen von Cäsar bis auf Antonius Elagabalus, Epitaphien auf die Hauptlhelden der Ilias, astronomisch-astrologische Verse auf die sieben Wochentage, die Monate, die Solstitien, die römischen Festspiele und Feste. Im Griphus ternarii numeri suchte er im Himmel und auf Erden alle Dinge auf, in welchen sich irgendwie die Dreizahl finden läßt, und widmete die wunderliche Zusammenstellung seinem Freunde, dem römischen Stadtpräfekten Symmachus. Im Technopaegnion lieferte er Hexameter, die sich von rechts nach links wie von links nach rechts lesen lassen; daran reihen sich Gedächtnisverse (Hexameter) über die Glieder des Leibes, die Götter, die Speisen, die griechisch-römische Geschichte, die Buchstaben des Alphabets und grammatische Fragen, die sämtlich auf ein einsilbiges Wort ausgehen, die barockste Spielerei, die man sich denken kann[1]. Vielleicht hat ihn, außer der hergebrachten Verehrung für Catull und Martial, diese wunderliche Neigung zum Barocken mitverführt, aus lauter ganz anständigen Phrasen Vergils ein Hochzeitsgedicht (Cento nuptialis) zusammenzustoppeln, das an Obscönität mit den schmutzigsten Stücken jener beiden Dichter wetteifert. Auch in seinen Epigrammen findet sich diese absurde Künstelei mit dem krassesten Schmutz beisammen.

Nicht nur das längste, sondern auch das bedeutendste und ansprechendste Werk des Ausonius ist das Gedicht, daß er wohl in der ersten Zeit seines Trierer Aufenthalts auf die Mosel verfaßt hat — Mosella —, das erste Mosellied[2]. Er hebt mit einer kurzen Skizze seiner Fahrt an. An der „nebligen" Nahe gefiel es ihm nicht. Bei Bernkastel wurde es schon etwas besser. Bei Neumagen ging ihm vollends das Herz auf.

Lieblich erinnerte mich an die Pracht der strahlenden Heimat,
An Bordeaux, was rings dem forschenden Blicke sich darbot:
Hoch am Uferrand die Giebel der ragenden Villen,
Grün von Rebenlaub die Hügel und murmelnd vorüber
Rauschend der freundliche Strom, die hurtig fließende Mosel.

---

[1] „Unausstehlich sind die eigentlichen ludicra, wie das Technopaegnium, der Gryphus ternarii numeri, der Brief an Theon über die dreißig Austern, die Briefe an Axius Paulus in maccaronischen Versen u. a." (F. Marx, Art. Ausonius bei Pauly-Wissowa, Real-Encyklopädie II 2566).

[2] Herausgeg. von E. Boecking, in Rhein. Jahrb. VII 1845; H. de la Ville de Mirmont (La Moselle d'Ausone, Bordeaux 1889; De Ausonii Mosella, Paris 1892); C. Hosius, Marburg 1894; C. Schenkl (a. a. O. 81—97).

Sei mir gegrüßt, o Strom, an Land und Bewohnern so herrlich,
Welchem Hof und Palast des Kaisers die Belgier danken,
Strom, am Hügelrand mit duftenden Reben bestanden,
Strom, vom reizenden Grün der herrlichsten Wiesen umsäumet,
Schiffbar wie das Meer, flußgleich hinwälzend die Fluten,
Hurtig, und hell wie ein See mit klar durchsichtigem Spiegel,
Bächen auch kommst du gleich mit deinen sprudelnden Wellen,
Und dein kühles Naß ist frischen Quellen vergleichbar,
Alles vereinst du in dir, was Quellen, Bäche und Flüsse,
Seen und selbst das Meer, in Flut und Ebbe sich wandelnd.
Freundlich rinnst du dahin, hast nicht mit brausenden Winden,
Nicht vom kämpfenden Stoß verborgener Klippen zu leiden
Nicht zwingt seichterer Grund, den raschen Lauf zu beeilen,
Noch drängt trennendes Land sich zwischen den fließenden Spiegel
Und bedroht deinen Namen, indem eine Insel den Fluß teilt.

Ein tiefes Naturgefühl und gute Beobachtung vereint sich in der Schilderung des Abends:

O welch ein köstliches Bild, wenn die dunkelnden Hügel sich spiegeln
Unten im bläulichen Fluß, die Tiefe des Betts sich belaubet
Und der ganze Strom sich schmückt mit Rebengeländen!
O welch farbige Pracht, wenn Hesper verlängert die Schatten
Und in ein grünes Geländ' verwandelt die liebliche Mosel!
Schwimmend kräuseln sich dann die Hügel, es zittert des Weinlaubs
Spiegelbild, und es schwillt der Trauben Last in den Wogen.
Und es zählet getäuscht der Schiffer die grünenden Stöcke,
Der auf der Fläche dahinschwebt in dem winzigen Nachen,
Mitten wo sich das Bild der Hügel vereint mit dem Strome,
Und wo die Grenze des Stromes zerfließt in die spielenden Schatten.

Die Beschreibung ist oft zu künstlich und holt zu breit aus, um überall zu fesseln. Bald werden in langer Reihe die Fische der Mosel aufgezählt und einzelne geschildert, wo schon Symmachus die Bemerkung machte: „Ich war doch oft bei dir zu Tisch, und obwohl ich das meiste andere bewunderte, was damals im Prätorium aufgetragen wurde, habe ich doch diese Art Fische nie wahrgenommen. Wann sind dir diese Fische in deinem Buch geboren worden, die sich auf den Schüsseln nicht fanden?“ [1]

[1] Er gratuliert ihm jedoch zu dem glänzenden Erfolg des Gedichtes (volitat tuus Mosella per manus sinusque multorum divinis a te versibus consecratus); nur darüber beklagt er sich, daß er ihm das Gedicht nicht zugesandt. Dem Witze über die Fische aber fügt er alsbald bei: iocari me putas atque agere nugas? ita dii me probabilem praestent, ut ego hoc tuum carmen libris Maronis adiungo. (Symmachi epistulae lib. 1, ep. 14 a. 370—371. Q. Aurel. Symmachi quae supersunt, ed. O. Seeck, Berol. 1883. Monum. Germ. Hist. Auct. Antiquissimi VI 1 p. 9 10).

Nach klassischen Reminiscenzen wird darauf das Flußtal weiter gezeichnet und mit griechischen, thracischen und aquitanischen Landschaften verglichen. Dann wird von den Faunen, Satyrn und Najaden erzählt, wie sie die Schulpoesie in allen Flüssen, Seen und Meeren wiederfand, von dem Leben und Treiben der Schiffer, vom Fischfang, aber wieder mit gelehrten Verbrämungen und Vergleichen, die sich bis nach Asien und Ägypten versteigen. Schließlich kommt der Dichter auch wieder auf sich zurück, seine Abstammung, seine Studien, seine Würden und sein Konsulat. Die weitere Schilderung von Land und Leuten, Städten und Burgen verspricht er zwar, hat aber das Versprochene nicht eingelöst. Und so läßt sich aus seinem Moselgedicht kein deutliches Bild von dem damaligen Trier und seiner Kaiserpfalz gewinnen.

Von den „Episteln" des Ausonius ist nur ein kleiner Teil erhalten, ein paar Familienbriefe an seinen Vater und an seinen Sohn Hesperius, einige an den Dichter Theon, sieben an den Rhetor Axius Paulus, einen seiner intimeren Freunde, andere an den Dichter Tetradius, an den Praefectus praetorio Probus und an Symmachus. All diese Briefe zeugen von großer Belesenheit in den alten klassischen Schriftstellern, von einem feinen Formgefühl für Ausdruck und Metrik, von einem gewissen poetischen Gefühl; aber viel Poesie enthalten sie nicht. Am meisten Interesse haben noch die sieben Episteln an seinen Schüler Paulinus, aber wieder nicht wegen ihres Inhalts, sondern mehr wegen des Gegensatzes, in welchem Paulinus zu ihm steht.

Meropius Pontius Anicius Paulinus war zu Bordeaux im Jahre 353 geboren, mithin sechs Jahre älter als der Cäsar Gratian, dreiundvierzig Jahre jünger als Ausonius. Seine Familie gehörte nach dem Zeugnis des hl. Ambrosius zu den vornehmsten von ganz Aquitanien; Baronius vermutet sogar, daß sie von der römischen Familie der Anicier abzuleiten sei. Ausonius stand wohl schon in den Fünfzigern und war längst der gefeiertste Rhetor zu Bordeaux, als ihm der geweckte Knabe zur Erziehung übergeben wurde. Er wandte ihm die Liebe und Sorge eines Vaters zu und behielt ihn im treuesten Andenken, als die Berufung zum Prinzenerzieher ihn (um 365) nach Trier führte. Paulinus schreibt ihm seine ganze Bildung und seine rasche Beförderung zu, und das wäre nicht möglich, wenn sie nicht auch fürder in lebhaftem geistigen Verkehr geblieben wären. Sicher ist, daß er schon ein Jahr vor Ausonius, 378, im Alter von erst fünfundzwanzig Jahren, mit der Würde eines Konsuls bekleidet wurde, und zwar auf Betreiben des Ausonius, durch die Gunst des jungen Kaisers, dessen Vater Valentinian I. 375 das Zeitliche gesegnet hatte.

Paulino Ausonius. Metrum sic suasit, ut esses
Tu prior, et nomen praegrederere meum,

Quamquam et Fastorum titulo prior, et tua Romae
Praecessit nostrum sella curulis ebur.

Daß Paulinus wirklicher Konsul war und die Gerichtsbarkeit eines solchen besaß, geht klar aus einem seiner Gedichte an den hl. Felix von Nola hervor:

Te duce, fascigerum gessi primaevus honorem
Teque meam moderante manum, servante salutem,
Purus ab humanae caedis discrimine mansi.

Nach Ablauf seines Konsulatsjahres kehrte er in die Heimat zurück und ging von da nach Spanien, wo er an der Christin Therasia eine mit allen Tugenden geschmückte Gattin fand. Er selbst verschob noch den Empfang der heiligen Taufe und empfing dieselbe erst im Jahre 389 von dem Bischof Delphinus in Bordeaux. Inzwischen scheint er seine literarischen Studien fortgesetzt und gelegentlich auch etwas gedichtet zu haben. Er brachte unter andern Senecas drei Bücher „Von den Königen" in Verse und wurde dafür von Ausonius höchlich belobt. Indessen führte der Tod eines Bruders schwere Wirrsale über ihn herein. Wie er in einem Gedichte an den hl. Felix erzählt, wurde er fälschlich als Brudermörder angeklagt und in einen Prozeß verwickelt, der ihn zuletzt selbst mit dem Tode bedrohte, und er schreibt es nur der Fürbitte des Heiligen zu, daß sein väterliches Erbgut aus den Klauen des Fiskus, sein Leben aus der drohenden Gefahr errettet wurde. Diese Erfahrungen aber wie die Mahnungen seiner frommen Gattin führten ihn zu einer ernsten Einkehr in sich selbst, und nach dem Empfang der heiligen Taufe reifte in ihm der Gedanke, sich gänzlich von der Welt zurückzuziehen. Im Jahre 390 begab er sich vorläufig mit seiner Frau nach Spanien, wo er ebenfalls begütert war, und lebte hier, wie es scheint, die nächsten vier Jahre bereits in einer Art religiöser Zurückgezogenheit[1].

---

[1] Gesamtausgaben seiner Werke von Fronton du Duc und Heribert Rosweyde, Antwerpen 1622; P. F. Chifflet, Dijon 1662; J. B. Le Brun des Marettes, Paris 1685; L. A. Muratori, Verona 1736; letztere abgedruckt bei Migne, Patr. lat. LXI; G. v. Hartel (Pars I, Epistulae. Corpus script. eccl. lat. XXIX), Wien 1894. — Nachträge zu den älteren Ausgaben von J. A. Mingarelli (Anecdot. Fasciculus, Romae 1756); A. Mai (Ss. Episcoporum Nicetae et Paulini Scripta, Romae 1827); O. Bardenhewer im „Katholik" 1877, I 498—510). — Biographisches: A. Buse, Paulin, Bischof von Nola, und seine Zeit, Regensburg 1856. — G. Fabre, Étude sur Paulin de Nole, Strasbourg 1862. — F. Lagrange, Histoire de S. Paulin de Nole[2], Paris 1882 (deutsch, Mainz 1882). — M. Lafon, Paulin de Nole, Montauban 1885. — G. Boissier, La fin du paganisme II, Paris 1891, 57—121. — P. Reinelt, Studien über die Briefe des hl. Paulinus von Nola, Breslau 1904.

Sein greiser Lehrer Ausonius, nunmehr ein Achtziger, aber noch immer ein behäbiges, vergnügtes Weltkind, schrieb um diese Zeit viermal an ihn; doch einer seiner Briefe ging verloren, die drei andern langten erst verspätet zusammen an und trafen Paulinus in einer ganz andern Geistesverfassung, als sie der eitle, lebenslustige Rhetor früher an seinem Schüler gewohnt war. Paulinus antwortete ihm:

Viermal kehrte zurück geplagten Schnittern der Sommer,
Viermal schimmernd in Reif starrte der Winter von Forst,
Seit kein Wort, kein Laut aus deinem Mund mich erfreute,
Keine Zeile von dir spendete Freundesbericht,
Bis zuletzt dein Brief voll glückverheißender Botschaft
Hat das entbehrte Geschenk mir um so reicher gebracht.
Denn drei Briefe zugleich entfalteten bunt ihre Blüte,
Und ein jeder der drei war ein melodischer Sang.
Süßes hatte gemischt und Bittres mit allerlei Klagen,
Tadel und ängstliche Furcht sorgliche Liebe und Huld.
Aber die Güte des Vaters ging mehr mir zu Herzen als alle
Strenge des Richters; was herb, ward durch das Süße mir mild.
Doch davon später, nicht jetzt; ich werd' im heroischen Versmaß
Mich verteidigen noch feierlich, wie sich's gebührt.
Leichter indessen voraus lass' ich hinhüpfen die Jamben,
Daß sie in richtigem Takt führen das Wechselgespräch.
Im elegischen Maß noch laß mich herzlich dich grüßen,
Wie schon oft zum Beginn: alsdann sei dessen genug!

Wie? Vater! Soll den abgedankten Musen ich
Von neuem weihen meinen Dienst? —
Nicht den Camönen, nicht Apoll schlägt mehr das Herz,
Das einmal Christus sich geweiht.

Einst haben gleichen Eifers, doch nicht gleich an Kraft,
Wir eins gemeinsam angestrebt,
Phöbus in Delphis heil'ger Grotte aufgeweckt,
Der Musen Gottheit anerkannt,
Der Redekunst Geschenke, die uns Gott verliehn,
Von Hainen, Bergen uns erfleht.
Jetzt treibt die Seele höh're Kraft, ein größ'rer Gott,
Und fordert andern Brauch von uns.
Die Gaben, die er uns geschenkt, heischt er zurück,
Auf daß dem Vater leben wir.
Verboten ist uns eitle Muße, eitle Tat
Und leerer Fabeln eitler Sang,
Auf daß wir sein Gesetz erfüllen ganz und treu
Und schauen seiner Wahrheit Licht,
Das schlauer Philosophenwitz, Rhetorenkunst
Und Dichterphantasie umwölkt.
Sie füllen nur mit eitlem Tand und Trug das Herz,
Sie bilden nur die Zunge aus;

Sie bringen nichts, was wahres Heil verleiht,
Noch was die Wahrheit uns enthüllt.
Wie sollten sie besitzen, was da wahr und gut,
Die nicht der Fülle Kern erfaßt,
Des Wahren, Guten Born und Urquell: Gott,
Den keiner außer Christus schaut!
Er ist der Wahrheit Licht, des Lebens Weg,
Des Vaters Geist, Arm, Kraft, Gewalt,
Des Rechtes Sonne, der Gottheit Blüte, des Guten Quell,
Der Weltenschöpfer, Gottes Sohn,
Der Sterblichen Leben und des Todes Untergang,
Der Meister, der uns Tugend lehrt;
Er, unser Gott und unsertwillen Mensch zugleich,
Er zog sich aus und zog uns an,
Und zwischen Gott und Mensch, gesellend beiden sich,
Schloß er den ew'gen Freundschaftsbund.
Wenn er einmal in unser Innerstes
Läßt flammend strahlen seinen Glanz,
Nimmt er des matten Leibs Gebrechen fort von uns,
Gibt neue Jugendkraft dem Geist,
Erschöpfet, was an keuscher Freude jemals nur
Uns hat erhoben und entzückt.
Drum fordert er mit vollem Herrscherrecht auch ganz
Das Herz von uns und Mund und Zeit.
Ihm gelte Denken, Glauben, Lesen und Verstehn,
Ihm Furcht und Liebe: so will er's.
Den eiteln Drang, der auf des Erdenlebens Bahn
Uns voller Mühsal treibt voran,
Verscheucht der Glaube an die sel'ge Ewigkeit,
Der nicht als weltlich und gering
Der Erde Güter wegwirft, als veracht' er sie,
Vielmehr in Christi Gotteshand
Sie als viel teurer für den Himmel übergibt,
Der reichsten Lohn dafür verheißt,
Der das Verschmähte nimmt als Hinterlage auf
Und mit den größten Zinsen mehrt.
Er trügt uns nicht. Was ihm als Schuldner anvertraut,
Gibt reichlich er gemehrt zurück;
Freigebig wie nur Gott erstattet er das Gold,
Das du verschmäht, mit Wucherzins. —
O klage nicht, ich sei jetzt säumig und verkehrt,
Sei nimmer treu der Frömmigkeit;
Wie kann's den Christen fehlen je an Frömmigkeit?
Denn gegenseitig schließt sich's ein:
Fromm sein heißt christlich sein, und unfromm sein
Der Herrschaft Christi sich entziehn.
Da dieser Lehr' ich huldige, wie könnt' ich nun
Unfromm sein, Vater, gegen dich,

Dem ich das Heiligste an Namen, Pflicht und Recht
  Verdanke ja nach Gottes Rat?
Dir dank' ich Bildung, Würde und Gelehrsamkeit,
  Des Ruhms, des Amts, der Zunge Schmuck,
Von dir begünstigt, aufgezogen und belehrt,
  Mein Gönner, Meister, Vater, dir!
Doch daß so lange fern ich weile, klagest du
  Und zürnst mir mit der Liebe Groll.
Nun, sei es nützlich, nötig oder frei beliebt,
  In jedem Fall ist klein die Schuld.
Verzeih dem Liebenden, such' ich das, was mir frommt,
  Und freu' dich, leb' ich, wie mir's paßt![1]

Nun geht der Brief, wie früher angekündigt, ins heroische Versmaß über und widerlegt in 228 Hexametern mehr die einzelnen Vorwürfe, welche Ausonius gegen die neue Lebensweise des Freundes und seine Trennung von ihm und der Heimat geltend gemacht hatte. Auf die liebenswürdigste Weise sucht Paulinus in dem greisen Lehrer dieselben religiösen Anschauungen zu erwecken, die ihn selbst nunmehr beseelen. Er weist ihn von den Musen und den Träumereien der antiken Poesie auf Gott, seine Macht, Schönheit und Herrlichkeit, auf das künftige Leben, auf das ernste Gericht, das unser harrt, auf die Notwendigkeit, sich auf die Ankunft Christi vorzubereiten. Er hätte den ehrwürdigen Greis, der dem Grabe schon so nahe stand, nicht schöner und freundlicher zu einem wahrhaft christlichen Lebensende in die richtige Stimmung versetzen können, als es hier geschieht.

Als Ausonius sich damit nicht zufrieden gab, sondern den Freund selbst zurückforderte und mit neuen, fast etwas bittern Vorwürfen bestürmte, kam Paulinus auf die früheren religiösen Ausführungen nicht mehr zurück, versicherte ihn aber um so inniger seiner unwandelbaren Dankbarkeit, Liebe und Treue, die ihn nicht nur durch sein übriges Pilgerleben hienieden, sondern weit über das Grab hinaus begleiten werden.

Ich werde dich durch alle Zeit, die Sterblichen
  Vergönnt und zugemessen ist,
So lang des ird'schen Leibes Hülle mich umfängt,
  In jedem Erdteil wiedersehn,
Nicht weit von diesem Erdteil, noch dem Auge fern,
  In meinen Fibern halt' ich dich,
Im Herzen schau' ich dich, umfang' dich treuen Sinns,
  Mir gegenwärtig überall.
Und wenn ich, aus des Leibes Kerker einst befreit,
  Von dieser Erde bin entschwebt,
Auf welchen Stern mich unser Vater auch versetzt,
  Bewahr' ich dich in meinem Geist,

[1] Poema X (Migne, Patr. lat. LXI 453—461), übersetzt vom Verfasser.

Und mag der Tod mich lösen auch von meinem Leib,
Von deiner Liebe nimmermehr.
Denn, da die Seele, die von himmlischem Geschlecht,
Der Glieder Sinken überlebt,
Muß ihre Neigung und Empfindung sie zugleich
Festhalten mit dem Lebenshauch;
Wie sie nicht sterben kann, so auch vergessen nicht,
Lebendig stets und eingedenk[1].

Dieses letzte Gedicht stammt aus dem Jahre 393. Es war der Abschiedsgruß des Schülers an seinen Lehrer, den er hienieden nicht mehr sehen sollte. Ausonius starb vermutlich in einem der nächsten Jahre. Noch in demselben Jahre aber empfing Paulinus, nach langem Widerstreben, durch den Bischof Lampius zu Barcelona die heilige Priesterweihe. Es war indes seines Bleibens in Spanien nicht. Schon in seinen Knabenjahren war er einmal nach Nola in Campanien gekommen. Nach Ablauf seines Konsulats besuchte er die Stadt wieder; wie Muratori annimmt, zeitweilig als Konsular mit der Verwaltung Campaniens betraut. Die Wunder, die sich damals am Grabe des hl. Felix ereigneten, erregten seine Aufmerksamkeit und weckten in ihm eine besondere Andacht zu diesem Heiligen, den er fortan als seinen besondern Schutzheiligen verehrte. Er ließ einen prächtigen Weg zu der Kirche anlegen, wo dessen Gebeine ruhten, und neben derselben ein stattliches Haus für Pilger und Kranke errichten. Nachdem er aber Priester geworden, beschloß er, sich mit Therasia für immer an jener ehrwürdigen Stätte niederzulassen. Er verkaufte alle seine Güter in Gallien und Spanien, verteilte alle seine Habe an die Armen, zog 394 nach Nola und führte daselbst ein zurückgezogenes, klösterliches Leben. In Gallien mit Sulpicius Severus, dem Lebensbeschreiber des hl. Martinus, in Mailand mit dem hl. Ambrosius bekannt geworden, trat er von Nola aus auch mit den hll. Augustin und Hieronymus und andern hervorragenden Männern der Kirche in Verkehr. Er nahm das früher vernachlässigte Studium des Griechischen wieder auf, um die Werke des hl. Klemens ins Lateinische zu übersetzen. Er verlegte sich auch mit größtem Eifer auf das Studium der Heiligen Schrift. Als 409 der Bischofsstuhl zu Nola durch Tod erledigt war, wurde er zum Bischof dieser Kirche erhoben und verwaltete dieses Amt in segensreichster Weise, hervorleuchtend besonders durch Liebe und Barmherzigkeit, bis zu seinem Tode im Jahre 431.

Der Poesie ist Paulinus auch als Priester nicht abtrünnig geworden. Bis zu seiner Erhebung zum Bischof verfaßte er alljährlich auf das Fest des hl. Felix ein meist längeres Gedicht, worin er zunächst Leben, Taten und Wunder seines Schutzheiligen besang, dann aber auch weiter ausholte

[1] Poema XI (Migne, Patr. lat. LXI 462).

und die mannigfaltigsten religiösen und poetischen Motive mit hereinzog. Seine Dichtung gewann damit einen ebenso konkreten und lokalen als fruchtbaren Stützpunkt, und zwar durchaus nicht zufällig. Wie er selbst in einem dieser Gedichte sehr schön ausführte, verkörperte sich in den Gräbern der Märtyrer und Heiligen zumeist der großartige Sieg, welchen die Lehre des Kreuzes über die Mächte des Abgrunds davongetragen. Wie das Blut Cyprians dem christlichen Karthago seine Blüte verliehen und den öden Sand Libyens befruchtet, so ward das campanische Nola, früher ein Sitz des schändlichsten Venus- und Bacchusdienstes, durch das Wirken des hl. Felix von der finstern Macht der Dämonen befreit. Die epischen Teile dieser Festgedichte sind sehr lebendig und anschaulich, die lyrischen voll echter, ungekünstelter Begeisterung. Auch hier begegnen wir wieder jenem innigen Naturgefühl, das Humboldt an den griechischen Kirchenvätern auffiel und das die Antike in diesem Grade nicht kannte.

Lieder schenket der Lenz den Vögeln; der Frühling gewähret,
Mir, o Felix, dein Fest, in dessen Lichte der Winter
Selber in Wonne erblüht zur Freude der Menschen, und mag auch
Eisig fegen der Sturm die hartgefrorenen Felder,
Und mit blendendem Weiß der Reif die Erde bedecken,
Frühling blühet uns doch beim Jubel des fröhlichen Festes.
Freier atmet die Brust, der Winter weicht und die Sorge,
Wolken der Trauer entfliehn vom frohaufjauchzenden Herzen.
Wie die Schwalbe erkennt und der Storch die willkommenen Tage
Und der Taube verwandt, die Turteltaube, nicht minder
Stieglitz, der kleine Gesell, der lustig zwitschert im Dornstrauch,
All die Sänger, die stumm durchirren die kahlen Gebüsche,
Bald zusammen sich laut erfreuen des kommenden Lenzes,
Mit erneutem Gesang und neu sich färbenden Flügeln:
So erkenne auch ich den Tag, der jährlich erneuert
Heilige Feste mit Recht zu Ehren des herrlichen Felix.
Mir auch ergrünet aufs neu' im beginnenden Jahre der Frühling
Und erwecket die Lust zu neuem Lied und Gelübde,
Dir, o Felix, zum Ruhm. Erfülle Gott mit Begeist'rung
Mich und lösche den Durst, den heißen, mit himmlischem Wasser,
Dessen ein Tröpflein schon mir wird zum herrlichen Strome.
Ist's zum Verwundern denn, wenn du mit winzigem Tropfen
Taues die Seele erfüllst, da du, zum Menschen geworden,
Hast durch ewige Saat mit Menschen bevölkert den Erdkreis,
Und ein Tropfen Blut dir genügt, die Welt zu erlösen?
Quelle des Wortes, Gott, gewähre mir treffende Worte
Und verleihe mir, Herr, daß ich, wie der Vogel des Frühlings,
Welcher im grünenden Laub versteckt, in vielerlei Weisen
Läßt erklingen den Sang hinaus in Wälder und Auen,
Nimmer singe mein Lied, ist auch die Sprache dieselbe,
Allzeit in gleichem Ton, wie sehr auch wechsle die Sache.
Seine Farbe ist eins, doch vielerlei klingen die Töne;

Triller schmettert er jetzt, dann spitzt er wie Pfeile die Noten,
Schmelzend wie Liebesgesang beginnt er wieder zu klagen,
Bis mit plötzlichem Schluß abbrechend die rührende Weise
Er das erstaunte Ohr erschreckt durch gänzliches Schweigen.
Deine Gnade, o Herr, ich flehe, durchströme mich allzeit,
Daß mir, dem Vögelchen gleich, es gelinge zu wechseln die Weise;
Daß der nämliche Mund die längst versprochenen Lieder
Singe auf mancherlei Art und nicht den Hörer ermüde.[1]

In drei schwungvollen Psalmenparaphrasen eröffnet Paulinus diese Art der Dichtung, welche von da ab die ausgedehnteste Pflege fand. In dem Hochzeitsgedicht auf Julianus und Ja stellte er dem unwürdigen Cento nuptialis des Ausonius eine Dichtung gegenüber, welche die Würde und Weihe der christlichen Ehe in den zartesten Akkorden verherrlicht. Das Abschiedsgedicht an den Dacierbischof Nicetas besingt in gewandten sapphischen Strophen das christliche Missionswerk.

Scheiden willst du schon und entrinnst uns eilig,
Die doch nur der Raum von dir kann entfernen,
Deren Herzen doch dir in ewiger Liebe
Bleiben vereinigt.

Leise gleitest du auf dem stillen Meere,
An dem Schiffe prangt des Erlösers Name,
An dem Mast das Kreuz: nimmer kann dir schaden
Woge noch Sturmwind.

Fröhlich singen statt der gewohnten Lieder
Heil'ge Hymnen jetzt der Matrosen Scharen,
Und mit frommem Klang sie zum Meere locken
Günstige Lüfte.

Allen tönt voran des Nicetas Stimme
Hell wie Tubaklang; denn er singt von Christus,
Und das ew'ge Lied der Davidschen Psalmen
Rauscht durch die Fluten.

„Amen!“ klingt es laut, es erbebt der Walfisch.
Lauschend auf den Sang des erhabnen Priesters,
Drängen sich herbei, im Gewimmel spielend,
Schnelle Delphine.

Kämpfend du durchklimmst nun der Heimat Berge
Über Fels und Kluft und verwandelst siegreich
Öden Wald in Flur, und zum Gottesgarten
Starrende Seelen.

[1] Natale VII (Migne, Patr. lat. LXI 608 609), übersetzt bei Lagrange (deutsch) 406 407.

Vater nennen dich, die im Norden wohnen,
Sanft bei deinem Wort wird der wilde Scythe,
Sich verleugnend beugt er den trotz'gen Nacken
Himmlischer Lehre.

Und die Goten, sieh! und die Daker kommen,
Weit vom innern Land und vom reichen Ufer
Andre, dicht gehüllt in die zott'gen Felle
Stattlicher Herden.

Wahrlich wird der Wolf da zum zahmen Rinde
Und zum Stier gesellt sich der Löwe friedlich,
Und ein Knabe darf in der Vipern Höhle
Mutig sich wagen.

Wo der Erdkreis stumm, lehrst du die Barbaren
Singen Christi Lob mit des Römers Liebe,
Lehrest Keuschheit sie und in ungestörtem
Frieden sie leben.

Der Goldgräber List übertrifft dein Eifer,
Machst sie selbst zu Gold; ihrem Beispiel folgend,
Gräbst mit Gotteswort du aus ihren Seelen
Funkelndes Golderz[1].

Ein Lehrgedicht an Jovius widerlegt beredt die falschen Vorstellungen vom heidnischen Schicksal. Das Trostgedicht an die Eltern des verstorbenen Knaben Celsus bekennt in erhabenem Schwung den Glauben an die Auferstehung.

An Vertrautheit mit den Klassikern, besonders Vergil und Horaz, kommt Paulinus seinem Lehrer Ausonius zum wenigsten gleich, an Gewandtheit in Sprache und Ausdruck erreicht er ihn meist, an eigentlichem poetischen Geist und Schönheitsgefühl übertrifft er ihn bei weitem. Er hat die antiken Versformen (Hexameter, Distichon, Epoden, sapphische Strophe) wirklich gewandt und lebendig mit dem neuen christlichen Stoff durchdrungen und beseelt. Von der Breite und Weitschweifigkeit, welche die ganze rhetorische Bildung jener Zeit beherrschte, vermochte freilich auch er sich nicht loszumachen. Die meisten seiner Gedichte entbehren darum der vollen künstlerischen Einheit und Abrundung. Aber sie sind reich an den schönsten Ideen und Gefühlen, und mit Recht sagt Buse:

„Zum erstenmal hatten Heidentum und christlicher Glaube, der Geist der Welt mit dem Geiste Christi in den bevorzugtesten Männern der Zeit auf dem Felde der Poesie sich gemessen. Und wenn auch, was Kunst und Gefeiltheit der Sprache angeht, der Rhetor Ausonius den Vorzug verdienen

---

[1] Poema XVII: Ad Nicetam redeuntem in Daciam (Migne a. a. O. LXI 485 f), übersetzt vom Verfasser.

mag, so gibt doch die Wahrheit und Größe der Gedanken, die dem Christentum eigentümliche Zartheit und der Reichtum der Empfindungen, endlich der milde und weiche Fluß der Darstellung, der in den dazwischen gestreuten Sentenzen seine Kraft erhält, unleugbar dem Paulin die Palme des Sieges.“

Elftes Kapitel.

Prudentius.

Wie der bischöfliche Sänger von Nola, so gehörte auch Aurelius Prudentius Clemens — unstreitig der bedeutendste lateinisch-christliche Dichter der ersten vier Jahrhunderte — zeitweilig den höchsten Lebenskreisen des damaligen römischen Reiches an. Er stammte jedoch nicht aus Gallien, sondern wie Kaiser Theodosius aus Spanien. Ob er mit den Päpsten jener Zeit, mit Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Paulinus und andern Führern des kirchlichen Lebens in näherer Beziehung gestanden, ist zweifelhaft; er wird in den Briefen und sonstigen Schriften dieser Männer nirgends eingehender erwähnt. Auch Gennadius, der im folgenden Jahrhundert schrieb, teilt nichts Näheres über seine Persönlichkeit mit, sondern zählt nur kurz seine Schriften auf. So beschränken sich die spärlichen Nachrichten, welche über sein Leben vorhanden sind, auf einige verstreute Angaben und Winke seiner Gedichte, besonders auf den Prolog, welchen er der Sammlung derselben vorangestellt, und welcher mit einigem Recht als „Selbstbekenntnisse des Dichters“ bezeichnet werden könnte.

Dieser Prolog besteht aus kurzen Strophen, die je aus einem glykonischen, einem asklepiadischen und einem größeren asklepiadischen Verse bestehen. In Jamben übertragen lautet er etwa also:

Schon fünzig Jahre, mein' ich, zählt mein Leben,
Und noch ein siebtes dreht' sich raschen Laufs,
Daß ich der Sonne flücht'gen Glanz genieße.

Es naht das Ziel, und Gott schickt schon die Tage,
Die hart am Greisenalter stehn. Was hab' ich Gutes
In all der langen, langen Zeit getan?

Die Kindheit weinte unter harten Schlägen.
Bald lehrte dann, vom Bösen mich bestrickt,
Die Toga lügen, und nicht ohne Schuld.

Darauf besudelte wollüst'ge Neigung
Und frecher Übermut (o Schmach und Schande!)
Die Jugendzeit mit ihrem trüben Schmutz.

Streit regte stürmisch meine Seele auf,
Und eigensinn'ger Durst nach Siegesruhm
Ward harten Schicksalsschlägen unterworfen.

Zweimal führt' in berühmten Städten ich
Den Zügel der Gesetze als ihr Herrscher,
Den Guten Recht verschaffend, Frevler strafend.

Zu höherm Grad im Dienste seiner Waffen
Erhob mich dann des milden Herrschers Huld
Und ließ mich stehn in seiner nächsten Nähe.

Indem das Leben so vorüberflog,
Ward unvermerkt dem Greise weiß das Haar,
Und mahnt mich an den alten Konsul Salia.

Wie viele Winter mir bereits entflohn,
Wie oft die Rosen drauf im Garten blühten,
Sagt mir an seinem Tag das schneeige Haupt.

Was wird mir all das nach des Leibes Hingang
Wohl frommen, sei es Gutes oder Böses,
Wenn, was ich war, mein Sterben hat vernichtet?

Fest steht das Eine: Was du immer bist,
Die Welt, der du gedient, ist dir verloren,
Gott hast du nicht gesucht, und ihm gehörst du.

So mög' die sünd'ge Seele doch zuletzt
Die Torheit lassen; kann sie mit Verdienst
Gott nicht lobpreisen, mit der Stimme doch!

Bei Tag und Nacht ertönen soll ihr Lied,
Kampf führen wider Trug und Häresie,
Eifrig erforschen die katholische Lehre,

Der Heidenvölker Opfer niedertreten
Und schmähen deine hohlen Götzen, Rom,
Den Märtyrern singen, die Apostel preisen.

Und während ich dies schreibe oder sage,
Mög' ich, befreit von dieses Leibes Fesseln,
Dahin entschweben freud- und glanzerfüllt,
Wohin des Liedes letzter Klang mich trug![1]

Die festen biographischen Daten, welche uns das Gedicht gibt, sind kümmerlich. Der Dichter wurde unter dem Konsulat des Salia, also 348, geboren, elf Jahre nach dem Tode Konstantins des Großen. Seine Kindes- und Knabenjahre fielen in die Zeit des arianischen Kaisers Konstantius

[1] Prooemium (Migne, Patr. lat. LIX 767—776), übersetzt vom Verfasser.

und des apostasierten Julian. Als der Christ Jovian den Thron bestieg, war Prudentius fünfzehn Jahre alt. Unter den Kaisern Valentinian I. und Gratian vollendete er seine rhetorischen Studien, zu welchen er ungewöhnliches Talent und ebenso großen Fleiß mitgebracht haben muß, da seine späteren Dichtungen eine ausgebreitete Kenntnis der klassischen Literatur und eine bewunderungswürdige Gewandtheit in allen Formen der klassischen Poesie voraussetzen. Als Rhetor und Rechtsanwalt auch praktisch vorgebildet, betrat er dann die römische Beamtenlaufbahn, erlangte die Statthalterschaft zweier spanischen Provinzen und stieg endlich, wahrscheinlich erst unter Kaiser Theodosius, zur Würde eines Praefectus praetorio empor, die ihn an die Nähe des Kaisers fesselte. Sein späteres Gedicht gegen Symmachus macht es wahrscheinlich, daß er mit dem jungen Kaiser Honorius und dessen Feldherrn Stilicho nach Rom kam und mit den religiösen Verhältnissen und Überlieferungen der Welthauptstadt persönlich aufs genaueste bekannt wurde.

Im Jahre 405, bereits 57 Jahre alt, verfaßte der unzweifelhaft reich begüterte und hochangesehene Kronbeamte das eben mitgeteilte Gedicht, in welchem er mit tiefer Enttäuschung und heiligem Schmerz auf die Eitelkeit seines bisherigen Weltlebens zurückblickt und den Entschluß ausspricht, den Rest seines Lebens einzig dem Lobe Gottes und den religiösen Interessen zu widmen[1]. Ob seine Anklage über die sittlichen Verirrungen seiner Jugend im strengsten Sinne oder nur als Ausdruck tiefer Demut eines nach dem Höchsten ringenden und darum auch die kleinsten Jugendsünden streng richtenden Herzens zu fassen ist, läßt sich nicht mit voller Sicherheit entscheiden. Die Bekenntnisse des hl. Augustin lassen das erstere nicht als unmöglich erscheinen. Es war eine wirre Zeit, in welcher das Christentum noch allüberall mit dem Heidentum und der Häresie zu ringen hatte, die Verderbnis des Heidentums sich noch in erschreckendem Maße geltend machte und viele Christen in Sünde und Laster mit hineinzog. Anderseits aber spiegelt sich in seinen Werken eine so klare Auffassung der gesamten christlichen Dogmatik im Gegensatz zum Heidentum wie zu den damals vorherrschenden

[1] H. Middeldorpf, De Prudentio et theologia Prudentiana, Vratisl. 1823 1827. — F. Delavigne, De lyrica ap. Prud. poesi, Toulouse 1848. — J. B. Brys, De vita et scriptis Prud., Lovan. 1855. — Cl. Brockhaus, A. Prudentius Cl. in seiner Bedeutung für die Kirche seiner Zeit (Anhang: Übersetzung der Apotheosis), Leipzig 1872. — A. Rösler, Der katholische Dichter A. Prudentius Cl., Freiburg i. B. 1886. — A. Puech, Prudence. Étude sur la poésie latine chrétienne au IVme siècle, Paris 1888. — A. Zaniol, A. Prudenzio Cl. poeta cristiano, Venezia 1889. — G. Boissier, Études d'histoire religieuse. Le poète Prudence, in Revue des Deux Mondes XCI (1889) 357—390; La fin du paganisme II, Paris 1891. — Weitere Literaturangaben in der Ausgabe von Dressel, bei Chevalier (Répertoire), Gams (Kirchengeschichte von Spanien II 337—358), Ebert, Manitius.

Irrlehren, eine solche Begeisterung für den Glauben, ein so warmes Umfassen der praktischen christlichen Lebensideale, eine solche Vertrautheit mit dem christlichen Gebetsleben und der christlichen Askese, daß es schwer fällt zu glauben, Prudentius sei nicht schon von Jugend auf im katholischen Glauben aufgewachsen und habe nicht im wesentlichen nach diesem Glauben gelebt.

Als durchaus unhaltbar aber muß die Ansicht jener abgewiesen werden, welche meinen, er habe erst nach jenem ersten Rückblick im Jahre 405 begonnen, sich der religiösen Dichtung zu widmen. Viele Stellen seiner Werke weisen in eine frühere Zeit zurück. Der Prolog selbst aber charakterisiert seine sämtlichen Werke, wenn auch kurz, so doch ganz deutlich und klar, wie es fast nur möglich war, wenn sie im wesentlichen schon abgeschlossen vor ihm lagen, ja sogar in der Reihenfolge, wie sie ungefähr entstanden sind[1].

Tag und Nacht soll seine Seele unausgesetzt Gott loben — das geschieht in seinem „Tageslieberbuch" (Cathemerinon, *καθημερινῶν*), einer Sammlung von Hymnen für die verschiedenen Zeiten des kirchlichen Offiziums wie für bestimmte Tage und Feste. Seine Seele soll die Häresien bekämpfen und den katholischen Glauben auseinandersetzen — das verwirklicht sich in seinem polemisch-dogmatischen Lehrgedichte, der „Apotheosis", worin er die Gottheit Christi verteidigt und erklärt, der „Hamartigenie", worin er die Lehre vom Sündenfall gegen verschiedene Irrtümer abgrenzt und diese zurückweist, und der „Psychomachie", welche den sittlichen Kampf des Menschen hienieden in allegorischer Weise zur Darstellung bringt. Er will dann das Heidentum und die falschen Götter Roms bekämpfen, und dies geschieht in seinen zwei Büchern gegen Symmachus. Er will endlich die „Märtyrer besingen und die Apostel preisen", und das leistet er in seinen herrlichen „Siegeskränzen" (Peristephanon, *περὶ στεφάνων*), einer Reihe von Lobgesängen auf die Apostel und die Blutzeugen der ersten Jahrhunderte[2].

---

[1] Einzeln scheint er sie schon früher veröffentlicht zu haben. Vgl. C. Weyman, Prudentius und Sulpitius Severus, in Historisches Jahrbuch XV, München 1894, 370—372.

[2] Die Schriften des Prudentius wurden im Mittelalter viel gelesen; daher sind von denselben zahlreiche Handschriften erhalten (die bedeutendste in Paris, aus dem 6. Jahrhundert. Cod. Puteanus 8084). Sie wurden ebenfalls schon sehr früh gedruckt (Deventer 1472 1492, dann zu Venedig, Basel, Lyon, Paris usw.) — Neuere Ausgaben von F. Arevalo, Rom 1788—1789; abgedruckt bei Migne, Patr. lat. LIX LX; von Th. Obbarius, Tübingen 1845; A. Dressel, Leipzig 1860. — Übersetzung der Tageslieder, Seelenkämpfe und Siegeskränze von P. Silbert, Wien 1820; der Apotheosis von Cl. Brockhaus, Leipzig 1872; einiger Hymnen bei Schlosser, Freiburg 1863 usw. — F. St. J. Thackeray, Translations from Prudentius, London 1890. — J. Bergman, Fornkristna Hymner. Dikter af Prudentius. Svensk tolkning med historisk inledning, Göteborg 1895.

Das „Tageslieberbuch" des Prudentius enthält zwölf Hymnen, deren erste sechs den Haupttagzeiten im liturgischen Sinn entsprechen. Sie besitzen aber nicht die knappe Abrundung der ambrosianischen Hymnen, tragen auch stellenweise ein mehr subjektives Gepräge, und wenn auch kein Zweifel darüber walten kann, daß sie im Anschluß an das liturgische Gebet der Kirche entstanden sind, so ist es doch immerhin fraglich, ob Prudentius sie zu liturgischem Zwecke gedichtet hat, und ob und wieweit sie in der alten spanischen Liturgie Verwendung fanden. Sie beginnen mit einem „Lied beim Hahnenschrei", dann folgt ein „Morgenlied", ein „Lied vor und nach dem Essen", ein „Lied beim Anzünden des Lichtes" und endlich ein „Lied vor dem Schlafengehen". Das „Lied beim Hahnenschrei" berührt sich im Versmaß (jambischer Dimeter) wie in seinem Hauptgedanken mit demjenigen des hl. Ambrosius, ist aber dreimal länger, führt die allegorische Deutung der Nacht als Nacht der Sünde viel weiter aus und spielt lebhaft auf die Bekehrung des Dichters an, wie sie der Prolog schildert. In ähnlicher Weise behandelt das „Morgenlied" das Erscheinen der Sonne symbolisch für das Erscheinen Christi und führt dieses Motiv dann weiter aus. Die zwei Tischgebete, von denen das erste über 200 Verse zählt, sind von strengem asketischem Bußgeiste getragen. Eine ergreifende weihevolle Stimmung durchdringt die erhabenste Symbolik in dem herrlichen „Lied beim Anzünden des Lichtes", das die schönsten Bilder und Anklänge der Karsamstags-Liturgie in sich vereinigt und deshalb von einigen als ein eigentliches Karsamstags-Lied gedeutet worden ist. Das „Lied vor dem Schlafengehen" endlich enthält Strophen, welche dem Hymnus des jetzigen römischen Completoriums entsprechen, läßt denselben aber eine tiefpoetische Schilderung des Schlummers sowie der Schrecknisse der Nacht vorausgehen, an welche sich dann die liturgischen Bitten knüpfen.

Von den zwei „Fastenliedern" ist das erste das längste Gedicht der ganzen Hymnensammlung; es zählt 220 jambische Trimeter. Die Anschaulichkeit, mit welcher das Fasten des Elias, des Moses, Johannes' des Täufers, der Niniviten und des Erlösers selbst gezeichnet ist, gibt ihm einen kräftigen epischen Zug wie der Mythos den pindarischen Oden. Da es sich nicht ums Trinken, sondern ums Fasten handelt, so mögen das manche Ästhetiker nicht für poetisch halten; allein die markige Kraft, mit der z. B. Christus hier als siegreicher Befreier des in Sklaverei schmachtenden Menschen gezeichnet ist (Emancipator servientis plasmatis, regnantis ante victor et cupidinis), entbehrt hoher poetischer Schönheit sicher nicht. Das zweite Fastenlied (in 20 sapphischen Strophen) hat mehr eigentlich lyrisches, subjektives Gepräge.

An diese acht Gesänge reiht sich noch ein „Lied zu jeder Stunde zu singen", ein christliches „Beerdigungslied", ein Lied auf „Weihnachten"

und eines auf „Epiphanie“. Aus den letzteren sind vier Bruchstücke als Hymnen in das römische Festoffizium übergegangen und zählen zu dessen schönsten Perlen. Es sind die Hymnen Quicumque Christum quaeritis und O sola magnarum urbium für Epiphanie, die kleinen Hymnen Salvete, flores martyrum und Audit tyrannus anxius am Feste der Unschuldigen Kinder. Es sind Meisterstücke der zartesten Lyrik, die aber erst im Zusammenhang des ganzen Hymnus zur vollen Geltung kommen und die reiche Gestaltungskraft des Dichters in ihrer ganzen Fülle zum Ausdruck bringen. Nicht minder anmutend ist das in Anapästen abgefaßte „Beerdigungslied“. Als Probe des mächtigen Schwunges aber, der die Poesie des Prudentius durchdringt, möge hier das „Lied zu jeder Stunde zu singen“ einen Platz finden. Es enthält den eigentlichen Zentralgedanken des Dichters und den Grundakkord seiner Dichtung: seine Liebe zu Christus.

Reich das Plektrum mir, o Knabe, daß ich vor der Gläub'gen Schar,
Daß ich Christi Wundertaten singe freudig, hell und klar,
Dem allein gilt unsre Muse, Lob und Lied und Dank fürwahr!

Christus ist's, von dessen Kommen schon der Priesterkönig sang,
Dem zu Tamburin und Harfe süß sein Feierlied erklang,
Das begeistert in das Herz ihm goß des Heil'gen Geistes Drang.

Längst erfüllt und längst erwiesen staunen wir die Wunder an,
Zeugin ist die Welt; die Erde, was sie sah, nicht leugnen kann,
Daß Gott sich zu offenbaren, uns zu nahen liebend sann.

Aus des Vaters Schoß geboren vor des Weltenalls Beginn,
A und O ist er, der Dinge Urquell und ihr Schlußgewinn,
Des Vergangenen, Gegenwärt'gen und der Zukunft Sein und Sinn.

„Werde“, sprach er und es wurden, „Sei“, und alsbald trat ins Sein
Erde, Ozean und Himmel mit der Wesen langen Reih'n,
Welche unter Mond und Sonne alle sich des Daseins freun.

Glieder, die dem Tod verfallen, sterblich menschliche Gestalt
Nahm er an, um zu gebieten dem Verderb der Menschheit Halt,
Die gefallen durch die Sünde in des Höllenreichs Gewalt.

Selige Geburt des Sohnes, da durch Heiligen Geistes Kraft
Eine Jungfrau, zugleich Mutter, aller Welt das Heil verschafft,
Als ihr Kind, Gott und Erlöser, aller Lieb' zu sich entrafft.

Singt, ihr sel'gen Engelscharen, singet froh, ihr Himmelshöh'n!
Wem ein Lied nur ist beschieden, sing' in freudigem Getön,
Alle Sprachen, alle Zungen, klingt zusammen traut und schön!

Den in altersgrauer Vorzeit pries des Sehers Liederton,
Den Propheten uns verheißen und glaubwürd'ge Rollen schon,
Er strahlt vor uns, lobt ihn alle, lobt und preist den Gottessohn!

Sieh, das Wasser in dem Becher wandelt duftend sich in Wein,
Und gefüllt, so mahnt der Diener, stehn die Amphoren von Stein;
Staunend preist der Herr des Gastmahls: Könnt' ein Trunk noch würz'ger sein?

Wascht, spricht er, die kranken Glieder, die der Aussatz hat verheert,
Fäulnis jammervoll zerfressen. Es geschieht, was er begehrt,
Und mit frischer Haut umkleidet prangt der Körper unversehrt.

Augen, die in ew'gem Dunkel starrten und in Todesnacht,
Hat mit seines Mundes Nektar Staub er feuchtend Heil gebracht.
Und sie schauen hochbeseligt jetzt des Lichtes frohe Pracht.

Tadelnd ruft er an den Sturmwind, der mit wildentbrannter Wut
Peitscht den See und droht das Schifflein zu versenken in die Flut,
Und kaum hat er ausgesprochen, friedlich schon die Woge ruht.

Ganz verborgen hat das Weib nur seines Kleides Saum berührt —
Und gestillt ist schon der Blutfluß, der zum Tod sie fast geführt,
Freudig färbten sich die Wangen, und gerettet sie sich spürt.

Allzufrüh entrafft der Jugend durch den Tod der Jüngling scheint,
Dessen Sarg die Mutter folgend, eine Witwe, schmerzlich weint.
„Stehe auf!“ spricht er, und lebend Sohn und Mutter sind vereint.

Lazarus bereits vier Tage in des Grabes Dunkel ruht,
Als dem Modernden sein Machtwort spendet neue Lebensglut:
Die Verwesung weicht, und wieder rieselt durch den Leib das Blut.

Auf des Meeres Fluten wandelt er einher mit sicherm Tritt,
Und die Wellen, so beweglich, festen sich bei seinem Schritt,
Keine wanket, keine weichet, alle tragen freudig mit.

Der Besess'ne aus der Höhle, schwer bedrückt von Kettenlast,
Von der Raserei gepeinigt, eilt herbei in wilder Hast;
Denn daß Christus ist erschienen, hilfesuchend er erfaßt.

Aus dem Leib vertrieben, stürzet zahllos der Dämonen Brut
Auf die Schar der schmutz'gen Tiere und treibt sie mit toller Wut,
Sich zugleich und sie verderbend, in des Sees tiefste Flut.

Mit fünf Broten, mit zwei Fischlein hat des Höchsten Wundermacht
Tausende, die dort sich lagern, alle, alle satt gemacht,
Und zwölf große Körbe füllet noch der Überreste Fracht.

O du unser Brot und Speise, o du ew'ge Süßigkeit,
Wer dein heil'ges Mahl genossen, darbet nicht in Ewigkeit,
Weil es Nahrung nicht des Leibes, nein, der Seele hält bereit.

In des Ohrs verborgne Windung dringet Christi mächtig Wort,
Macht es jedem Ton empfänglich, räumt der Taubheit Mauer fort,
Jede Stimme, jedes Säuseln tönet freudig wieder dort.

Jedes Siechtum wird vertrieben, jede Krankheit muß entfliehn,
Zungen, die noch nie gesprochen, wird der Rede Schatz verliehn,
Und, mit ihrem Bett beladen, durch die Stadt die Lahmen ziehn.

Selbst hinab bis in die Hölle bringt er voll Erbarmen ein,
Heil und Segen dort zu spenden, sprengt der Tore mächt'gen Schrein,
Daß die nie erschloss'nen Riegel klaffend sich vor ihm entzwein.

Und die Tür', die alle aufnimmt, keinen aber läßt mehr gehn,
Muß ihr altes Recht beseitigt und befreit die Toten sehn;
Ihr Gesetz ist aufgehoben, fürder gibt's ein Auferstehn!

Aber während Gott des Todes Schlund mit seinem Licht erhellt,
Während heller Tag erstrahlet in dem Schoß der Unterwelt,
Da erbleichen alle Sterne trauernd an des Himmels Zelt.

Und die Sonne floh, verbarg sich, nur ein trübes Dämmerlicht
Blutig dunkel noch durchblitzet die zerriss'ne Wolkenschicht,
In des Chaos Nacht versinkend, scheint's, der Weltenbau zerbricht.

Nun erhebe froh die Stimme, singe, Zunge, hochentzückt,
Feire den Triumph des Leidens und das Kreuzholz siegbeglückt,
Feire laut das hehre Zeichen, das die Stirn der Sel'gen schmückt.

O der neuen Todeswunde wunderbare Herrlichkeit!
Hier fließt Wasser, das in Strömen alle Welt von Schuld befreit,
Dort fließt Blut, das triumphierend hält den Siegeskranz bereit.

Als die Schlange sah das Opfer rein und schuldlos dargebracht,
Hat ihr altes Gift verloren seine bittre Todesmacht,
Zischend krümmt sie sich im Staube, überwunden, schmerzentfacht.

Sag, was hat es dir gefruchtet, arge Schlange, daß voll Lug
Du verdarbst die ersten Menschen mit der Sünde Heucheltrug?
Für die Schuld tat jetzt der Höchste, Gott und Mensch zugleich, genug.

Kurze Macht nur hat dem Tode über sich der Herr verliehn,
Daß die Toten, die Begrabnen, deren Sünden nun verziehn,
Seiner Herrschaft alten Banden könnten ungestört entfliehn.

Mit den Vätern viele Heilige gaben drum in Festlichkeit
Ihrem Herrn am dritten Tage, da er auferstand, Geleit,
Kehrten aus dem Grabe wieder in das Land der Zeitlichkeit.

Sieh! Es stehen ihre Glieder aus der dürren Asche auf,
Und den kalten Staub durchdringet lebenswarm des Blutes Lauf,
Knochen weben sich und Sehnen, und es spannt die Haut sich drauf.

Dann, nachdem der Tod bezwungen und das Leben ist gestählt,
Zu des Vaters Richterstuhle steigt der Sieger auserwählt,
Wo von seines Leidens Glorie seiner Wunden Schmuck erzählt.

Der Lebend'gen und der Toten König, Richter, Heil sei dir,
Der du an des Vaters Seite thronest in des Himmels Zier,
Der du einst zu richten kommest alle mit dem Kreuzpanier.

Greise, Knaben, kleine Kinder sollen laut dich benedein,
Der Jungfraun und Mütter Scharen und die Mägdlein hold und rein
Dich in keuschen, süßen Liedern ewig preisen im Verein.

Wassersturz und Meeresbrandung, Wald und Flur und Raum und Zeit,
Sommer, Winter, Schnee und Regen, Nacht und Tag und Nah und Weit,
Alle Wesen sollen jubeln dir in alle Ewigkeit![1]

Als zweite Aufgabe seiner Dichtung bezeichnet Prudentius in seinem Prolog die Bekämpfung der Häresien und die Erklärung des katholischen Glaubens:

Pugnet contra haereses, catholicam discutiat fidem.

Die beiden Momente sind dabei nicht getrennt zu denken, sondern vereint. Prudentius wollte weder theologische Traktate noch polemische Widerlegungen in Verse bringen, sondern die großen religiösen Fragen, welche während der letzten Jahrhunderte die Geister so mächtig beschäftigt hatten, in poetischer Weise behandeln. Von dem neuesten Irrlehrer, Priscillian, dessen Irrtümer damals Spanien und Gallien aufs lebhafteste beunruhigten, ist nirgends ausdrücklich die Rede, wohl aber von den Irrtümern der Sabellianer, Patripassianer, Arianer, Gnostiker und Manichäer, in deren Bekämpfung sich der kirchliche Lehrbegriff zu immer vollerer Klarheit entwickelt hatte, und die darum auch dem Dichter Gelegenheit boten, die Fundamentallehren des Christentums von Gott, von Christus, von der Erlösung, von der Sünde und vom Sündenfall, vom Kampfe gegen das Böse zugleich klar und deutlich, lebendig, phantasievoll und poetisch zu gestalten[2].

Daß sich aber ein so begabter Dichter mit solchem Eifer dem Lehrgedichte zuwandte, kann nicht befremden. Die Römer hatten diese Art immer mit Vorliebe gepflegt. Lucilius, Lucrez, Horaz wiesen auf diesen Weg. Wer es poetisch findet, daß Lucrez das trostloseste aller Systeme, den nackten Materialismus und Atheismus, in Hexameter gebracht hat, wird es dem christlichen Dichter nicht verdenken, wenn er den Versuch machte, die erhabenen Mysterien des Christentums in wahrhaft dichterischer Weise gegen phantastische Ketzereinfälle zu verteidigen. Die sog. „gesunde Sinnlichkeit",

---

[1] Cathemerinon IX. Hymnus omni hora (Migne, Patr. lat. LIX 862—875), übersetzt vom Verfasser; im rhythmischen Versmaß des Originals, aber mit Reimen, die im Lateinischen fehlen.

[2] Die Frage, inwieweit Prudentius dabei dennoch Priscillian im Auge hatte, gehört in das theologische Gebiet. Vgl. darüber S. Merkle, Prudentius und Priscillian, in Tübinger Theol. Quartalschrift LXXVII (1894) 77—125; A. Rösler, Art. „Prudentius", in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon X² 580; Fessler-Jungmann, Institutiones Patrologiae II, Oeniponte 1892, 441. — „Daß Prudentius durch den Priscillianismus zu einigen seiner Dichtungen angeregt wurde und auf denselben Rücksicht nimmt", gibt auch Merkle (a. a. O. 79 125) zu. — Die von J. Schepß herausgegebenen Schriften Priscillians (Priscilliani quae supersunt, Vindobonae 1889) entlasten die Priscillianer nicht von den anderweitig gegen sie erhobenen Anklagen, da sie nachweislich ihre Hauptirrtümer als Geheimlehre behandelten.

d. h. die niedern Gelüste der Menschen, hat er dabei allerdings nicht für sich; aber seine Gedanken bewegen sich in einer Weltanschauung, welche die höchste Harmonie besitzt, und den Hexameter beherrscht er nicht minder glücklich als in seinen Tagesliedern die Strophengebilde des Horaz, ja seine Verse fließen oft entschieden besser als jene des Lucrez.

Das erste seiner dogmatischen Gedichte, die „Apotheosis“, ist den Geheimnissen der allerheiligsten Dreifaltigkeit und der Erlösung gewidmet. Majestätisch zeichnet der Prolog in wenigen Versen, Dantes würdig, die Trinitätslehre und stellt der ewigen, seligen Dreieinigkeit in echt poetischem Kontrast das tolle Gewirr der menschlichen Irrtümer gegenüber, die, von Hochmut gestachelt, von Leidenschaften gepeitscht, wie Straßenräuber sich an dem Ewigen vergreifen und den wahren Glauben in dem Netz ihrer hadernden Meinungen ersticken. Voll Überzeugung und Begeisterung tritt der Dichter dann in die Schranken und verteidigt die gottmenschliche Gestalt Jesu Christi gegen die Wahngebilde der Patripassianer, der Sabellianer, der Juden und der verschiedenen Sophisten, welche bald Gottheit, bald Menschheit, bald beide zugleich hinwegzukritteln, zu umdüstern und zu entwerten versucht hatten. In der lebhaften Debatte erhebt sich das Bild des Gottmenschen immer klarer, heller, liebenswürdiger vor uns, wie es gleichsam im Kampfe der ersten Jahrhunderte im Schoße der Kirche immer voller und schöner hervorgetreten ist. Das begeisterte Wort des Dichters reißt uns am Schluß zu der glühenden Überzeugung hin, daß in der Vereinigung von Gottheit und Menschheit unsere größten Interessen liegen, daß es in Christi Tode unsere Erlösung, in seiner Auferstehung unser ewiges, seliges Leben gilt.

Christus nostra caro est, mihi solvitur et mihi surgit.
Solvor morte mea, Christi virtute resurgo;
Cum moritur Christus, cum flebiliter tumulatur,
Me video: e tumulo cum iàm remeabilis adstat,
Cerno Deum. . . .
Pellite corde metum, mea membra, et credite vosmet
Cum Christo reditura Deo; nam vos gerit ille,
Et secum revocat: morbos ridete minaces;
Inflictos casus contemnite; tetra sepulcra
Despicite; exsurgens quo Christus provocat, ite.

Christus ist unseren Bluts. Mir starb er, mir ist er erstanden.
Raffet der Tod mich dahin, durch Christi Allmacht ersteh' ich;
Leidet Christus den Tod, wird er unter Tränen begraben,
Sehe ich mich; wenn er, dem Grabe entronnen, vor mir steht,
Schaue ich Gott. . . .
Scheucht aus dem Herzen die Furcht, meine Glieder! O glaubet:
Christus bringet zu Gott euch wieder. Er führt euch,

Rufet mit sich euch zurück: O spottet der drohenden Krankheit,
Achtet die Schläge nicht des Schicksals, heget kein Grauen
Vor den Schrecken des Grabs. Folgt froh dem Ruf des Erstand'nen![1]

Das zweite dogmatische Gedicht des Prudentius, die „Hamartigenie“[2] oder der „Ursprung der Sünde“, behandelt die Lehre vom Sündenfall oder vom Ursprung des Bösen in nicht minder echt poetischer Weise. Ein Ästhetiker, dem der christliche Katechismus, die biblische Geschichte und die biblische Typik fremd geworden oder nie geläufig gewesen ist, wird freilich an dieser Widerlegung des manichäischen Dualismus wenig Schönes finden. Wer sich aber in dieser Welt zu Hause fühlt, der wird schon den Meistergriff des Prologs bewundern, in welchem Abels Tod mit seiner typischen Bedeutung in den ergreifendsten, konkreten Zügen in den Vordergrund gerückt ist, um der großen dogmatischen Frage zugleich den faßlichsten und tiefsten Ausgangspunkt zu geben. Ein Aeschylos und Sophokles hätten, wenn sie Christen gewesen wären, die Sache nicht poetischer anfassen können. Mit zündender Satire[3] ist das angebliche Prinzip des Bösen als der „Gott Marcions“ geschildert. In wahrhaft klassischer Form und Sprache beschreibt Prudentius sodann die Wirkung des Sündenfalls auf die sichtbare, dem Menschen bis dahin untergebene Schöpfung.

Da nun gesündigt der Mensch, da fiel der herrliche Erdkreis,
Zum Palast ihm bestimmt, anheim dem raschen Verfalle
Und nahm teil an dem Fluch, der seinen Herren getroffen.
Schleichende Kletten und Lolch läßt zwischen verdorbenen Feldern
Boshaft sprießen der Grund in schlechtbefruchteter Scholle,
Schändet die Weizensaat mit leeren, erbärmlichen Halmen.
Jetzo, da sie das Blut unschuldiger Rinder gekostet,
Lernen die grimmigen Leu'n auch Stiere, die schon gezähmt sind
Und gewöhnt an den Pflug, und den Hirten selber verzehren.
Von der Lämmer Geblöck gelockt an die friedliche Hürde,
Sinnet der Wolf bei Nacht, das Gehege mordend zu brechen.
Alle Tiere erfüllet der Hang nach räub'rischem Truge,
Und bösartiger Grimm schärft die entarteten Sinne.
Mag der Steinwall auch die blühenden Gärten umschirmen,
Dicht die Hecke umziehn von allen Seiten den Weinberg,
Der Heuschrecken gefräßiger Schwarm zernaget die Keime
Oder die Traube zerfleischt der Schnabel gieriger Vögel.
Pflanzen, die heilendes Gift zuvor gehegt in den Fibern,
Wandeln in tödlichen Trank jetzt ihre schwellenden Säfte.

---

[1] Apotheosis V. 1047—1051 1081—1085 (Migne, Patr. lat. LIX 1003 ff).

[2] Spezialausgabe (nach den Cod. Casin. 374 und Vatic. Reg. 2078) von J. Bergman, Upsala 1897. — Vgl. Stimmen aus Maria-Laach LV (1898) 458.

[3] G. Boissier stellt deshalb Prudentius dem Juvenal an die Seite, in Revue des Deux Mondes XCI (1889) 379.

Siehe, ein schädlicher Duft wallt aus den zarten Gebüschen,
Während zuvor die Natur selbst harmlos hegte den Schierling,
Und die tauige Blüte, die dem Oleander so schön steht,
Spielenden Zicklein bot ein reblich nährendes Futter.
Selbst der freundliche Bund der Elemente sich löset;
Kämpfend in wildem Gewirr, sie rasen dahin und dorthin,
Brechend jedes Gesetz und rüttelnd gewaltsam am Erdkreis.
Regenschauer und Wind zerknicken die schattigen Haine;
Unter dem Wüten des Sturms entwurzelt fallen die Wälder;
Schäumend in tobender Hast stürzt sich der geschwollene Waldstrom,
Damm durchbrechend und Wall, auf das trotzende Ufer und drüber
Und ergießet die Flut weithin durch die Ackergefilde[1].

In feinster künstlerischer Weise wird die Rebellion der Sinne als Folge des Sündenfalls dargestellt; in voller Klarheit tritt der Mißbrauch des freien Willens als die eigentliche Ursache der Sünde, als der Störenfried der ethischen und physischen Weltordnung hervor. Leider können wir nicht beim einzelnen verweilen. Der Dichter versenkt sich bei der Betrachtung der Sünde zuletzt tief in seine eigene Sündhaftigkeit, und die Dichtung klingt darum in ernsten, gedämpften Akkorden der Demut und Reue aus. Mögen andere, die Schläfen mit dem Siegeskranz umschlungen, in unermeßlichem Lichte strahlen, er fleht, daß Barmherzigkeit ihm die Flammen der Strafe auf ein Mindestmaß beschränke.

Lux immensa alios et tempora vincta coronis
Glorificet, me poena levis clementer adurat!

In seinem dritten dogmatischen Gedichte zeichnet Prudentius die Bedeutung der menschlichen Freiheit nach einer andern Seite: im Kampfe des Guten und Bösen um die Menschenseele. Daher der Titel „Der Seelenkampf" (Psychomachia). Die Gestaltungskraft des Dichters zeigt sich dabei wieder von einer neuen Seite. Er faßt die Seele nebst den Tugenden und Lastern als allegorische Figuren und führt den Kampf in völlig epischer Form durch. Er, der Spanier, ist damit der Vorläufer des allegorischen Autos geworden, das später in Lopes und Calderons Schöpfungen sich zur höchsten poetischen Vollendung gestalten sollte. Dazwischen liegen freilich so viele und so frostige Nachahmungen, daß eine gewisse Abneigung gegen das allegorische Epos und Drama wohl verzeihlich erscheinen mag[2]. Prudentius

[1] Hamartigenia V. 213—243 (Migne, Patr. lat. LIX 1027—1029). Übersetzt vom Verfasser.

[2] Im Mittelalter war die „Psychomachie" das beliebteste unter den Werken des Prudentius. Sie wurde mit Vorliebe durch Miniaturen illustriert, und solche illustrierte Handschriften finden sich deshalb noch in allen größeren Bibliotheken Europas. Die älteren Abbildungen sind noch voll von eigentlich antiken Motiven

selbst hat den allegorischen Kampf frisch, lebendig und packend aufgefaßt. Die einzelnen Personen sind trefflich charakterisiert. So gleich eingangs der unbewaffnete, auf seine von Gott verliehene Kraft fußende Glaube, das in stolzer Eisenrüstung starrende Heidentum, die in lichtem Waffenschmuck prangende Keuschheit, die in trübem Fackelqualm einherstürmende böse Lust, der auf stolzem Zelter sich brüstende Stolz, die mit dem schmeichelndsten Putz sich einstehlende Wollust.

Luxuria, extinctae iam dudum prodiga famae,
Delibuta comas, oculis vaga, languida voce,
Perdita deliciis: vitae cui causa voluptas,
Elumbem mollire animum, petulanter amoenas
Haurire illecebras, et fractos solvere sensus.

Das ist so fein gezeichnet, wie Ovid zu zeichnen weiß, aber nicht um zu betören, sondern um abzuschrecken. Hier triumphiert nicht die Sünde, sondern die ewige Weisheit.

Atque ubi peccatum regnaverat, aurea templi
Atria constituens, texat spectamine morum
Ornamenta animae: quibus oblectata decoro
Aeternum solio dives Sapientia regnet.

Der fruchtbare Nährboden, auf dem die älteren und halb ausgestorbenen Häresien sich immer wieder von neuem verjüngten, war die weltliche, halbheidnische Gesinnung, welche sich durch die stete Berührung mit dem Heidentum von den ältesten Zeiten an in den christlichen Gemeinden geltend machte und schon die Apostel, besonders Paulus und Johannes, zur kräftigen Abwehr nötigte. Neben dem Weizen Christi tauchte aber nicht nur beständig neues Unkraut auf, auch nach Konstantin dem Großen wucherte das Heidentum noch ununterbrochen weiter und beherrschte gerade die höheren Stände, viele der alten Senatorenfamilien, einen großen Teil der Beamtenwelt, Rhetoren, Philosophen und Dichter, Maler und Bildhauer, Schauspieler und Spaßmacher mit seinen Anschauungen und Erinnerungen, mit seinen Überlieferungen und Ideen. Ruhm und Wollust blieb das Ziel der verkommenen höheren Gesellschaft, Brot und Spiele das Losungswort der Plebs[1]. Wie die Flammen bei einer schlecht gelöschten Feuersglut, flackerte unter Julian das ganze

und scheinen, wie der vatikanische Vergil, auf die Zeit des weströmischen Reiches zurückzugehen. — Vgl. R. Stettiner, Die illustrierten Prudentiushandschriften, Berlin 1895, 155 ff.

[1] Ammian. Marcell., Hist. XIV c. 5 6. — Allard, Rome au 4me siècle d'après les poèmes de Prudence, in Revue des quest. histor. XXXVI (1884) 5 f 14 f. — H. Grisar, Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter I (1898) 52—57. — G. Kurth, Les origines de la civilisation moderne I², Paris 1888, 22—38.

heidnische Unwesen noch einmal lichterloh auf und schien die ganze christliche Saat dreier Jahrhunderte vernichten zu wollen. Nur langsam gelang es den folgenden Kaisern, den offiziellen Götterkult endlich einzuschränken und zu unterdrücken.

Als sprechendster Ausdruck dieses offiziellen Götterkults galt das Weihrauchopfer, das der römische Senat, die ehrwürdigste Behörde des Reiches und die geschichtliche Vertretung seiner Weltmacht, vor jeder Sitzung am Altare der Göttin Victoria darbrachte. Dieses Opfer erhielt sich von Augustus bis über die Zeit Konstantins hinaus. Erst Konstantius schaffte es ab. Nachdem Julian Statue und Altar der Göttin wieder im Versammlungssaale des Senates hatte aufrichten lassen, wurde das götzendienerische Opfer von neuem dargebracht. Jovian und Valentinian I. ließen die heidnische Sitte ruhig weiterbestehen. Erst infolge der Gesetze, die Kaiser Theodosius (in den Jahren 380 und 381) wider das Heidentum erließ, verordnete Gratian, daß der Victoria-Altar aus dem Sitzungssaale des Senats entfernt werden und das Opfer aufhören sollte. Aber ein Teil des Senates protestierte und sandte (382) eine Deputation, darunter den angesehenen Symmachus, von Rom nach Mailand zum Kaiser, um die bisherigen Staatszuschüsse für den heidnischen Kult und die bisherigen Vorrechte der heidnischen Götzenpriester zu verlangen. Nur der energischen Dazwischenkunft des Papstes Damasus und des Bischofs Ambrosius von Mailand gelang es, die Absicht des Senats zu durchkreuzen, und zwar so wirksam, daß der Kaiser die Gesandtschaft nicht einmal vorließ [1]. Die heidnische Senatspartei gab indes ihre Anhänglichkeit an die alten Götter auch jetzt noch nicht auf. Nachdem Kaiser Gratian (383) ermordet, die Heiden Symmachus und Prätextatus zu den höchsten Staatsämtern erhoben worden waren, jener zum Stadtpräfekten, dieser zum Praefectus praetorio, erneuerte sie im Sommer 384 die früheren Forderungen durch eine Deputation an den Kaiser. Die von Symmachus verfaßte Eingabe (Relatio Symmachi) [2] machte so großen Eindruck im Rate des Kaisers, daß selbst die Christen dem Verlangen des Senates zu willfahren rieten. Nur der hl. Ambrosius trat abermals so entschieden dagegen auf, daß der Kaiser das Begehren abwies. Um aber auch den allzu nachgiebigen Christen am Hofe die Augen zu öffnen, verschaffte sich Ambrosius eine Abschrift der Relatio und widerlegte sie schlagend in zwei

---

[1] G. Rauschen, Jahrbücher der christlichen Kirche unter dem Kaiser Theodosius d. Gr., Freiburg 1897, 119 126.

[2] Q. Aurelii Symmachi quae supersunt, ed. O. Seeck, Berol. 1883. Monum. Germ. Hist. Auct. Antiquissimi VI, 1, 280—283. — Vgl. De Symmachi Relationibus XVI—XXII; Rauschen a. a. O. 184 185. — Die Relatio auch abgedruckt in den Werken des hl. Ambrosius (Epist. I 17; Migne, Patr. lat. XVI 966—971).

Denkschriften, welche im kaiserlichen Konsistorium zur Verlesung kamen[1]. Symmachus ließ dieselben unbeantwortet; nachdem er jedoch 389 Konsul geworden, sandte der Senat 390 wiederum eine Abordnung an Kaiser Theodosius in Mailand, und wiederum scheiterte ihr Bemühen nur an der Festigkeit des hl. Ambrosius. Einer vierten Gesandtschaft an Valentinian ging es 392 nicht besser[2].

Es war aber leichter, die geflügelte Victoria aus dem Sitzungssaale des Senates zu verbannen, als die zähe Hartnäckigkeit zu überwinden, mit welcher Symmachus und seine Anhänger auch jetzt noch an den heidnischen Überlieferungen hingen und sich an den geringsten Umstand anklammerten, der ihrer Sache noch einen Schatten von Hoffnung zu bieten schien. Ja das Heidentum rüstete sich sogar noch einmal zum offenen Verzweiflungskampf gegen das Christentum. Nachdem der fränkische Heerführer Arbogast 392 den Kaiser Valentinian II. hatte ermorden lassen, übergab er die Regierung von Westrom dem Emporkömmling Eugenius, einem früheren Rhetor, der zwar getauft war, aber, um sich als Kaiser zu behaupten, alle christlichen Interessen darangab und sich mit dem fanatischen Heiden Flavianus Nicomachus, Präfekt des Prätoriums für Italien, Illyrien und Nordafrika, verband, um den oströmischen Kaiser Theodosius zu bekämpfen und das Heidentum neu aufleben zu lassen. Die längst eingezogenen Tempelgüter wurden den Heiden zurückerstattet, die verschlossenen Tempel wieder eröffnet, der heidnische Opferdienst mit größtem Aufwand wieder aufgenommen. Flavianus selbst leitete als Oberpriester feierliche Aufzüge zu Ehren der Isis und des Osiris, ließ die Megalesien zu Ehren der Cybele unter den alten Orgien begehen, machte gleich Julian das Taurobolium mit, unterwarf die ganze Stadt einer dreimonatlichen Sühnefeier (Lustration), durch welche sie von der Entweihung durch das Christentum gesäubert und wieder den alten Göttern geweiht werden sollte, und verhieß dem Eugenius, gestützt auf Augurien und Opfer, unfehlbaren Sieg. Auf seine Feldzeichen setzte Eugenius das Bild des „unbesiegten Herkules“, und in den zunächst von Theodosius bedrohten Pässen der Julischen Alpen wurden Statuen des Iuppiter latialis aufgerichtet, welche mit ihren goldenen Donnerkeilen die christlichen Scharen des Feindes vernichten sollten[3].

Dieser letzte Sturmlauf des Heidentums war indes von noch kürzerer Dauer als jener Julians. Theodosius bemächtigte sich mit unerwarteter Rasch-

---

[1] S. Ambrosii Epist. I 18 (Migne, Patr. lat. XVI 971—982); I 57 (ebd. XVI 1174—1178).

[2] Rauschen, Jahrbücher der christlichen Kirche unter dem Kaiser Theodosius d. Gr. 316 361.

[3] Grisar, Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter I 4—6; Rauschen a. a. O. 366—369 410—414.

heit der Julischen Alpenpässe. Flavian wurde in den ersten Gefechten getötet. Die goldenen Donnerkeile fielen den Siegern in die Hände. Bei Aquileja ward am 5. September 394 Eugenius mit seiner Hauptmacht geschlagen und verlor zugleich Thron und Leben. Als Sieger zog Theodosius in Rom ein und befreite die Christen von der drohenden Gefahr, die über ihrem Haupte geschwebt hatte. Die Häupter der heidnischen Partei behandelte er mit größter Milde, versammelte aber den Senat und forderte ihn auf, sich demütig der christlichen Religion zu beugen. Die Mehrzahl der Senatoren nahm die Aufforderung mit Beifallsruf entgegen und anerkannte das Christentum als Staatsreligion. Nur eine halsstarrige Minderheit versagte die Zustimmung. Ein anonymes Gedicht von 122 Hexametern aus dieser Zeit selbst zeichnet den Jubel, mit welchem die Christen den Sturz der heidnischen Partei begrüßten, hat aber literarisch wenig Wert[1].

Solange der ebenso kraftvolle als katholisch gesinnte Theodosius lebte, standen die Hoffnungen der Heiden nunmehr sehr tief, fast aussichtslos. Sobald er aber die Augen geschlossen (395) und das Reich für immer in ein weströmisches und ein oströmisches geteilt worden war, wagten sich die Heiden wieder neuen Mutes mit ihren alten Prätensionen hervor und suchten dafür Stimmung zu machen. Vieles war ihnen günstig. Die alten Prachtbauten, Tempel, Paläste, Thermen, Zirkus, Säulen, Amphitheater, Triumphbogen mit ihren zahllosen Bildsäulen und Bildwerken erinnerten noch auf Schritt und Tritt an die einstige Herrlichkeit des heidnischen Rom und verkörperten seine Überlieferungen in großartigster, poetischer Weise. Verstockten, eigensinnigen Heiden bot das Christentum noch nichts Ebenbürtiges dar, was den früheren Glanz hätte überstrahlen können. Bei manchen fanden darum die Klagen des Symmachus noch lebendigen Widerhall. Um das Jahr 400 wandten sich die Anhänger des Heidentums von neuem an die zwei Kaiser Arcadius und Honorius, um den Forderungen des Symmachus Geltung zu verschaffen. Gegen sie nun erhob diesmal Prudentius seine Stimme in dem umfangreichsten und glänzendsten seiner Gedichte (den zwei Büchern gegen Symmachus), worin gewissermaßen in großartigster Weise der letzte Entscheidungskampf des Christentums mit dem Heidentum sich verkörpert. Es fällt in das Jahr 402 und war darauf berechnet, nicht

---

[1] Cod. lat. Paris 8084, veröffentlicht von Delisle, in Bibliothèque de l'école des chartes III (sér. 6) 297, kommentiert von Ch. Morel, in Recherches sur un poème latin du 4me siècle; Revue archéol. XVII, Paris 1868, 451 f; XVIII 44 f. — Riese, Anthol. lat. I, n. 4, Lips. 1869. — Bährens, Poetae lat. min. III, Lips. 1881, 286 f. — Mommsen, Carmen codicis Par., im „Hermes" IV (1870) 354 ff. — Ebert, Geschichte der Literatur des Mittelalters I² 312 313. — Dobbelstein, De carmine christiano cod. Par. 8084 contra fautores paganae superstitionis ultimos, Lovan. 1879.

nur die beiden Kaiser, vorab Honorius, sondern auch die gesamte höhere Gesellschaft Roms für die Sache des Christentums zu begeistern. Inhaltlich und formell feiert darin der alte Römergeist einen herrlichen Triumph, aber nicht mehr jener beschränkte Römergeist des Symmachus, der die überlebten Formen neu zu galvanisieren versuchte, sondern der weitsichtige, weltumspannende Römergeist des Konstantin und des Theodosius, der die alte Herrlichkeit Roms dem Kreuze unterwarf und ihr damit eine neue, großartige Zukunft eröffnete.

Der Prolog des ersten Buches erzählt (in 89 asklepiadeischen Versen), wie der hl. Paulus auf Malta von einer Schlange gebissen und wunderbar gerettet wurde. Einen solchen Schlangenbiß auf das Christentum bedeutet der Angriff des Symmachus. Das Christentum wird daran nicht sterben; aber der Dichter bittet zu Christus, er möge dem giftigen Rhetor die Gnade der Bekehrung zu teil werden lassen und ihn vor den ewigen Flammen bewahren.

Im Beginn des ersten Buches wird Kaiser Theodosius gemütlich, kurz und knapp als wohltätiger Arzt vorgeführt, der den langen Fieberträumen des Heidentums ein Ende machte und den Glauben an einen Gott an dessen Stelle setzte. Die Weisheit dieser Regierungsmaßregel wird dann durch ein markig satirisches Bild des heidnischen Olymps begründet — ein fesselndes Gegenstück zu Hesiods Theogonie. Der aus seinem Reich verjagte Bettelkönig Saturn, der Weiberverführer Juppiter, der Erzdieb Merkur, der schändliche Priapus, der liederliche Herkules, der verlotterte Bacchus und das ganze übrige Göttergesindel wird nach Gebühr seiner vermeintlichen Göttlichkeit entkleidet und nach seiner ganzen verkommenen Menschlichkeit bloßgestellt. Die schärfste Satire trifft nicht mit Unrecht Venus und Anchises und die ganze übrige trojanisch-latinische Sage, durch welche die hellenische Mythologie und Sage mit den Uranfängen Roms in Verbindung gesetzt worden war, um daran die Apotheose der heidnischen Cäsaren zu knüpfen. Auch die Götter der Unterwelt erhalten als Ausgeburten der Hölle ihre besonders scharfe Verurteilung. Das strenge, aber zugleich versöhnende Schlußurteil über die gestürzte Götterwelt legt der Dichter dem Kaiser Theodosius auf die Lippen, wie er als Sieger über den Gegenkaiser Eugenius 394 als Triumphator in Rom einzog und der Herrschaft des Heidentums ein Ende machte.

> Da sah freudig der Fürst, der zwei Tyrannen bezwungen,
> Triumphierenden Blicks hin auf die herrlichen Mauern.
> Schwarzes, düstres Gewölk umhüllte noch dunkel die Weltstadt,
> Finstre Nacht umschattete sie, und stürmische Nebel
> Scheuchten des Himmels Blau von den sieben kriegerischen Hügeln.
> Mitleidbewegt seufzt er und spricht: „Die Trauergewande
> Lege, o Mutter, von dir. . . .



Was zur Welt nur gehört, ist dir unterworfen, so hat dir
Gott es verliehen. Auf seinen Wink gebeutst du dem Erdkreis,
Setzest den Fuß voll Macht auf alle irdischen Dinge.
Nicht darfst deinen Blick als Herrin du heften zum Boden
Sklavisch und Majestät dir erbetteln von den Geschöpfen,
Die dir untertan und denen du weit überlegen.
Nimmer duld' ich es mehr, daß dem alten Tand du noch huldigst,
Die Scheusale verehrst der moderzerfressenen Götter."

In weiterer herrlicher Rede zeichnet der Kaiser dann die Nichtigkeit der von Menschenhand verfertigten Idole, erinnert Rom an den Sieg Konstantins und schildert den glorreichen Umschwung, der sich daran knüpfte und der der Weltstadt eine weit erhabenere, dauernde Bedeutung verleiht:

Et dubitamus adhuc, Romam tibi, Christe, dicatam
In leges transisse tuas? omnique volentem
Cum populo, et summis cum civibus ardua magni
Iam super astra poli terrenum extendere regnum?

Kann ein Zweifel noch sein, daß Rom sich dir hat ergeben,
Christus, und deinem Gesetz? Und daß die Schar der Quiriten,
Adel und Volk vereint, will künftig über die Sterne
In den Himmel hinein ausbreiten ihr irdisches Weltreich?

Nach des Dichters Darstellung sind nicht nur die Volksmassen längst dem Christentum gewonnen, sondern auch die „Sechshundert", d. h. zahllose der edelsten Familien haben sich Christo zugewandt; im Senat hält nur noch ein winziges Häufchen von Leuten, die selbst am hellen Mittag die Sonne nicht sehen, an dem heidnischen Kindertande fest. Es wäre Zeit, daß nach allem vernünftigen Brauch die winzige Minorität endlich schwiege und sich dem erdrückenden Beschluß der Mehrheit fügte. Mit Recht erinnert der Dichter an die Milde und Nachsicht des Theodosius, der die widerhaarigen Heiden und unter ihnen auch Symmachus bei ihren Würden und Ämtern belassen. Er lobt die Talente und die Beredsamkeit des Symmachus, die er selbst über jene des Cicero stellt[1]. Er will sich nicht mit ihm messen, sondern nur seine Angriffe wider das Christentum abwehren.

Cur mihi non fas sit, lateris sinuamine flexi
Ludere ventosas iactu pereunte sagittas?

---

[1] Auch der hl. Ambrosius anerkennt in seiner „Erwiderung" die Beredsamkeit des Symmachus und warnt davor, sich von derselben bestricken zu lassen: Relationis adsertioni respondeo, hoc unum petens, ut non verborum elegantiam sed vim rerum spectandam putes. Aurea enim, sicut divina scriptura docet, est lingua sapientium litteratorum, quae phaleratis dotata sermonibus et quodam splendentis eloquii velut coloris pretiosi corusco resultans capit animorum oculos specie formosa visuque perstringit (Epist. I 18, 2).

Wäre es mir nicht erlaubt, die Brust leicht seitwärts zu wenden
Und zu vereiteln den Wurf der nutzlos windigen Pfeile?

Im Prolog zum zweiten Buch erzählt Prudentius (in 66 glykonischen Versen) das wunderbare Wandeln des Petrus auf dem See Genesareth und knüpft daran die Bitte, daß Christus auch ihm die Hand reiche.

Das zweite Buch geht dann auf die Hauptklagepunkte des Symmachus ein, aber durchaus nicht rhetorisch-dialektisch, sondern echt poetisch, indem er in den Anklagen Anhaltspunkte suchte, um die heidnischen Anschauungen satirisch abzuweisen und anderseits die Schönheit eines christlichen Rom in die ganze und volle Beleuchtung zu setzen.

Obwohl Spanier von Geburt, fühlt und spricht Prudentius, unter dem Einfluß des geschichtlichen und christlichen Gemeingeistes, ganz wie ein echter Römer. Er identifiziert seine Interessen völlig mit jenen des Reiches und widerlegt damit von vornherein das Vorurteil der Heiden, das in den Christen geborene und geschworene Reichsfeinde erblickte. Auf die weinerlichen Vorstellungen des Symmachus zu Gunsten der Victoria und ihres Altars erwidert der christliche Dichter frisch und frank, daß die Göttin der „Victoria" weiter nichts als ein Geschöpf der Poesie, der Bildnerkunst und des Aberglaubens sei, daß keine Victoria, sondern römische Arme und Schwerter, römische Tapferkeit und Heldenmut die zahllosen Siege der römischen Adler erfochten. Auf die Bitte des Symmachus, man solle doch jedem seine Götter lassen, zumal das Wesen der Gottheit so schwer zu erfassen sei, setzt er treffend die Grundlehren des christlichen Glaubens über Gott und Mensch, Schöpfung und Erlöser auseinander, wodurch die heidnischen Vorstellungen völlig hinfällig werden. Wenn Symmachus aber auf den Brauch der Vorzeit pocht, weist Prudentius schlagend nach, daß das Heidentum veraltet und abgebraucht sei, das Heidentum selbst mit früherem Brauch gebrochen habe, da dem Heidentum der Glaube an einen einzigen Gott vorhergegangen. Köstlich widerlegt Prudentius dann die Forderung, man solle Rom doch bei seinem Genius und bei seinem Fatum belassen[1].

Aber der Genius Roms, sag' an, wann hat er begonnen
Sich auf die Stadt zu ergießen in ihrer anfänglichen Kleinheit?
Ist er entströmt im schattigen Tal den Brüsten der Wölfin,

[1] Romam nunc putemus adsistere atque his vobiscum agere sermonibus: optimi principum, patres patriae, reveremini annos meos, in quos me pius ritus adduxit! Utar caerimoniis avitis, neque enim paenitet! Vivam meo more, quia libera sum! Hic cultus in leges meas orbem redegit, haec sacra Hannibalem a moenibus, a Capitolio Senonas reppulerunt. Ad hoc ergo servata sum, ut longaeva reprehendar? Videro, quale sit, quod instituendum putatur; sera tamen et contumeliosa est emendatio senectutis. Ergo diis patriis, diis indigetibus pacem rogamus (Relatio Symmachi, bei Seeck, Q. Aurelii Symmachi quae supersunt 282).

Um das Zwillingspaar zu nähren, noch selbst erst im Werden?
Flog er als Schattenbild geheimnisvoll mit den Geiern
Durch die Luft? Ward plötzlich er aus Wolken gestaltet?
Thront er in schwindelnden Höhn? Weilt er im innersten Hause?
Zieht er die Sitten heran, und gründet er staatliche Rechte?
Wohnt er im Graben vielleicht des Lagers, ruft er die Mannschaft
Auf ins Glied, bläst er das Horn, bestürmt er die Feinde?
Ist das alles nicht zum Lachen jedem Gescheiten?
Doch gesetzt, es wäre ein solcher Geist oder Schatten,
Der für all das bereit, von dem der Staat die Geschicke
Schöpfte und würde belebt ganz bis in die innersten Fasern,
Warum fehlt's ihm an Rat, die Religion zu erfüllen?
Warum blickt er empor nicht frei zu den Höhen des Himmels?
Warum, sklavisch gesinnt, glaubt er, des Schicksals Beschlüsse
Stünden ewig fest? Was schlägt er das Werden in Bande?
Darf er nimmer verschmähn, was einst sein Willen umfangen,
Bessern, wo er geirrt, und seine Empfindungen wechseln?
Sieben Jahrhunderte schon ging wohl er irrend und suchend,
Zweifelnd und tastend umher, die richtige Staatsform zu finden,
Welche gefiele zugleich und die Rechte billig verteilte.
Königsgewalt bestand in der werdenden Stadt schon zu rechte.
Aber der Ältesten Schar trug mit zum Teile die Sorgen,
Greise sehn wir darauf am Steuerruder des Rates,
Hohen, edelsten Stammes; dann teilen plebejische Massen
Sich mit den Vätern gemischt nach billigem Maß die Gewalten,
Führend das Scepter vereint und entscheidend im Krieg wie im Frieden.
Konsuln vertreten die Macht des Adels, Tribunen das Volksrecht.
Plötzlich wankt diese Ordnung; man wählet jetzo Decemvirn
Adligen Stamms an die Spitze des Staats; zwölf Fasces umgeben
Dieses Kolleg, und es führt ein jeder von ihnen sein Beil nach.
Wieder erkieset der Staat zwei Konsuln drauf sich als Führer
Und übergibt ihrer Hand die Verwaltung wie den Kalender.
Blutigen Rufes zuletzt verwirren das Reich die Triumvirn.
Ob sich das Schicksal geirrt in diesen Stürmen, der Volksgeist
Oder der Genius Roms, Rom fand am Ende zurecht sich
Und umgab das erhabene Haupt mit der fürstlichen Krone:
Vater des Vaterlands und des Volks und Haupt des Senates
Ward der Hehre genannt und Führer des Heers und Diktator,
Gütiger Censor und Lehrer der Sitten sowie des Besitzes
Schirmherr, Rächer des Unrechts und freudiger Spender des Guten.
Wenn des Wechsels so viel, so viele Versuche es brauchte,
Bis man endlich erreicht, was sich dem Urteil bewährte,
Und das Volk voll heiliger Scheu zu erhalten für gut fand,
Was noch steht es an, das göttliche Recht zu erkennen,
Das verborgen bisher, sich endlich dem Blicke enthüllte?
Heil! Nicht zweifelt es mehr. Rom hat sich Christus ergeben
Und dient Gott allein, der früheren Kulte entledigt[1].

---

[1] Contra Symm. II 392—441. Übersetzt vom Verfasser.

Kurz wird darauf die Lehre vom Fatum selbst widerlegt, dann die Anschauung, daß Rom durch die alten Götter so groß geworden sei. Mit Recht erklärt es Prudentius für eine Beleidigung der römischen Bürger, der Venus Siege zuzuschreiben, welche der Heldenmut eines Fabricius, Curius, Drusus und Camillus erfochten. Mit Recht spottet er über die Ohnmacht der Götter, die Rom so oft im Stich gelassen. Daran knüpft sich wohl die schönste Stelle des Gedichtes, in welcher Prudentius in grandiosen Zügen die providentielle Stellung des alten Rom in der Weltgeschichte entwickelt.

Doch ich seh', was du willst. Dich begeistern die herrlichen Züge
Römischen Heldensinns, die Land und Meer sich erobert
Bis an die Grenzen der Welt. Drum schilderst du Jubel und Siege,
Führst in unendlichen Reihn uns vor den Pomp der Triumphe,
Welche mitten durch Rom hintrugen die Beute der Völker.
Soll ich dir sagen, o Römer, was dich so hoch hat erhoben,
So mit Ruhm dich umstrahlt, daß du führest die Zügel des Weltalls?
Die durch Sprache und Brauch geschiedenen Völker und Reiche
Wollte verbrüdern der Herr und einem gemeinsamen Scepter
Unterwerfen, was Zucht und Sitte könnte vertragen;
Freundlich sollte ein Joch, dieselben lieblichen Zügel
Einen zum bleibenden Bunde der Menschen sämtliche Herzen:
Liebe der Religion. Denn keine Verbindung ist würdig
Christi, wenn nicht ein Geist umschlingt die vereinigten Völker.
Eintracht nur kennt Gott, kann allein den gütigen Vater
Ehren, wie sich gebührt, denn ihn versöhnt nur der vollste
Friede des Menschengeschlechts in heiliger Ruh mit der Erde.
Aufruhr scheucht ihn fort, der Grimm der Waffen erzürnt ihn,
Friede gewinnt seine Huld, und fromme Stille bewahrt sie.
Wütend rüstet zum Kampf, zum wirren, Bellona die Völker,
Die der Ozean umspannt an der Küste des Westens,
Die mit rosigem Licht zuerst Aurora bestrahlet,
Daß sie gewaffneten Arms einander tödlich zerfleischten.
Um zu zügeln die Wut, ließ Gott die ringenden Völker
Beugen sich einem Gesetz von allen Enden der Erde,
Römer werden sie all', die fern der Rhein und der Ister,
Die mit Gold der Tajo bespült, der gewaltige Ebro,
Die der hesperische Strom beglückt, die der Ganges ernähret,
Die sich baden am Strande des Nils, des siebengeteilten.
Ein Recht macht sie gleich, vereint mit demselbigen Stamme
Alle und wandelt um die Besiegten in freundliche Brüder.
Allenthalben nunmehr lebt sich's, als umschlössen dieselben
Mauern Bürger nur, aus einem Stamme geboren,
Einer Vaterstadt, durch dieselben Laren geeinigt.
Länder in weitester Fern', getrennt durch gewaltige Meere,
Sind durch Bürgschaft verknüpft und treffen gemeinsam auf einem
Forum sich vereint und treiben in dichter Versammlung
Handel, Gewerbe und Kunst. Es wird das festliche Brautbett

Nicht dem Fremden gewehrt durch Gesetz; aus verschiedenen Völkern
Wächst durch Mischung des Bluts ein neues, einziges Volk auf.
Dies hat erreicht mit so manchem Erfolg, mit so vielen Triumphen
Glücklich das römische Reich. Als Christus dann in die Welt trat,
Sieh, da waren die Pfade bereit, längst hatte die Herrschaft
Roms den Frieden der Welt begründet unter den Völkern[1].

Rom ist dabei nicht gealtert noch schwächer geworden; vielmehr grüßt es jubelnd die Fürsten, durch die ihm die neue Jugendkraft zu teil geworden. Vorbei sind die Zeiten, wo der Muttermörder Nero die Apostel hinschlachtete, Decius im Blute der Christen wütete. Diese Blutschuld ist gesühnt, und siegreich wie ehedem verteidigt sich das christlich gewordene Rom gegen die Anfälle der Barbaren. Noch soeben hat in der Schlacht von Pollentia nicht Juppiter, sondern der jugendliche Kaiser Honorius mit seinem treuen Feldherrn Stilicho die Goten daniedergeworfen:

Dux agminis imperiique
Christipotens nobis iuvenis fuit, et comes eius
Atque parens Stilico: Deus unus Christus utrique:
Huius adoratis altaribus, et cruce fronti
Inscripta, cecinere tubae; prima hasta dracones
Praecurrit, quae Christi apicem sublimior effert.

Jubelnd ladet ihn deshalb das befreite Rom zum Triumph ein:

Scande triumphalem currum, spoliisque receptis
Huc, Christo comitante, veni: date, vincula demam
Captivis gregibus; manicas deponite, longo
Tritas servitio, matrum iuvenumque catervae.
Dediscat servire senex, laris exul aviti,
Discat et ad patrium limen genitrice reversa
Ingenuum se nosse puer: timor omnis abesto.
Vicimus: exsultare libet!

An moderne Seichtheit und Oberflächlichkeit erinnert der Einwurf des Symmachus, die Wege zur Gottheit seien verschieden, vereinigten sich aber schließlich zu einem Pfad, wie überhaupt alles Irdische den Menschen gemeinsam sei[2]. In prachtvoller Schilderung zeichnet nun Prudentius die Gemeinsamkeit des Naturlebens und des Menschenlebens im Bereiche der sichtbaren Schöpfung, aber auch die Verschiedenheit der Völker und die

---

[1] Contra Symm. II 577—621. Übersetzt vom Verfasser.

[2] Aequum est, quidquid omnes colunt, unum putari. Eadem spectamus astra, commune caelum est, idem nos mundus involvit: quid interest, qua quisque prudentia verum requirat? uno itinere non potest perveniri ad tam grande secretum. Sed haec otiosorum disputatio est (Relatio Symmachi, bei Seeck, Q. Aurelii Symmachi quae supersunt 282).

wesentliche Verschiedenheit der Religionen, unter denen nur eine, die wahre, zum Heile führt, während außer ihr sich die Pfade so vielfach spalten, als es Religionen und Götter gibt, und dazu noch den Abweg des Atheismus und der epikureischen Zufallslehre. Der wahre Weg zu Gott ist anfänglich steil und rauh, aber er wird schöner und lieblicher, je weiter man kommt, während die falschen Wege sich immer mehr teilen und von ihm ablenken und schließlich ins Verderben führen.

At nobis, vitae Dominum quaerentibus, unum
Lux iter est, et clara dies, et gratia simplex.
Spe sequimur, gradimurque fide, fruimurque futuris,
Ad quae non veniunt praesentia gaudia vitae
Nec currunt pariter capta et capienda voluptas.

Uns aber, deren einziges Ziel nur der Herr ist des Lebens,
Strahlet leuchtend der Pfad, taghell, in faßlicher Gnade.
Hoffnung und Glaube beflügeln den Schritt; wir genießen des Künft'gen
Jetzt schon, zu welchem gelangt kein Genuß des irdischen Lebens,
Keine Lust sich erschwingt, gekostet schon oder zu kosten.

Im letzten Abschnitt der Dichtung weist Prudentius den Vorwurf des Symmachus zurück, Teuerung und Hungersnot seien über das Reich gekommen, weil man den Vestalinnen ihren bisherigen Unterhalt entzogen habe. Er stellt fest, daß solche auffällige Katastrophen gar nicht vorgekommen seien, die Verschiedenheit der jährlichen Ernte aber andere Ursache habe. Eine treffende Parallele zwischen den Vestalinnen und den christlichen Jungfrauen beleuchtet auch hier die sittliche Überlegenheit des Christentums. In ergreifendster Weise fordert der Dichter am Schluß den Kaiser Honorius auf, den Greueln der Gladiatorenkämpfe ein Ende zu machen.

„Mit solch tiefem sittlichen Ernste und einer so glänzenden Beweisführung“, sagt Manitius, „sind nur wenige Apologeten verfahren; wenigstens steht Prudentius hier als apologetischer Dichter unerreicht da. Heute noch ist der Ernst seiner Auffassung, der Reichtum in der dichterischen Erfindung und die Kraft der Gestaltung zu bewundern.“ [1]

Die zwei Bücher gegen Symmachus stellen nicht nur einen religiös-sittlichen, sondern auch einen literarischen Triumph des Christentums über das Heidentum dar. Prudentius war für die Schönheit der antiken Poesie und Kunst durchaus nicht blind; in Übereinstimmung mit den Gesetzen der Kaiser [2] empfiehlt er sogar die Erhaltung der alten Statuen, sobald sie nur, dem Götzendienst entzogen, als Meisterwerke zum Schmucke der Stadt

---

[1] M. Manitius, Geschichte der christlich-lateinischen Poesie, Stuttgart 1891, 85.

[2] Vgl. Codex Theodosianus XVI 10 15.

dienen[1]. Aber als Religion ist die alte Mythologie in seinen Augen längst gerichtet, und er zeichnet ihren inneren Widerspruch, ihre Unwürdigkeit und Lächerlichkeit mit der ganzen Energie und Schärfe eines großen Satirikers. Doch hält er sich nicht negativ, etwa wie Juvenal; er wühlt nicht als verzweifelter Ankläger in der allgemeinen Zersetzung herum; er hat in den Ideen des Christentums eine neue Welt gewonnen, die Natur, Menschenleben und Geschichte wunderbar verklärt, dem alten Rom eine weit erhabenere Bestimmung gibt, seine alte Ehre rettet und das Große und Gute, das es geschaffen, in den Dienst der Christenheit nimmt. Während Symmachus in seiner Relatio nur erstorbene Reminiscenzen und Formeln nachlallt, erhalten die altklassischen Formen durch Prudentius neuen, lebensfähigen Gehalt, der für Jahrhunderte fruchtbar weiter wirkt.

„Die Märtyrer singen, die Apostel preisen", ist die letzte Aufgabe, welche sich Prudentius in seinem Prolog stellt. Er hat das in dem Buche der „Siegeskränze" (Peristephanon) getan, d. h. in einer Reihe von vierzehn meist längeren Gedichten, in welchen er verschiedene römische, spanische und afrikanische Märtyrer, von den Aposteln aber die zwei Apostelfürsten besingt. Die besungenen Märtyrer sind: die zwei bekehrten römischen Soldaten Emeterius und Chelidonius aus Calagurris (Calahorra); der heilige Diakon Laurentius, Freund und Armenpfleger des heiligen Papstes Xystus II.; die heilige Jungfrau Eulalia von Merida; achtzehn ungenannte Märtyrer von Saragossa; der hl. Vincentius; der heilige Bischof Fructuosus von Tarraco mit seinen Diakonen Augurius und Eulogius; der hl. Quirinus von Siscia (berühmt durch den Sieg des Kaisers Theodosius über Maximus im Jahre 388): zwei unbekannte Märtyrer; der hl. Cassian von Imola oder Forum Cornelii, von seinen eigenen Schülern mit Griffeln zu Tode gequält; der hl. Romanus, unter Kaiser Diocletian 303 zu Antiochien getötet, aber in Spanien hochverehrt; der hl. Hippolyt, nach ihm ein bekehrter „Novatianer", in Rom hochgefeiert; der heilige Bischof Cyprian von Karthago und die heilige Jungfrau Agnes.

Behandlung und Form sind überaus mannigfaltig. Das erste Stück auf die zwei heiligen Krieger Emeterius und Chelidonius ist in 120 katalektischen trochäischen Tetrametern abgefaßt, dem bevorzugten alten Versmaß der römischen Soldatenlieder. Das zweite, auf den hl. Laurentius, ist im jambischen Dimeter, dem gewöhnlichen Versmaß der „ambrosianischen" Hymnen, gedichtet, wächst aber, im Gegensatz zu deren prägnanter Kürze, bis auf 584 solcher Verse an. Die hl. Eulalia wird in 215 hyperkatalektischen daktylischen Trimetern besungen (die sich in 43 Strophen reihen), die achtzehn Märtyrer von Saragossa in 50 sapphischen Strophen, der hl. Vincentius wieder in jambischen Dimetern (144 Strophen mit 576 Versen), der hl. Fructuosus in 162 phaläcischen Hendekasyllaben (54 Strophen), der hl. Quirinus in Glykoneen (18 Strophen mit 90 Versen), der hl. Cassian in 53 Hexametern, die

[1] Contra Symm. I 501 f.

mit ebenso vielen jambischen Senaren abwechseln. Am ausführlichsten (in 1140 jambischen Senaren) ist das Martyrium des hl. Romanus geschildert, nahezu für sich eine kleine Epopöe. Das des hl. Hippolyt umfaßt 123 Distichen. Der Hymnus auf die zwei Apostelfürsten zählt 33 archilochische Strophen vierter Art, derjenige auf den hl. Cyprian 106 größere archilochische Verse, der auf die hl. Agnes endlich 133 alkäische Hendekasyllaben.

Prudentius beherrscht die verschiedenen Vers- und Strophenformen mit derselben Leichtigkeit wie Horaz, den man indes kaum sein Vorbild nennen kann, da nirgends eine eigentliche Nachahmung zu Tage tritt. Der Dichter ist nicht nur im Horaz, sondern auch in den andern alten Schriftstellern zu Hause; sein Wort- und Formenschatz reicht darum über jenen des Horaz hinaus; die Ideen sind neu und bewegen sich in ganz andern Kreisen; Prudentius verfügt über Gestalt und Form mit der Freiheit und Selbständigkeit eines echten Dichters. Die lyrische Grundform mit dem oft vorwiegenden epischen Charakter der Gedichte sowie deren großer Umfang erinnert unwillkürlich an die Siegesgesänge des Pindar; doch sind die Formen lange nicht so künstlich, nicht auf musikalischen Vortrag angelegt, in Sprache und Ausdruck einfacher, natürlicher, obwohl es an schwunghafter Begeisterung nicht fehlt. Als Hauptfehler wird Prudentius vorgeworfen, daß er die Qualen der Märtyrer zu realistisch, oft in geradezu abstoßender Weise schildere, so daß eigentlich das Häßliche vorwiege. Dabei darf jedoch nicht vergessen werden, daß er für eine Leserwelt dichtete, welche noch an die blutigsten Spiele des Amphitheaters gewöhnt war, ja daß er selbst noch seine Stimme gegen die Gladiatorenkämpfe erheben mußte [1]. Er brauchte also nicht mit so zartbesaiteten Nerven zu rechnen wie Hymnendichter der Neuzeit. Die blutige Wirklichkeit jener Leiden und Qualen selbst lag ihm großenteils noch ganz nahe und reichte teilweise noch in sein Jahrhundert hinein. Mit voller poetischer Kraft ließ sich der Triumph der Märtyrer nicht schildern, ohne die von ihnen erduldeten Qualen in ihrer ganzen Schrecklichkeit zu bezeichnen: ihre unbesiegbare Geduld bildet dabei auch in ästhetischer Hinsicht ein versöhnendes Gegengewicht [2]. Der grenzenlosen Weichlichkeit der römischen

[1] Mit Recht und in treffendster Weise stellte er auch der Verhimmelung des heidnischen Götzendienstes die schmutzige, blutige und abstoßende Wirklichkeit gegenüber. Dem Taurobolium z. B., das er (Hymnus X 1006—1056) überaus drastisch beschreibt, unterwarfen sich noch zu seinen Lebzeiten einige der vornehmsten Römer und rühmten sich dessen als der höchsten Ehre.

[2] Mehr begründet ist der Vorwurf, daß Prudentius ähnlich wie Paulinus von Nola seinen Stoff zu breit ausspinnt, und daß besonders seine epischen Gedichte der feinen Abrundung und des künstlerischen Maßhaltens entbehren, das die antiken Klassiker auszeichnet. Darin trägt indes das allgemeine Sinken des Geschmacks die Hauptschuld. Von den gleichzeitigen Dichtern nähert er sich noch am meisten den Alten.



Erotiker gegenüber konnte eine solche Poesie nur kräftigend und ermannend wirken, wie das Beispiel der christlichen Glaubenshelden selbst.

Den hohen Wert dieser „Siegesgesänge" für die Geschichte der Kirche und ihrer Lehre, der Märtyrer, der altchristlichen Liturgik und Kunst können wir hier nicht näher berühren. Die Anregung zu denselben scheint dem Dichter teilweise die spanische Liturgie gegeben zu haben; andere aber sind offenbar die Frucht einer Reise nach Rom und eines längeren Aufenthaltes daselbst. So erzählt er in dem (9.) Hymnus auf den hl. Cassian, er sei in das von Cornelius Sulla gegründete und noch jetzt nach ihm benannte Forum Cornelii gelangt, als er auf dem Wege nach der Weltstadt Rom gewesen, und da habe er die herzlichste Hoffnung auf Christi Beistand geschöpft:

Sulla Forum statuit Cornelius: hoc Itali urbem
Vocant ab ipso conditoris nomine.
Hic mihi, cum peterem te, rerum maxima Roma,
Spes est oborta, prosperum Christum fore.

Da, am Grabe des hl. Cassian, weinte er über die Wunden seiner Seele, seine Mühen und Leiden. Dann erhob er den Blick und sah ein Gemälde, das den Martertod des Heiligen darstellte. Er fragte den Kirchendiener darüber aus und erfuhr von ihm eingehender die Geschichte des Martyriums. Das erfüllte ihn mit der innigsten Verehrung zu dem Heiligen, und mit vollem Vertrauen rief er ihn in allen seinen Anliegen an, besonders um Hilfe bei seinen Geschäften in Rom. Und sein Vertrauen wurde reichlich belohnt. Alles ging herrlich von statten, und so preist er nun dankbar den Heiligen, der ihm so freundlich geholfen.

Auf unmittelbar römische Eindrücke weist der Hymnus auf die zwei Apostelfürsten — die älteste Schilderung des St Peter- und Paul-Festes und der zwei Basiliken dieser Heiligen. Das merkwürdige Gedicht, etwa um das Jahr 402 oder 403 abgefaßt, lautet also:

Es herrschet ungewohnte Freude. Sag mir, Freund, was gibt's?
Ganz Rom ist rege, überall klingt Jubel.
Der Festtag kehrt heut wieder apostolischen Triumphs,
Durch Petri und durch Pauli Blut geadelt.
Derselbe Tag, wenn auch durch eines Jahres Frist getrennt,
Hat mit dem Lorbeer beider Haupt umwunden.
Die sumpf'ge Niederung, die noch der Tiberstrom durchfließt,
Kennt die zwei Tempel, ihrem Ruhm gewidmet,
Des Kreuzes Zeugin wie des Schwerts. Des Blutes Regen hat
Zweimal getränkt sie und denselben Rasen.
Der erste Richtspruch traf den Petrus. Neros Mund befahl,
Er solle hoch am Kreuzesschandpfahl hängen.
Doch dieser fürchtete durch so erhabnen Todes Ruhm
Des Meisters Ehr' nacheifernd anzutasten

Und bat, daß sie die Füße aufwärts hefteten, das Haupt
Nach abwärts, unten an dem Marterpfahle.
So ward die Hand durchbohrt ihm unten, oben hoch der Fuß;
Erniedrigt ward der Leib, erhöht die Seele.
Er wußte, daß die Demut rascher in den Himmel führt,
Drum beugt' er sterbend in den Staub sein Antlitz.
Wie dann ein Jahr auf seiner Bahn den Kreislauf hat erfüllt,
Denselben Tag die Sonne wieder brachte,
Da schleudert Neros Wut auf Paulus' Hals das Bluturteil
Und heischt den Tod des großen Völkerlehrers.
Er hatte selbst vorausgesagt, das Ende steh' ihm nah.
Mir naht das Ende, sprach er; auf, zu Christus!
Und rasch wird er zum Tod gerafft, geopfert mit dem Schwert:
Den Seher täuschte weder Tag noch Stunde.
Der beiden Überreste beiden Ufern teilend aus,
Fließt nun der Tiber zwischen heil'gen Gräbern.
Der rechte Strand umfängt Petrus in goldenem Palast,
Am Strom, dem rauschenden, erglühn Oliven.
Denn an der Felsen Stirn entsprang ein Quell und weckte dort
Ein ewig grünes Laubdach, Chrisma spendend.
Durch reichen Marmor rinnt er jetzt hinab und netzt den Fels,
Bis drunten er im grünen Becken sprudelt.
Denn in des Hügels Innerm ist der Ort, wo hellen Schalls
Das Wasser sich bewegt in schneeiger Tiefe.
Bunt färben seinen Spiegel Malerei'n von oben her,
Moos strahlt drin wieder, Gold in grünem Schimmer,
Und dunkel taucht des Purpurs Schatten in die blaue Flut,
Die Decke scheint im Wasser sich zu regen.
Der Hirt nährt selber mit der frischen Quelle strengem Naß
Die Schäflein, die nach Christi Wassern dürsten.
Am andern Uferrand, wo links die Wiesen säumt der Fluß,
Ragt an dem Weg nach Ostia Pauli Grabmal.
Da funkelt Königspracht; ein guter Fürst erschuf den Bau
Und spielt' verschwenderisch mit seinem Reichtum.
Mit Gold bekleidet schimmert das Gebälk, daß goldnes Licht
Wie Morgensonnenstrahl den Raum durchleuchtet.
Der Decke schimmernd helles Zelt trägt je ein Doppelpaar
Von Säulen, herrlich, in vier langen Reihen.
Mit farb'gem Glase sind die schmucken Bogen bunt geziert
Und leuchten wie die Au'n in Frühlingsblumen.
Das sind die zwei Geschenke, die der höchste Vater gab
Der Weltstadt Rom voll Glauben zur Verehrung.
Sieh, wie das röm'sche Volk sich dicht durch beide Straßen drängt,
Die beiden Feste nur ein Licht durchstrahlet.
Laß uns zu beiden eilen, rasch beflügelnd unsern Schritt
Und uns der Lieder hier und dort erfreuen.
Erst ziehn wir über Hadrians Brücke weit hinaus den Weg,
Dann gehn wir auf des Flusses linke Seite.

Jenseits des Tibers bringt der Priester erst das Opfer dar,
Dann kommt er hierher, doppelnd die Gebete.
Das lehrt dich Rom. Nun sei zufrieden. Wenn du heimgekehrt,
Dann feire treulich so den Doppelfesttag[1].

Noch bleibt ein kleineres Sammelwerk zu erwähnen, das im Prolog nicht besonders hervorgehoben wird. „Das Dittochäum"[2], eine Reihe von neunundvierzig Gedichtchen von je vier Hexametern, offenbar bestimmt, als Inschriften zu den Malereien einer Basilika (wahrscheinlich in Saragossa) zu dienen. Die ersten vierundzwanzig sind dem Alten, die andern dem Neuen Bunde entnommen, und so umfassen sie ziemlich die Hauptmomente beider Testamente:

1. Adam und Eva. 2. Abel und Kain. 3. Die Arche Noe. 4. Bei der Eiche von Mambre. 5. Saras Grab. 6. Pharaos Traum. 7. Joseph von den Brüdern erkannt. 8. Der brennende Dornbusch. 9. Der Zug durchs Rote Meer. 10. Die Gesetzgebung auf Sinai. 11. Manna und Wachteln. 12. Die eherne Schlange. 13. Der bittere See in der Wüste. 14. Der Hain Elim in der Wüste. 15. Die zwölf Steine im Jordan. 16. Das Haus der Rahab. 17. Samson und der Löwe. 18. Samson und die Füchse. 19. David. 20. Das Reich Davids. 21. Der Tempelbau. 22. Die Söhne der Propheten. 23. Israels Gefangenschaft. 24. Das Haus Ezechiels.

25. Gabriel bei Maria. 26. Bethlehem. 27. Die Geschenke der Magier. 28. Die Verkündigung der Engel an die Hirten. 29. Der Kindermord in Bethlehem. 30. Die Taufe Christi. 31. Auf der Zinne des Tempels. 32. Das Wunder von Kana. 33. Der Teich Siloe. 34. Der Tod des Johannes. 35. Christus auf dem See. 36. Der Teufel fährt in die Schweine. 37. Die fünf Brote und zwei Fische. 38. Die Erweckung des Lazarus. 39. Der Blutacker. 40. Im Hause des Kaiphas. 41. Die Geißelsäule. 42. Das Leiden Christi. 43. Christus im Grab. 44. Die Himmelfahrt. 45. Das Leiden des hl. Stephanus. 46. Die schöne Pforte (Heilung des Lahmen). 47. Die Vision des Petrus. 48. Das Gefäß der Auserwählung. 49. Die Apokalypse des Johannes.

Für die Kunstgeschichte sind diese Inschriften von nicht geringem Interesse. Die Bilder des Alten und Neuen Bundes scheinen sich meist typisch zu entsprechen, wenn sich auch nicht für jeden einzelnen Fall Bild und Gegenbild genau feststellen läßt. Diese Verwendung der biblischen Typik zu Bildercyklen, die schon in die Katakombenmalerei hinaufreicht, ist für die christliche Kunst und Poesie überaus fruchtbar geworden. In vielen Sprüchen des

---

[1] Peristophanon XII (Migne, Patr. lat. LX 556—569), übersetzt vom Verfasser.

[2] Über Namen, Zweck und Verfasser des „Dittochaion" ist viel gestritten worden; der Titel Διττοχαῖον wie die Autorschaft des Prudentius und die Bestimmung der Verse als Überschriften für die Wandmalerei einer Kirche wird indes durch alte Zeugnisse wie durch andere gewichtige Gründe gestützt. Vgl. S. Merkle, Prudentius' Dittochäum, bei Ehses, Festschrift zum elfhundertjährigen Jubiläum des Campo Santo in Rom, Freiburg i. B. 1897, 33—45.

Dittochäums liegt die Pointe gerade in dem mystischen Sinn, und wenn man diesen mit in Rechnung zieht, wird man Prudentius auch als Epigrammatisten schätzen lernen. Denn im übrigen sind die Sprüche zwar episch gehalten, aber sie bieten jeweilen ein sehr treffendes, prägnantes Bild und erlangen durch den typischen Sinn eine sehr poetische Wendung, wenn sie auch die übrigen Werke an Bedeutung nicht erreichen.

Das Buch der „Siegeskränze" schließt ein kurzer Epilog ab, den man wohl mit dem Prolog als Rahmen der gesamten Werke betrachten darf. Der Dichter reiht sich darin unter die Schar der Gläubigen, die Gott ihre Opfergaben darbringen. Ihm stehen weder reiche Almosenspenden noch hervorragende Heiligkeit zu Gebot. Aber er hat wenigstens seine Verse, seine raschen Jamben und seine beweglichen Trochäen, seine schlichte Dichtung — pedestre carmen —, und die weiht er Gott mit frommem, treuem Herzen. Das Gefäß braucht nicht gerade von Silber und Elfenbein zu sein, Gott nimmt auch mit einem Becher aus Eichen- oder Ulmenholz vorlieb. Der Dichter fühlt seine ganze Gebrechlichkeit und Niedrigkeit vor Gottes erhabenem Herrscherpalast. Aber er bringt, was er hat. Mag es noch so gering sein, nicht umsonst hat er Christus verherrlicht, unter dessen Scepter wir leben.

Quidquid illud accidit,
Iuvabit ore personasse Christum,
Quo regnante vivimus.

So von Prolog und Epilog umschlossen, stellt sich das gesamte Liederbuch des Prudentius als ein sehr schön abgerundetes Ganze dar, das die Frische und den Reiz jugendlicher, volkstümlicher Poesie mit den Intentionen eines wohl überlegenden und abwägenden Kunstdichters verbindet. Mit der eigentlich kirchlichen Hymnik den Wettkampf aufzunehmen, dürfte schwerlich seine Absicht gewesen sein. Weder die langen Tageslieder noch die noch umfangreicheren Siegeskränze sind mit ihren teilweise künstlichen Maßen darauf angelegt. Er scheint vielmehr im Auge gehabt zu haben, den Werken der heidnischen Klassiker einigermaßen gleichwertige Kunstwerke gegenüberzustellen, und seine christlichen Ideen und seine christliche Begeisterung in jene Kreise der sogenannten Gebildeten hineinzutragen, die aus der klassischen Poesie noch immer einen Teil ihrer Anschauungen und ihrer Gesinnung schöpften. Das hat er in hohem Grade erreicht[1]. Durch metrische Fehler, häufige An-

[1] J. Burckhardt (Die Zeit Konstantins des Großen[2], Leipzig 1898, 295) beurteilt Prudentius zu stark nach dem Maßstab der Alten, ohne die Schwierigkeit seiner völlig neuen Aufgabe ins Auge zu fassen, und wird ihm deshalb nicht völlig gerecht. Eingehender und treffender charakterisiert ihn C. Brockhaus, A. Prudentius Clemens in seiner Bedeutung für die Kirche seiner Zeit, Leipzig 1872, 162 bis 174; abgedruckt bei F. X. Kraus, Charakterbilder aus der christlichen Kirchengeschichte, Trier 1879, 125—136.



wendung des Reimes, der Alliteration und Assonanz, unklassische Wendungen und Worte weicht er zwar oft vom Gepräge der altklassischen Form ab. Aber die Neuheit des Stoffes, mit dem er ringt, macht das begreiflich. Im wesentlichen hält er sich doch auf klassischer Grundlage, mehr als alle seine dichtenden Zeitgenossen. Die Gestaltungskraft, mit der er sich Stoff und Ausdruck modelt, darf man wohl öfters mit derjenigen Dantes vergleichen. Mit dem reichen Kranz seiner Werke war ein Grundstock christlicher Poesie vorhanden, von dem viele Jahrhunderte zehrten. Sein Ansehen wurde erst zurückgedrängt, als die Begeisterung für die christlichen Ideale sich etwas abkühlte und die Verehrung des klassischen Heidentums wieder an Boden gewann. Die christliche Poesie wird ihn immer als einen ihrer frühesten Bannerträger hochhalten.

Zwölftes Kapitel.

Das letzte Aufflackern der heidnischen Literatur.

Nach allen Richtungen hin bietet das 4. Jahrhundert das Bild eines großartigen Geistesfrühlings dar. Selten sind in so kurzer Zeit so glänzende Erscheinungen wie Athanasius, Basilius, Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa, Johannes Chrysostomus, Synesius, Ephrem, Hilarius von Poitiers, Ambrosius, Augustin, Hieronymus zusammengetroffen. Bibelerklärung, spekulative Theologie und Philosophie, christliche Moral, Kirchengeschichte und allgemeine Geschichte wuchsen durch die Geistestätigkeit dieser Männer zu großartigen, selbständigen Wissensgebieten an. Alle Arten des prosaischen Vortrags, von der schlichtesten Katechese bis zur erhabensten Beredsamkeit, wurden dabei auch kunstmäßig ausgebildet. Durch Juvencus ward das biblische Epos geschaffen, durch Paulinus von Nola die poetische Legende, durch Ambrosius die kirchliche Hymnenpoesie; durch Prudentius wurde der gesamte Reichtum altklassischer Formen für Lyrik, Epik und Didaktik zugleich christianisiert. Als Geschichtsphilosoph faßte Augustinus Wissen und Bildung der gesamten Zeit in so großartiger Weise zusammen, wie keiner vor ihm. Wie sein Werk über die letzten Ausläufer des Heidentums, so ragte die wirkliche Stadt Gottes, die Kirche, schon herrlich über die Völker empor.

Was noch am meisten mangelte, war die Christianisierung der weltlichen Wissenschaft und Literatur. Die größten Geister zogen sich meist aus dem Gewühl der Welt zurück und widmeten sich ausschließlich dem Dienste der Kirche. Die christlichen Laien am Hofe der Kaiser aber und in den höheren Kreisen Roms standen noch vielfach unter dem Einfluß altrömischer

Überlieferung und Sitte, in stetem Verkehr mit Heiden und unter der nachteiligen Einwirkung des religiös und sittlich wie geistig und künstlerisch zerfallenden Heidentums. Im Gewirr kriegerischer und politischer Verwicklungen, weiter Reisen, glänzender Feste und Spiele, vornehmen Wohllebens oder ehrgeiziger Bestrebungen machten sie selten recht Ernst mit der Übung des Christentums. In den langen Kämpfen mit dem Arianismus und andern Häresien hatte die Kirche nie freie Hand gehabt, die Schule im weitesten Umfang zu organisieren und ein völlig neues Geschlecht heranzuziehen. So waren weltliche Bildung und Literatur noch großenteils in den Händen von Heiden geblieben, welche denn auch dieses Gebiet einigermaßen als ihre Domäne betrachteten und zum Vorteil des Heidentums auszunutzen suchten. Ihr Einfluß wurde indes nicht nur durch den entscheidenden Sieg des Theodosius, die Bedrängnisse des Reiches von seiten der Barbaren und die wachsende Macht des Christentums herabgestimmt, auch in ihren eigenen Reihen herrschte mehr geschäftige Rührigkeit, von der altklassischen Erbschaft zu zehren, als frische Kraft, selbständige Fruchtbarkeit und geistige Bedeutung.

Von Quintus Aurelius Symmachus, der als angesehener Optimat und Beamter durch seine vielen persönlichen Beziehungen eine Art Sammelpunkt für die heidnische Partei zu Rom bildete, ist ein von seinem Sohn herausgegebener Briefwechsel erhalten, welcher die ganze Lage und das Niveau der heidnischen Bildung ziemlich anschaulich zeichnet[1]. Er reicht von 375—402 und umfaßt (47 Relationes oder Amtsschreiben eingerechnet) 1049 Nummern. Zu den von geistigem Gehalt überströmenden Briefen eines Augustinus oder Hieronymus kann man sich kaum einen schrofferen Gegensatz denken. Die größere Masse dieser Epistulae sind kurze, inhaltlich völlig unbedeutende Zettel, Glückwünsche, Komplimente, Grüße, Beileidsbezeigungen, Todesanzeigen, Einladungen, Empfehlungsbriefe, Fürbitten für andere und Bitten für sich, Bestellungen (z. B. von Rennpferden, Gladiatoren und seltenen Tieren für die öffentlichen Spiele[2]), offenbar gar nicht für

---

[1] Ältere Ausgaben von Schott, Straßburg 1510; Gelenius, Basel 1549; Fluretus, Paris 1580; Lectius, Genf 1587; Scioppius, Mainz 1608; Paräus, Neustadt a. d. H. 1617; Wingendorp, Leiden 1653; Migne, Patr. lat. XVIII 141—405. — Neue kritische Ausgabe von O. Seeck (Q. Aurelii Symmachi quae supersunt, Berol. 1883. Monum. Germ. Hist. Auct. antiquissimi VI 1). — E. Morin, Études sur la vie et les écrits d. S., Paris 1847.

[2] „Ein großer Teil der Korrespondenz des Symmachus ist den Sorgen gewidmet, welche ihm die Aufführungen bei seiner Verwandten Beförderung und bei andern Gelegenheiten verursachen. . . . Man war froh, wenn nur für die fremden Tiere der Zoll erlassen wurde (Symmachi Ep. V 62). Das wichtigste war immer die Auswahl der Pferde für die Cirkusspiele. . . . Nun hatte sich der römische Geschmack in dieser Beziehung dergestalt verfeinert, daß man beständig mit Pferderassen abwechseln mußte (ebd. IV 63); Kommissionäre durchstrichen die halbe Welt, um Neues

die Veröffentlichung bestimmt, wenn der Briefschreiber auch stets bemüht ist, den gewöhnlichsten Verkehrsformeln eine zierliche und verbindliche, wo möglich neue Wendung zu geben. Auch für die Zeitgeschichte bieten die Briefe dieses Konsuls und Stadtpräfekten nur den dürftigsten Ertrag. Das interessanteste daran ist die Mannigfaltigkeit der Adressaten, da Symmachus mit aller Welt in Verbindung stand, mit den Kaisern Theodosius, Gratian und Arcadius, mit den Feldherren und Staatsmännern Ricomeres, Timasius, Rufinus, Stilicho, Bauto, Siburius und Eutropius, mit den heiligen Bischöfen Ambrosius und Paulinus von Nola, mit dem Dichter Ausonius, mit den Söhnen des heidnischen Fanatikers Flavianus Nicomachus, mit dem noch für das krasseste Götzentum schwärmenden Vettius Agorius Prätextatus, mit den christlichen Patriziern aus dem Hause der Anicier, mit einem ganzen Schwarm vornehmer Verwandten, mit allen möglichen Senatoren und Senatorensöhnen, Klienten, Rhetoren, Poeten, Tribunen und Notaren — wahrhaft der Onkel der ganzen hohen Welt und der geschäftige Gönner derer, die sich von deren Glanz bestrahlen lassen wollten, stets ängstlich bestrebt, sich als musterhaften Gentleman und feinen Stilisten zu zeigen, furchtsam besorgt, jemand auf die Füße zu treten, erfüllt von den Erinnerungen altrömischer Größe und Herrlichkeit, aber ohne andere Kraft, als sich daran zu sonnen.

Wie seine politischen Schwankungen, seine Unentschlossenheit und Schwäche, so erinnern auch seine Vielgeschäftigkeit, sein Wohlwollen, seine Weichheit und Eitelkeit oft an Cicero und dessen Schwächen; aber von dessen feurigem Temperament, von dessen Geist und vielumfassendem Wissen findet sich bei Symmachus kaum eine Spur. Sein Stil ist künstlich gedrechselt und schwulstig wie derjenige des jüngeren Plinius. Auch seine Reden, von denen

und Außerordentliches zu finden und behutsam nach Rom zu transportieren. Symmachus schreibt an diese Lieferanten in so verbindlichem Ton als an irgend jemand. Für die Tierkämpfe in den Theatern und im Kolosseum, für die Jagden (Sylvae) im Cirkus Maximus bedurfte man zunächst der Gladiatoren, ‚einer Fechterschar schlimmer als die des Spartakus'; auch gefangene Barbaren, z. B. Sachsen, traten bisweilen auf" (ebd. II 46; J. Burckhardt, Die Zeit Konstantins des Großen 457 458). — Burckhardt übergeht dabei den Galgenhumor, mit welchem Symmachus sich darüber tröstete, daß neunundzwanzig sächsische Gefangene sich einmal durch Selbstmord der entsetzlichen Schaustellung entzogen: Sequor sapientis exemplum et in bonam partem traho, quod Saxonum numerus morte contractus intra summam decretam populi voluptatibus stetit, ne nostrae editioni, si quid redundasset, accederet. Nam quando prohibuisset privata custodia desperatae gentis impias manus, cum viginti et novem Saxonum fractas sine laqueo fauces primus ludi gladiatorii dies viderit? — In demselben Brief reiht sich dann an die neunundzwanzig Sachsen eine „Bären"-Bestellung: Nostros, quibus ursorum lectio et comparatio iam pridem credita est, pervectos ad te temporis aestimatione non ambigo (bei Seeck a. a. O. 57).

allerdings nur wenige und diese nicht einmal vollständig erhalten sind, leiden an Geziertheit und Bombast. Den Kaisern gegenüber wahrt er in seinen Lobreden eine gewisse aristokratische Würde; seine unvorsichtige Lobrede auf Maximus brachte ihm jedoch eine Hochverratsanklage auf den Hals, und nachdem ihm das Asylrecht einer novatianischen Kirche das Leben gerettet, beeilte er sich, durch das Lob des Theodosius die frühere Lobrede auf Maximus zu begraben. Im Heidentum erblickte er den Lebenskeim der römischen Größe und Herrlichkeit und machte daraus kein Hehl; dem Christentum, für dessen Bedeutung ihm der Blick mangelte, trat er indes nicht schroff gegenüber, sondern verlangte nur, daß man ihn und seine Freunde bei dem Glauben lasse, „der einst lange dem Staat gefrommt habe", und „daß sie als Greise auf ihre Nachkommen vererben dürften, was sie als Knaben überkommen". Das Beste, was er geschrieben, ist seine schon früher erwähnte Relatio. So geschickt dieselbe indes auch auf das Nationalgefühl und die Schwächen unklarer, schwankender, weichherziger Christen berechnet war, so schwach waren die eigentlichen Gründe, welche er für seine Forderungen vorbrachte. Es handelte sich um eine verlorene Sache, der noch so schön gezirkelte Sätze und so ergreifende Erinnerungen nicht mehr aufhelfen konnten.

Als Philosophen nennt Symmachus einen gewissen Batrachus, dann Maximus, Asklepiades, Jamblichus, Nicias und Celsus; alle übrigen erklärt er als Schwindler, und auch die Genannten scheinen völlig bedeutungslos gewesen zu sein. Makrobius erwähnt einen Faustkämpfer Horus, der nach unzähligen Boxereien sich der Philosophie zuwandte und sich als Cyniker einen Namen machte. Der eigentliche Leibphilosoph des Symmachus aber war der erwähnte Vettius Agorius Prätextatus, „Augur, Priester der Vesta, Priester des Sol, Fünfzehnmann, Kurial des Herkules, Eingeweihter des Bacchus und der eleusinischen Mysterien, Hierophant, Tempelwart, durch das Taurobolium geheiligt, Vater der Väter, dazu Quaestor candidatus, Stadtprätor, Korrektor von Tuscien und Umbrien, Konsular von Lusitanien, Prokonsul von Achäa, Stadtpräfekt (367—370), fünfmal Gesandter des Senats, Praefectus Praetorio für Italien und Illyrien, 385 designierter Konsul", ein in Aberglauben und Titelhochmut verrosteter Heide, der, als alle Götter und Mysterien ihn im Kampf gegen das Christentum im Stiche ließen, es auch noch mit der Philosophie versuchte und die Paraphrasen des Themistius zu den Libri analytici priores et posteriores des Aristoteles ins Lateinische übersetzte.

Als Redner werden von Symmachus Julianus, Antonius, Gregorius und Severus aufgeführt. Erhalten ist eine sachlich interessante Lobrede, die Latinus Drepanius Pacatus, ein Landsmann und Freund des Ausonius, 389 im Senat auf Theodosius I. hielt.

Von den Söhnen und Vettern des Flavianus Nicomachus schrieb einer „Annalen", andere wandten ihre Sorgfalt dem Texte des Livius zu. Die Grammatiker Servius und Tib. Claudius Donatus schrieben Kommentare zu Vergil. Flavius Vegetius stellte aus früheren Militärschriftstellern einen „Abriß des Militärwesens" zusammen; vielleicht derselbe Vegetius schrieb auch einen Traktat über Tierheilkunde.

Der einzige eigentlich nennenswerte Prosaschriftsteller ist der Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus. Er war aus Antiochien gebürtig, diente als Reiteroffizier erst zu Nisibis und Antiochien, wurde um 354 nach Mailand und Köln kommandiert, folgte Julian auf seinen ersten Feldzügen, wurde dann wieder nach Mesopotamien gesandt, machte 359 die siegreiche Verteidigung von Amida mit, diente unter Julian gegen die Perser, lebte bis 378 in Antiochien, von wo aus er Ägypten und Griechenland bereist zu haben scheint, zog endlich über Thracien nach Rom und ließ sich hier bleibend nieder, um sich fürder wissenschaftlicher Tätigkeit zu widmen. Er schloß sich eng an Symmachus und dessen Partei an und fand vielleicht sogar Aufnahme in den Senat. Im Jahre 391 brachte er bereits die ersten Teile seines Geschichtswerkes zum Abschluß, das sich als Fortsetzung an die Annalen des Tacitus reiht, und konnte dieselben in Rom rezitieren. Von da ab versiegen die Nachrichten über ihn.

Sein Werk (Rerum gestarum libri[1]) behandelte die römische Geschichte von Nerva bis zum Tode des Valens (96—378); erhalten sind aber nur die Bücher XIV—XXXI, welche die Jahre 353—378 umspannen, eine Zeit, die er selbst als tüchtiger Soldat in wichtigen, kriegerischen Episoden mitgelebt hat. Die meisten Territorien des weiten Reichs, die hervorragendsten Männer und die allgemeinen Verhältnisse kennt er aus eigener Anschauung; er berichtet offen und redlich, urteilt verständig, kräftig und derb; dagegen ist er als Stilist linkisch und ungeschickt, prunkt mit seiner Gelehrsamkeit und ist oft bis zur Unverständlichkeit geziert und schwulstig. Er hängt noch mit echt heidnischem Aberglauben an Vorzeichen und Wunderzeichen, Auspizien und Augurien, verehrt die Götter des alten Olymps, schreibt aber die Weltregierung einer ziemlich unbestimmten, allgemeinen Gottheit, dem Fatum und der Fortuna, zu. Das Christentum behandelt er achtungsvoll, verwahrt sich dagegen, daß man es nur als Altweibermärchen ansehe, und tadelt sogar den von ihm sonst hochverehrten Julian, daß er es den Christen verwehren wollte, Rhetorik und Grammatik zu lehren, wenn sie nicht zum Heidentum übergingen.

Auch auf dem Gebiete der Poesie hat das Heidentum nur noch einen wirklich bedeutenden Vertreter aufzuweisen. Der heidnischen Senatspartei kann der hochbegabte Claudius Claudianus freilich kaum beigezählt werden, da er mit Symmachus in gar keiner näheren Beziehung stand. Es wird sogar darüber gestritten, ob er Heide oder Christ gewesen. Man

[1] Editio princeps von A. Sabinus, Rom 1474; andere Ausgaben von Erasmus, Basel 1518; Accursius, Augsburg 1533; Gelenius, Basel 1533; J. A. Wagner, Leipzig 1808; F. Eyssenhardt, Berlin 1871; V. Gardthausen, Leipzig 1874/75. — Gimazane, Ammien Marcellin, sa vie et son œuvre, Toulouse 1889. — W. C. Cast, Quaestiones Ammianae, Berol. 1868.



braucht ihn aber nur mit Prudentius zu vergleichen, um zu erkennen, daß die christlichen Ideen und Ideale nicht die Seele seiner Poesie gewesen sind[1].

Vermutlich um das Jahr 370 zu Alexandrien geboren, kam er noch im jugendlichen Alter nach Rom, in griechischer wie lateinischer Sprache und Versifikation gleich gewandt, machte durch ein Lobgedicht auf die beiden jugendlichen Konsuln Olybrius und Probinus, die beide der christlichen Familie der Anicier angehörten (395), Aufsehen bei Hofe, ward zum Tribun und Notarius (mit dem Prädikat vir clarissimus) erhoben und trat vermutlich in den Dienst Stilichos, der fürder der Hauptheld seiner Muse war. Seine größeren lateinischen Werke sind fast sämtlich politische oder höfische Gelegenheitsdichtungen: Lobgedichte auf das dritte, vierte und sechste Konsulat des Kaisers Honorius (396 398 403), Schmähgedichte auf den Reichsverweser Rufinus in Konstantinopel (zwischen 395 und 397) und den gestürzten Eunuchen Eutropius (399), ein Festgedicht auf die Hochzeit des Honorius mit Maria, der Tochter Stilichos (398), ein Gedicht auf den Krieg des Gildo in Afrika (398), drei Bücher auf das Konsulat des Stilicho (400), zwei Gedichte an Serena, die Gemahlin Stilichos. Für seine letzten großen Lobgedichte wurde ihm um 402 der Rang eines Patricius und eine Statue auf dem Trajansforum zu teil, deren Inschrift 1493 wieder ausgegraben wurde. Alle diese Gedichte sind geschichtlich überaus interessant, bis zu einem gewissen Grad auch als Geschichtsquellen wertvoll, weil sie über Stilicho und die gesamte Zeitgeschichte die merkwürdigsten Einzelheiten enthalten, sie sind aber auch in künstlerischer Hinsicht sehr glücklich entworfen, wahrhaft dichterisch beseelt und in reicher, gewählter Sprache, oft mit dem lebhaftesten Schwung ausgeführt. Auch den drei Büchern „Vom Raube der Proserpina“ scheinen zeitgeschichtliche Anspielungen nicht ganz fern zu liegen, obwohl der Mythus selbst ganz unabhängig von denselben in echt klassischer Abrundung durchgeführt ist[2].

---

[1] Als Christen (doch eigentlich als bloßen Namenschristen) betrachtet ihn Th. Birt (Prolegomena LXIII—LXVIII und De moribus christianis, quantum Stilichonis aetate in aula imperatoria valuerint), Marburg 1885; ebenso Vollmer (Art. „Claudianus“ bei Pauly-Wissowa, Real-Encyklopädie II 2656). E. Arens (Claudian, Christ oder Heide? in Histor. Jahrb. der Görres-Gesellschaft XVII [1896] 1—22) neigt der Annahme zu, daß ihm das Carmen paschale abzusprechen und er einfach als „Vertreter des Heidentums“ anzusehen sei. — Nach G. Rauschen (Jahrbücher der christlichen Kirche unter Theodosius d. Gr., Freiburg 1897, 555—559) war er „weder ganz Heide noch ganz Christ, aber doch mehr Heide als Christ, nach der Überzeugung seines Herzens wahrscheinlich weder das eine noch das andere“.

[2] Ausgaben von Celsanus, Vicenza 1482; Ugoletus, Parma 1500; Parrhasius, Mailand 1500; Camers, Wien 1510; Asulanus, Venedig 1523; Ventinus, Basel 1534; Claverius, Paris 1602; Scaliger, Antwerpen 1603; Barth, Hanau 1612, Frankfurt 1650; Heinsius, Leiden 1650; Gesner, Leipzig 1759; Burmann, Amsterdam 1760; Königs, Göttingen 1808;

In all diesen Gedichten findet sich kein Ausdruck christlichen Glaubens und christlicher Gesinnung, nicht die leiseste Andeutung davon. Das Christentum ist so vollkommen ignoriert, als ob es gar nicht auf der Welt wäre. Wie kein anderer römischer Dichter der letzten Jahrhunderte ist Claudian mit allen vorausgegangenen Dichtern, besonders jenen des augusteischen Zeitalters, vertraut. Er hat sich ihre Sprache vollkommen angeeignet; er kennt alle Feinheiten der Metrik und spielt damit. Seine Verse fließen so leicht und anmutig dahin wie jene Ovids. Er lebt und webt aber auch ganz in den Anschauungen der Alten, in ihrer Götterwelt, in ihrem Mysteriendienst, in dem Kalender der „Fasti", in der bunten Gestaltenfülle der „Metamorphosen", in dem Römerstolz und der künstlerischen Selbstgenügsamkeit des Horaz, in der Cäsarenverehrung Vergils. Nur heißt Augustus jetzt Theodosius oder Honorius, Mäcenas Stilicho; zuweilen treten auch die Kaiser zurück gegen Stilicho, welchen er den „Vater des Reiches", ja zweideutig „Fürst" und „König", den „Göttern nahekommend" nennt, ja als Gott verehren möchte, wenn er es sich nicht selbst verbeten hätte.

Aut regio quae non pro numine vultus
Dilectos coleret, talem ni semper honorem
Respueres [1].

Zweimal besingt er ausführlich den Triumph des großen Theodosius über Eugenius und Flavianus Nicomachus [2]; aber aus seinen Versen ließe sich nicht entfernt ahnen, daß es sich dabei um den letzten Entscheidungskampf zwischen Heidentum und Christentum gehandelt hat. Eugenius ist nur ein Tyrann, Flavian ein Rebell, welcher die Einheit und Größe Roms bedrohte. Den Sieg hat nicht Christus, sondern die heidnische Victoria erstritten. Auch den großen Sieg Stilichos bei Pollentia schreibt er der Victoria zu; sie hat das sechste Konsulat des Honorius herbeigeführt, ihr gehört der Senat, sie ladet Stilicho ein, als Konsul seinen Platz in Rom einzunehmen:

Quae vero procerum voces, quam certa fuere
Gaudia, cum totis exsurgens ardua pennis
Ipsa duci sacras Victoria panderet aedes!
O palma viridi gaudens et amica trophaeis
Custos imperii virgo, quae sola mederis
Vulneribus nullumque doces sentire laborem: — —
Adsis perpetuum Latio votisque senatus
Annue, diva, tui [3].

L. Jeep (I, Leipzig 1876; II, ebd. 1879); Th. Birt (Monum. Germ. Hist. Auctores Antiquissimi X), Berlin 1892; J. Koch, Leipzig 1893. — Über das Leben des Dichters geben den besten Aufschluß die Prolegomena bei Birt, De Claudiani vita et scriptis et temporum historia I—LXIX. — Vgl. Vollmer a. a. O. II 2652—2660.

[1] XXII 179 (bei Birt a. a. O. 209).

[2] VII 63—72; VIII 72—103 (bei Birt a. a. O. 143 152 f).

[3] XXIV 202 ff (bei Birt a. a. O. 227 f).

Gegenüber den Bemühungen des hl. Ambrosius und des Prudentius spricht dieses Gebet an die Victoria deutlich genug. Der hl. Augustin und Orosius haben sich nicht getäuscht, wenn sie Claudian als Dichter für einen Heiden hielten[1]. Er hat allerdings nirgends das Christentum angegriffen, auch nicht offen für das Heidentum gekämpft, aber bewußt oder unbewußt für dasselbe Stimmung gemacht, vielleicht wirksamer als Symmachus.

Daran ändert nichts, daß sich unter seinen kleineren Gedichten ein sehr schönes lateinisches Ostergedicht und zwei griechische Epigramme auf den Erlöser finden. Da sein Heidentum nichts von dem verbissenen Fanatismus eines Flavianus Nicomachus oder eines Prätextatus an sich hat, sondern lediglich poetisch und humanistisch in der Schönheit der antiken Mythologie und Poesie schwelgt, da er an einem christlichen Hof und in stetem Verkehr mit Christen lebte, sich der Feier christlicher Feste wohl kaum entziehen konnte, und da nichts darauf hindeutet, daß er je in religiösen Zwist geraten, so ist es gar nicht ausgeschlossen, daß er sich im praktischen Leben äußerlich seiner christlichen Umgebung akkommodiert, zuletzt noch das Christentum kennen gelernt und auch innerlich angenommen hat, wäre es auch erst am letzten Ostertage seines Lebens gewesen. Denn er ist jung gestorben; nach 404 verliert sich jede Spur von ihm.

Als Dichter gehört er unzweifelhaft noch der heidnischen Antike an; er ist ihr letzter bedeutender Vertreter. Daß er nicht früher dem Christentum näher getreten und ein christlicher Dichter geworden, ist sicher zu bedauern. Die Zeiten waren vorüber, wo der „Raub der Proserpina", dieser Hauptmythus der eleusinischen Mysterien, mehr als ein humanistisches Märchen hätte sein können. Sein Hauptheld Stilicho aber hatte dem Christentum zu große Dienste erwiesen, um in einen römischen Halbgott umgewandelt zu werden, und war anderseits ein zu flauer Christ, um in jener antiken Beleuchtung die Liebe und Verehrung christlicher Völker zu gewinnen. Mag Claudian an technischer Leichtigkeit und Formgewandtheit Prudentius überflügeln, an geistigem, ja selbst an poetischem Gehalt steht er weit hinter ihm zurück. Schon daß er die schönsten lateinischen Verse einem Vandalen zu Füßen legte, zeigte den inneren Widerspruch, in welchen die antike Welt sich verstrickt hatte und in welchem sie ihrer Auflösung entgegenging.

Zwölf Jahre nachdem die Leier Claudians verstummt war, im Jahre 416, beschrieb ein vornehmer Gallier, Rutilius Namatianus, in glatten, tadellosen Distichen seine Reise von Rom über Ostia, die Küste entlang, nach Gallien. Er hatte es in Rom zu hohen Würden gebracht, war kaiserlicher Haushofmeister (magister officiorum), 414 sogar Stadt-

---

[1] Poeta Claudius quamvis a Christi nomine alienus (S. August., De civ. Dei V 26). — Paganus pervicacissimus (Orosius, Hist. VII 35).

präfekt geworden. Allein die Welt war bereits aus den Fugen. Die Scharen Alarichs hatten Rom geplündert. Jetzt wurde Gallien von den Westgoten heimgesucht, und so waren auch Namatians reiche Besitzungen in Südgallien von ihnen verwüstet worden. Das war die Ursache der Reise. Trotz allen Unheils war der hartnäckige Heide so wenig wie Symmachus und Claudian an der Größe des heidnischen Rom wankend geworden, er hoffte vielmehr auch jetzt noch von den alten Göttern Heil und Rettung. Wie ein Lucilius und Horaz vertrieb er sich die Zeit mit Versemachen. Seine Reisebeschreibung[1] ist halb Idyll, halb Satire. Zwischen die Reisenotizen fügen sich Verse zum Lobe der Götter, Erinnerungen an Freunde und Verwandte, alte Göttermythen, rhetorische Kunststückchen, gelegentliche Ausfälle, z. B. gegen die Juden[2] und gegen Stilicho wegen seines Vertrages mit den Goten[3]. Für das Christentum hat er nicht das mindeste Verständnis. Den Mönchen auf der Insel Capraria widmet er darum folgende Verse:

Weiter drüben vom Meer hebt sich die Caprarische Insel:
Männer, scheuend das Licht, füllen den traurigen Strand.
Mönche nennen sie sich mit fremden, griechischen Namen,
Weil sie leben allein wollen und ohne Geleit.
Wie wir fürchten den Zorn, so sie die Gaben des Glückes;
Wer macht elend sich selbst, um ja nicht elend zu sein?
O der närrischen Wut des völlig verdrehten Gehirnes;
Während das Böse du fliehst, raubst du das Gute dir selbst!
Mögen die Züchtlinge nun vom Schicksal erwarten die Strafen,
Oder ihr Inneres blähn Galle der schwärzesten Art.
Denn der Galle bereits schrieb zu der alte Homerus
Bellerophontischer Qual Liebes- und Lebensverdruß.
Denn getroffen vom Pfeil des Schmerzes, so gehet die Sage,
Faßte des Jünglings Herz Ekel am Menschengeschlecht[4].

Noch entrüsteter fühlte sich der vornehme Lebemann, als er auf einer andern Küsteninsel einen hochgeborenen jungen Römer aus seiner eigenen nächsten Bekanntschaft traf, der sich in einer unwirtlichen Felsenhöhle als Einsiedler niedergelassen hatte:

Aus den Fluten empor reckt sich das umflossene Gorgon
Zwischen dem Pisischen Strand und dem von Cyrniakum.
Gegenüber dem Fels, dem Denkmal neulichen Schiffbruchs,
Wohnte ein Bürger von uns lebend bereits in dem Grab.

---

[1] Herausgeg. von J. B. Pius, Bologna 1520; J. Castalio, Rom 1582; C. Barth, Frankfurt 1623; Th. Almeloveen, Amsterdam 1687; A. W. Zumpt, Berlin 1840; J. Z. Colombet, Lyon 1842; L. Müller, Leipzig 1870; Bährens (Poetae latini minores), Leipzig 1883. — Deutsch übersetzt und erklärt von Itasius Lemniacus (A. v. Reumont), Berlin 1872. — Vgl. N. Lardner, Works VIII, London 1838, 88—90.

[2] Itinerar. I 383 f. [3] Ebd. II 41 f.

[4] Ebd. I 439—452, übersetzt vom Verfasser.

Kürzlich verließ er uns erst, der Jüngling, von edelstem Stamme,
Uns befreundet und reich, würdiger Gattin vermählt.
Furien trieben ihn an, vor Göttern und Menschen zu fliehen,
Und wahngläubig verkroch er sich in dieses Versteck.
Armer Tropf! Im Schmutz meint Himmlisches er zu verkosten,
Quält sich ärger, als je strafet ein zürnender Gott!
Ist nicht schlimmer, o sprich, die Sekte als Circes Bezaub'rung?
Diese verwandelt den Leib, jene die Seele zum Tier![1]

Von Namatians weiteren Schicksalen wissen wir nichts. Anfang und Ende seines Itinerariums sind nur in verstümmelter Fassung auf uns gekommen. Soviel ist indes sicher, daß die alten Götter ihn und Rom vollständig im Stiche gelassen haben, das von ihm verachtete Mönchtum aber die furchtbaren Katastrophen jener Zeit überdauert hat.

Dreizehntes Kapitel.

Die lateinische Dichtung unter den letzten weströmischen Kaisern.

Die dichterische Prophezeiung des Prudentius, das einmal christlich gewordene Römerreich würde allen feindlichen Gewalten trotzen und ewig weiter dauern, sollte sich nicht erfüllen. Wohl war das mächtige Römerreich berufen gewesen, der Kirche die Wege zu bereiten, aber verschmelzen sollten sie sich nicht. Ihre Ziele waren ganz verschiedener Natur. Die Kirche konnte das schon tief erschütterte, sinkende Reich nicht vor dem Untergange retten. Schon unter Gallienus (um 260) begannen Einfälle der Barbaren dasselbe zu beunruhigen. Im Jahre 406 brachen germanische Scharen unter Radagais in Gallien ein; 410 ward Rom durch Alarich geplündert; 415 gründeten die Westgoten ihre Herrschaft in Südfrankreich und Spanien; 429 eroberten die Vandalen Afrika, 452 verwüsteten die Hunnen unter Attila Italien, 455 verheerte Geiserich auch Rom, 476 ward das weströmische Reich durch Odovakar vernichtet, 486 endlich fiel das nördliche Gallien in die Hände der Franken. Die noch jugendkräftigen Barbarenvölker triumphierten über die morsche römische Überkultur.

Auch die Freunde der Literatur konnten unter all diesen Katastrophen und Drangsalen wenig mehr leisten. Es fehlte friedliche Ruhe und Muße, es fehlte die Grundlage einer ungestörten literarischen Tätigkeit.

Ein sprechendes Zeitbild gibt uns die in 616 Hexametern abgefaßte Selbstbiographie des Paulinus von Pella, eines Enkels des Dichters

---

[1] Itinerar. I 515—526, übersetzt vom Verfasser.

Ausonius, welcher, 376 zu Pella geboren, jene Erzählung seiner Lebensschicksale im Jahre 459 als vierundachtzigjähriger Greis niederschrieb[1].

Sein Vater Hesperius war Präfekt von Macedonien, wurde aber, als der Knabe kaum neun Monate alt war, nach Karthago versetzt. Die Familie zog dahin auf dem Landwege über die Alpen und dann über das Tyrrhenische Meer. Von Karthago ward Hesperius nach anderthalb Jahren abermals versetzt, diesmal in die Heimat seiner Familie, nach Bordeaux, wo Paulinus als dreijähriger Knabe noch seinen Großvater, den alten Dichter, kennen lernte. Durch die Dienerschaft ward er zuerst mit dem Griechischen vertraut, las Isokrates und Homers Ilias und Odyssee. Dann erst kam das Lateinische mit Vergil an die Reihe, das ihm anfänglich sehr schwer fiel. Sehr fromm und keusch erzogen, dachte er ernstlich daran, sich ganz Gott zu weihen; die Eltern waren indes damit nicht einverstanden. Nach einer schweren Krankheit, die ihn nötigte, zeitweilig die Studien mit Spiel und Jagd zu vertauschen, heiratete er die Tochter einer vornehmen Familie und ward durch gute Bewirtschaftung seiner Güter zum wohlhabenden Mann. Sein Vater starb aber bald. Durch wiederholte Barbareneinfälle verlor Paulinus alle seine Besitzungen und seine Habe. Der Tod entriß ihm darauf seine Gattin und mehrere der nächsten Verwandten. Von seinen zwei Söhnen starb der eine früh als Presbyter, der andere ließ den hart bedrängten Vater im Stich. Was den schwer geprüften Mann in all diesen Schicksalsschlägen aufrecht erhielt, war seine tiefe Religiosität. Fast völlig verarmt, zog er im Alter von fünfundvierzig Jahren nach Marseille und suchte sich da durch Bebauung eines kleinen Gütchens durchzuschlagen; aber auch hier hatte er nur Mißerfolg und kehrte nach Bordeaux zurück, wo er endlich einen Käufer für das Gütchen in Marseille fand und so viel herausschlug, daß er aus der größten Not errettet war.

Dafür dankt er Gott von ganzem Herzen, bittet ihn um Mut und Stärke und um seinen Schutz in allem, was ihm noch fürder begegnen mag.

> Sed, quaecumque manet nostrum sors ultima finem,
> mitiget hanc spes, Christe, tui conspectus et omnem
> discutiat dubium fiducia certa pavorem,
> me, vel in hoc proprio mortali corpore dum sum,
> esse tuum, cuius sunt omnia, vel resolutum
> corporis in quacumque tui me parte futurum.

Ein Seitenstück, wenn auch ein weniger düsteres, zu diesem vielgeprüften Dichterleben bieten die Schicksale des afrikanischen Rhetors Blossius

---

[1] Sie trägt den Titel Eucharisticos — „Dankgebet". Zuerst herausgeg. von Marguerin de la Bigne, Paris 1573; dann von L. Leipziger, Breslau 1858; W. Brandes, Wien 1888, in den Poetae christiani minores (Corpus script. eccl. lat. XVI 263—334). — J. Rocafort, De Paulini Pellaei vita et carmine, Bordeaux 1890.

Aemilius Dracontius, der gegen Ende des fünften Jahrhunderts in Karthago lebte und beim dortigen Prokonsul eine Stelle bekleidete. Er scheint zu einer jener römischen Familien gehört zu haben, welche die Vandalen bei der Eroberung in ihrem Besitzstande beließen, und lebte mit zahlreicher Familie[1] in Wohlstand und Ehre. Er muß sich indes erlaubt haben, statt den König Gunthamund, der von 484—496 regierte, den Kaiser von Byzanz zu besingen, kam hierdurch in Verdacht geheimer Beziehungen zu den Oströmern und zog sich so den höchsten Zorn des Königs zu. Er ward aller seiner Güter beraubt, so daß die Seinigen in die äußerste Not gerieten, ins Gefängnis geworfen und sogar grausam mißhandelt. Während seiner Gefangenschaft verfaßte er zwei Gedichte: eine Elegie in 158 Distichen, Satisfactio überschrieben, und eine größere religiöse Dichtung in drei Büchern, mit dem Titel Laudes Dei, in deren Prolog er abermals an die Gerechtigkeit und Milde des Königs appelliert[2].

Das Bestreben der Dichter ging in dieser trüben, schweren Zeit mehr darauf aus, zu trösten, zu belehren, zu erbauen, als in der Form neue Wege einzuschlagen und eigentliche Kunstwerke zu schaffen. Von den meisten Dichtern sind nur die dürftigsten Nachrichten vorhanden, oft kaum mehr als der Name, und bei etlichen Dichtungen fehlt auch dieser. Ein „Gedicht über die göttliche Vorsehung", um 415 oder 416 abgefaßt, das tüchtige theologische Bildung voraussetzt, wird von vielen dem Prosper von Aquitanien zugeschrieben, doch haben semipelagianische Anklänge gegen seine Autorschaft Zweifel erweckt[3]. Die „Alethias" des Claudius Marius Victor (der zwischen 425 und 455 starb) führt den Anfang der Genesis in freierer Bearbeitung aus, in gewandter, frischer Form und ziemlich reiner Sprache[4]. Noch freier schaltet mit dem biblischen Vorwurfe Hilarius von Arles, der auf Anregung Leos I. ebenfalls den Anfang der Genesis bis auf Noe behandelte[5]. Das „Commonitorium" des Orientius ist ein schlichtes, herzliches Lehrgedicht (in 1036 Versen), das vom Laster abmahnen und auf den Pfad der Tugend

---

[1] Numerosa propago (III 690 ff).

[2] Die Satisfactio herausgeg. von F. Arevalo, Rom 1791; abgedruckt bei Migne, Patr. lat. LX 901—932; selbständig von F. de Duhn (Dracontii carmina minora), Leipzig 1873. Eine Bearbeitung derselben durch Bischof Eugenius von Toledo als Dracontii Elegia bei Migne a. a. O. LXXXVII 383—388. — Die Laudes Dei herausgeg. von Arevalo, Rom 1791; und danach bei Migne a. a. O. LX 679—902; der erste Teil derselben ebenfalls von Bischof Eugenius herausgeg. als Dracontii Hexaemeron bei Migne a. a. O. LXXXVII 371—384.

[3] Bei Migne a. a. O. LI 617—638.

[4] Herausgeg. von J. Gagnejus, Lyon 1536, Paris 1545; Migne a. a. O. LXI 937—970; C. Schenkl, Wien 1888, in Poetae christiani minores I (Corpus script. eccl. lat. XVI 335—498).

[5] Bei Migne a. a. O. L 1287—1292.

führen will[1]. Ziemlich trocken und nüchtern wirft Prosper von Aquitanien den Semipelagianern in seinem Gedichte „Von den Undankbaren" ihren Undank gegen die göttliche Gnade vor[2]; seine mehr als hundert Epigramme sind fast ausschließlich religiösen Inhalts und schließen sich eng an die Lehre des hl. Augustin. Bischof Paulinus von Perigueux übernahm es, das Leben des hl. Martin von Tours in treuem Anschluß an Sulpicius Severus zu einem legendarischen Epos in Hexametern zu gestalten[3].

Am meisten Erfolg hatte in der Bearbeitung der biblischen Geschichte Sedulius in seinem „Ostergedicht" (Carmen paschale)[4]. Von seiner Person weiß man nichts, als daß er, in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts geboren, sich in seiner Jugend mit weltlicher Wissenschaft abgab, dann nach Griechenland ging und unter dem Einflusse seines dortigen Freundes, des Priesters Macedonius, sich ganz dem religiösen Leben widmete und Kleriker ward. Nachdem er aber hierin sein Glück gefunden, will er auch andere desselben teilhaftig machen, und da sie lieber Verse als Prosa lesen, will er seinem Unterrichte den Reiz der Poesie verleihen. Im ersten einleitenden Buche zeigt er, wie hoch die wirklichen Wunder Gottes über allen Mythen der Heiden stehen, und führt dann der Reihe nach die erhabensten Großtaten Gottes im Alten Bunde auf. Die übrigen vier Bücher sind dem Neuen Bunde gewidmet. Anstatt ängstlich dem evangelischen Texte zu folgen, greift Sedulius frisch und lebendig heraus, was ihn am meisten angesprochen, und führt es ebenso frisch und originell aus, in kerniger, oft wirklich poetischer Sprache mit seinen eigenen Andeutungen und Betrachtungen, mit malerischen Zügen, wohl auch mit der einen oder andern rhetorischen Spielerei. Um aber auch die strengsten theologischen Forderungen zu befriedigen, schrieb er zu seinem Gedichte noch einen Paralleltext in Prosa, der

---

[1] Bei Migne a. a. O. LXI 977—1000 und R. Ellis, Wien 1888, in Poetae christiani minores I (Corpus script. eccl. lat. XVI 191—261. — L. Bellanger, Le poème d'Orientius, Paris 1903; Recherches sur Saint Orens, Auch 1903.

[2] Das Carmen de ingratis bei Migne a. a. O. LI 89—148; die Epigrammata ebd. LI 497—532. — Der Titel De ingratis ist absichtlich doppelsinnig gehalten: ingratus = „Leugner der gratia" und deshalb auch „undankbar".

[3] Herausgeg. von F. Juretus, Paris 1589; Migne a. a. O. LXI 1009 bis 1076; F. Corpet, Paris 1852; M. Petschenig, Wien 1888, in Poetae christiani minores I (Corpus script. eccl. lat. XVI 1—190).

[4] Das Paschale carmen bei Migne a. a. O. XIX 533—754), das Paschale opus ebd. XIX 545—754; die Hymnen ebd. XIX 753—770. — Gesamtausgaben von J. Huemer, Wien 1885 (Sedulii opera omnia. Corpus script. eccl. lat. X). — Die Gedichte allein herausgeg. von J. Looshorn, München 1879; das Paschale carmen von Hurter (SS. Patrum opusc. sel. XXXIII). — I. Huemer, De Sedulii poetae vita et scriptis commentatio, Vindob. 1878. — C. L. Leimbach, Cälius Sedulius und sein Carmen paschale, Goslar 1879.

alle biblischen Einzelheiten nachträgt, die er etwa in seinen Versen vernachlässigt oder verkürzt hat. Was er anstrebte, hat er im reichsten Maße erlangt, nämlich eine große Volkstümlichkeit, so daß sein Werk bis tief ins Mittelalter hinein weiterwirkte.

Durch ein kleineres Gedicht, den abecedarischen Weihnachtshymnus A solis ortus cardine, lebt Sedulius auch in der kirchlichen Liturgie fort. Dasselbe unterscheidet sich durch seine Zartheit sowie die Anwendung des Reimes und seine musikalische Anlage sehr deutlich von den ambrosianischen Hymnen.

A solis ortus cardine Adusque terrae limitem Christum canamus principem Natum Maria virgine.	Vom Aufgang bis zum Niedergang Erschalle Preis und Lobgesang Dem Sohn der Jungfrau Jesu Christ, Der aller Herren Herrscher ist.
Beatus auctor saeculi Servile corpus induit, Ut carne carnem liberans Non perderet quos condidit.	Der aller Welt das Dasein gab, In Knechtsgestalt kam er herab; Das Fleisch im Fleische zu befrein, Heil den Gefall'nen zu verleihn.
Clausae parentis viscera Caelestis intrat gratia, Venter puellae baiulat Secreta, quae non noverat.	Der Gnade Himmelsstrom ergoß Sich in der Jungfrau reinsten Schoß, Ihr Leib umschloß das Gottespfand, Das der Natur war unerkannt.
Domus pudici pectoris Templum repente fit Dei, Intacta nesciens virum Verbo creavit filium.	Die Klause heil'ger Züchtigkeit Hat Gott zum Tempel sich geweiht: Der unberührte Leib sofort Empfing den Heiland durch das Wort.
Enixa est puerpera Quem Gabriel praedixerat, Quem matris alvo gestiens Clausus Ioannes senserat.	Geboren hat die keusche Magd, Den Gabriel vorausgesagt; Dem, als ihr Schoß ihn noch umschloß, Johannes jauchzt' im Mutterschoß.
Faeno iacere pertulit, Praesepe non abhorruit, Parvoque lacte pastus est, Per quem nec ales esurit.	Zum Lager wählt' er sich das Heu, Ruht' in der Krippe sonder Scheu; Er ward mit karger Milch getränkt, Der selbst dem Vogel Nahrung schenkt.
Gaudet chorus caelestium, Et angeli canunt Deum, Palamque fit pastoribus Pastor creatorque omnium[1].	Hoch freuet sich der Engel Chor, Laut schallt ihr Jubelsang empor; Als Hirte macht der Hirten Schar Der Herr der Welt sich offenbar[2].

Wie der heidnische Dichter Claudian, der den Stilicho besang, noch am Anfang des Jahrhunderts mit einer Bildsäule auf dem Forum Trajans ge-

---

[1] Sedulii opera omnia (ed. I. Huemer) 163 164.

[2] Schlosser, Die Kirche in ihren Liedern I[2] 100 101.

ehrt wurde, so erhielt auch der Spanier Flavius Merobaudes, der sich zugleich als Rhetor und tüchtiger Kriegsmann auszeichnete, 435 ein ehernes Standbild zu Rom[1]. Ihm wird ein Lobgedicht auf Christus in 30 Hexametern (Proles vera Dei) zugeschrieben. Ganz sicher steht seine Verfasserschaft in Bezug auf ein Lobgedicht, das in 197 Hexametern, mit dem feierlichen Pathos Vergils das dritte Konsulat des Aëtius (446) feiert, ebenso für Bruchstücke von vier andern Gedichten, von welchen zwei dem Preise Valentinians III. und seiner Familie gewidmet sind[2]. In Feinheit des Ausdruckes und Verses kommt er Claudian nahe. Man braucht darum nicht anzunehmen, daß er Heide geblieben ist. Es ist leicht erklärlich, daß neben der christlichen Kunstrichtung des Sedulius auch eine mehr antike sich noch länger forterhielt, zwar nicht mehr dem Heidentum selbst huldigend, wohl aber dessen hergebrachten mythologisierenden Formen. Ihren Hauptvertreter fand diese Richtung an dem vornehmen Gallier Gajus Sollius Apollinaris Sidonius, 430 in Lyon geboren[3]. Schon der Großvater und der Vater, beide mit der Stelle eines Praefectus praetorio Galliarum bekleidet, waren Christen. Das hinderte nicht, daß er selbst noch eine rhetorisch-humanistische Schulung erhielt, wie sie noch von den Zeiten des Ausonius her im Schwange war, mit entschieden antiker Färbung. Poetisch angelegt, erwarb er sich nicht nur viele Freunde von gleichstehendem Rang, sondern gewann auch die Gunst der höchsten Persönlichkeiten. Avitus gab ihm seine Tochter zur Frau, und als er Kaiser wurde, nahm er ihn (455) mit nach Rom. Sidonius hielt im folgenden Jahre den üblichen Panegyrikus auf ihn und ward dafür mit einer Bildsäule in der Bibliothek auf dem Forum Trajans ausgezeichnet. Er wußte auch Majorian und später Anthimus, die Nachfolger des Avitus, zu gewinnen. Majorian zog ihn bei den feierlichen Spielen zu Arles in seine nächste Nähe. Anthimus machte ihn zum Stadtpräfekten von Rom und erhob seine Familie zur patrizischen Würde. Als er sich dann, mit Ehren und Würden überhäuft, auf seine Güter im Lande der Arverner zurückzog, wurde er (470) unerwartet vom Volke zum Bischof begehrt und nahm, anfänglich widerwillig, die Würde an. Er entsagte jetzt so ziemlich der Poesie und widmete sich seiner oberhirtlichen Aufgabe so hingebend, daß er sich weit und breit eines hohen Rufes erfreute. Er starb nach 480.

---

[1] Die Inschrift besagt: Viro, tam facere laudanda quam aliorum facta laudare praecipuo. — Corpus inscript. lat. VI, n. 1724 (anno 435).

[2] Fl. Merobaudis carminum panegyricique reliquiae ex membranis Sangallensibus editae a B. G. Niebuhrio, Bonn. 1824. — Vgl. G. Fabricius 763. — Claudian. ed. Gesner 710; ed. Jeep II 202.

[3] Lebensabriß desselben von Th. Mommsen (Monum. Germ. Hist. Auctores antiquissimi VIII XLIV—LIII).

Sidonius hat eine Sammlung von vierundzwanzig, zum Teil ziemlich langen Gedichten und eine Briefsammlung in neun Büchern hinterlassen[1]. „In gebundener Rede wie in Prosa, mag er erzählen oder überreden, loben oder tadeln oder was immer für einen Gegenstand behandeln, überall herrscht dieselbe glückliche und reichhaltige Darstellung und eine Mannigfaltigkeit der Sprache und des Ausdrucks, daß eine bewundernswerte Geisteskraft und eine reiche Gelehrsamkeit sofort in die Augen springt.“[2] Er ist bei weitem geistreicher, belesener und gewandter als etwa Ausonius, ein echter, lebendiger Gallier, dem das Wort in wunderbarer Leichtigkeit floß und der dennoch, mit feinem Formgefühl begabt, die Kunst des Stils vielleicht nur allzusehr pflegte, um später nüchternen Kritikern zu gefallen. Nicht gerade zum Vorteil gereichte es ihm, daß er sich Statius und besonders Claudian zum Vorbilde nahm. Dies war indes begreiflich genug. In seinem Panegyrikus auf Avitus läßt er mit Juppiter den ganzen alten Olymp aufmarschieren, um die von der Völkerwanderung hart bedrängte Roma zu trösten und an die Regierung seines Schwiegervaters die glänzendsten Hoffnungen für die Zukunft zu knüpfen. Wenn man sein Loblied auf Majorian liest, meint man, es wäre ein neuer Augustus in Sicht, der siegreich alle Völker unter den römischen Adlern vereinigte[3]. Auch den Anthimus feiert er mit wahrhaft welthistorischer Grandezza, daß man kaum glauben sollte, unmittelbar vor dem völligen Sturze des Reiches zu stehen. Den nüchternen Kritiker mag das anwidern. Aber wer wirklich poetisches Gefühl hat, wird sich dem Eindruck nicht verschließen können, daß Sidonius sich gerade als Dichter über den Jammer der Zeit hinwegzutäuschen wußte und in wirklicher Begeisterung alle Reminiscenzen alter Größe zusammenkramte, um das sinkende Rom gleichsam noch einmal in bengalische Beleuchtung zu rücken. Dem Schwiegersohn eines Kaisers und einem Stadtpräfekten von Rom sind diese stolzen Träume nicht zu verübeln[4].

Daß Sidonius als Bischof jenen Träumereien und der Poesie überhaupt so ziemlich entsagte, macht seinem gesunden Sinne alle Ehre; daß er nicht sofort alle Schwächen eines früheren Hofpoeten und Rhetors abstreifte, begreift sich. Läßt sich auch seine Korrespondenz durchaus nicht als ein

---

[1] Ausgaben von J. Sirmond S. J., Paris 1614 1652; abgedruckt bei Migne, Patr. lat. LVIII; E. Baret, Paris 1879; Chr. Lütjohann, Berlin 1887 (Monum. Germ. Hist. Auctores antiquissimi VIII); P. Mohr, Leipzig 1895. — M. Fertig, Sidonius und seine Zeit, Würzburg 1845/46. — L. A. Chaix, S. Sidoine-Apollinaire et son siècle, Clermont-Ferrand 1867/68.

[2] So urteilt Sirmond, Vita S. Sidonii Apollinaris (Migne a. a. O. LVIII 442).

[3] Migne a. a. O. LVIII 672 ff; bei Lütjohann a. a. O. 187—202.

[4] Wie das Ebert (Geschichte der Literatur des Mittelalters[2] 425) tut.

erschöpfendes Bild seines bischöflichen Wirkens betrachten, so spricht aus den fein geschniegelten Briefen doch ein rastlos wirksamer, liebevoller, gütiger, verständiger und wohltätiger Mann, der in jenen entsetzlichen Zeitläuften viele Tränen getrocknet, viel Gutes gestiftet, dabei sich und andere auf der Höhe einer feinen literarischen Bildung erhalten hat. In einem Brief an Philagrius [1] zeichnet er sich also:

„Du liebst, wie ich vernehme, die Ruhigen; ich sogar die Trägen. Du meidest die Barbaren, weil sie für schlecht gelten; ich, auch wenn sie gut sind. Du verwendest Fleiß auf die Lesung; auch ich erlaube der Trägheit nicht, mir hierin zu schaden. Du stellst die Rolle eines religiösen Mannes dar; ich sogar dessen Bild. Du verlangst nicht fremdes Gut; ich halte es schon für einen Gewinn, wenn ich das meinige nicht verliere. Du freust dich am Umgang mit Gelehrten; ich nenne eine noch so große Menschenmenge, der es an literarischer Bildung fehlt, die größte Einsamkeit. Es heißt, du seiest sehr fröhlich; auch ich halte alle Tränen für verloren, außer jenen, welche man im Gebete vor Gott weint. Man sagt, du seiest überaus zuvorkommend; auch vor meinem bescheidenen Tisch ist noch keiner erschrocken wie vor einer Polyphemshöhle. Man sagt dir die größte Milde gegen deine Diener nach; auch ich quäle mich keineswegs, wenn die meinen nicht so oft gequält werden, als sie sich verfehlen. Man muß von Zeit zu Zeit fasten? Ich säume nicht, mitzutun. Dann auch wieder speisen? Ich schäme mich nicht, darin voranzugehen. Schenkt mir übrigens Christus die Gnade, dich selbst zu sehen, so werde ich mich freuen, daß ich nun auch das Geringere an dir kennen lernen werde. Was aber das Wichtigere ist, das kenne ich schon genügend."

Der Übergang des Sidonius in die Reihen des Klerus ist einigermaßen typisch für die Zeitlage. Vor der zunehmenden Macht der Barbaren flüchtete die antike Bildung zur Kirche. Sie allein konnte ihr noch Schutz gewähren und hat ihr Schutz gewährt.

Zu diesen Rettern gehört auch Alcimus Ecdicius Avitus, gleich Sidonius der Sprößling einer vornehmen gallischen Familie. Im selben Jahre, in welchem Sidonius Bischof von Clermont-Ferrand ward (470), wurde er als Nachfolger seines Vaters auf den bischöflichen Stuhl von Vienne berufen. „Bischof Avitus", so meldet Isidor von ihm, „in allen weltlichen Wissenschaften wohl bewandert, gab fünf Bücher in heroischem Versmaße heraus: das erste von dem Ursprung der Welt, das zweite von der Erbsünde, das dritte von dem Urteil Gottes, das vierte von der Sintflut, das fünfte von dem Zuge durchs Rote Meer. Er schrieb auch an seine Schwester Fuscina ein Buch von der Jungfräulichkeit, in einer herrlichen Dichtung abgefaßt und mit einem eleganten Epigramm versehen." [2] Aus seinen Briefen ist ersichtlich, daß er im Interesse des Christentums alsbald mit den Fürsten

---

[1] Sidonii Ep. lib. 7, ep. 14 (Migne a. a. O. LIII 585); bei Lütjohann a. a. O. 121 122.

[2] S. Isid., De viris illustribus c. 26 (Migne a. a. O. LXXXIII 1101).

der neuen Völker in Fühlung trat, welche sich in die Erbschaft des untergegangenen weströmischen Reiches teilten. In einem schönen Briefe beglückwünscht er Chlodwig zum Empfange der Taufe, die dabei ergreifend beschrieben wird, und fordert ihn auf, das Christentum zu schirmen. Mehrere seiner Briefe sind an den Burgunderkönig Gundabod und an dessen Nachfolger Sigismund gerichtet, der 523 starb und den er noch um zwei Jahre überlebt zu haben scheint. Er wurde nach seinem Tode als Heiliger verehrt.

Von den zahlreichen Bearbeitungen, welche der Anfang der Biblischen Geschichte bis dahin gefunden, ist die seinige die freieste, selbständigste, nicht nur in der Form, sondern auch dem Stoffe nach poetisch durchgearbeitet. Die ersten drei Gesänge entsprechen einigermaßen einem „Verlorenen Paradies" — der erste besingt das paradiesische Glück der Stammeltern, der zweite den Sündenfall, der dritte die Folgen der Sünde. Die Sinflut, d. h. die Rettung Noes aus derselben und der Zug durchs Rote Meer (die den Inhalt des vierten und fünften Buches bilden), sind typisch als Sinnbild der Taufe aufgefaßt, durch welche der Mensch von der Erbschuld befreit, das verlorene Paradies wiederum zurückgewonnen wird. Damit ist ein tief poetischer Zusammenhang der fünf Bücher hergestellt[1].

Das Gedicht „Über die Jungfräulichkeit" hat Avitus als privates Gelegenheitsgedicht für seine Schwester verfaßt, die von der Mutter schon mit zehn Jahren zu steter Jungfrauschaft bestimmt wurde. Nur auf inständige Bitten teilte er es dem Bischof Apollinaris, einem Sohne des Apollinaris Sidonius, mit, doch bloß zur Zirkulation in vertrauten Kreisen. Es ist ungemein herzlich gedacht, aber die Mischung antiken und biblischen Schmuckes wird nicht jedermann zusagen, obwohl das Gedicht im Mittelalter viele Bewunderer fand. In dem Begleitschreiben an Apollinaris sagt er übrigens: „Unserem Stande und nunmehr unserem Alter kommt es zu, wenn etwas zu schreiben ist, Zeit und Mühe auf ernsten Stil zu verwenden und uns nicht darin aufzuhalten, was durch Beobachtung des Silbenmaßes wenigen Kennern harmonisch klingt, sondern was durch wohlbemessene Begründung des Glaubens vielen Lesern dienen mag."[2]

Die profane Schulbildung jener Zeit war im ganzen wesentlich noch dieselbe, wie sie sich bereits in den Rhetorenschulen der früheren Kaiserepoche ausgebildet und in der merkwürdigen Schrift des Martianus Capella „Über die Hochzeit der Philologie und des Merkur" noch zu

[1] Ausgaben von J. Sirmond S. J., Paris 1643; abgedruckt bei Migne, Patr. lat. LIX; R. Peiper, Berlin 1883 (Monum. Germ. Hist. Auctores antiquissimi VI 2). — P. Parizel, De vita et scriptis S. Aviti, Lovanii 1859. — V. Cucheval, De S. Aviti Viennae episc. operibus, Paris 1863. — A. Charaux, Saint Avite, évêque de Vienne, sa vie, ses œuvres, Paris 1876.

[2] Migne a. a. O. LIX 370; bei Peiper a. a. O. 275.

Lebzeiten des hl. Augustin (etwa zwischen 420—427), jedenfalls noch vor dem Einbruch der Vandalen in Afrika, ihren literarischen Ausdruck gefunden hatte[1]. Der Verfasser war, wie der hl. Augustinus, ein Afrikaner aus Madaura. Nichts in seiner Schrift verrät, daß er Christ gewesen wäre; er steht dem Christentum indes auch nicht feindlich gegenüber, so daß seine Schrift bis tief ins Mittelalter hinein zum Schulbuch, vielfach zur einzigen Grundlage des profanen Schulunterrichts werden konnte.

Sie besteht aus neun Büchern, von welchen die ersten zwei eine allegorische Erzählung als Einleitung enthalten, die andern sieben dann, ebenfalls in allegorischem Gewande, die sog. sieben freien Künste (des späteren sog. Trivium und Quadrivium) charakterisieren. Das Ganze ist in Form einer sog. Menippeischen Satire gehalten, d. h. abwechselnd in Versen und in Prosa, doch waltet die Prosa vor, und zwar eine sehr gezierte, gekünstelte und überladene, die an Apulejus erinnert.

Der Kern der einleitenden Fabel ist: daß Merkur, nach dem Vorbild der andern Götter, sich nach einer Gattin umsieht. Da es ihm nicht glückt, die Sophia (Weisheit), noch die Mantike (Wahrsagung), noch die Psyche (Seele) zur Braut zu bekommen, wendet er sich durch Virtus (die Tugend) an Apollon, und dieser schlägt ihm die gelehrteste aller Jungfrauen, die Philologia vor, die, aus uraltem Geschlecht, mit den Wundern des Parnasses wie mit den Schrecken der Unterwelt, mit den Ratschlüssen des Zeus, mit den Bahnen der Sterne und den Tiefen des Meeres vertraut, kurz alles Wissen in sich verkörpert. Merkur läßt sich den Vorschlag gefallen und zieht mit seiner Heiratsvermittlerin und der von ihr empfohlenen Braut über die Milchstraße, unter dem Gesang der Sphären, zu Juppiters Palast, um dessen Einwilligung einzuholen. Juppiter trägt Bedenken. Auf den Rat der Pallas beruft er immerhin alle verheirateten Götter und die älteren Göttinnen zur Beratschlagung. Unter denselben befinden sich nicht bloß die alten, allbekannten Potentaten, sondern auch die abstrakten Wesen der späteren alexandrinischen Poeterei, wie Valitudo, Verisfructus, Celeritas; nur Discordia und Seditio bleiben ausgeschlossen. Der Göttersenat entscheidet sich für die Heirat und verlangt nur, daß Philologia zur Göttin erhoben und der Götterbeschluß durch die Philosophie in ehernen Tafeln eingegraben und der Welt kundgemacht werde.

Im zweiten Buch wird dann die Vorbereitung zur Hochzeit geschildert. Die Braut hat anfänglich noch Bedenken, einem Gott ihre Hand zu reichen; allein allerlei Zahlenberechnungen, die auf seinem Namen fußen, geben die Versicherung, daß die Ehe glückbringend sein wird. Die Mutter Phronesis

---

[1] Ausgaben von F. V. Bodianus (Editio princeps), Vicenza 1499; B. Vulcanius, Basel 1577; H. Grotius, Leiden 1599; U. F. Kopp und C. F. Hermann, Frankfurt 1836; F. Eyssenhardt, Leipzig 1866. — Vgl. Ebert, Geschichte der Literatur des Mittelalters I² 483—485.

selbst übernimmt es nun, sie zu schmücken, und legt ihr ihren eigenen Gürtel um. Die neun Musen und die vier Kardinaltugenden kommen zur Begrüßung herbei. Die drei Grazien küssen sie auf Stirne, Mund und Brust, um ihren Blicken, Worten und Gesinnungen Huld zu verleihen. Athanasia (die Unsterbliche), die Tochter der Apotheosis, übernimmt das Ehrengeleit. Da die Braut aber für das ätherische Leben im Olymp nicht schlank genug ist, muß erst eine nicht eben ästhetische Entfettung vorgenommen werden: unter nicht geringer Anstrengung erbricht sie eine Menge von Büchern, welche von den Künsten und Wissenschaften, unter Beihilfe der zwei Musen Urania und Kalliope, zusammengelesen werden. Jetzt erst kann die Braut eine Sänfte besteigen, welche sie in die himmlischen Regionen hinaufträgt. Am Eingang derselben bringt sie der Juno Pronuba ihr Opfer dar und wird von derselben dann weiter durch den Äther geleitet und mit dem ganzen Planetenkreis bekannt gemacht. Endlich lenken sie in die Milchstraße ein, gelangen zu Juppiters Palast und werden von den Göttern empfangen. Merkur erhält seinen Platz neben Pallas, Philologia läßt sich bescheiden bei den Musen nieder. Auf Begehren ihrer Mutter wird aber die Lex Poppaea verlesen, sofern dieselbe die Veräußerung der Brautausstattung verbietet, und darauf die Hochzeitsgaben überliefert. Zu diesen gehören sieben Mägde, welche Phöbus der Reihe nach vorführt. Das sind die sieben freien Künste, welche später zum Trivium und Quadrivium vereinigt wurden; zum Trivium 1. Grammatik, 2. Dialektik und 3. Rhetorik; zum Quadrivium 4. Geometrie, 5. Arithmetik, 6. Astronomie und 7. Musik (Harmonie).

Nachdem eine allgemeine Schilderung der sieben Schönen mit ihren Attributen gegeben, trägt in den folgenden sieben Büchern jede einzeln einen kurzen Abriß ihrer Lehrweisheit vor, wobei die Götter gelegentlich mitsprechen, die Jungfrauen zum Reden auffordern, auch wohl unterbrechen und sogar bisweilen ihre Langeweile kundgeben. Zuletzt melden sich noch zwei andere Jungfrauen, die Medizin und die Architektur. Aber es ist zu spät am Abend geworden. Sie werden abgewiesen. Nachdem die Musik ihren Vortrag geschlossen, folgt noch ein Schlummerlied, das Brautpaar wird zum Hochzeitsgemach geleitet, und der Verfasser verabschiedet sich von seinen Lesern.

Das Barocke der ganzen Schrift wie einzelne Geschmacklosigkeiten ihrer Allegorien springen in die Augen. Noch schroffer tritt diese allegorische Auffassung des antiken Mythus in zwei Werken hervor, welche ein Landsmann des Martianus Capella, der Grammatiker Fulgentius in Karthago, etwa zu Beginn des sechsten Jahrhunderts verfaßte: Die drei Bücher Mythologie (Mythologiarum) und die Virgiliana Continentia[1]. So komisch all

---

[1] Mythographorum latinorum tomus II, complectens Fabii Plauciadis Fulgentii Mythologias, Continentiam Virgilianam etc. (ed. Muncker), Amstelod. 1681.

diese Bücher auf den modernen Leser wirken mögen, so war doch die Schrift des Martianus Capella gar nicht übel dazu angetan, der Jugend jener Zeit — statt an trockenen Tabellen — in faßlicher und anregender Weise eine Übersicht der verschiedenen Wissenszweige zu geben, soweit sie damals Gemeingut der Bildung geworden waren, und um an diese encyklopädische Übersicht in poetisch-allegorischer Form einen genauen, sachlichen Unterricht in den einzelnen Disziplinen zu knüpfen, natürlich mit Zuziehung der bewährtesten Autoren, wie z. B. des Cicero und Quintilian für die Rhetorik, des Vergil und anderer Dichter für den poetischen Stil. Dabei wurde durch jene vielfach komische Allegorie keineswegs die Philologie als Inbegriff alles Wissens vergöttert, sondern vielmehr die ganze alte Götterwelt auf die Schulbank herabgedrückt. Die Götter wurden aus Göttern in allegorische Fabelgestalten, in rhetorisch-poetische Schmuckfiguren umgewandelt. Der Gefahr des Polytheismus war damit die Spitze abgebrochen, und die jungen Christen konnten getrost mit der antiken Literatur und ihren Götterfabeln bekannt gemacht werden. Die formelle Profanbildung kam in keinen Konflikt mehr mit dem Glauben.

So konnte die Kirche die Profanbildung vorläufig getrost den Rhetorenschulen und Grammatikern überlassen. Sie hatte keinen Auftrag erhalten, selbst alle profanen Wissenszweige zu lehren, sondern nur für die religiös-sittliche Erziehung der Menschen zu sorgen und das Profanwissen durch ihren Einfluß zu heiligen und vor Verirrungen zu bewahren. Aus den zahlreichen Kirchenschriftstellern des vierten, fünften und sechsten Jahrhunderts ist zu ersehen, daß sie fast ausnahmslos durch die damaligen Rhetorikschulen eine für ihre Zeit sehr umfassende Profanbildung erhielten und wohl hie und da in ihren jungen Jahren in Gefahr kamen, einer etwas weltlichen, aber keineswegs einer eigentlich heidnischen Richtung anheimzufallen. Bei den meisten finden wir, daß dem profanen Unterricht eine fromme, christliche Familienerziehung vorausging, das kirchliche Leben selbst aber für eine stete Fortsetzung religiöser Belehrung und religiösen Einflusses sorgte, so daß der antik gefärbte Profanunterricht der religiösen Gesinnung nicht den mindesten Abbruch tat, wenn auch die Sprache der Bibel und der christlichen Predigten die klassischen Erinnerungen aus den Privatbriefen, Gelegenheitsreden, Redeübungen und Dichtungen nicht verdrängte.

— Liber absque litteris de aetatibus mundi et hominis, auctore F. Cl. Gord. Fulgentio (ed. I. Hommey), Paris. 1694. — Zink, Der Mytholog Fulgentius, Würzburg 1867.

Vierzehntes Kapitel.

Die christlich-lateinische Literatur im ostgotischen Reiche.

Fünf Jahre nachdem Sidonius Apollinaris den Kaiser Anthemius so feierlich besungen, ward derselbe von den Scharen Ricimers besiegt und getötet; nach vier weiteren Jahren ward Romulus Augustulus von Odovakar abgesetzt und die Herrlichkeit des altrömischen Cäsarenreiches für immer zu Grabe getragen. Abermals nach vielen verhängnisvollen Wirren verdrängte der Ostgote Theodorich d. Gr. den kühnen Herulerfürsten und errichtete über den Trümmern Westroms das Reich der Ostgoten, dessen Hauptsitz Ravenna, zeitweilig Verona wurde. Trotz aller Verheerungen durch Krieg und Plünderung bewahrte Rom noch einen Rest seines früheren Glanzes, der die germanischen Sieger mit Achtung und Bewunderung erfüllte. Theodorich war ein groß angelegter Geist. Er ließ die römischen Einrichtungen, Verfassung und Verwaltung mit geringen Abänderungen fortbestehen. Er ernannte Konsuln, Patrizier und Senatoren, zog angesehene Römer in seinen Rat und in die hervorragendsten Beamtungen. Auch die hergebrachten Bildungsanstalten blieben bestehen und wurden in Italien aus Staatsmitteln weiter unterstützt. So konnte auch die bisherige Geistesbildung und Literatur ihr Dasein weiterfristen, zumal sie an der Kirche, an Papst, Bischöfen und Priestern, einen Halt fand trotz der Bedrängnisse, welche in jener Zeit auch das kirchliche Leben zeitweilig hemmten und bedrohten.

Einen vielseitigen Einblick in diese wechselvolle Übergangszeit gewähren uns die Schriften des Magnus Felix Ennodius, Bischofs von Pavia[1]. Stellt sich Sidonius Apollinaris als der letzte Hofdichter des altrömischen Kaisertums dar, so könnte man Ennodius den ersten gallischen Humanisten nennen, der sich in den Dienst des Heiligen Stuhles stellte. Denn wie Sidonius stammte auch er aus dem südlichen Gallien, 474 in Arles geboren. Er kam aber früh nach Oberitalien und bildete sich zum Rhetor aus. Nachdem sich seine Verlobung mit einer reichen Braut zerschlagen, diese den Schleier genommen hatte, trat er in den geistlichen Stand und wurde in Mailand zum Diakon geweiht. Er erzählt dies selbst in einer Art Bekenntnis in Gebetsform, welche den Bekenntnissen des hl. Augustin nachgebildet ist. Als Diakon wohnte er 501 der Synode zu Rom bei, welche für den eben erwählten Papst Symmachus und die Rechte des Primats

---

[1] Ausgaben: Editio princeps, Basel 1569; von J. Sirmond S. J., Paris 1611 1696 1728; danach bei Migne, Patr. lat. LXIII; von G. v. Hartel, Wien 1882 (Corpus script. eccl. lat. VI); Fr. Vogel, Berlin 1885 (Monum. Germ. Hist. Auctores antiquissimi VII). — Fertig, Magnus Felix Ennodius und seine Zeit, Passau 1855. — Magani, Ennodio, 3 Bde, Pavia 1886.

gegen dessen schismatische Gegner eintrat, und verteidigte dann die Entscheidung der Synode gegen neue Angriffe in einer energischen, schlagfertigen Schrift. Obwohl zu Rom mit dem Papste selbst und dessen vornehmsten Anhängern persönlich bekannt geworden, fuhr er nach seiner Rückkehr fort, in Mailand junge Leute in der Beredsamkeit zu unterrichten. In einer der oberitalischen Städte wurde ihm die Ehre zu teil, auf König Theodorich selbst eine Lobrede zu halten, die sowohl dessen Waffentaten als wohlwollende Schonung, Interesse für höhere Kultur, Kunst, Wissenschaft und Religiosität in begeisterten Worten feiert. Im Jahre 512 erhielt er den Bischofssitz von Pavia (Ticinum). Papst Hormisdas, den er schon als Diakon kennen gelernt und dem er seine Erhebung zum Papst einst in einem Briefe vorausgesagt, sandte ihn zweimal (515 und 517) nach Konstantinopel, um daselbst den Kaiser Anastasius für eine Wiedervereinigung der Griechen mit der römischen Kirche zu gewinnen. Ennodius starb 521, von dem Volke zu Pavia innig betrauert, als Bischof wie als Redner und Schriftsteller hochangesehen. Außer den bereits genannten enthalten seine gesammelten Schriften eine geschichtlich sehr bedeutsame Lebensbeschreibung seines Vorgängers, des Bischofs Epiphanius von Ticinum, ein Lebensbild des hl. Antonius, eines Mönches von Lerin, zwei merkwürdige, poesievolle Gebetsreden auf die Osterkerze, ein kulturgeschichtlich interessantes Bittgesuch um Befreiung eines Sklaven, achtundzwanzig ziemlich kurze Reden (Dictiones), zum größeren Teil rhetorische Schul- und Übungsstücke, einen pädagogischen Unterricht an zwei vornehme Jünglinge, Ambrosius und Beatus, und endlich eine stattliche Briefsammlung in neun Büchern.

Der Briefwechsel leidet an der phrasenhaften Schönrednerei, wie sie bereits die Rhetorik Ciceros und Quintilians herangezogen, die gallische Schule nicht unerheblich verschlimmert hatte; aber er zeugt doch von vielseitiger Bildung, feinem Geschmack und einer geradezu bewundernswürdigen stilistischen Gewandtheit und würde noch weit interessanter sein, wenn die meisten Briefe nicht schon vieles als bekannt voraussetzten, was sich jetzt nicht mehr genauer bestimmen läßt. Wir sehen Ennodius in vertrautem Verkehr mit Verwandten und Freunden in Gallien, mit hohen Staatsbeamten in Ravenna, mit Rhetoren und Grammatikern in Gallien und Italien, mit Bischöfen und Äbten aus beiden Ländern, mit einer Menge von Patriziern und Senatoren. Er hat sogar Beziehungen am burgundischen Hofe, schreibt einen Trostbrief an die Bischöfe, welche von den Vandalen aus Afrika vertrieben worden waren, und beglückwünscht den Vandalenkönig Thrasimund, als dieser den Katholiken Frieden und Freiheit zurückgab. Den größten Raum in Ennodius' Briefwechsel nimmt jedoch ein Kreis hochstehender Persönlichkeiten ein, welche den vornehmsten Geschlechtern Roms angehören. In ihrer Mitte treffen wir den regierenden Papst Symmachus

(498—514) und seinen späteren Nachfolger, den Diakon Hormisdas (Papst von 514—523), den Priester Adeodatus, den früheren Konsul Faustus, den treuesten Anhänger des Papstes Symmachus in seinen Kämpfen gegen das Schisma des Laurentius, die Söhne des Faustus, Avienus und Messala, seine Schwester Stephania, Gemahlin des Konsulars Asterius, den Asterius selbst, den Konsular Cethegus und dessen Schwester Blesilla, besonders aber den gelehrten Senator und Konsul Boëthius. Aus den Briefen ist ersichtlich, daß sich in diesen vornehmen Kreisen der höchsten römischen Gesellschaft religiöse und kirchliche Gesinnung mit der feinsten geselligen Bildung und großem Interesse für Literatur und Wissenschaft verband. Auch hochstehende Damen, wie die genannte Stephania und eine Domna Barbara, nahmen an jenen geistigen Bestrebungen teil. Ja Ennodius war besonders bemüht, jüngere Leute in diesem Sinne und Geiste heranzuziehen.

Sehr interessant ist in dieser Hinsicht die erwähnte pädagogische Anleitung, welche er zwei Jünglingen, vermutlich seinen Schülern, bei ihrem Abgang auf eine höhere Schule (ad disciplinarum arcem), d. h. nach Rom selbst, mit auf den Weg gibt, zum Teil in Versen, zum Teil in Prosa, eifrigst bemüht, zu seinen Präzepten in beiden Formen auch Muster zu liefern[1]. Es ist hier nicht eine Spur von jenem Heidentum, das man bei Ennodius hat finden wollen, vielmehr haben wir genau schon jenen christlichen Humanismus vor uns, der sich bei den Pädagogen des ausgehenden Mittelalters und im 17. Jahrhundert in fast identischen Formen wiederfindet.

Was er den jungen Leuten vor allem einschärft, ist Bescheidenheit (verecundia), Keuschheit (castitas) und Glauben (fides). Die doppelte Empfehlung in Prosa und Vers mag gekünstelt erscheinen, aber der Kern ist gesund. Die Strophen, welche er die Fides sprechen läßt, zeichnen die erhabene Gesinnung, mit welcher Boëthius lebte und in den Tod ging:

Qui cupit caelo sociare terram,
Linquere et luxae vitium parentis,
Me petat, certum decus et coronam
Muneris alti.

Ille nec dirum metuit tribunal,
Nec per urbanos volitat potentes,
Conscius recti tenet inter undas
Stagna salutis.

Barbarum quamvis tumeat Gelonus,
Parthica et latret Morinus figura,
Omne, quod mundi rabies susurrat,
Despicit, arcet.

---

[1] Ennodii Opusc. VI. Paraenesis didascalia ad Ambrosium et Beatum (Migne, Patr. lat. LXIII 249—256; Vogel in Mon. Germ. Hist. 310—315).

Intrat excelsi penetrale regis,
Ditium tutus manet in ruinis,
Ille nec legem patitur sepulcri
Nec mala vitae.

Zu der religiös-sittlichen Bildung muß sich dann der Studienfleiß gesellen, als Grundbedingung jener formellen Bildung, durch welche die Tugend erst ihre würdige Fassung, der Edelstein seinen feineren Schliff erhält. Grammatik und Rhetorik als Quintessenz der unteren Schulbildung werden wieder in Versen verherrlicht. Die „Grammatik“ läßt er gemütlich sagen:

Mentibus damus saporem, dum polimus fabulas.
Iudicem tenemus aequum, si quid errat parvulus.
Abstinens manu pudorem aure et ore verbero.
Quidquid ars habet pavendum, ars loquendi temperat,
Cum pusillis et iocamur inter ipsa dogmata.
Nam iubet rigor magister, ne per omne terreas.

Die „Rhetorik“, welche die Fesseln des Gefangenen löst, den ganzen Senat umstimmt, die Urteilskraft selbst gefangen nimmt, stimmt natürlich volltönende Akkorde an und versteigt sich sogar zu der kühnen Versicherung:

Qui nostris servit studiis, mox imperat orbi.
Nil dubium metuens ars mihi regna dedit.

Zum Schluß empfiehlt er seine Schützlinge an die beste römische Gesellschaft, deren Umgang schon bildend wirken wird, aus der alles Unwürdige ausgeschlossen, unter andern an den berühmten Patrizier Boëthius, an die Patrizier Cethegus, Festus, Symmachus, Probinus, an würdige und vornehme Damen, welche er als leuchtende Muster jeder Tugend sowie der feinsten geselligen Bildung schildert.

Die heidnische Richtung in der höheren römischen Gesellschaft, gegen welche Ambrosius und Prudentius noch so entschieden hatten ankämpfen müssen, war also überwunden. Was die antike Bildung Schönes und Gutes bot, hatte sich christlichen Anschauungen und Zielen untergeordnet. Die altklassische Literatur war nur mehr ein Bildungsmittel im Dienste eines christlichen Humanismus. Die intime Beziehung aber, in welcher Ennodius zu den Päpsten Symmachus und Hormisdas stand, berechtigt zu der Annahme, daß sich diese Wendung nicht nur unter den Augen, sondern auch unter dem Einfluß des Papsttums vollzog.

Ennodius hat auch zwei Bücher Gedichte hinterlassen, von denen das eine einundzwanzig nicht eben sehr umfangreiche Gedichte, das andere hunderteinundfünfzig Epigramme enthält. Von den ersteren sind elf Hymnen, in Form und Umfang genau den Hymnen des hl. Ambrosius nachgebildet, vermutlich mit der Absicht, daß sie ebenfalls in der Liturgie Verwendung finden möchten.

Diese Ehre ist ihnen nicht zu teil geworden. Sie haben auch weder die bewundernswerte Kraft noch die klare Gliederung der ambrosianischen Hymnen, und der meist etwas gesuchte, gekünstelte Ausdruck stimmt schlecht zu der sonst so einfachen Form. Ein gewisser poetischer Hauch läßt sich ihnen jedoch nicht absprechen. Glücklicher ist Ennodius jedenfalls in seinen Gelegenheitsgedichten, in deren antik klassischer Form er sich gewandter bewegt und in welchen auch rhetorische Schwächen weniger auffallen. Ein rechtes Renaissancestück ist das Epithalamium auf Maximus, so frei und keck, daß es heutzutage kaum eine christliche Zensur passieren würde und daß es auch von Neueren als geradezu heidnisch angesehen worden ist. Eine solche Auslegung ist nach allem, was wir von seinem Leben wissen, durchaus ausgeschlossen[1]. Auch unter den Epigrammen finden sich einige Derbheiten, die sich aus den Verhältnissen und dem Geschmack jener Zeit erklären, ohne daß man an dem sittlichen Ernste eines Mannes irre zu werden braucht, der voll Andacht für den hl. Ambrosius ihm nacheifern wollte:

Cantem quae solitus, dum plebem pasceret ore,
Ambrosius vates carmina pulchra loqui.

Bei weitem bedeutender als Ennodius war für die Weiterentwicklung der abendländischen Literatur der berühmte Patrizier **Boëthius**, an den sieben Stücke seiner Briefsammlung gerichtet sind[2], mit seinem vollen Namen Anicius Manlius Torquatus Severinus Boëthius, Sohn des gleichnamigen Patriziers, der im Jahre 487 das Konsulat bekleidete. Er wurde um das Jahr 480 geboren und wahrscheinlich, da der Vater früh starb, von dessen Freunde Symmachus auferzogen, mit dessen Tochter Rusticiana er sich dann auch später vermählte. Durch seine ungewöhnlichen Anlagen und Studienerfolge zog er früh die Aufmerksamkeit des Gotenkönigs auf sich, der ihn schon vor 507 zum Patricius erhob, mit ehrenvollen Sendungen betraute und 510 zum Konsul ernannte. Durch seinen Einfluß gelang es ihm wiederholt, einzelne und sogar ganze Provinzen vor der Begehrlichkeit und den Bedrückungen hoher Kronbeamten zu schirmen[3]. Noch 522 stand er bei Theodorich so hoch in Gunst, daß derselbe seine zwei Söhne Patricius und Hypatius, die noch im Knabenalter standen, gemeinsam mit dem Konsulat bekleidete, eine Ehrung, wie sie bis dahin keiner römischen Familie zu teil geworden. Nicht lange danach gelang es seinen Widersachern, ihn

---

[1] Deutlich genug spricht er seine tief religiöse Auffassung der Ehe in dem Begleitschreiben aus (Epist. lib. 8, epist. 10 [Migne, Patr. lat. LXIII 136; Vogel in Mon. Germ. Hist. 275 276]). Vgl. Epist. lib. 7. epist. 20—23 (Migne a. a. O. LXIII 123—126).

[2] Epist. 6, 6; 7, 13; 8, 1 21 36 37 40.

[3] De consolatione philosophiae c. 1, pros. 4 (Migne a. a. O. LXIII 616 f).

bei Hofe zu verdächtigen. Als sein Freund, der Konsular Albinus, von dem Referendar Cyprian wegen hochverräterischer Beziehungen zum byzantinischen Hofe angeklagt wurde, trat er mit seiner gewohnten Offenheit für ihn ein und erklärte rund heraus: wenn Albinus eine Schuld treffe, so treffe sie gemeinsam auch ihn und den Senat. Er wurde jetzt staatsverräterischer Umtriebe und des Sakrilegiums angeklagt, festgenommen und in Pavia eingekerkert. Dort ward ihm noch Muße beschieden, das berühmteste seiner Werke, die fünf Bücher „Vom Troste der Philosophie" zu schreiben. Dann ließ ihn Theodorich ohne Prozeß und Verteidigung in agro Calventiano (524 oder 525) mit Anwendung von Folterqualen hinrichten[1].

Diese schroffe Wandlung des Ostgotenkönigs wird hauptsächlich darauf zurückgeführt, daß ihn die Verfolgung der Arianer zu Byzanz aufs tiefste erbitterte. Im Jahre 523 erließ nämlich Kaiser Justin auf Betreiben seines Neffen Justinian ein Dekret, welches alle Kirchen der Arianer den Katholiken übergab und sie aufforderte, zur katholischen Kirche überzutreten. Von seinen verfolgten Glaubensgenossen zu Hilfe gerufen, forderte Theodorich den Papst Johannes auf, selbst nach Konstantinopel zu reisen und die Zurücknahme jenes Ediktes zu erwirken. Da der Papst diese Zurücknahme nicht erwirkte, erzürnte der König und war nun leicht den Einflüsterungen zugänglich, daß sich in Rom selbst eine Verschwörung gebildet habe, um mit Hilfe des Kaisers das Joch der Goten abzuschütteln. So wurde der Papst eingekerkert und starb 526 im Gefängnis. Boëthius und Symmachus wurden hingerichtet. Das Volk von Pavia verehrte den gelehrten Konsul als Heiligen und Märtyrer.

Wie die Bildung, so war auch die schriftstellerische Tätigkeit des Boëthius eine sehr universelle[2]. Als Staatsmann besaß er jene rhetorischen und juristischen Kenntnisse, welche für diese Laufbahn unerläßlich waren. Er interessierte sich aber schon in seinen jüngeren Jahren auch sehr für Theologie und war im stande, über die schwierigsten Fragen auf diesem Gebiet Abhandlungen zu schreiben, welche ihm die Ehre verschafften, neben Augustin und Thomas von Aquin genannt zu werden. Denn sein tiefsinniger Geist versenkte sich in die subtilsten Begriffsbestimmungen, welche die Lehre über die Menschwerdung hervorgerufen hatte[3].

---

[1] Gervais, Histoire de Boëce, sénateur romain, avec l'analyse de tous ses ouvrages (Migne a. a. O. LXIV 1411—1600). — Suttner, Boëthius, der letzte Römer, Eichstätt 1852. — H. Usener, Anecdoton Holderi, Leipzig 1877. — A. Hildebrand, Boëthius und seine Stellung zum Christentume, Regensburg 1885.

[2] Gesamtausgaben seiner Werke Editio princeps, Venedig 1491/92; von Glarean, Basel 1546 1570; Migne a. a. O. LXIII LXIV.

[3] Das Zeugnis des Cassiodor (enthalten in dem sog. Anecdoton Holderi, in Monum. Germ. Hist. Auctores antiquissimi XII v—vii) verbürgt die Schriften:

Mit nicht geringerem Eifer warf sich Boëthius auf die mathematischen Fächer des sog. Quadriviums, bearbeitete die Arithmetik hauptsächlich nach Nikomachos, schrieb fünf Bücher über die Musik, worin er die Theorien der Pythagoreer und Aristoxeneer, besonders des Claudius Ptolemäus, des Nikomachos und anderer Griechen mit größtem Fleiß zusammenstellte und verarbeitete, verfaßte eine Geometrie nach Euklid und eine Astronomie nach Ptolemäus[1]. Am meisten fühlte sich indes der römische Staatsmann von seinem eigenen spekulativen Talent wie vielleicht auch durch die Erinnerung an Cicero und Seneca zur Philosophie hingezogen, und da seinen am christlichen Dogma geschärften Geist weder die Stoa noch die Lehre der Akademie befriedigen konnte, griff er unwillkürlich auf die zwei größten Denker von Hellas, auf Platon und Aristoteles, zurück und faßte den Plan, deren Werke neu zu übersetzen und zu erklären und deren Systeme durch selbständige Spekulation auszugleichen und zu ergänzen, eine Arbeit, welche seitdem die christliche Philosophie in mannigfachster Weise beschäftigt hat[2]. Dieser Plan allein, mitten in der politischen und allgemeinen Verwirrung jener Zeit gefaßt und zum Teil auch durchgeführt, könnte genügen, dem großen Römer einen Ehrenplatz in der Geschichte der Wissenschaften zu sichern. Durch ihn ist ein Teil der logischen Schriften des Aristoteles dem Mittelalter schon er-

---

De Trinitate; Utrum Pater et Filius et Spiritus Sanctus de Divinitate substantialiter praedicentur; Quomodo substantiae in eo quod sint bonae sint, cum non sint substantialia bona; Liber contra Eutychen et Nestorium. — Im Mittelalter wurde ihm auch noch eine Schrift De fide catholica zugeschrieben. Abgestritten wurden ihm diese Schriften namentlich von F. Nitzsch (Das System des Boëthius und die ihm zugeschriebenen theologischen Schriften, Berlin 1860, und Art. „Boëthius" in Herzogs Real-Encyklopädie III³ [1897] 277 278); ebenso von E. K. Rand, (Jahrbuch für klass. Philologie XXVI, Supplementbd, Leipzig 1901), mit dem aus Arnolds „Kirchen- und Ketzerhistorien" sich herleitenden Bestreben, Boëthius möglichst zum Heiden zu stempeln. Ihre Aufstellungen treffend widerlegt von F. X. v. Funk (Art. „Boëthius" in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon II² [1883] 967—972) und N. Scheid S. J., Die Weltanschauung des Boëthius und sein „Trostbuch" (Stimmen aus Maria-Laach XXXIX [1890] 374—392).

[1] Die Bücher De arithmetica, De musica, Euclidis geometria bei Migne, Patr. lat. LXIII 1075—1364; neue Ausgabe von G. Friedlein, Leipzig 1867. — Vgl. M. Cantor, Mathematische Beiträge zum Kulturleben der Völker, Halle 1863; Vorlesungen über Geschichte der Mathematik I 485 ff. — O. Paul, Boëthius und die griechische Harmonik, Leipzig 1872.

[2] Boëtii Commentarii in librum Aristotelis Περὶ ἑρμηνείας, rec. Meiser, Lips. 1877—1880. — Wenn Prantl (Geschichte der Logik im Abendlande I 679 bis 722) Boëthius „neben Marcianus Capella und Cassiodorus als die hauptsächlichste Brücke zu dem Unverstande der mittelalterlichen Logik" bezeichnet, das Motiv der „Dressur" als das „bei ihm weit überwiegende" angibt usw., so wird jeder, der etwas von mittelalterlicher Scholastik versteht, wissen, wie solche Liebenswürdigkeiten ins Deutsche zu übersetzen sind.

schlossen worden, ehe durch die Araber auch seine übrigen Werke zur Kenntnis des Abendlandes kamen; durch ihn wurde so die erste Grundlage der mittelalterlichen Scholastik gelegt.

Dem noch in antiken Erinnerungen aufgewachsenen Konsul, der die Zerstörung des römischen Reiches und die Herrschaft der Barbaren schmerzlich empfand, mußte es eine seltene Befriedigung gewähren, in solchen Studien gleichsam die höchsten wissenschaftlichen Triumphe hellenisch-römischen Geistes durchzukosten und sich dabei der eigenen Überlegenheit über die brutale Gewalt der Goten bewußt zu werden. Es begreift sich jedenfalls, daß ein solcher Mann, als sein weitausschauender Plan plötzlich durch arianischen Fanatismus und gehässige Höflingsintriguen durchkreuzt ward, seinen Trost nicht in theologischen Studien suchen mochte, die ihn fast notwendig in herausfordernden Gegensatz zu seinen Anklägern gebracht hätten, sondern in der Philosophie, welche bis dahin sein bevorzugtes Studium gewesen und deren völlig neutraler Charakter jede Herausforderung ausschloß, deren ernste, leidenschaftslose Pflege am ehesten noch die Gegner zu beschwichtigen geeignet war. So hat der merkwürdige Mann während der harten Monate der Gefangenschaft seinen Trost wirklich bei der Philosophie gesucht, aber nicht bei jenem Stoizismus, der in herbem Fatalismus nicht vor dem Selbstmord zurückschreckte, sondern bei jener christlichen Philosopie, welche selbst in den herbsten Prüfungen des Lebens eine liebevolle Fügung der göttlichen Vorsehung erblickt. Unter anscheinend völlig antiken Formen ist sein Trost ein wesentlich christlicher.

Obwohl sein „Trostbuch"[1] seinem wesentlichen Kerne nach eine philosophische Schrift ist, gehört es einigermaßen auch der poetischen Literatur an; denn es ist in Form einer Menippeischen Satire gehalten, in welcher Prosa und Verse abwechseln. Der Anfang mag davon am besten eine Vorstellung geben. An eine kurze Elegie schließt sich in Prosa eine Art Vision, welche den Rahmen des Ganzen bildet:

„Ich, der in freudiger Lust einst blühende Lieder gesungen,
Muß anstimmen jetzt schmerzlichen Trauergesang.

[1] De consolatione philosophiae libri V lat. et germ. cum apparatu et expositione Thomae de Aquino, Norimb. 1473 1476 etc., A. Koburger. Andere Ausgaben: Padua 1744; Glasgow 1751; Leipzig 1753; Paris 1783; Parma 1798; von Th. Obbarius, Jena 1843; danach bei Migne (mit den Prolegomena des Glarean und den Kommentaren des Murmellius und Rud. Agricola) a. a. O. LXIII 579—1074; von R. Peiper, Leipzig 1871. — Die althochdeutsche Übersetzung Notkers des Deutschen (Labeo; gest. 1022) herausgeg. von P. Piper, Die Schriften Notkers und seine Schule I, Freiburg und Tübingen 1882, 1—363. — Vgl. J. Kelle, Geschichte der deutschen Literatur I, Berlin 1892, 243 ff 250 ff. — Über die anderweitigen Übersetzungen und Spezialschriften siehe A. Potthast, Bibliotheca historica Medii Aevi I², Berol. 1896, 161 162.

Klagen nur geben mir ein in zerriss'nem Gewand die Kamönen,
Und es begleiten im Ernst strömende Tränen ihr Lied.
Sie hat wenigstens noch kein Schrecken vermocht, zu versagen
Mir in der Stunde der Not treuliches Freundesgeleit.
Sie, einst Ruhm und Zier der freudestrotzenden Jugend,
Trösten im drückenden Leid freundlich den trauernden Greis.
Denn längst, eh' ich's geglaubt, hat mich überfallen das Alter,
Mich schnell alternder Schmerz plötzlich zum Greise gemacht.
Lange vor der Zeit sind mir die Haare erblichen,
Zittert, der Kräfte beraubt, mir schon die runzlige Haut.
Selig preis' ich den Tod, der nicht die glücklichen Jahre
Störet, sondern im Leid öfters willkommen sich zeigt.
Dem Unglücklichen, ach! will kein Gehör er gewähren,
Will nicht schließen das Aug', das ihn mit Tränen ersehnt.
Als noch das treulose Glück mich mit flüchtigen Gütern erfreute,
Hätte mein Leben beinah' jählings der Tod mir geknickt;
Jetzt wo die Miene sich dreht der unstet jagenden Wolken,
Zieht sich über die Zeit herzlos mein Leben hinaus.
Freunde! Was habt ihr so oft mich einstens selig gepriesen.
Traun, das gesunkene Glück ruhte auf schwankendem Grund.

„Während ich dies schweigend bei mir überdachte und meine tränenvolle Klage mit dem Griffel niederschrieb, glaubte ich über meinem Haupte eine Frau zu schauen von gar ehrwürdigem Aussehen. Ihre Augen glühten und übertrafen an Schärfe die gewöhnliche menschliche Energie, sie waren von lebhafter und unversiegter Kraft, obgleich sie so alt war, daß sie nicht dem jetzt lebenden Geschlecht angehören konnte. Ihr Wuchs ließ sich nicht fest bestimmen. Denn bald schrumpfte sie auf das gewöhnliche Durchschnittsmaß zusammen, bald schien sie mit der Spitze des Scheitels an den Himmel zu stoßen: ja, wenn sie ihr Haupt noch mehr erhob, drang sie in den Himmel hinein und entzog es den menschlichen Blicken. Ihre Gewande waren mit feiner Kunst aus den zartesten Fäden eines unzerreißbaren Stoffes verfertigt: sie hatte dieselben, wie sie mir später verriet, mit eigenen Händen gewoben. Ihren Glanz hatte, wie bei rauchgeschwärzten Bildern, Alter und Vernachlässigung dunkel abgetönt. Am untersten Rande war denselben ein Π eingewoben, am obersten ein Θ. Zwischen beiden Buchstaben waren in Form einer Leiter Stufen eingezeichnet, welche von unten nach oben führten. Gewalttätige Hände hatten indes das Gewand zerrissen, und jeder hatte die Fetzen fortgenommen, deren er sich hatte bemächtigen können. In ihrer Rechten trug sie ihre Bücher, in der Linken ein Scepter. Als sie die poetischen Musen an meinem Lager sah, wie sie mir Klagelieder diktierten, sprach sie, etwas erregt und mit zornfunkelnden Blicken: ‚Wer hat diesen Theaterdirnchen erlaubt, zu diesem Kranken hinzuzutreten, die seinen Schmerz nicht nur durch kein Heilmittel lindern können, sondern ihn noch zudem mit süßem Gifte nähren werden? Das sind sie, die mit den unfruchtbaren

Dornen des Gefühls die fruchtreiche Saat des Verstandes töten, die Seele des Menschen an die Krankheit gewöhnen, nicht davon befreien. Wenn eure Schmeicheleien allenfalls einen profanen Menschen, wie das auch üblich, berückten, so möchte ich das noch eher erträglich finden; denn in einem solchen würden unsere Rechte nicht verletzt. Diesen Mann aber, an eleatischen und akademischen Studien gebildet? Aber packt euch lieber, ihr bis zum Tode süßen Sirenen, und überlaßt den Kranken meinen Musen zur Kur und Heilung!' So angefahren, senkte jene Schar den Blick zu Boden, gestand errötend ihre Beschämung und verließ traurig das Zimmer. Ich aber, dessen Blick das Weinen getrübt hatte, so daß ich nicht unterscheiden konnte, wer diese Frau von so gebieterischem Ansehen wäre, staunte und begann, mit gesenkten Augen schweigend abzuwarten, was sie weiteres tun würde. Da trat sie näher heran, setzte sich am Ende meines Bettes nieder, schaute in mein trauernd ernstes und von Kummer niedergebeugtes Antlitz und beklagte sich in folgenden Versen über die Aufregung meiner Seele."

Die Philosophie zieht einen Vergleich zwischen seiner früheren geistigen Gesundheit und seiner jetzigen Schwäche, übernimmt die Rolle des Arztes, untersucht ihn und fragt ihn über sein Befinden aus. Da er nicht antwortet, hält sie ihn für lethargisch und berührt seine Augen mit ihrem Gewand. Da erhält er die frühere Klarheit wieder, erkennt sie als seine Mutter und erfährt von ihr, daß die Liebhaber der Weisheit allzeit von den Unwissenden und Bösen verfolgt worden seien. In Versen besingt sie aber, wie der wahre Weise unentwegt und glorreich über allen Schicksalsschlägen steht. Dann forscht sie Boëthius weiter aus und gibt ihm so Gelegenheit, die Ursachen seiner Verbannung zu erzählen. Daran knüpft sich eine ergreifende Klage (in Versen) über die Wechselfälle des Lebens mit einem sehnenden Wunsch nach Erlösung. Die Philosophie tadelt ihn zum Teil wegen der düstern Auffassung seines Loses und wegen seiner Klagen, lobt ihn aber auch wieder, daß er sich so offen ausgesprochen. Sie gesteht, daß er noch nicht reif ist, auf einmal geheilt zu werden; aber eine bessere Erkenntnis ist angebahnt, und es bedarf jetzt hauptsächlich nur der Beruhigung, um dem Kranken zum ganzen und vollen Trost zu verhelfen.

So ist im ersten Buche der Rahmen geschaffen, der die eigentliche philosophische Abhandlung, wie in den Dialogen Platons oder Ciceros, dramatisch belebt. Das Trostgespräch selbst dreht sich hauptsächlich um zwei Punkte: die wahre Glückseligkeit des Menschen und die Vorsehung Gottes. Im zweiten und in der ersten Hälfte des dritten Buches zeigt die Philosophie ihrem Schüler zunächst, worin die Glückseligkeit nicht besteht — nicht in Macht und Ruhm, nicht in Reichtum und sinnlichen Genüssen. In der zweiten Hälfte des dritten Buches geht sie dann zu dem Beweise über, daß Gott in sich die wesenhafte Glückseligkeit ist, und daß deshalb der Mensch

nur durch Teilnahme am göttlichen Leben wahrhaft glücklich werden kann. Schon hier entfaltet Boëthius neben einer tiefen Welt- und Menschenkenntnis seinen ebenso tiefen spekulativen Geist und einen poetischen Schwung, der vielfach an Dante erinnert. So schließt das zweite Buch mit folgendem Liede auf die ewige Liebe:

Was den bunten Wechsel der Welt
Lieblich zügelnd im Einklang hält,
Ringende Kräfte im Erdenrund
Bindet zum ewigen Friedensbund,
Was die Sonne im rosigen Lauf
Leitet zu goldenen Höh'n hinauf,
Was den Abend führet herein,
Leihet der Nacht den Silberschein,
Was des Meeres gierigen Schaum
Hält mit fester Gewalt im Zaum,
Daß es nicht in stürmendem Braus
Weiter dehne die Grenzen aus,
Was der Wesen zahllose Reih'n
Ordnet zum herrlichen Ganzen ein,
Himmel und Land und Meer regiert,
Es ist die ewige Liebe.
Fällt ihr Zügel, dann wird sogleich
Sich auflösen das Friedensreich,
Was sich liebte, entbrennen in Streit,
Was sich vereint in harmonischer Pracht,
Stürzen zurück in des Chaos Nacht.
Einzig wieder die Liebe nur
Bindet die Völker durch heiligen Schwur,
Flicht das Band, das heilig und rein
Weihet die Ehe für immer ein,
Fesselt den Freund auch täglich aufs neu'
An den Freund in beständiger Treu.
Selig, selig, o Menschengeschlecht,
Lenkt dich des Himmels mächtigstes Recht:
Sie, die ewige Liebe [1].

Mit Recht berühmt ist das prachtvolle Gebet, das den zweiten Teil des dritten Buches einleitet und zur Schilderung der göttlichen Glückseligkeit überführt.

Der du nach ew'gem Gesetz den Lauf der Welten beherrschest,
Erd' und Himmel schufst, die Zeiten lenktest von Anfang,
Selbst unwandelbar, gabst allen Wesen Bewegung,
Den nichts außer sich vermögen konnte, des Stoffes
Flüchtiges Werk zu schaffen, die Macht nur eigener Güte,
Angeboren dir, neidlos: du hast nach herrlichstem Vorbild

[1] Migne, Patr. lat. LXIII 718, übersetzt vom Verfasser.

Alles gemacht. Die schöne Welt, selbst schöner als alles,
Trugst du im Geiste und hast sie nach ähnlichem Bilde gestaltet.
Hast im einzelnen sie, hast sie im ganzen vollendet.
Du hast alles gezählt und gewogen, daß Hitze und Kälte,
Festes und Flüssiges stimmt, das reine Feuer emporstrebt
Himmelan, das Gewicht die Erde ziehet zur Tiefe.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Vater, lasse du mich zu den lichten Höh'n gelangen,
Sättigen mich am Quell des Guten und, kommend zum Lichte,
Ewig richten auf dich des Geistes beseligtes Schauen,
Räume die Nebel hinweg und die Wucht des irdischen Stoffes,
Zeige mir deinen Glanz. Denn du nur bietest den Frommen
Helle, friedliche Rast. Dich schaun ist Anfang und Ende,
Du bist Führer und Kraft und Pfad und seliger Zielpunkt [1].

Von diesem erhabenen Standpunkt aus gewinnt das scheinbare Glück der Bösen, das Unglück der Guten hienieden ein völlig anderes Ansehen. Alle Klagen müssen verstummen vor dem großen Gesamtplan der göttlichen Vorsehung, in welchen die Schicksale des Einzelnen eingegliedert sind. Die vermeintlichen Dissonanzen lösen sich in der Harmonie der göttlichen Weltordnung auf. Immer höheren Flug nehmen hier die Betrachtungen des ernsten Denkers, immer heller, freundlicher wird die Luft, immer schöner und freudiger gestalten sich seine Gedanken. Die letzte große Frage ist dieselbe, welche noch jahrhundertelang die schärfsten spekulativen Geister beschäftigen sollte, wie sich die ewige Voraussicht alles Künftigen von seiten Gottes mit der menschlichen Freiheit in Einklang bringen läßt. Schon Boëthius löst sie, soweit das möglich, in sehr befriedigender Weise aus der einfachen unendlichen Erkenntniskraft der göttlichen Natur, die allem Seienden, allen Wandlungen der Geschöpfe, in einem unteilbaren Blick (uno ictu) vorauseilt, gegenwärtig ist und bleibt. „Denn indem diese Wissenskraft in ihrem darstellenden Erkenntnisbilde alles umfaßt, setzt sie allen Dingen Schranken, ist aber von nichts Späterem abhängig. Da dem so ist, bleibt der freie Willensentscheid des Menschen unangefochten. Und da die Willen von aller Notwendigkeit entbunden sind, wird nicht nach ungerechten Gesetzen Lohn und Strafe verhängt. Denn der vorwissende Gott bleibt von oben Zuschauer von allem, und seines Schauens allzeit gegenwärtige Ewigkeit wirkt mit der künftigen Beschaffenheit unserer Handlungen zusammen, den Guten Lohn, den Bösen Strafe zuweisend. Und nicht vergeblich richten wir auf Gott unsere Hoffnungen und Gebete; wenn sie recht sind, können sie nicht unwirksam bleiben. Meidet also die Laster, pfleget die Tugenden, erhebt die Seele zu den richtigen Hoffnungen, richtet demütige Gebete zu den

---

[1] Ebd. LXIII 758. Nach der Übersetzung von J. Jungmann S. J., Ästhetik I³, Freiburg 1886, 212 213.

Höhen. Gewaltig ist euch die Notwendigkeit der Rechtschaffenheit nahe gerückt, wenn ihr es euch nicht verhehlen wollt, da ihr vor den Augen eines allsehenden Richters handelt.“ [1]

So schließt das merkwürdige Werk, das in der Geschichte der Wissenschaft wie der Literatur tiefe Furchen ziehen sollte.

„Den Spuren des ‚letzten Römers‘ begegnen wir im Mittelalter auf Schritt und Tritt; sein ‚Trost der Philosophie‘ insbesondere gehört zu denjenigen Büchern, an denen viele Generationen des Mittelalters sich auferbaut, sich im philosophischen Denken geübt, woran die mittelalterlichen Sprachen zum Ausdruck abstrakter Gedanken sich herangebildet haben. Eines so ehrenvollen Loses war das Werk nicht unwert. Auf ihm ruht ein letzter Glanz des klassischen Altertums: sowohl auf dem Inhalt, in dem der reinste ethische Gehalt aus den Lehren der alten Philosophenschulen — insbesondere der Neuplatoniker und Stoiker — mit dem Geiste römischer Mannestugend sich verbunden zeigt, wie auf der Form, insbesondere auf den poetischen Teilen, welche die erörternde und argumentierende Prosa in wohltuender Weise unterbrechen. Aber mit jenem letzten Glanze des entschwundenen Tages vermählt sich schon das Morgenrot eines neuen Tages, des Christentums, dessen Geist, obwohl er nirgends zum konfessionellen Ausdruck gelangt, doch das Ganze durchdringt und den Ideen der göttlichen Vorsehung und der Liebe ihre eigentümliche Gestaltung gibt. Dazu nun noch der Vorzug einer edel populären Darstellung in dialogischer Form, der Reiz der Situation, die uns den Senator Boëthius im Kerker vorführt, wo er — der Zögling der Philosophie — von seiner Pflegemutter getröstet wird.“ [2]

Das Werk verbreitete sich in seinem lateinischen Text bald über das ganze mittelalterliche Europa. König Alfred d. Gr. übertrug es schon gegen Ende des 9. Jahrhunderts ins Angelsächsische. Notker Labeo übersetzte es um das Jahr 1000 ins Deutsche, Jean de Meung (1280—1318) ins Französische, Maximus Planudes (1260—1310) ins Griechische. Der hl. Thomas

[1] Haec enim scientiae vis praesentaria notione cuncta complectens, rebus omnibus modum ipsa constituit, nihil vero posterioribus debet. Quae cum ita sint, manet intemerata mortalibus arbitrii libertas. Nec iniquae leges, solutis omni necessitate voluntatibus, praemia poenasque proponunt. Manet etiam spectator desuper cunctorum praescius Deus, visionisque eius praesens semper aeternitas cum nostrorum actuum futura qualitate concurrit, bonis praemia, malis supplicia dispensans. Nec frustra sunt in Deo positae spes precesque; quae cum rectae sunt, inefficaces esse non possunt. Aversamini igitur vitia, colite virtutes, ad rectas spes animum sublevate, humiles preces in excelsa porrigite. Magna vobis est, si dissimulare non vultis, necessitas indicta probitatis, cum ante oculos agitis iudicis cuncta cernentis (De consol. phil. lib. V, 6; Migne, Patr. lat. LXIII 862).

[2] B. ten Brink, Geschichte der englischen Literatur I, Berlin 1877, 98 99.

von Aquin hat ihm die berühmte Definition der „Ewigkeit“ [1] und manch andere wichtige Ideen entnommen, fast die ganze mittelalterliche Scholastik hat daraus geschöpft. Dante nennt ihn

> L'anima santa, ch' il mondo fallace
> Fa manifesto a chi di lei ben ode;

er spricht von seinem Martyrium und versetzt ihn unter die größten Leuchten der mittelalterlichen Wissenschaft: Thomas von Aquin, Albertus Magnus, Petrus Lombardus usw. Auch Laurentius Valla, Angelo Poliziano und die übrigen Führer der Renaissance hielten Boëthius hoch in Ehren, und selbst die Magdeburger Centuriatoren konnten seiner Gelehrsamkeit ihre Anerkennung nicht versagen. Noch 1665 hat Esteban Manuel de Villegas, um sich selbst in mannigfachem Herzeleid zu trösten, das „Trostbuch“ in klassisches Spanisch übersetzt. Erst durch den Bruch der Neuzeit mit der scholastischen Philosophie ist Boëthius mehr und mehr in den Schatten getreten; doch sind der nahezu klassischen Formschönheit seiner Prosa wie seiner Verse auch manche neuere Beurteiler einigermaßen gerecht geworden.

Die eingestreuten Gedichte sind so gedankenreich und tief, vielfach so tief empfunden und im Zusammenhang des Ganzen so ergreifend, zugleich von solcher Formvollendung, daß man versucht sein dürfte, Boëthius nicht nur als den größten philosophischen Genius, sondern auch als den bedeutendsten Dichter seiner Zeit zu bezeichnen.

Eine unhaltbare Überlieferung des Mittelalters gibt dem Boëthius vor Rusticiana eine andere Gattin, Elpis oder Helpis aus Sizilien [2]. Ihr wurde (ebenfalls ohne ein hinreichendes Zeugnis) der schöne Hymnus auf die zwei Apostelfürsten zugeschrieben, der, in drei Abschnitte geteilt, noch heute an deren Fest im Römischen Brevier gebetet wird: Decora lux aeternitatis auream | Diem beatis irrigavit ignibus.

> Das Licht, des Lichtes Urquell, das glänzt von Ewigkeit,
> Hat hell mit sel'gen Strahlen den Festtag eingeweiht,
> Den den Apostelfürsten zu Ehren wir begehn,
> Der reu'gen Sündern öffnet die Bahn zu Himmelshöh'n.
>
> Lehrer der Welt, Beschließer des Himmels, Ehr' und Preis
> Euch, Vätern Roms, zu Richtern bestellt dem Erdenkreis:

---

[1] Interminabilis vitae tota simul et perfecta possessio (De consol. V, prosa 6 Migne, Patr. lat. LXIII 858), erklärt vom hl. Thomas (Summa theol. 1, q. 8, a. 1).

[2] Migne a. a. O. LXIII 537. — Mone, Hymnen III 63 91. — Über „die Elpisinschrift“ im Atrium von St Peter siehe H. Grisar, Analecta Romana I, Roma 1899, 105.

Durchs Schwert sank hin der eine, durchs Kreuz der andere Held,
Als Sieger herrscht ihr beide im sel'gen Himmelszelt.

O Petrus, heil'ger Hirte, nimm gütig auf mit Huld
Der Gläub'gen Flehn und löse die Bande unsrer Schuld.
Du, welchem Macht gegeben der Herr, der dich erkor,
Zu öffnen und zu schließen das heil'ge Himmelstor.

Erhabner Lehrer, Paulus, erleucht uns Herz und Sinn,
Zieh unsre Herzen aufwärts mit dir gen Himmel hin,
Wo Glauben sich in Schauen verklärt und, Sonnen gleich,
Nur sel'ge Liebe waltet in Gottes ew'gem Reich.

O Rom, du hochbeglücktes, das beider Fürsten Hut
Vertraut ist und geweihet durch ihr ruhmwürd'ges Blut,
Das purpurrot erprangend, dir solchen Glanz verleiht,
Daß du all andern Städten vorragst an Würdigkeit[1].

O Roma felix, quae duorum principum
Es consecrata glorioso sanguine,
Horum cruore purpurata ceteras
Excellis orbis una pulchritudines.

Über andere Namen können wir kürzer hinweggehen, da keiner derselben bedeutendere Wellenkreise in der Literaturgeschichte gezogen. Der Grammatiker Priscianus in Konstantinopel verfaßte (zwischen 500 und 512) ein Lobgedicht auf den Kaiser Anastasius und eine lateinische Bearbeitung der poetischen Weltreise des Dionysius[2]. Der Afrikaner Luxorius ahmte in zahlreichen, darunter recht derben Epigrammen, Martial nach[3]. Ein anonymes Gedicht an den Afrikaner Flavius Felix, ebenfalls einen Epigrammatiker, besingt die „Auferstehung der Toten“[4]. Von Rusticius Helpidius, den man früher für den gleichnamigen Freund des Ennodius und Leibarzt des Königs Theodorich hielt, der aber wahrscheinlicher ein ehemaliger Konsul

---

[1] Übersetzt von F. H. Schlosser, Die Kirche in ihren Liedern I 2 104 105.

[2] Prisciani grammatici de laude imp. Anastasii, herausgeg. von St. L. Endlicher, Wien 1828 und J. Bekker (Corp. Hist. Byzant. I) Bonn 1829; Periegesis e Dionysio, Διονυσίου περιήγησις οἰκουμένης bei Wernsdorf (Poetae latini minores V), Bernhardy (Geogr. graeci min. I) und C. Müller (Geogr. graeci min. II).

[3] Bei Riese (Anthologia latina 287—375) und Bährens (Poetae latini minores IV 441—529). — Schubert, Quaestiones de anthologia codicis Salmasiani. Pars I: De Luxorio, Weimar 1875. — Klapp, De Anthologiae latinae carminibus nonnullis, Wandsbek 1875.

[4] Unter dem Titel De iudicio Domini hat es sich in die Werke Tertullians (ed. Oehler II 776—781) wie unter die Werke des hl. Cyprian (ed. Hartel III 308—325) verirrt; Hartel bemerkt dazu: Quisquis vero auctor est, Musis iratis hoc carmen panxit (Praef. LXVIII).

und Gesinnungsgenosse des Boëthius war, ist ein größeres Gedicht „Über die Wohltaten Christi Jesu“ [1] erhalten, dazu 24 Tetrastichen, wie jene des Prudentius als Inschriften zu Bildern bestimmt. Unter den Korrespondenten des Ennodius taucht ein jüngerer Dichter Arator auf, der, mit dessen Neffen Parthenius befreundet, sich erst an antik-mythologischen Stoffen versuchte, von Parthenius aber für eine christlich-poetische Richtung gewonnen ward, als Jurist zu hohen Würden und zum Rang eines Comes emporstieg, schließlich aber der Welt entsagte und in den geistlichen Stand trat. Als Diakon zu Rom bearbeitete er die Apostelgeschichte episch in zwei Büchern, mit ziemlichem Formgeschick und wirklicher Begeisterung für seine Sache [2]. Unter Papst Vigilius war ihm vergönnt, die erbauliche Dichtung selbst öffentlich vorzulesen, wozu vier Tage angesetzt werden mußten, da die Hörer öfters „da capo“ riefen. In der Behandlung des heiligen Textes folgte er mehr der freieren Art des Sedulius als der strengeren des Juvencus.

Viel wichtiger für die Weiterentwicklung der abendländischen Geistesbildung als alle diese Dichter ist Cassiodorus [3] — mit vollem Namen: Flavius Magnus Aurelius Cassiodorus Senator —, der noch unter Odovakar (um 485) geboren, Theodorich d. Gr. und sein Ostgotenreich und die lange Regierung des Kaisers Justinian überlebte und erst um 578 starb. Er stammte aus einem vornehmen Geschlecht aus Skyllaceum (heute Squillace) in Bruttium, wurde früh Quästor, Patricius, Konsul (514), bekleidete die wichtigsten Ämter am Hofe Theodorichs und seiner Nachfolger (seit 526 magister officiorum, seit 533 praefectus praetorio) und zog sich erst nach vierzigjährigem Staatsdienst ins Privatleben zurück, um den Rest seiner Tage der

---

[1] Herausgeg. von Migne, Patr. lat. LXII 545—548; H. Müller, Göttingen 1868 und W. Brandes, Braunschweig 1890.

[2] De actibus apostolorum libri II (Migne a. a. O. LXVIII 63—246). Epistola ad Parthenium (ebd. LXVIII 245—252). — Neu herausgeg. von A. Hübner, Neisse 1850. — Vgl. C. L. Leimbach, Über den Dichter Arator, in Theol. Studien und Kritiken XLVI (1873) 226—270.

[3] So Th. Mommsen; andere schreiben mit Maffei „Cassiodorius“. Sein Geburts- und Sterbejahr sind unbekannt, bekannt nur, daß er 93 Jahre alt geworden. Mommsen setzt sein Geburtsjahr um 490 oder etwas früher an; andere bedeutend früher, doch nicht vor 470. Im Anecdoton Holderi macht Cassiodor über sich selbst folgende Angaben: Cassiodorus Senator vir eruditissimus et multis dignitatibus pollens. Iuvenis adeo, dum patris Cassiodori patricii et praefecti praetorio consiliarius fieret et laudes Theodorici regis Gothorum facundissime recitasset, ab eo quaestor est factus, patricius et consul ordinarius, postmodum dehinc magister officiorum et praefectus praetorio. Suggessit formulas dictionum, quas in duodecim libris ordinavit et Variarum titulum superposuit. Scripsit praecipiente Theodorico rege historiam Gothicam originem eorum et loca mores in libris enuntians.

Frömmigkeit und der Wissenschaft zu widmen [1]. In der Nähe seiner Heimat baute er das Kloster Vivarium, anmutig gelegen, von schönen Gärten und Fischteichen (vivaria) umgeben, aber noch reichlicher mit allen Hilfsmitteln zum Studium ausgestattet. Der vielbelesene und vielerfahrene Staatsmann, der als Geheimschreiber und vertrautester Rat des Königs für die Angelegenheiten des ganzen Reiches gesorgt, organisierte hier selbst den Unterricht in allen Fächern, von der Grammatik bis hinauf in die Schrifterklärung, verfaßte für alle kurze, praktische Handbücher, unterrichtete persönlich und arbeitete später als Schriftsteller unermüdlich bis zum Tode. Als Greis von dreiundneunzig Jahren verfaßte er noch eine Abhandlung über die Orthographie zur Ergänzung seiner Grammatik [2].

Er war weder hoch spekulativ noch poetisch veranlagt wie Boëthius, aber mit jenem scharfen Gedächtnis, praktischen Verstand, geduldigen Fleiß und unermüdlichen Sammelgeiste ausgestattet, den ein ausgebreitetes historisches, encyklopädisches Wissen verlangt. Noch während die Sorgen und Mühen der ausgedehnten Reichsverwaltung auf ihm lasteten, verfaßte er, auf Anregung Eurichs, des Gemahls der Amalasuntha, eine allgemeine Chronik, die sich zum Teil auf die Eusebius-Bearbeitung des Hieronymus, Livius und Bassus stützt und die noch erhalten ist [3]. Auf Wunsch Theodorichs selbst schrieb er eine Geschichte der Goten, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, von der aber nur noch die Auszüge des Jordanes vorhanden sind [4]. Unter dem Titel Variae (epistolae et formulae) gab er (zwischen 534 und 538) eine Sammlung von etwa 400 Aktenstücken und Briefen heraus, die, teils in seinem teils in des Königs Namen verfaßt, eine überaus wichtige Quelle der damaligen Zeitgeschichte bilden [5]. Ein Grundzug dieser Schriften wie seiner staatsmännischen Tätigkeit liegt in dem Bemühen,

---

[1] P. P. M. Alberdingk Thijm, Iets over M. A. Cassiodorus Senator en zijne eeuw, Amsterdam 1857, [2]1858. — A. Thorbecke, Cassiodorus Senator. Ein Beitrag zur Geschichte der Völkerwanderung, Heidelberg 1867. — A. Franz, M. A. Cassiodorus Senator. Ein Beitrag zur Geschichte der theologischen Literatur, Breslau 1872. — J. Ciampi, I Cassiodori nel V. e nel VI. secolo, Imola 1876.

[2] Gesamtausgaben seiner Werke: Paris 1579, Genf 1656 1663, von dem Mauriner J. Garet (Rouen 1679, Venedig 1729); abgedruckt und vermehrt bei Migne, Patr. lat. LXIX LXX.

[3] Herausgeg. von Mommsen (Chronica minora saec. IV V VI VII. Bd 2. Monum. Germ. Hist. Auctores antiquissimi XI 109—161), Berlin 1894; Migne a. a. O. LXIX 1213—1248.

[4] Herausgeg. von Mommsen (Iordanis Romana et Getica. Monum. Germ. Hist. Auctores antiquissimi V 1), Berlin 1882; Migne a. a. O. LXIX 1251 bis 1296.

[5] Herausgeg. von Mommsen (Variae. Monum. Germ. Hist. Auctores antiquissimi XII), Berlin 1894; Migne a. a. O. LXIX 501—880. — Englische Übersetzung von Th. Hodgkin, London 1886.

die Interessen der siegreichen Ostgoten mit jenen der besiegten Römer auszugleichen, diese durch Schonung und gerechte Behandlung für die fremden Gewalthaber zu gewinnen, jene durch römische Bildung zu heben und politisch zu erziehen und so Germanen und Romanen, gotische Volkskraft und römische Kultur auf dem Boden christlicher Gesittung zu versöhnen: das große Problem jener Zeit, das wichtigste und fruchtreichste, das sich ein Staatsmann stellen konnte, und das unter Theodorich bereits einer günstigen Lösung entgegenzugehen schien. Als indes unter seinen Nachfolgern Leidenschaft und Barbarei die Aussichten immer mehr herabstimmten und fast alle erreichten Erfolge durchkreuzten und zerstörten, flüchtete der große Staatsmann seine Lebensgedanken gewissermaßen von dem Gebiete der Politik auf das der Kirche, von der Staatskanzlei ins Kloster.

Auch in der Einsamkeit von Vivarium, welche der Staatsmann von Ravenna als ein Sechziger aufsuchte, ist er nicht als eigentlicher Bahnbrecher aufgetreten. Er hat in keiner Wissenschaft neue Pfade eröffnet; aber er hat in einer Zeit, wo die Barbarei die ganze antike und römisch-christliche Bildung zu verschlingen drohte, ihr ferne von den Heerstraßen der Legionen ein friedlich stilles Asyl geschaffen, wo sie vorläufig ungestört weiterblühen konnte. Die Aufnahme in sein Kloster war an die Bedingung geknüpft, sich nicht bloß der Frömmigkeit, sondern auch der Pflege der Wissenschaft zu widmen. Nur soweit nötig ließ er Brüder zu, welche Feld und Garten bestellen und so den übrigen den nötigen Unterhalt beschaffen sollten. Auch diese sollten kennen lernen, was Columella, Gargilius Martialis, Aemilianus und andere der Alten über Feldbau, Gartenwirtschaft usw. geschrieben. In seinen zwei Werken De artibus ac disciplinis liberalium litterarum[1] und De institutione divinarum litterarum[2] hat er dann gleichsam das Facit der bisher vorhandenen Geistesentwicklung gezogen und daraus einen Grundplan entworfen, nach welchem sich die Studien der Seinigen in rationeller Unterordnung weiter entfalten sollten. Den Unterbau bilden die sieben freien Künste in der hergebrachten Reihenfolge: Grammatik, Rhetorik[3], Dialektik, Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie. Die Philosophie hat sich noch nicht zum eigentlichen Wissenszweig gestaltet. Die logischen und erkenntnistheoretischen Untersuchungen sind der Dialektik zugeteilt, alles übrige den „göttlichen Wissenschaften", d. h. der Theologie. Die Theologie selbst hat noch keine eigentlich wissenschaftliche Gliederung erhalten. Cassiodor führt in seinem Abriß erst die einzelnen Bücher der Heiligen Schrift auf, dann die vier Konzilien, die verschiedene Einteilung der heiligen

---

[1] Migne a. a. O. LXX 1149—1220. [2] Ebd. LXX 1105—1150.
[3] Ebd. LXX 1219—1270. — Die Rhetorik herausgeg. von C. Halm, Rhetores latini minores, Lips. 1863.

Schriften, die historischen Kirchenschriftsteller, die hauptsächlichsten lateinischen Kirchenväter (Hilarius, Cyprian, Ambrosius, Augustinus, Hieronymus), eine Anweisung über das Lesen der heiligen Schriften und das Studium der Hilfswissenschaften, wie der Kosmographie u. dgl., endlich allgemeine Vorschriften über Studium und Ordensleben überhaupt. In kleineren Einzelschriften hat Cassiodor noch zum Teil die Grammatik und Orthographie behandelt. Ein Opusculum „Über die Seele“ (in 12 Kapiteln) streift vom philosophischen Gebiete stark ins asketische hinüber [1]. Das umfangreichste Werk Cassiodors aus seiner klösterlichen Zeit ist eine Erklärung der Davidischen Psalmen [2], welche durchweg auf derjenigen des hl. Augustinus fußt. Sehr kurz dagegen sind seine Erklärungen zu den Apostelbriefen, der Apostelgeschichte und der Apokalypse. Die Kirchengeschichte förderte er dadurch, daß er durch seinen Freund, den Scholastikus Epiphanius, die kirchengeschichtlichen Werke des Sokrates, Sozomenus und Theodoret übersetzen ließ und diese Übersetzungen dann selbst nach seiner Auswahl zusammenstellte und verschmolz. Mit dieser Historia ecclesiastica tripartita [3] übermachte er dem Mittelalter einen reichen Schatz kirchengeschichtlicher Kenntnisse in gedrängter, praktischer Form, wenn die moderne Geschichtskritik hier auch vieles auszusetzen hat. Sie reicht von Konstantin d. Gr. bis auf den jüngeren Theodosius und schließt sich somit als Fortsetzung an die von Hieronymus bearbeitete Kirchengeschichte des Eusebius.

Die Stellungnahme Cassiodors zur Poesie zeichnet sich am besten in der Einleitung zu seinem Psalmenkommentar. Auch ihm galt sie als eine Trösterin in den Bedrängnissen der Zeit. Aber während Boëthius als Dichter-Philosoph die schönsten Gedanken christlicher Ethik in die Kunstformen antiker Lyrik kleidete, suchte Cassiodor, der gelehrte Sammler, seinen Trost bei den Psalmen. „Nachdem ich die Sorgen meiner hohen Stellung in Ravenna und die weltlichen Geschäfte mit ihrem schädlichen Beigeschmack abgeschüttelt und den geistigen Honig des himmlischen Psalmenbuchs verkostet hatte, versenkte ich mich, wie das lebhafte Verlangen zu bewirken pflegt, als eifriger Forscher in dasselbe, um nach so viel bittern Erlebnissen die süßen Worte behaglich einzuschlürfen.“ Als Anfänger hatte er aber mit Schwierigkeiten zu ringen, um zum vollen Verständnis zu gelangen; er studierte darum die Enarrationes des hl. Augustin und ward aus einem Leser selbst Kommentator, aber mehr ein mystischer als ein philosophisch-exegetischer. Alle andere Poesie verblaßte in seinen Augen vor diesem einen Buch.

„Ein wahrhaft strahlendes Buch, eine leuchtende Rede, ein Labsal für das wunde Herz, ein Honigkuchen für den inneren Menschen, ein Festmahl

---

[1] Migne, Patr. lat. LXX 1279—1308.

[2] Ebd. LXX 10—1056. [3] Ebd. LXIX 879—1214.

für geistliche Personen, eine Zunge voll geheimer Kräfte, welche die Stolzen vor den Demütigen beugt, die Könige den Bettlern unterwirft, liebreich die Kleinen nährt. Denn so groß ist die Schönheit der Empfindungen und die Heilkraft der darin quillenden Worte, daß man darauf mit Recht die Worte Salomons im Hohen Liede beziehen darf: ‚Ein verschlossener Garten und ein versiegelter Quell, ein Fruchtgarten voll von allen Früchten' (Hl 4, 12). Denn bald neigen die einen der Psalmen, nach göttlichem Ratschlag verfaßt, die erregte stürmische Seele zum lautersten, ruhigsten Leben; bald kündigen sie Gott an, wie er zum Heile der Gläubigen sichtbarer Mensch werden und zum Weltgerichte kommen wird; bald nahen sie, mit Tränen die Sünden abzuwaschen, mit Almosen die Schuld loszukaufen; bald lauschen sie in ehrerbietigem Staunen auf heilige Reden; bald leiht das hebräische Alphabet ihnen tiefere Bedeutung; bald verkünden sie heilsam das Leiden und die Auferstehung des Herrn; bald beweinen sie in liebendem Mitleid die Trauernden; bald erschließen sie durch Wiederholung heilige Dinge; bald sind sie durch die Stufengesänge bewundernswert; endlich verweilen sie glücklich in göttlicher Lobpreisung, in seliger Fülle, unbeschreiblicher Sehnsucht, wundersamer Tiefe. Nie wird das gläubige Gemüt völlig gestillt, das sich daran zu sättigen begonnen. Die Psalmen sind es endlich, welche unsere Nachtwachen verschönern, wenn mitten im Schweigen der Nacht die menschliche Stimme in psallierenden Chören sich zum Gesange erhebt und in melodisch modulierten Worten uns zu jenem zurückführt, von welchem zum Heile des Menschengeschlechts das göttliche Wort einst ausgegangen."[1]

Zurückblickend auf das Treiben in der Welt, fand der Mönch von Vivarium, der einst so mächtige Staatsmann von Ravenna, daß die Bösen selbst in scheinbarem Glück keine rechte Freude genießen:

„Bei aller körperlichen Anmut ist das Antlitz der Bösen wolkenumflort; selbst wenn sie sich freudig gebärden, sind sie traurig, da sie bald bereuen, vom Ansturm der Leidenschaft verlassen, plötzlich in Trauer versinken; ihre Augen bewegen sich mehr als nötig ist; hin und her denkend brüten sie, unsicher, unstet, schwankend, vor allem bang, vom Willen aller abhängig, in ängstlicher Sorge, von Verdacht geplagt; das Urteil anderer prüfen sie ängstlich, weil sie das eigene törichterweise verloren: indem sie das weltliche Leben suchen, gehen sie dem Unglück des ewigen Todes entgegen, und während sie gierig nach zeitlichem Lichte ringen, erwerben sie sich die Finsternis der ewigen Nacht."[2]

Ganz anders ist es mit dem Guten, der sich zum Glauben an die heilige Dreifaltigkeit bekennt und sein Leben nach der Lehre der Apostel einrichtet.

---

[1] Ebd. LXX 10. [2] Ebd. LXX 1298 1299.

„Immer ist sein Antlitz froh und ruhig, hager aber kräftig, bleich aber schön, trotz beständiger Tränen freudig, ehrwürdig durch den langen Bart, ohne allen Schmuck doch reich geziert. So werden die Menschen durch die Gerechtigkeit schöner, indem diese die Gegensätze ausgleicht: die Augen fröhlich und voll unschuldigen Liebreizes, die Rede wahr und der Guten Herz treffend, begierig, alle für die Liebe Gottes zu gewinnen, von der er selbst erfüllt ist; die Stimme gemäßigt, weder halbem Schweigen noch gewaltigem Geschrei sich nähernd; Strengheit bricht seine Kraft nicht; von freudigen Ereignissen läßt er sich nicht erregen: ein heiliger Tempel, eine Wohnstätte der Tugenden; seine Züge verändern sich nicht, weil sie an Beharrlichkeit gewohnt sind. Sein Schritt ist weder schleppend noch eilig; er sieht keinen um seiner selbst willen an, er schont keinen wegen eines andern. Er empfiehlt das Rechte und Gute, lehrt ohne Anmaßung, ist demütig und frei, streng und voller Liebe, so daß es schwer ist, ihn zu verlassen, wie man das Leben selbst nur widerwillig verläßt.“ [1]

Diese Schilderung ist nicht nur dadurch bemerkenswert, daß sie in anschaulicher Weise den Unterschied der christlichen Lebensanschauung und Ideale von jenen des heidnischen Altertums kennzeichnet [2], sondern noch mehr dadurch, daß sie auf den Kern und die Seele jener sittlichen Kraft hinweist, durch welche das Mönchtum zum Retter der abendländischen Kultur geworden ist: die lauterste Gottes- und Menschenliebe.

Wissenschaft und Kunst erscheinen hier allerdings nicht als unabhängiges Selbstziel, wie sie es in der objektiven Ordnung der Dinge auch nicht sind noch sein können. Die wissenschaftliche Bildung ordnet sich der religiös-sittlichen unter, das profane Wissen dem theologischen; aber wie das Ordensleben als ausnahmsweise Lebensform das Weltleben nicht ausschließt, sondern voraussetzt, so ist dem profanen Wissen innerhalb jener philosophisch begründeten Ordnung die freieste Spannweite gegeben. Die theologisch-historische Richtung des Cassiodor schließt die philosophisch-humanistische des Boëthius keineswegs aus. Jene übermachte dem Mittelalter die biblische und theologische Wissenschaft der patristischen Zeit, diese die wichtigsten Ergebnisse antiker Philosophie und das Interesse für die alten Klassiker. Die innige Begeisterung des Cassiodor für die Liturgie und das Psalterium hinderte ihn nicht, den umfangreichsten geschichtlichen Arbeiten, dem Studium der Geographie, ja selbst dem allergewöhnlichsten praktischen Realwissen seine Sorge zuzuwenden [3]. Er forderte seine Mönche nicht nur zu unermüdlicher

---

[1] Migne, Patr. lat. LXX 1300 1301.

[2] Das hebt Ebert (Geschichte der Literatur des Mittelalters I², 513) hervor.

[3] Katalog der Bibliothek des Klosters Vivarium, zusammengestellt von A. Franz, M. Aurelius Cassiodorus Senator, Breslau 1872, 80—92.

Vervielfältigung der Handschriften auf, welche noch für Jahrhunderte den Druck ersetzen mußte, er empfahl ebenso angelegentlich das Studium der Orthographie, von welchem die Brauchbarkeit der Codices bedingt war, der Kalligraphie, der Initialenmalerei, und selbst der Buchbinderei, der nächtlichen Beleuchtungsmittel und der Uhrenmacherei hat er nicht vergessen. Die Wasseruhr sollte der Sonnenuhr nachhelfen, damit durch genaue Zeiteinteilung die wissenschaftliche Arbeit gefördert würde[1]. Wohlgeregelte Lampen mit praktischem Mechanismus sollten auch die nächtlichen Stunden der Arbeit sichern. Die schönen Büchereinbände aber vergleicht er geradezu mit dem hochzeitlichen Kleide, welches vorab die heiligen Schriften verdienen[2].

[1] A. Olleris, Cassiodore, conservateur des livres de l'antiquité latine, Paris 1841.

[2] Migne, Patr. lat. LXX 1144—1146.

Zweites Buch.

Die lateinische Literatur des Mittelalters.

Erstes Kapitel.

Die Erhaltung des Lateins als lebendiger Sprache der Kirche, des Rechts und der Wissenschaft.

Der Sturz des weströmischen Kaisertums gilt mit Recht als die Scheidelinie zwischen Altertum und Mittelalter. Mit Romulus Augustulus erlischt die Reihe der römischen Cäsaren, die stolze Weltherrschaft des römischen Senats und Volkes, die letzte Widerstandskraft der einst unbesieglichen, welterobernden Legionen, der letzte Machtrest der antiken Götter, des griechisch-römischen Heidentums, der von ihm beherrschten Kultur, Literatur und Kunst. Wie das römische Weltreich alle früheren Weltreiche an Machtfülle und Glanz übertroffen hatte, so hat auch sein Sturz die Welt in ein Chaos gerissen, wie keine Umwälzung zuvor. Dieses Chaos hat allerdings nicht erst mit dem Jahre 476 begonnen; die vernichtenden Wellenschläge der Völkerwanderung erhoben sich schon ein Jahrhundert früher; die innere Zersetzung des riesigen Staatskolosses reicht in noch frühere Zeit zurück; von innen und außen haben dann die zerstörenden Kräfte zusammengewirkt, bis keine Staatskunst mehr das unterwühlte Gefüge zu retten vermochte, auch das Christentum dem sinkenden Reiche keine Hilfe mehr bieten konnte, weil dasselbe zu lange in hartnäckigem Stolze gegen die Botschaft des Heiles angekämpft, sie nur halb und widerstrebend angenommen, sie durch ketzerisches Sektentreiben und heidnische Üppigkeit unaufhörlich in ihrer Wirksamkeit gehemmt hatte.

Die furchtbaren Schicksalsschläge, welche vom Anfang des 5. Jahrhunderts an über das römische Reich hereinbrachen und dasselbe endlich zertrümmerten, sind bereits von den Zeitgenossen als ein Gottesgericht betrachtet worden, das die römische Welt durch ihre blinde Anhänglichkeit an das Heidentum, durch ihren ungemessenen Stolz, ihre grenzenlose Habsucht, Genußsucht und Entsittlichung auf sich herniederbeschwor. Keiner hat dieses weltgeschichtliche Strafgericht gewaltiger und ergreifender beschrieben als Salvianus, ein Gallier, vermutlich aus der Gegend von Trier oder Köln gebürtig, der nach kurzem Leben in der Welt um das Jahr 430 der Klostergemeinde von Lerin beitrat und später als Priester in Marseille wirkte.

Er hatte mit eigenen Augen die schrecklichen Verheerungen geschaut, welche die Züge der Barbaren im nördlichen und südlichen Gallien wie in

Afrika angerichtet hatten. Als Antwort auf die Klagen derjenigen, welche über dem Elende der Zeit den Glauben an eine göttliche Vorsehung und an Gott selbst verzweifelnd über Bord werfen wollten, schrieb er seine acht Bücher „Über die Weltregierung Gottes" oder, wie Gennadius sie später überschrieb: „Von dem gegenwärtigen Strafgericht" [1] — ein düsteres, aber völlig aus der Wirklichkeit gegriffenes Kulturbild jener grauenvollen Zeit, welche den längst vollzogenen inneren Bankrott der antik-heidnischen Bildung zu seinem letzten offenen Abschluß brachte. Das Werk, als Geschichtsquelle vom höchsten Werte, ist „in einem fast an Lactanz und Hilarius erinnernden Stil" gehalten, „an dem das genaue Studium Ciceros unverkennbar ist" [2], zugleich mit einem erhabenen Schwung, der an die alttestamentlichen Propheten gemahnt. Mitten in dem Schrecken der Völkerwanderung findet er noch das Heidentum mit seiner entnervenden Unsittlichkeit in voller Blüte.

„In den Gymnasien wird noch Minerva, in den Theatern Venus, in dem Zirkus Neptun, auf den Fechtböden Mars, auf den Ringplätzen Merkur angebetet und verehrt, und so waltet noch allenthalben, je nach der Verschiedenheit der Veranstalter, der alte Götzendienst. Jede Art von Unzucht wird in den Theatern begangen, jede Art von Ausschweifung auf den Ringplätzen, jedwede Ausgelassenheit im Zirkus, jedwede Tollheit in den Schauspielhöhlen. Dort herrscht die Unzucht, anderwärts die Sittenlosigkeit, hier die Völlerei, dort die Raserei, überall der Dämon; ja in all den Vergnügungslokalen zusammen hausen alle Ausgeburten der Hölle; denn von den ihrer Verehrung geweihten Plätzen herab führen sie allenthalben den Vorsitz [3].

„Italien wurde schon durch so viele Kriegszüge verheert; haben die Italer endlich von ihrem Lasterleben abgelassen? Rom wurde belagert und eingenommen; haben die Römer endlich aufgehört, Gotteslästerer und Tollköpfe zu sein? Die Barbarenvölker haben die gallischen Provinzen überflutet; stecken die Gallier, was Sittenverderbtheit anbelangt, nicht noch in ihren früheren Verbrechen? Die Vandalen sind hinüber nach Spanien gezogen: so hat sich die Lage der Spanier verändert, aber nicht ihre Lasterhaftigkeit. Damit endlich kein Teil der Welt frei von tödlichem Verderben bliebe, warf sich der Krieg auch auf die Meeresfluten; so wurden die vom Meere umschlossenen Städte, so wurden Sardinien und Sizilien, die Kornkammern des Fiskus, verheert und zerstört, so wurden uns die Lebensadern abgeschnitten und Afrika selbst, der Lebenshort der Republik, in Fesseln gelegt. Und nun? Nachdem die Barbaren in jene Länder eingedrungen, hat dort wenigstens aus Furcht das Lasterleben aufgehört? Oder hat, wie sich zeitweilig auch die nichtsnutzigsten Sklaven

[1] Gesamtausgaben der Werke Salvians von P. Pithoeus, Paris 1580; C. Rittershusius, Nürnberg 1611 1623; St. Baluze, Paris 1663 1669 1684; Migne (nach Baluze), Patr. lat. LIII; C. Halm, Berlin 1877 (Monum. Germ. Hist. Auctores antiquissimi I 1); Fr. Pauly, Wien 1883 (Corpus script. eccl. lat. VIII). — Deutsche Übersetzung von A. Helf, Kempten 1877. — Vgl. W. Zschimmer, Salvianus, der Presbyter von Massilia und seine Schriften, Halle 1875. — A. Hämmerle, Studien zu Salvian, Landshut 1893.

[2] H. Norden, Die antike Kunstprosa II, Leipzig 1898, 585.

[3] De gubernat. Dei VI 11 (ed. Halm a. a. O. 77, § 60).

zurechtweisen lassen, der Schrecken wenigstens einige Bescheidenheit und Zucht abgepreßt? Wer könnte die Größe des Übels messen? Während die Waffen der Barbaren um die Mauern von Cirta und Karthago klirrten, jauchzten die Einwohner von Karthago im Zirkus und schwelgten in den Theatern. Während die einen vor den Toren hingeschlachtet wurden, trieben die drinnen noch Unzucht. Während ein Teil des Volkes draußen von den Feinden gefangen wurde, war der andere drinnen eine Beute des Lasters. . . . Es mischte sich sozusagen das Kampfgeschrei vor den Mauern und das Freudengeschrei innerhalb der Mauern, das Röcheln der Sterbenden und das Gejauchze der Bakchanten, und kaum zu unterscheiden war mehr der Schmerzensruf der im Kampf Gefallenen und der Jubelruf der im Zirkus Schreienden. Und was tat dieses Volk mit solchem Treiben anders, als daß es, da Gott es vielleicht noch nicht verderben wollte, selbst seinen Untergang herbeiforderte?

„Doch was rede ich von Dingen, die in weiter Ferne und gleichsam in einem andern Erdteil geschehen sind, da ich doch weiß, daß in meiner Heimat und in den Städten Galliens fast alle Vornehmeren durch ihr Unglück nur noch schlechter geworden sind?[1]

„Ich selber sah zu Trier Männer von hohem Amt und Adel, von den Barbaren schon ausgeraubt und arm geworden, ärmer noch an Ehre und Sittlichkeit, ein schandvolles Leben führen, Greise, beim bevorstehenden Untergang der Stadt der Völlerei, der Trunksucht und der Unzucht sich ergeben; selbst die Spitzen der Stadtbevölkerung schrieen, vom Weine berauscht, wie Rasende, wüteten wie Bakchanten, gebärdeten sich wie Tollsinnige. Auch in Köln ließen die Vornehmsten selbst dann von ihren Freß- und Trinkgelagen nicht ab, als der Feind schon in die Stadt einzog, so daß sie das, was ihnen den Untergang bereitete, auch dann noch trieben, als sie zu Grunde gingen. Und wir wollen uns wundern, daß sie alles verloren haben, nachdem sie ihre Tugend verloren? Was soll ich von den übrigen Städten Galliens sagen? Auch sie sind durch ähnliche Sünden ihrer Bewohner gefallen. Als die Heere der Barbaren schon anrückten, wurde weder für die Verteidigung der Städte noch für den Schutz ihrer Bewohner Fürsorge getroffen; von Trunkenheit und Sorglosigkeit waren alle wie betäubt. Viermal wurde die reichste Stadt Galliens, Trier, zerstört, und nach jeder Zerstörung nahm das sittliche Verderben zu. Der Untergang dieser Stadt zog den Ruin der andern nach sich. Vor meinen Augen mußte ich Leichen sehen beiderlei Geschlechts, nackt, zerrissen, von Vögeln und wilden Tieren angefressen; der Gestank der Toten wurde zur Pest für die Lebenden, und der Tod hauchte aus den Toten den Tod aus. Und die wenigen vom Adel, die dem Tod entronnen waren, verlangten nach solchem Greuel der Verwüstung von den Kaisern — Zirkusspiele und Theaterstücke, und dies verlangten sie, nachdem sie geplündert und besiegt waren, nach ihren Niederlagen, nach all dem vergossenen Blut, nach schon eingetretener Unterwerfung. Wo sollten diese Schauspiele abgehalten werden? Über den Grabmälern und Aschenkrügen, über den Haufen von Totengebeinen, über den Blutlachen der Erschlagenen?"[2]

Mit derselben Wucht der Beredsamkeit stellt Salvian der unglaublichen Entartung der Römer die natürliche Frömmigkeit, Einfachheit und Sitten-

---

[1] De gubernat. Dei VI 12 (ed. Halm a. a. O. 78, § 67).

[2] Ebd. VI 13 (ed. Halm a. a. O. 79, §§ 72 ff). Kürzer zusammengedrängt bei C. J. Greith, Geschichte der altirischen Kirche, Freiburg 1867, 10 11. — Vgl. H. Grisar, Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter I 55—57.

reinheit der germanischen Völker gegenüber, welche von den Lastern der Überkultur noch nichts kannten und der frechen, öffentlichen Sittenlosigkeit, besonders in Afrika, durch strenge Maßregeln ein Ziel setzten:

„Erröten wir", ruft er aus, „ich bitte euch, schämen wir uns! Bei den Goten gibt es keine Unzüchtigen als eben die Römer, bei den Vandalen wieder nur Römer, so weit hat es bei ihnen die Liebe zur Keuschheit, die Strenge der Zucht gebracht, daß sie nicht nur selbst keusch sind, sondern daß sie, um etwas ganz Neues, Unglaubliches, Unerhörtes zu sagen, selbst die Römer keusch gemacht haben. Wenn es die menschliche Schwäche erlaubte, möchte ich mit übermenschlicher Kraft rufen, daß es über den ganzen Erdkreis hin widerhallte: ‚Schämt euch, ihr römischen Völker, schämt euch eures Lebens! Kaum eine Stadt ist von Bordellen, keine von Unzucht frei außer denjenigen, in welchen die Barbaren ihren Sitz aufgeschlagen haben.' Und wir, die wir so unlauter sind, wundern uns, wenn wir im Elend sind; wir, die wir an Tugend zurück sind, wundern uns, wenn wir durch die Kraft der Feinde besiegt werden; wir wundern uns, daß jene unsere Güter besitzen, die unsere Laster verabscheuen. Nicht natürliche Körperkraft führt sie zum Siege, nicht natürliche Schwäche bereitet uns Niederlagen. Keiner mache sich eine andere Überzeugung, keiner eine andere Auffassung zurecht: einzig und allein die Verrottung unserer Sitten hat uns daniedergestreckt." [1]

Zu weit geht Salvian unzweifelhaft, wenn er einen Sokrates und Cato zu Propheten der „freien Liebe" macht; aber seinem scharfen Ausfall auf die hellenisch-römische Philosophie liegt der durchaus richtige Gedanke zu Grunde, daß die größten Philosophen des Altertums nicht zu einer wahrhaft menschenwürdigen Auffassung der Ehe durchgedrungen sind, daß sie (selbst ein Sokrates und Plato) den Ausschweifungen der Sinnlichkeit keinen festen Damm entgegenzustellen wußten und daß ihre praktische Lebensphilosophie nicht im stande war, die Lüsternheit der erotischen Dichter und die von aller Moral losgebundene Kunst daran zu hindern, „die ganze Welt zur Lasterhöhle zu machen" [2].

Mögen die Schilderungen Salvians auch sonst mitunter an stark rhetorischer Färbung leiden, weder sein Lob der Germanen noch seine Verurteilung der Römer in ihrem ganzen Umfang gerechtfertigt sein, darüber kann doch kein Zweifel walten, daß er in der furchtbaren Entsittlichung den wunden Punkt berührte, an welchem die gesamte römische Welt krankte und welcher ihren Untergang herbeiführte. Der stetige Fortschritt der Kirche in Rom wie in den Provinzen, die wahrhaft großartige Weise, in welcher sie die Sorge für Arme, Kranke und Notleidende, die Lösung der sozialen Frage überhaupt auf sich nahm, die Lehrtätigkeit der Päpste, welche in die dog-

[1] Salvian., De gubernat. Dei VII 23 (ed. Halm. Monum. Germ. Hist. Auctores antiquissimi I 103, §§ 107 ff).

[2] Quantum ad doctrinam suam pertinet, lupanar fecit e mundo (ebd. VII 23 [ed. Halm a. a. O. 102, §§ 101 ff]).

matischen Wirren des Morgen- wie des Abendlandes entscheidend eingriff, der politische Einfluß der Päpste, wie eines Leo d. Gr., der wiederholt die schlimmsten Katastrophen von Rom und Italien abwendete, die große Zahl der kirchlichen Schriftsteller, die prachtvollen kirchlichen Bauten, welche in Rom und anderwärts erstanden: all das bürgt jedoch dafür, daß ein recht ansehnlicher Teil der römischen Welt das Christentum mit ganzer Seele in sich aufgenommen hatte und religiös-sittliche Kraft wie geistige Bildung genug besaß, um das Werk der christlichen Zivilisation in allen Ländern des einstigen Weltreichs erfolgreich durchzuführen. Christliche Römer sind die Lehrer und Erzieher der germanischen Völker geworden und haben die Grundlagen des christlichen Mittelalters gelegt.

Als um die Mitte des 6. Jahrhunderts auch das Reich der Ostgoten in Italien zusammenbrach, das der Langobarden an seiner Stelle emportauchte und fast das ganze Exarchat an sich riß, neue schreckliche Kriege die schon längst erschöpfte Halbinsel verwüsteten, schien freilich die christliche Bildung des Abendlandes und was sie an Trümmern antiker Bildung gerettet, von neuem mit dem Untergang bedroht. Die germanischen Völker, welche sich in die Erbschaft Westroms geteilt, besaßen zwar in ihrer jugendlichen Vollkraft reiche, vielversprechende Eigenschaften. Das günstige Zeugnis, das schon Tacitus ihrer Sittenreinheit ausgestellt, wird auch von Salvian und andern späteren Schriftstellern bestätigt. König Genserich bekämpfte in dem von ihm eroberten Afrika die Sittenlosigkeit durch die strengsten Gesetze, schloß die Lasterhöhlen, verbannte die Päderasten in die Wüste, zwang die Dirnen zur Ehe und bedrohte ihren Rückfall mit den strengsten Strafen[1]. Allein diese Sittenstrenge hielt nicht an. Bald erlagen die vandalischen Eroberer dem verführerischen Einfluß der verrotteten Überkultur, welche sie in Afrika vorfanden. „Die Vandalen", berichtet Prokopius, der Geheimschreiber Belisars, „sind das üppigste unter allen Völkern, die wir kennen. Seitdem sie Afrika gewannen, genossen sie täglich des Bades und der erlesensten Tafelfreuden. In reichstem Schmuck, in seidenen Gewändern verbrachten sie den Tag in den Theatern, den Rennbahnen und andern Lustbarkeiten, zumal aber auf Jagden. Tänzer, Gaukler und Mimen, Musik und was nur Aug und Ohr erfreut, verwandten sie zu ihrer Ergötzung. Viele wohnten in Villen mit Gärten und Hainen, reich an Brunnen und Bäumen. Unablässig hielten sie Trinkgelage, und mit großer Leidenschaft ergaben sie sich den Werken der Aphrodite."[2] Wie Genserich, so wüteten auch die Könige Hunnerich und Thrasamund als fanatische Arianer mit allen Mitteln der Verfolgung

---

[1] F. Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker I, Berlin 881, 213.

[2] Procopius, De bello Vandalico II 6.

gegen die Katholiken, und wenn es ihnen auch nicht gelang, den katholischen Glauben in Nordafrika auszurotten, wurde die Blüte der christlichen Kultur daselbst doch für immer geknickt, auch die materielle Kultur in einer Weise geschädigt, von der sie sich nimmer erholen sollte[1].

Auch die übrigen germanischen Völkerstämme waren schließlich Barbaren. Sie vergeudeten ihre Kraft in unaufhörlichem Kampfe; sie zerstörten, ohne aufzubauen. Spanien, Gallien und Italien wurden durch stetige Kriege erschöpft, die geistige Entwicklung durch die Mischung der Sprachen und Völker wie durch Jammer und Elend gehemmt. Das eigentliche Erbübel aber, an welchem die neuen germanischen Staaten nach kurzer Gewaltherrschaft zu Grunde gingen, war der Arianismus, den sie von Byzanz her wieder ins Abendland geschleppt hatten, nachdem er hier, sobald der weltliche Arm ihm versagte, nur mehr ein kümmerliches Dasein fristete. Ein Christentum ohne Gottheit Christi, ein Kirchentum ohne Verband mit der von Christus gestifteten Weltkirche, zugeschnitten auf weltlich-nationale Interessen, auf Fürstenwillkür und die Herrschsucht schmeichlerischer Hofbischöfe, ohne theologische Überlieferung und Wissenschaft, ohne Kraft und Saft wie ohne Liebe und Barmherzigkeit, konnte die widerspruchsvolle alexandrinische Irrlehre den germanischen Völkern keinen Ersatz für das ganze und volle Christentum bieten. Sie war mit Lahmheit und Unfruchtbarkeit geschlagen. Nur im Verfolgen war sie stark, und so hat sie denn überall, wo sie hindrang, Haß, Zwist und Verwirrung hervorgerufen, die kaum gegründeten Staaten in inneren und äußeren Hader gezerrt und ihre soziale wie politische Entwicklung gehindert. Der brutalen Gewalt legte sie keinen Zügel an, der Willkür der Herrschenden setzte sie keine Schranken. Das Faustrecht ward zum einzigen Recht und verschlang der Reihe nach die von ihm erhobenen Könige und ihre Reiche. So ist selbst der tüchtige und edel angelegte Theodorich zum blutigen Tyrann geworden; so hat Gelimer seine Verfolgungswut als Siegesbeute des triumphierenden Belisar büßen müssen; so stürmten Alarich II., Totila, Teja in wilden Kämpfen ihrem Untergange zu. Rom wechselte innerhalb sechzehn Jahren fünfmal seinen Herrscher und wurde in der furchtbarsten Weise verheert. Italien, von den fremden Kriegsscharen ausgesogen und niedergetreten, fiel der Verwüstung und namenlosem Elend anheim. Aber auch die neugegründeten Reiche hatten weder Bestand noch Segen. Wie Pilze schossen sie auf, wie Pilze verschwanden sie wieder: die rohen Staatsverbände der Alanen, Sueven, Heruler und Gepiden wie die Reiche der Westgoten in Aquitanien, das der Ostgoten in Italien, das Reich der Burgunder und das der Vandalen in Afrika — das 7. Jahr-

[1] Victor. Vitensis, Hist. persecutionis Africanae sub Genserico et Hunnerico Vandalorum regibus (Migne, Patr. lat. LVIII). — L. Marcus, Hist. des Vandales[2], Paris 1838.

hundert sah sie nicht mehr. Wie die Wellen des Busento über Alarichs Grab, so fluteten die Wogen der Zeitgeschichte über ihre versunkenen Trümmer[1].

Von unberechenbarem Nutzen für die Bildung des Abendlandes war es, daß in dieser traurigen Zeit der Gärung und Verwirrung das großartige Beispiel Cassiodors nicht vereinzelt blieb, sondern in der Gründung des Benediktinerordens einen weltgeschichtlichen Umfang gewann. Um 480 geboren, kam Benedikt von Nursia schon als Knabe nach Rom, ward durch den Abscheu, den das sittenlose Treiben daselbst in ihm erweckte, in die Einöde getrieben, lebte als Einsiedler erst in der Höhle von Subiaco, gründete von hier aus zwölf Klöster, ließ sich, von Feindseligkeiten vertrieben, in Monte Cassino nieder und verfaßte hier seine berühmte Ordensregel, durch die er der Patriarch der Mönche des Abendlandes werden sollte[2]. Schon 534 verpflanzte sein Schüler Placidus den kaum gegründeten Orden nach Sizilien, andere Schüler bald darauf nach Gallien[3]. Im Jahr 540 stiftete Cassiodor das Kloster Vivarium, dessen Beziehung zum hl. Benedikt nicht völlig aufgehellt ist, dessen Einrichtung aber auf die weitere wissenschaftliche Tätigkeit des Ordens jedenfalls mächtig einwirkte.

Einen gewaltigen Aufschwung verdankt der Orden dem Sprößling einer römischen Patrizierfamilie, Gregorius, der, 540 geboren, schon 573 Prätor von Rom war, bald aber, nach dem Tode seines Vaters, in den Orden trat, mit seinem großen Reichtum sechs Klöster in Sizilien und eines auf dem Mons Cölius in Rom gründete, zeitweilig als Nuntius (Apokrisiarius) des Papstes in Konstantinopel wirkte, dann Abt des von ihm gegründeten Klosters wurde und endlich als Papst Gregor I. von 590 bis 604 die ganze Kirche regierte, einer der größten Päpste aller Zeiten[4].

Er war weder ein so genialer Denker wie Augustin noch ein so vielseitiger Gelehrter wie Hieronymus, aber nicht minder ein Heiliger, ein von

---

[1] G. Kurth, Les origines de la civilisation moderne II², Paris 1888, 363—374.

[2] S. P. Benedicti Regula cum commentariis, bei Migne a. a. O. LXVI 215—932; neue Ausgabe von E. Schmidt O. S. B., Regensburg 1880; Handausgabe von dems. (ebd. 1892) und deutsche Übersetzung (ebd. 1891). — Vgl. von dems.: Über die wissenschaftliche Bildung des hl. Benedikt, in Studien und Mitteilungen aus dem Benediktinerorden IX (1888) 57—73 234—251 361—382 553—573; War der hl. Benedikt Priester? (ebd. XXII [1901] 3—22). — T. W. Allies, The monastic life, London 1896, 134—173.

[3] Über die Sendung des hl. Maurus nach Gallien vgl. Malnory, Quid Luxorienses monachi discipuli sancti Columbani ad regulam monasteriorum etc. contulerint, Paris 1894; Revue Bénédictine XII (1895) 326 327.

[4] Gesamtausgaben seiner Werke von P. Tossianensis, Rom 1588—1593; P. Gussanvilläus, Paris 1675; Sammarthanus (Mauriner), Paris 1705; J. B. Gallicioli, Venedig 1768—1776; Migne a. a. O. LXXV—LXXIX.

Gottes Geist erfüllter Seelenhirte, ein Mann von großartigstem Herrschertalent. Ihm gelang es in der verhältnismäßig kurzen Zeit seines Pontifikats, die Kirche in Italien und Gallien neu zu beleben, die bis dahin arianischen Westgoten in Spanien für sie zu gewinnen, die Angelsachsen zum Christentum zu bekehren und so zwischen allen Teilen des einstigen weströmischen Reiches wenigstens wieder die religiös-kirchliche Einheit herzustellen, das innerkirchliche Leben von den vorhandenen Schäden zu befreien und zu kräftigen, und durch Reform des Ordenslebens, im Sinne des hl. Benedikt, der weiteren Ausbreitung des Christentums wie der Pflege religiöser, geistiger und materieller Kultur den fruchtbarsten und segensreichsten Stützpunkt zu schaffen. Die Weitergestaltung der bereits politisch getrennten, sprachlich verschiedenen Völker zu völlig neuen Reichen zu verhindern, lag weder in der Aufgabe noch Absicht und Macht des großen Papstes. Aber dem gänzlichen Untergang der bisherigen abendländischen Bildung war schon dadurch gesteuert, daß die innerlich erneuerte und gekräftigte Kirche an ihren wesentlichen Grundlagen festhielt und für ihre Weitervererbung sorgte.

Ein mächtiges Mittel der Einigung für die getrennten neuen Völker blieb zunächst die Einheit der Kirchensprache[1].

Noch bevor das Christentum aus dem Dunkel der Katakomben hervorstieg und die römischen Basiliken in christliche Kirchen verwandelte, hatte die griechische Sprache ihre weite Verbreitung im Abendlande eingebüßt, die lateinische ihre Erbschaft angetreten. In lateinischer Sprache wurden die heiligen Geheimnisse gefeiert und die heiligen Sakramente ausgespendet, gemeinsam gebetet und gesungen, gepredigt und religiöser Unterricht erteilt. Das Lateinische wurde vorab die Sprache des Kultus und der Liturgie. Die erhabensten Geheimnisse des Christentums mit der schönen Kunst auf eine Linie zu stellen, würde Profanation sein. Bei aller Ehrfurcht indes, welche das Opfer des Neuen Bundes und das feierliche Gebet der Kirche verdient, kann weder die Kunstgeschichte noch die Literaturgeschichte von den erhabenen künstlerischen Formen absehen, in welchen sich beide verkörpert und sichtbar ausgestaltet haben, und welche die Zentralsonne, ja die Seele des gesamten mittelalterlichen Kunstlebens bilden. Wie die mittelalterliche Architektur, Skulptur und Malerei, so ist auch die mittelalterliche Poesie und Literatur unverständlich, wenn man die zentrale Stellung mißkennt, welche das eucharistische Opfer und das öffentliche Stundengebet darin einnehmen.

Vor allem hat sich die Liturgie der heiligen Messe schon im Laufe der ersten Jahrhunderte zu einem wirklichen Kunstwerk ausgebildet, das, völlig verstanden und liebevoll gewürdigt, jeden zur Bewunderung hinreißen muß.

---

[1] N. Gihr, Das heilige Meßopfer, dogmatisch, liturgisch und asketisch erklärt[8], Freiburg 1902, 286—295.

Zunächst um die eigentliche Opferhandlung reiht sich ein Kranz von Gebeten, von denen viele in das früheste christliche Altertum hinaufreichen[1]. Ihre schlichte Einfachheit reiht sich würdig an die biblischen Worte, durch welche sich das Geheimnis selbst vollzieht. Um diesen festen Kern, den sog. Kanon, der später nur wenige Zusätze erhielt und dann unveränderlich blieb, reihte sich ein zweiter Kranz von Gebeten und Lesungen, der je nach den verschiedenen Festen und Festzeiten beweglich ist, aber für jedes einzelne Fest eine künstlerische Einheit des Gedankens, der Stimmung und der Form besitzt. Jeden Tag bringen darum die Meßgebete unverändert dieselben erhabenen Gedanken, Worte und Bitten wieder, um welche sich, wie um unverrückbare Pole, die gesamte Offenbarung und das Heilsleben des Einzelnen dreht, jeden Tag bringen sie aber auch wieder etwas Neues, was im Laufe des Kirchenjahres die ganze Geschichte der Erlösung und ihres Fortwirkens lebendig vor Augen führt. Keine Dichtung hat die Geheimnisse der Menschwerdung, der Auferstehung, der Sendung des Heiligen Geistes ergreifender zum Ausdruck gebracht als die Meßgebete auf Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Durch die Verteilung der biblischen Erzählung und der auf sie bezüglichen Psalmen und Prophetien auf die einzelnen Tage des Jahres ist ein biblischer Cyklus entstanden, welcher zugleich die wunderbare Typik des Alten Bundes umfaßt und so den gesamten Stoff der Offenbarung Jahr für Jahr, mit dramatischer Frische und Schönheit neu aufleben läßt, während das größte aller Geheimnisse sich auf dem Altare erneuert. Den eigentlichen Festgedanken fassen in epigrammatischer Kürze drei Gebete zusammen, die eigentliche Oration des Tages, die Sekreta und die Postkommunion.

Die älteste Gestaltung der heiligen Messe läßt sich aus dem sog. Sacramentarium Leoninum (d. h. Leos I.) und dem Sacramentarium Gelasianum (des Papstes Gelasius) ersehen. Zu einem gewissen Abschluß gelangte die römische Liturgie durch Gregor d. Gr. in dem nach ihm benannten Sacramentarium Gregorianum, nach welchem das wesentliche Meßformular nur mehr unerhebliche Veränderungen erhielt[2].

Ein ähnliches Kunstwerk stellt das kirchliche Stundengebet dar, das in seinen Anfängen ebenfalls aus der christlichen Urzeit herrührt, durch die

---

[1] F. Probst, Liturgie der drei ersten christlichen Jahrhunderte, Tübingen 1870. — Ders., Liturgie des 4. Jahrhunderts und deren Reform, Münster i. W. 1893. — Ders., Die abendländische Messe vom 5. bis zum 8. Jahrhundert, ebd. 1896.

[2] L. Duchesne, Origines du culte chrétien. Étude sur la liturgie latine avant Charlemagne, Paris 1889. — F. Probst, Die ältesten römischen Sakramentarien und Ordines erklärt, Münster 1892. — H. A. Wilson, A comparative index to the Leonine, Gelasian and Gregorian Sacramentaries, according to the text of Muratori, Cambridge 1892; The Gelasian Sacramentary, Oxford 1894. — Sacramentarium Gelasianum bei Migne, Patr. lat. LXXIV 1055—1244.

beschaulichen Mönchsorden weiter ausgebildet und endlich, von der Kirche reguliert, als Breviergebet jedem Priester zur Pflicht gemacht wurde. Es liegt ihm der Gedanke zu Grunde, den ganzen Tag, soweit als nur möglich, dem Lobe Gottes zu weihen. Den Grundstock bildet hier das Psalmenbuch des Alten Bundes, auf die verschiedenen Tage der Woche und an jedem Tage auf sieben Gebetsstunden: Matutin und Laudes, Prim, Terz, Sext, Non, Vespern und Komplet verteilt. Auch hier erscheint der Festgedanke eines jeden Tages am kürzesten in der sog. Oration ausgedrückt. Demselben entsprechend sind die Psalmen ausgewählt. Vor und nach jedem Psalm bringen die sog. Antiphonen denselben wieder mannigfaltig zum Ausdruck, ebenso der Hymnus, der in den sog. kleinen Horen den Psalmen vorausgeht, in den übrigen ihnen folgt und durch kurze Wechselverse (Versikel) zum Gebete des Tages übergeleitet wird. Während in den Psalmen die Lobgesänge des Alten Testamentes weiterklangen durch alle Jahrhunderte, war in den Hymnen den Dichtern Gelegenheit geboten, Neues zu schaffen, so daß das jetzige Brevier hymnologische Bestandteile aus den verschiedensten Perioden der christlichen Literaturgeschichte enthält.

In Bezug auf die Aufnahme solcher neuen Bestandteile in die kirchliche Liturgie herrschte allerdings anfänglich ein gewisses Schwanken. Die zweite Synode von Braga (563) verfügte in ihrem 12. Kanon: „Außer den Psalmen und Hymnen der Bibel des Alten und Neuen Testaments soll nichts Poetisches in der Kirche gesungen werden, wie die heiligen Kanones vorschreiben.“ Die vierte Synode von Toledo (633) hob indes dieses Verbot in seiner Allgemeinheit auf und erklärte es für „unrecht, alle von Hilarius und Ambrosius verfaßten Hymnen zu verwerfen“. Die Synode von Tours (567) aber verfügte: „Außer den Ambrosianischen Hymnen, welche wir im Kanon haben, können auch andere, die dessen würdig sind, gesungen werden, wenn ihre Verfasser genannt sind“ (Kanon 23). Dagegen ließ die Synode von Narbonne (589) bei Leichenbegängnissen nur die biblischen Psalmen, mit ausdrücklichem Verbot „besonderer Leichengedichte“ (Kanon 22). Mehrere Synoden aber (Auxerre 585, Narbonne 589, Chalons 644, auch die Synodalstatuten des hl. Bonifatius um 747) wehrten unpassende Gesänge und Chöre von den kirchlichen Festen ab[1].

Inwieweit unter Gregor I. auch das kirchliche Stundengebet zu einem gewissen Abschluß kam, ist noch eine strittige Frage; gewiß ist aber, daß er und die ältesten Söhne des hl. Benedikt einen großen Anteil an der Gestaltung und Verbreitung desselben hatten[2].

---

[1] Hefele, Konziliengeschichte III², Freiburg i. B. 1877, 19 81 26 53 43 585.

[2] P. Batiffol, Histoire du Bréviaire Romain, Paris 1893. — S. Bäumer, Geschichte des Breviers, Freiburg 1895.

Außerhalb der katholischen Kirche nimmt die äußere Gottesverehrung im modernen Leben meist einen so verschwindend geringen Raum ein, daß manche kaum die Bevorzugung zu würdigen wissen, welche der hl. Benedikt und seine Söhne dem Opus Dei, dem feierlichen Gottesdienste, beimaßen, vielmehr geneigt sind, die beschauliche Seite des Mönchslebens als eitel Müßiggang und Tagdieberei aufzufassen und höchstens die Verdienste der Mönche um Wissenschaft und materielle Kultur gelten zu lassen. Es kann indes kein Zweifel sein, daß das Lob Gottes, Kultus und Liturgie die eigentliche Seele ihrer unermüdlichen, opferfreudigen Kulturtätigkeit nach allen Seiten hin gewesen. Der heilige Opferdienst des Neuen Bundes hat die zahllosen Dome, Kirchen und Klöster gebaut, welche während des Mittelalters von der Südküste Siziliens bis hinauf in die Orkneyinseln und nach Island den Kern städtischer Niederlassungen und die Ausgangspunkte der Zivilisation bildeten. Die Psalmodie war der Orpheusgesang, der die Germanen angezogen, gebändigt und in die Kirche geführt hat. Ohne jenen glühenden Eifer für das Lob Gottes, ohne jenen wunderbaren Trost, den sie im Gebete und Gottesdienste fanden, wären die Mönche des Abendlandes nie im stande gewesen, all jenen Gefahren, Entsagungen, Leiden und Mühen zu trotzen, mit welchen ihr Apostolat und ihre allgemeine Kulturaufgabe verknüpft waren.

Wie das Lateinische die überlieferte Sprache des Kultus und der Liturgie blieb, so blieb es naturgemäß auch die Sprache des religiösen Unterrichts, der Predigt und der Wissenschaft überhaupt. Für die romanischen Völker und die Romanen war dies selbstverständlich. Nur langsam trennte sich ihre Sprache von der lateinischen ab: sie konnten noch lange mit Leichtigkeit einem lateinischen Vortrag folgen. Den Germanen mußte der erste religiöse Unterricht natürlich in ihrer Sprache geboten werden. Schon dies erheischte viele Mühe und Anstrengung. Für höhere Bildung konnten die nötigen Lehrmittel unmöglich gleich geschaffen werden: der einfachste Weg war, sie im Lateinischen zu unterrichten und ihnen damit den gesamten Schatz religiöser und profaner Literatur zu erschließen, der in dieser Sprache vorhanden war.

Tritt auch die Liebe und die Begeisterung für antikes Denken, für antike Form- und Sprachschönheit bei manchen der führenden Geister, wie z. B. bei Gregorius d. Gr.[1] nicht so lebendig hervor, wie etwa bei Boëthius,

---

[1] Johannes Diakonus (Vita S. Greg. M. lib. 2, n. 13 [Migne, Patr. lat. LXXV 92]) sagt zwar: „Tunc rerum Sapientia Romae sibi templum visibiliter quodammodo fabricabat, et septemplicibus artibus, veluti columnis nobilissimorum totidem lapidum, apostolicae sedis atrium fulciebat. Nullus pontifici famulantium, a minimo usque ad maximum, barbarum quodlibet in sermone vel habitu praeferebat, sed togata, Quiritum more, seu trabeata Latinitas suum Latium in ipso

so wurde doch das Studium der altrömischen Literatur wenigstens innerhalb gewisser Grenzen ein unerläßliches Hilfsmittel, um eine größere Gewandtheit in der lateinischen Sprache zu erlangen, und so erhielt sich in den Klosterschulen auch das Studium der Alten, wenn auch durch die religiös-theologische Grundrichtung überwogen und zurückgedrängt. Als Vehikel des Unterrichts ward das Lateinische auch die Sprache alles höheren geistigen Verkehrs. Dazu gesellten sich noch die mächtigen Spuren, welche die lange Herrschaft der Römer in der Verwaltung wie in allen Rechtsverhältnissen zurückgelassen hatte. Das Lateinische blieb die Sprache des kirchlichen Rechts, in weitem Umfang auch die Sprache des weltlichen Rechts und des diplomatischen Verkehrs, wie in den Akten und Briefen Cassiodors.

Bereits unter den ersten Genossen des hl. Benedikt fand sich ein Dichter, Marcus von Monte Cassino, der seinen Ordenspatriarchen nach dessen Hingang in schönen Distichen verherrlichte. Er beschreibt darin, wie Benedikt auf den Höhen von Monte Cassino noch einen Götzentempel vorfand, der dem Juppiter geweiht war, wie er die Götzenbilder zerstörte und die „Burg der Hölle und des Todes" in eine „Burg des Lebens" verwandelte, wie Christus selbst seine Schritte dahin lenkte, mancherlei Wunder sein Wirken daselbst begleiteten, die öde Felsenwüste durch ihn zum blühenden Garten ward.

Wieder zurück gibt dir der Berg die empfangenen Ehren,
Den geehrt, geschmückt du mit so reichlicher Zier,
Dessen nackten Fels du bekleidet mit lachenden Gärten,
Dessen ödes Gestein prangt nun von Früchten und Grün.
Staunend bewundert der Fels das Obst, nicht seines zu nennen;
Schimmernd aus wallendem Laub blitzen die Äpfel hervor.
Also befruchtest du auch des Menschen Sinnen und Streben,
Netzest mit himmlischem Tau segnend das starrende Herz.
Wandle, ich flehe dich an, die Dornen in blühende Zweige,
Welche in meiner Brust wuchern als spitzes Gestrüpp! [1]

Dem heiligen Papst Gregor d. Gr. werden mehrere Hymnen zugeschrieben, welche Aufnahme in das Brevier gefunden haben, so das schöne Sonntagslied Primo dierum omnium, die Fastenlieder Clarum decus ieiunii und Audi, benigne conditor, alle in der Art der ambrosianischen Hymnen gehalten, aber auch zwei kurze Lieder in sapphischem Versmaß, das Morgenlied Ecce iam noctis tenuatur umbra und das „Mettenlied":

Nocte surgentes vigilemus omnes,
Semper in psalmis meditemur atque
Voce concordi domino canamus
Dulciter hymnos.

Latiali palatio singulariter obtinebat. Refloruerant ibi diversarum artium studia, et qui, vel sanctimonia, vel prudentia forte carebat, suo ipsius iudicio subsistendi coram pontifice fiduciam non habebat. [1] Migne, Patr. lat. LXXX 183—186.

Ut pio regi pariter canentes,
Cum suis sanctis mereamur aulam
Ingredi caeli, simul et perennem
Ducere vitam.

Praestet hoc nobis deitas beata
Patris ac Nati pariterque Sancti
Spiritus, cuius resonet per omnem
Gloria mundum.

Nachts uns erhebend, laßt uns wachen alle,
Daß stetes Loblied Gott dem Herrn erschalle,
Und wir einstimmig seinen Namen preisen
In süßen Weisen.

Daß uns, die wir lobsingend ihn verehren,
Er einst voll Huld mit seiner Engel Chören,
Woll' in sein Reich erhöhn und Wonn' uns geben
Und ew'ges Leben.

Schenk', ew'ge Gottheit, aus des Himmels Höhen,
Gewährung, o Dreieiniger, unsrem Flehen,
Dess' Ehre preisen mit vereintem Schalle
Die Welten alle[1].

Ob Gregor d. Gr. diese Hymnen wirklich verfaßt hat, ist nicht sicher. Isidor, Ildephons und Honorius von Autun erwähnen noch keine Hymnen von ihm. Jedenfalls spricht die Überlieferung dafür, daß er als Freund, Gönner und Förderer der Hymnendichtung betrachtet wurde. Der Schwerpunkt seiner literarischen Tätigkeit lag jedoch in seinen theologischen Prosaschriften, seinen „Dialogen" [2] (Von dem Leben und den Wundern der italischen Väter; Von der ewigen Dauer der Seelen), in seinen sog. Moralia (eine praktisch-asketische Erklärung des Buches Job) und seiner Regula pastoralis (einem meisterhaften Lehrbuch der Seelsorge, voll praktischer Weisheit und religiöser Salbung). Seine Homilien besitzen nicht dieselbe künstlerische Abrundung wie diejenigen Leos I., aber sie sind einfach, klar, zum Herzen sprechend, voll natürlicher Beredsamkeit und erheben sich gelegentlich, im Anschluß an biblische Texte, besonders der Propheten, zu erhabenem Schwung. Seine Briefe umspannen von höchster Warte aus die gesamte Zeitgeschichte, zeichnen aber den Mann, dem es nicht um schöne Worte und harmonischen Satzfall, sondern um praktische Ziele zu tun ist[3].

---

[1] Schlosser, Die Kirche in ihren Liedern 1^2 116.

[2] L. Wiese, Die Sprache der Dialoge des Papstes Gregor, Halle a. S. 1900.

[3] Neu herausgeg. von P. Ewald und L. M. Hartmann, Berlin 1891 1893. Monum. Germ. Hist. Epist. I II. — Vgl. J. Blötzer S. J., Das Rundschreiben Pius' X. zur Centenarfeier Gregors d. Gr., in Stimmen aus Maria-Laach LXVI (1904) 485—505.

Zweites Kapitel.

Lateinische Schriftsteller in Nordafrika und im westgotischen Spanien.

In Afrika, welches der Kirche den großen hl. Augustinus geschenkt, fand die Lehre der Kirche an Fulgentius, Bischof von Ruspe (geb. 468, gest. 533), im Kampfe gegen den Arianismus der Vandalen noch einmal einen gewaltigen Verteidiger; allein zweimal ward er dafür nach Sardinien verbannt; erst die letzten zehn Jahre seines Lebens konnte er wieder in der Heimat wirken[1]. Die Hilfe kam zu spät. Im Laufe des 6. Jahrhunderts versiegten Bildung und Literatur nahezu vollständig. Die Herrschaft der Vandalen hatte alles zertreten. Die byzantinische Eroberung vermochte keine Rettung mehr zu schaffen. Um 549 oder 550 schilderte der Grammatiker Flavius Cresconius Corippus einen Krieg, welchen ein gewisser Johannes (kaiserlicher Gouverneur oder Obergeneral) gegen die Mauren führte, in acht Büchern, chronikartig, mit der Korrektheit eines Schulgedichts, mitunter auch mit anschaulicher Beschreibung und Erzählung[2]. Der Dichter siedelte indes nach Konstantinopel über und besang etwa um 567, schon als älterer Mann, in einem bombastischen Lobgedicht (in vier Büchern) den Kaiser Justinus so breitspurig, daß die ersten drei Bücher nur die ersten acht Tage seiner Regierung umfassen. Während es hier sehr an Poesie fehlt, mangelt es dem Gedichte des Verecundus, Bischofs von Byzacene, „Über die Buße“[3], zwar sehr an Richtigkeit der Sprache und des Metrums, aber nicht an Poesie. Der Ausdruck seiner Zerknirschung, besonders aber die Schilderung des Weltbrandes und des jüngsten Gerichts ist von einem Schwung getragen, der an die Psalmen erinnert. Auch Verecundus schloß aber seine Tage nicht in Afrika; als Verteidiger des Konzils von Chalcedon im Dreikapitelstreit wurde er nach Konstantinopel zur Verantwortung geladen und starb (552) auf der Flucht in Chalcedon.

Ebenfalls zu Konstantinopel starb der Exeget Junilius, der eine Schrift des Persers Paul zu Nisibis lateinisch bearbeitete[4], und B. Licinianus, Bischof von Karthago Spartoria, Verfasser dogmatischer Briefe[5]. Von dem Diakon Fulgentius Ferrandus von Karthago sind noch

---

[1] Gesamtausgaben von W. Pirkheimer und J. Cochläus, Hagenau 1520; L. Mangeant, Paris 1684; Migne, Patr. lat. LXV.

[2] Herausgeg. von J. Partsch, Berlin 1886 (Monum. Germ. Hist. Auctores antiquissimi III 2).

[3] Herausgeg. von Pitra, Spicileg. Solesmense IV 138.

[4] Migne, Patr. lat. LXVIII 15—42. [5] Ebd. LXXII 689—700.

kanonistische Schriften vorhanden, die aus der Zeit von 540 stammen[1]. Mit diesen Namen entschwindet Nordafrika aus der Literaturgeschichte.

Im Reiche der Westgoten in Spanien bewegte sich dagegen die Entwicklung in aufsteigender Linie[2]. Nachdem Hermenegild für den katholischen Glauben gestorben, sein Bruder Reccared mit dem ganzen Volke zu demselben übergetreten war (587), vollzog sich auch ein reger Anschluß an die römische Bildung. Mehrere Könige selbst nahmen Anteil daran. Von König Sisebut sind zwei ganz artige Gedichte in korrekten Hexametern und mehrere Briefe[3] vorhanden, von König Chintila einige Distichа[4], von König Reccesvinth ein paar Inschriften[5], von König Wamba sogar mehrere Inschriften[6]. Das größte Verdienst um die Ausbildung der Goten erwarben sich die großen Bischöfe jener Zeit: Severus von Cartagena, Maximus von Saragossa, Isidor von Sevilla, Braulio und Tajo von Saragossa, Eugenius II., Ildephons und Julianus von Toledo, Fructuosus von Braga. Ihr Einfluß schuf ein heilsames Gegengewicht gegen die Willkür der Könige und Richter, die Herrschsucht der Großen und die Rauflust des Volkes. Durch sie gestalteten sich die kirchlichen Synoden zugleich zu allgemeinen Reichstagen, auf welchen das Verhältnis zwischen Kirche und Staat aufs befriedigendste geordnet wurde. Durch den friedlichen Ausgleich zwischen germanischer Kraft und romanischer Bildung gelangte das Reich zu einer hohen geistigen wie materiellen Blüte. König Sisebut selbst schreibt diese hauptsächlich der Überwindung des Arianismus zu.

„Es war, es war ehedem", sagt er in einem Briefe an den Langobardenkönig Adalwald und seine Gemahlin Theodelinde, „diese schädliche Pest allgemein verbreitet, welche unsichtbar die Seelen der Ungläubigen den höllischen Wohnsitzen zugesellte und mit verlockender Süßigkeit gewürzt den Becher des Todes darreichte. Ungeheure Schicksalsschläge und mannigfaltigstes Elend, Mangel an Korn und pestartige Krankheiten, häufige schrecklichste Kriege und täglicher Jammer haben uns damals, in jener hinter uns liegenden Zeit, in maßlosester Weise bedrängt. Seitdem der himmlische Glanz den Herzen der Gläubigen erstrahlt und der wahre Glaube den verblendeten Geistern aufgegangen ist, die Katholiken den Frieden erlangt haben, blüht, durch Gottes Fügung, der Goten Reich." [7] Ein volles Jahrhundert dauerte diese

[1] Ebd. LXVII 887—962.

[2] Vgl. N. Antonius, Bibliotheca Hispana Vetus I, Matriti 1788, 306—436. — P. P. Gams, Die Kirchengeschichte von Spanien II, Regensburg 1874.

[3] Florez, España sagrada VII 320. — Migne a. a. O. LXXX 372. — Bährens, Poetae latini minores V 357.

[4] Riese, Anthologia latina 494. — Bährens a. a. O. V 363.

[5] Migne a. a. O. LXXXVII 402. [6] Ebd. LXXXVII 401.

[7] Sisebuti Gothorum regis Epist. VIII (Migne a. a. O. LXXX 373.

Blüte, eine wahre Oase im kriegerischen Gewirre jener Zeit, und sie hätte wohl noch länger gewährt und hätte sich dem Islam gegenüber widerstandsfähiger erwiesen, wenn die Könige der gemeinsam mit der Kirche geschaffenen Rechtsordnung treu geblieben wären.

Von den Schriften der meisten dieser Bischöfe, welche den Westgoten die christlich lateinische Bildung vermittelten, ist verhältnismäßig weniges erhalten; von Severus von Cartagena und Maximus von Saragossa gar nichts, von dem gelehrten Bischof Braulio von Saragossa nur eine mäßige Briefsammlung und ein Hymnus auf den hl. Aemilian; doch geht aus seinen Briefen hervor, daß er Horaz, Vergil, Ovid, Terenz, Quintilian und die Fabeln Aesops kannte[1]. Tajo von Saragossa hat nur ein Gedicht, eine Widmung zu seinen weitschichtigen theologischen Sententiae, hinterlassen[2]. Von Julian von Toledo sind mehrere wertvolle theologische und apologetische Abhandlungen, eine Ars grammatica, sowie ein die Regierungszeit des Königs Wamba betreffendes Geschichtswerk vorhanden, das in Sprache, Stil und Darstellung eine tüchtige Kenntnis der Alten verrät, aber seine Gedichte sind verloren. Drei Gedichte werden in älteren Sammlungen dem Bischofe Fructuosus von Braga zugeschrieben. Der hl. Ildephons von Toledo zeichnete sich hauptsächlich als geistlicher Redner aus[3]. Ein ihm fälschlich zugeschriebenes Epigramm feiert die Überwinder des Arianismus, die Bischöfe Leander von Sevilla und Massona von Merida, folgendermaßen:

Leander pater excellens, quem suscipit aether
  Laudibus ornatum, conspicuum titulis,
Incus Arianae gentis, medicator et idem
  Doctor Isidori, quem generat Domino;
Tu quoque ter felix Meritensis gloria gentis
  Massona consilio, pectore, note fide.
Ambo pares animis, pietate et laudibus ambo,
  Inque domo magni murus uterque Dei.
Vicistis tolerando minas animumque rebellem
  Regis, cum sceleris paenituisse ferunt.
Vos soboli regis biforem reserastis Olympum;
  Per vos alter enim martyr ad astra volat:
Alter et ad roseas emergit luminis auras,
  Et qua luce caret, tunc iubar eius habet.
Vos memorant genti Gothae tribuisse salutem,
  Linquit cum invisum dogma, piumque tenet.
Vos merito victrix laurus, sequiturque perennis
  Gloria, tot meritis debita magnificis.

[1] S. Braulionis Caesaraugustani episcopi Epistulae bei Florez, España sagrada XXX, danach bei Migne, Patr. lat. LXXX 649—700.

[2] Taionis Caesaraugustani episcopi Sententiarum libri V (Migne a. a. O. LXXX 727—992).

[3] Seine Werke bei Migne a. a. O. XCVI 427—816.

Semper vester honos, atque inclyta fama manebit,
Vosque canent populi, sed magis astra canunt.
Estis enim aeterna praecincti tempora fronde
Inter doctores splendidiore loco [1].

Ein eigentlicher Dichter war der unmittelbare Vorgänger des hl. Ildephons, der hl. Eugenius II. (nach anderer Zählung III.), der von 646 bis 657 den erzbischöflichen Stuhl von Toledo innehatte. Auf den Wunsch des Königs Chindasvinth gab er die Satisfactio des Dracontius neu heraus und bearbeitete aus dessen Laudes Dei jenen Teil, der die Schöpfungsgeschichte behandelte und der unter dem Titel Hexaemeron weitere Verbreitung erlangt hatte, ließ manches als irrig oder unschön weg, änderte anderes und fügte einige Verse über den siebten Tag bei [2]. Die eigenen Gedichte des Eugenius sind vorwiegend religiös, doch nach Inhalt wie Form ziemlich mannigfaltig. Am häufigsten sind Hexameter und Distichen, aber gelegentlich erscheinen auch jambische Senare, katalektische trochäische Tetrameter und sogar sapphische Strophen. Die allgemeinere Sammlung hebt mit einem Gebet an Gott an, dann folgen Gedichte über die Kürze des Menschenlebens, über die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge, Strafpredigten gegen Trunkenheit und Völlerei, Lobgedichte auf verschiedene Märtyrer. Eine Reihe mehr persönlicher Gedichte beginnt mit einem Stück, worin Eugenius sich über seine Kränklichkeit beklagt, und einem andern, worin er die Gebrechen des Alters betrauert, sich dabei in religiöser Weise zu trösten sucht. Mit Prosodie und Metrik ist es mitunter übel bestellt, und strenge Formkritiker werden Sirmonds Ansicht teilen, „daß die Gedichte der Politur entbehren und aus groben und dicken Fäden gewoben seien", aber kaum mit ihm zugestehen, daß dabei der geistreiche Gedanke nur um so mehr hervorglänze, „wie ein Edelstein aus zerrissenen Lappen"; den wirklichen Poeten wird man in ihm indes kaum verkennen können, sei es, daß er das Lied der Nachtigall besingt oder die vielen Plagen der Sommerhitze beschreibt, oder wie Uhland von gastlicher Ruhe unter einem schattigen Baume erzählt, einem lieben Freunde Lebewohl sagt oder die verschiedentlichsten Einfälle in ein Epigramm zuspitzt, dem König Chindasvinth eine scharfe Generalbeichte auf den Grabstein setzt oder den vorüberziehenden Wanderer um ein frommes Memento für die Königin Reciberg anfleht, über die Untreue eines Freundes klagt, den er geliebt wie Nisus den Euryalus, oder sich selbst eine ernst asketische Grabschrift widmet. Er ist ein warmfühlender, liebenswürdiger Mensch, mit dichterischem Formgefühl begabt, der aber der Überlieferung und Übung der altklassischen Muster schon zu ferne steht, um ihrer Form-

[1] Migne, Patr. lat. LXXX 161 162.

[2] Seine Werke ebd. XCVI 16—324; die ihm zugeschriebenen Gedichte ebd. XCVI 322—330, die indes R. Antonius bis auf drei für unecht hält.

schönheit nacheifern zu können, für seine Zeit aber noch einen achtenswerten Rest davon besitzt. Daß anderthalb Jahrhunderte nach der westgotischen Eroberung, ein halbes vor der mohammedanischen noch so viel christlich-römische Bildung in Spanien lebte, ist eher zu verwundern als zu belächeln.

Wie es nicht an Fleiß und Eifer fehlte, das Gerettete zu bewahren und zum Ausbau einer neuen Bildung zu verwerten, zeigt am besten der gelehrteste und gefeiertste spanische Schriftsteller dieser Zeit, Isidor, der nahezu vierzig Jahre (599—636) den erzbischöflichen Stuhl von Sevilla innehatte, 633 auf dem vierten Nationalkonzil von Toledo den Vorsitz führte. Der von ihm verfaßten Schrift „Von den berühmten Männern" fügte ein späterer Herausgeber (Perez) eine Notiz über ihn hinzu, worin ihn der ihm befreundete Bischof Braulio von Saragossa als den Mann bezeichnet, „den Gott nach so vielen Verlusten Spaniens diesen letzten Zeiten erweckt hat, wie ich glaube, um die Monumente des Altertums wieder herzustellen, und als Stütze hinstellte, damit wir nicht völlig verbauerten und veralteten" [1].

Durch seinen älteren Bruder Leander, welcher an der Bekehrung Hermenegilds beteiligt war und später noch die Aussöhnung Reccareds und des ganzen Volkes mit der Kirche vollzog, stand er den wichtigsten Zeitereignissen in nächster Nähe; nach dessen Tod zu seinem Nachfolger ausersehen, ward er selbst der einflußreichste Bischof und Führer der spanischen Kirche und vollendete das große Werk des Übertritts durch Belehrung, Organisation und Erneuerung des gesamten Volkslebens nach allen Seiten hin. Inmitten dieser riesigen praktischen Tätigkeit hatte Isidor noch die Spannkraft, sich in allen Wissenszweigen eine Gelehrsamkeit zu erwerben, die jener Zeit geradezu phänomenal erschien, das ganze Mittelalter hindurch angestaunt und benutzt wurde und die, nach dem Maßstab der damaligen Verhältnisse beurteilt, noch heute Ehrfurcht gebietet [2].

Als Theologe schrieb er eine Geschichte der hervorragendsten Persönlichkeiten des Alten und Neuen Testaments, über persönliche allegorische Typen des Alten Bundes, über die mystische Bedeutung der biblischen Zahlen, Einleitungen und Abhandlungen zu beiden Testamenten und den einzelnen Büchern derselben, eine apologetisch-polemische Schrift vom katholischen Glauben

---

[1] S. Braulionis Caesaraugustani episcopi Praenotatio librorum D. Isidori (Migne, Patr. lat. LXXXI 16 17).

[2] Gesamtausgaben von Marguerin de la Bigne, Paris 1580; Perez und Grial, Madrid 1599 1778; J. du Breul, Paris 1601, Köln 1617; F. Arevalo, Rom 1797—1803; letztere abgedruckt bei Migne, Patr. lat. LXXXI bis LXXXIV. — Vgl. N. Antonius, Bibliotheca Hispana Vetus I, Matriti 1788, 321—368. — P. P. Gams, Die Kirchengeschichte von Spanien II, Regensburg 1874, 102—113.

gegen die Juden (seiner Schwester Florentina gewidmet), ein Handbuch der Dogmatik und Moral (Libri tres sententiarum), zwei Bücher über die Pflichten des geistlichen Standes und eine Mönchsregel.

Als Historiker verfaßte er eine kurze Weltchronik, eine Geschichte der Goten, Vandalen und Sueven und eine kirchliche Literaturgeschichte (De viris illustribus)[1].

Als Polyhistor stellte er auf Wunsch des Königs Sisebut in einem Handbuch das damalige Naturwissen (De natura rerum) zusammen, verfaßte die dialektischen Schriften: Libri duo differentiarum, d. h. ein Synonymwörterbuch (De differentiis verborum), ein Lexikon der theologischen Begriffe (De differentiis rerum) und zwei Bücher Synonyma.

Sein Hauptwerk aber sind die Etymologiae oder Origines, eine Art allgemeiner Encyklopädie oder Konversationslexikon, das er erst kurz vor seinem Tode vollendete und das sein Freund Braulio, Bischof von Saragossa, in zwanzig Bücher geteilt, herausgab[2].

Es umfaßt: 1. Grammatik. 2. Rhetorik und Dialektik. 3. Die vier mathematischen Disziplinen (Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie). 4. Medizin. 5. Recht und Geschichte (einschließlich einer kurzen Weltchronik). 6. Kirchenrecht. 7. Die Lehre von Gott, den Engeln und Ständen der Menschen. 8. Die Lehre von der Kirche und den Sekten. 9. Die Lehre von den Sprachen, Völkern, Reichen, der Kriegskunst, den bürgerlichen Verhältnissen und Verwandtschaftsgraden. 10. Wortableitungen. 11. Anthropologie (auch von fabelhaften Wunderwesen). 12. Zoologie. 13. Kosmographie. 14. Geographie. 15. Baukunst und Lehre vom Feldbau. 16. Geologie und Metallurgie. 17. Botanik und Gartenbau. 18. Lehre vom Krieg und den öffentlichen Spielen. 19. Schiffsbaukunst, Gebäudeeinrichtung und Kleidertracht. 20. Hauswirtschaft, häusliche und ländliche Technologie.

Bei allem geht Isidor von den Namen aus, deren etymologische Erklärung oft sehr wunderlich ist, aber doch schließlich darauf führt, die Grundbegriffe und Ausdrücke der einzelnen Wissenszweige zu erklären und so ein Elementarbuch derselben herzustellen. Wie sich von selbst versteht, war es dabei nicht auf neue Forschungen und Resultate abgesehen, sondern darauf, das Notwendigste und Wissenswürdigste aus allen Gebieten zu sammeln.

Nach manchen Seiten hin mußte Isidor weit hinter dem Umfang von Kenntnissen zurückbleiben, welchen die alexandrinische Gelehrsamkeit und

---

[1] Die Geschichtswerke neu herausgeg. von Th. Mommson, Chronica minora saec. IV V VI VII, Bd 2, Berol. 1894 (Monum. Germ. Hist. Auctores antiquissimi XI 241—506). — Die Historia de regibus Gothorum etc. deutsch von D. Coste, Leipzig 1887. — G. Dzialowski, Isidor und Ildefons als Literaturhistoriker, Münster 1898 (Kirchengeschichtl. Studien IV, Heft 2).

[2] Einzelausgaben von B. Vulcanius, Basel 1577 und F. W. Otto bei Lindemann (Corpus Gramm. lat. III), Leipzig 1833, doch besser schon bei Arevalo (III u. IV) und Migne a. a. O. LXXXII.

Varro in ihren encyklopädischen Werken aufgespeichert hatten, da ihm jene griechischen Werke nicht unmittelbar zugänglich waren, die Spezialitäten des römischen Sammlers vielfach von seinem Ziele ablagen. Dafür stand ihm aber zu Gebot, was die christliche Wissenschaft in ihren ersten sechs Jahrhunderten geleistet hatte, und hier hat er denn auch mit riesigem Bienenfleiße alles ihm Erreichbare durchgestöbert und exzerpiert, mit der denkbar größten Universalität. Keinen Zweig der Naturwissenschaft noch des untergeordnetsten Realwissens hat er unbeachtet gelassen. Die Allgemeinheit seines Interesses entspricht ganz der des Aristoteles. Das verdient, weitverbreiteten Vorurteilen gegenüber, um so mehr hervorgehoben zu werden, als Isidor einer der angesehensten und kirchlichsten Kirchenfürsten seiner Zeit war, der unbedingte Vertrauensmann Gregors des Großen — wir würden heute sagen: ein Ultramontaner vom reinsten Wasser —, Förderer und Gönner des zeitgenössischen Mönchtums, selber Asket, als Heiliger und Kirchenlehrer verehrt. Dieser Mann, die Säule des orthodoxen Glaubens in Spanien, hat dem Studium den denkbar weitesten Rahmen gezogen und dem Mittelalter die Umrisse einer Encyklopädie hinterlassen, welche zu den Fächern des Triviums und Quadriviums nicht etwa bloß diejenigen der Theologie gesellt, sondern alle Zweige der naturwissenschaftlichen, medizinischen, juristischen, historischen und ökonomischen Disziplinen umfaßt. Seine Anregungen hätten, konsequent durchgeführt, nicht nur zur vielseitigsten Universitätsbildung, sondern auch zur Errichtung polytechnischer Institute, botanischer Gärten, anatomischer und chemischer Laboratorien, möglichst allseitiger Bibliotheken und wissenschaftlicher Sammlungen führen müssen. Es war also nicht die Kirche noch der kirchliche Geist, der diese Entwicklung des menschlichen Wissens um Jahrhunderte aufgehalten hat, sondern politische und soziale Hindernisse der verschiedensten Art.

Eine die Literatur berührende Schwierigkeit mag hier Erwähnung finden. Das Theater stand noch zur Zeit Isidors auf einer so niedrigen Stufe und in so schimpflichem Ruf, daß er es nicht nur unter die gemeinsten öffentlichen Belustigungen einreihen, sondern geradezu auf eine Linie mit den Häusern der Schande stellen zu müssen glaubte. Tragoedi sunt, qui antiqua gesta atque facinora sceleratorum regum, luctuoso carmine, spectante populo, concinebant. Comoedi sunt, qui privatorum hominum acta dictis atque gestu cantabant, atque stupra virginum et amores meretricum in suis fabulis exprimebant. . . . Idem vero theatrum, idem et prostibulum, eo quod post ludos exactos meretrices ibi prostarent[1]. Die Gönner und Schutzherren der scenischen Künste sind Bacchus und Venus. Der wissensdurstige Gelehrte, der sonst seinen Notizen kaum je eine Zensur beifügt, sieht sich hier zu der Warnungstafel genötigt:

[1] Etym. lib. 18, c. 42 45 46 51 (Migne, Patr. lat. LXXXII 657—659).

„Dieses Schauspiel, o Christ, mußt du hassen, wie du seine Urheber hassest." Infolge davon hat die dramatische Poesie auch in seiner Poetik keinen Platz gefunden [1].

Niemand kann den ehrwürdigen Kirchenfürsten tadeln, daß er die zur Kirche übergetretenen Westgoten vor jener sittlichen Fäulnis bewahren wollte, mit welcher das Theater im Verein mit den übrigen öffentlichen Schaustellungen die römische Welt verpestet hatte. Ein neues Drama zu schaffen, war aber die Zeit noch nicht gekommen, wo es galt, die Westgoten erst in die Elemente christlich-römischer Bildung einzuführen. Ja noch tief ins Mittelalter hinein nahm die religiös-sittliche Bildung der Völker die Kräfte des Klerus vor allem in Anspruch. In der Schulung des Klerus behauptete die Theologie selbstverständlich den ersten Platz, und die Begeisterung für biblische und christliche Poesie verdrängte bei vielen sogar das Interesse, das harmlose antike Dichter, wie Vergil und Horaz, hätten beanspruchen können.

In einem Gedicht, das dem hl. Isidor zugeschrieben wurde und das sich auf dessen Bibliothek beziehen soll, vielleicht wirklich von ihm selbst herrührt, wird die altklassische Poesie ganz deutlich beiseite geschoben [2].

Geistliches findest du hier und Weltliches, beides in Fülle:
Was dir von Dichtern gefällt, nimm dir beliebig und lies.
Wiesen voll Dornengestrüpp siehst du und Blütengefilde;
Willst du meiden den Dorn, wähle die Rosen dir aus.

Ich, Origenes, einst der Wahrheit lauterster Lehrer,
Ward unzeitig, ach! schädlichen Zungen zum Raub.
So viel Tausende wohl der Bücher gedacht' ich zu schreiben,
Als eine Legion führet an Männern zum Kampf.
Nie hat Lästerung mir im geringsten berühret die Seele,
Immer wachend und klug, trotzte ich feindlicher Macht.
Einzig hat mich gebracht zu Fall das Buch Periarchon,
Traf den verwundbaren Fleck, stellte den Pfeilen mich bloß.

Gallien hat mich erzeugt, gab mich den Pictavern zum Lehrer,
Hilarius, den Sohn, freudig mit donnerndem Mund.

---

[1] Etym. lib. 1, c. 39 (Migne a. a. O. LXXXII 117—121).

[2] Das Gedicht Versus in bibliotheca wird weder von Ildephons noch von Braulio erwähnt, es steht indes in mehreren der ältesten Codices (Mediol. Ambros. und Matrit.); Verse daraus werden schon von Julian von Toledo, Beda und Notker zitiert. Nach Manitius (Geschichte der christlich-lateinischen Poesie 414) „stammt es unzweifelhaft von Isidor". Arevalo (Isidoriana III, c. 81, bei Migne a. a. O. LXXXI 575) hält es für sehr alt: An autem Isidorus auctor sit, non perinde certum. Jedenfalls drückt es im wesentlichen seinen wissenschaftlich-literarischen Standpunkt aus.

Ambrosius, durch Zeichen berühmt und durch Lieder, der Lehrer,
Glänzet durch Titel allhier, glänzt durch sein mächtiges Wort.

Traun, es lügt, wer ganz dich behauptet gelesen zu haben:
Denn wer hätt' im Besitz alles, was jemals du schriebst?
Tausend Bände ja sind's, die, Augustinus, dich künden,
Und sie bezeugen es selbst, was ich versichert von dir.
Mögen viele dir auch mit ihren Büchern gefallen:
Augustinus allein gilt für der übrigen Schar.

Hieronymus du, Dolmetsch und Kenner der Sprachen,
Bethlehem feiert dich, es preiset dich staunend der Erdkreis;
Unsere Bibliothek auch ehrt in den Werken den Autor.

Johannes bin ich, Chrysostomus, also geheißen,
Weil die Rede mir fließt lieblich in goldenem Strom.
Konstantinopel erhielt einst Glanz durch meine Belehrung,
Aber durch Bücher erst überall Lehrer ich ward,
Pflegte Sitten und Recht, beschrieb die Kämpfe der Tugend,
Lehrte den Sünder die Schuld büßen in läuterndem Schmerz.

Wer könnt', Cyprian, dich besiegen als Meister der Rede,
Der du als Lehrer zuerst, dann auch als Märtyrer strahlst?

Wenn du Persius schaust, den Maro, den Flaccus und Naso,
Papinianus dir nicht, minder Lucanus noch schmeckt:
Siehe, ebenso süß Prudentius modelt die Verse;
Mannigfaltiger Sang machte ihn weithin berühmt.
Lies das kunstvolle Lied des wohlberedten Avitus,
Sieh, Juvencus steht, Sedulius dir bereit;
Beiden fließet das Wort in lieblichen Versen vom Munde,
Beide in köstlichem Kelch bieten dir biblischen Trank.
Bleibe länger nicht Sklav' der alten Heidenpoeten,
Bettle die Musen nicht an, reich wie an Gutem du bist![1]

Dank dem Einfluß der Kirche blieb in jener Zeit auch der fernste Westen Europas von der christlich-römischen Bildung nicht unberührt. Zu Dumio, in der Nähe von Bracara, dem damaligen Sitze des Suevenreiches (dem heutigen Braga in Portugal), ließ sich um die Mitte des 6. Jahrhunderts ein Pannonier nieder, der fürder Martinus von Bracara oder Martinus Dumiensis genannt wurde. Er kam zu Schiff aus dem Orient, wo er sowohl mit griechischer Sprache und Bildung als mit dem Mönchsleben in Ägypten bekannt geworden war. Er gründete ein Kloster in Dumio, ward dessen Abt, gewann viele der arianischen Sueven für die

---

[1] Migne, Patr. lat. LXXXIII 1107—1111.

Kirche, ward erst Bischof von Dumio, dann Erzbischof von Bracara und führte als solcher den Vorsitz auf einer Metropolitansynode von Bracara (572). Außer mehreren moralischen Schriften „Vom Zorne", „Formel eines sittlichen Lebens", „Zur Abwehr der Prahlerei", „Vom Stolze", „Ermahnung zur Demut", „Sprüche der ägyptischen Väter", „Worte der Alten", hat er auch einige Verse hinterlassen: eine Aufschrift für eine dem hl. Martin geweihte Basilika, eine andere für einen Speisesaal und ein Epitaph für sich selbst[1]. Daß es aber für einen Bischof viel Wichtigeres zu tun gab, als an alten Dichtern Prosodie und Metrik zu studieren, zeigt seine Predigt „Über die Zurechtweisung der Bauern", in welcher er noch das krasseste antike Heidentum zu bekämpfen hatte, darunter z. B. einen eigenen Festtag für die Motten und Mäuse (dies tinearum et murium), an welchem diesen Tieren Opfer von Kleiderstoffen und Brot ausgesetzt wurden, um sie für das übrige Jahr gnädig und nachsichtig zu stimmen[2]. So war es noch mit dem tiefen Naturgefühl und dem hellen Geiste dieser Germanen beschaffen!

„Junge Bären: Riesenarbeit war's, sie bildend zu belecken."

Drittes Kapitel.

Literarisches Leben in Gallien. Gregor von Tours. Venantius Fortunatus.

Das reiche, hochentwickelte Gallien, das zeitweilig an literarischer Regsamkeit Italien weit überflügelt hatte, fiel beim Zusammenbruch des weströmischen Reiches zum Teil den Westgoten, zum Teil den Burgundern und Franken anheim und blieb geraume Zeit ein Zankapfel der neuen ringenden Mächte. Die größten Hoffnungen knüpften sich daran, daß Chlodwig (Chlodowech), der Merowinger, nachdem er alle Franken unter seinem Scepter vereinigt hatte, sich 496 mit seinem Volke von dem hl. Remigius zu Reims

[1] Von seinen Werken finden sich Formula vitae honestae, Libellus de moribus, Pro repellenda iactantia, De superbia, Exhortatio humilitatis, De ira (Exzerpt aus Seneca), De pascha und drei Gedichtchen bei Gallandi (Bibl. vet. Patr. XII) und danach bei Migne a. a. O. LXXII 21—52; Verba seniorum und Aegyptiorum patrum sententiae (zwei Spruchsammlungen aus dem Griechischen) bei Migne a. a. O. LXXIII 1025—1062; LXXIV 381—394, die Capitula Martini (eine Kanonessammlung) bei Migne a. a. O. LXXXIV 574—586; CXXX 575 bis 588. — Die Schrift De correctione rusticorum trefflich ediert von C. P. Caspari, Christiania 1883.

[2] De correctione rusticorum, c. 11.

taufen ließ. Es war die erste große Massenbekehrung eines germanischen Stammes zum katholischen Glauben. Das neue Frankenreich, das bald von der Schelde bis an die Pyrenäen reichte, ward dadurch ein christliches. Mit dem Empfang der Taufe war indes nur der erste Schritt zur christlichen Zivilisation getan. Die bisherige Roheit und Barbarei war nicht überwunden. Äußere wie innere Kriege ließen die blühenden Länder des einstigen Gallien während des ganzen 6. und 7. Jahrhunderts nicht zur Ruhe kommen und führten stets neue Verwilderung herbei, wo kaum die christliche Kultur festeren Fuß gefaßt zu haben schien.

Nach dem Tode Chlodwigs (511) ward das Reich unter seine vier Söhne geteilt. Theuderich schlug seinen Sitz in Metz auf, Chlodomer in Orléans, Childebert zu Paris, Chlotar I. zu Soissons. Die Erbschaft Chlodomers, der schon 524 starb, fiel teils an Childebert teils an Chlotar. Die drei Brüder waren nun hauptsächlich darauf bedacht, ihre Reiche durch neue Eroberungen zu vergrößern. Theuderich unterwarf sich (531) das Reich der Thüringer, Chlotar und Childebert eroberten (532) vereint das Reich der Burgunder, in das sie sich mit Theudebert, dem Sohne des inzwischen gestorbenen Theuderich, teilten. Die Franken bekamen jetzt sogar Lust nach Italien und setzten sich zeitweilig in Ligurien und Venetien fest, wurden aber durch Narses daraus vertrieben. Da Theudeberts einziger Sohn früh starb, Childebert keinen Erben hinterließ, vereinigte Chlotar I. (558) wieder die ganze Monarchie seines Vaters, bedeutend erweitert, aber nur auf kurze Zeit, indem er schon 561 starb[1].

Es erfolgte nun eine neue Teilung unter Chlotars vier Söhne. Sigibert I. erhielt Austrasien mit der Hauptstadt Reims und vorzugsweise germanischer Bevölkerung, Guntram Burgund mit der Hauptstadt Orléans, Chilperich Neustrien mit der Hauptstadt Soissons, beide mit vorwiegend romanischer Bevölkerung. Charibert, dem Paris zugeteilt war, starb bald (567), und die andern drei Brüder erhielten nun an seinem Erbe gleichmäßigen Anteil. Die Eroberungen nach außen hörten jetzt auf; aber um so schrecklicher gestaltete sich der Hader, der nunmehr in dem fränkischen Königshause ausbrach. Denn Sigibert allein machte noch einigermaßen dem Christennamen Ehre. Guntram war zwar gutmütig, aber wollüstig und sittenlos, Chilperich ein ebenso grausamer als wollüstiger Tyrann, der sich von den Zeitgenossen mit vollem Recht den Namen eines fränkischen Nero verdiente. „Er war dem Trunk ergeben, und der Bauch war sein Gott; an Ver-

---

[1] Gregorii Turonensis Historia Francorum, ed. W. Arndt (Monum. Germ. Hist. Script. rerum Meroving. I, Hannov. 1884/85). — Ozanam, La civilisation chrétienne chez les Francs, Paris 1849. — Junghans, Geschichte der fränkischen Könige Childerich und Chlodwig, Göttingen 1857. — Bornhak, Geschichte der Franken unter den Merovingern, Greifswald 1863.

heerungen vieler Gegenden hatte er eine Freude wie einst Nero, als er beim Brande Roms Lieder sang. Niemand hielt er für klüger als sich selbst; die Sorge für die Armen war ihm lästig, am liebsten verspottete er im vertrauten Kreise die Bischöfe und nichts haßte er mehr als die Kirchen. Man kann sich keine Lust oder Ausschweifung erdenken, die er nicht wirklich verübt hätte. Er ersann immer neue Martern, um das Volk zu peinigen. Seine Erlasse schlossen mit den Worten: ‚Wer unsere Befehle mißachten sollte, dem sollen zur Strafe die Augen ausgerissen werden.‘ Gewiß, unter diesem schrecklichen Geschlecht war er einer der Entsetzlichsten.“ [1] Zu mehreren Gemahlinnen hielt er noch Kebsweiber, und so kam es, daß eine gewöhnliche Magd, Fredegunde, von ihm zur Hauptkönigin erhoben, eine Furie von fast beispielloser Entartung, durch unerhörte Frevel in die Schicksale des Frankenreiches eingreifen konnte.

Als Sigibert (566), voll Verachtung über das unwürdige Treiben seiner Brüder, die ebenso schöne als kluge Brunhilde, die Tochter des Westgotenkönigs Athanagild, heimgeführt hatte, lüstete zeitweilig auch Chilperich nach einer ähnlichen königlichen Verbindung, und er warb um Brunhilds Schwester Galesvintha. Kaum hatte er indes die edle Fürstentochter zur Gemahlin erlangt, so ward er derselben wieder überdrüssig, wandte seine Gunst abermals der Magd Fredegunde zu, welche Galesvintha heimlich erdrosseln ließ, der erste Mord in einer Reihe von Verrätereien, Schändlichkeiten und Bluttaten, welche die nächsten dreißig Jahre fränkischer Geschichte zu einem der schauerlichsten Kapitel der Weltgeschichte gestalteten.

Das einzige Licht, das dieses traurige Schauergemälde einigermaßen mildert und erträglich macht, geht von der Kirche aus, und zwar hauptsächlich von den Gräbern zweier Heiligen, des hl. Hilarius von Poitiers und des hl. Martin von Tours. An den gotterfüllten Schriften des ersteren bildete und stärkte sich ein glaubensfester Episkopat und Klerus, der mit unbesieglicher Geduld an der Zivilisation des Frankenvolkes weiter arbeitete. Die Grabstätte des andern, durch zahllose Wunder verherrlicht, ward zu einer Zufluchtsstätte, wo das Volk selbst mit ebenso unversieglichem Vertrauen Rat und Hilfe in den erdrückenden Nöten und Unglücksfällen der bösen Zeit suchte.

Was immer sich auch im Laufe der Zeit Mißbräuchliches, Schiefes oder Lächerliches an den Wunderglauben des Mittelalters, seine Heiligen- und Reliquienverehrung angekrustet haben mag, der eigentliche Kern war gut, rein, segensvoll; er hat der geistig sittlichen Kultur der Völker unberechenbare Dienste geleistet [2]. Einer entarteten, wildkriegerischen, aus den Fugen ge-

---

[1] Greg. Turon. a. a. O. lib. 9, c. 9.

[2] St. Beissel S. J., Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland bis zum Beginne des 13. Jahrhunderts, Freiburg 1890, 11—48.

ratenen Zeit, in welcher das Recht des Stärkeren herzlos den Schwachen niedertrat, konnte das Gebot der christlichen Charitas nicht schöner, nicht eindringlicher vorgehalten werden als in der Gestalt des hl. Martinus, der noch als Katechumene und einfacher Legionssoldat im Heere Julians des Apostaten einem nackten Bettler die Hälfte seines Kriegsmantels zum Almosen gab, und dem dann Christus in der Nacht, mit jenem Mantel umhüllt, erschien und mit den Worten dankte: „Martin, der Katechumene, hat mich mit diesem Gewand bekleidet.“ Wenn dann derselbe christliche Krieger als Mönch und Bischof Tausende aus Irrwahn und Laster zum Dienste Christi heranzog, wenn wunderbare Gebetserhörungen noch sein Grab verherrlichten, was Wunder, daß sein Beispiel auch nach seinem Tode noch weiter wirkte, daß sein Grab ein Segensquell der christlichen Charitas, der Heilige selbst der Liebling des Volkes, der Lieblingsheld der Literatur, der Legende, der Poesie, Tours aber der Mittelpunkt des religiösen Lebens in Gallien, der Gallia christiana, geworden ist[1].

Daß die Kirche trotz aller Schwierigkeiten unaufhaltsame Fortschritte machte, bezeugen die vielen Bischofsstühle, die von 505—597 neu errichtet wurden (Nevers, Aire, Rodez, Avranches, Seez, Coutances, Boulogne, Perpignan, Carcassonne, Montpellier), die vielen Klöster, welche in derselben Zeit entstanden, die zahlreichen Konzilien und Synoden, welche in den verschiedenen Teilen des Frankenreiches abgehalten und immer zahlreicher besucht wurden, ja selbst zur Zeit der furchtbarsten inneren Wirren nicht aufhörten und einen rastlosen Kampf gegen alle auftauchenden Irrlehren und Mißbräuche bedeuten. Dabei waren die Bischofsstühle durchweg mit ausgezeichneten Hirten besetzt, so daß es seit dem ersten Jahrhundert wohl zu keiner Zeit eine so große Anzahl von Heiligen gab wie damals[2].

Wenn auch die Merowinger nicht ganz gleichgültig gegen die Volksbildung waren, sondern manches taten, um die vorhandenen Schulen zu erhalten und zu heben, so war Wissenschaft und höhere Bildung doch ganz an die Sorge des Klerus gewiesen, der aber viel zu sehr von den allerdringendsten Bedürfnissen des Hirtenamtes in Anspruch genommen war, um

---

[1] Sulpicius Severus, Vita S. Martini, herausgeg. (mit dessen übrigen Schriften) von V. Giselinus, Antwerpen 1574; H. de Prato, Verona 1741 bis 1754; danach bei Migne, Patr. lat. XX 95—244 und LXXIV 671—674; C. Halm, Wien 1866 (Corpus script. eccl. lat. I). Zur literarischen Würdigung des Sulp. Severus vgl. J. Bernays, Über die Chronik des Sulpicius Severus, Breslau 1861; abgedruckt in dessen gesamten Abhandlungen II (herausgeg. von H. Usener, Berlin 1885) 81—200; E. Norden, Die antike Kunstprosa II 583. — Ein anschauliches Bild von der kulturgeschichtlichen Bedeutung des hl. Martin wie von seiner Verherrlichung durch die Kunst gibt das quellenmäßig gearbeitete Prachtwerk von A. Lecoy de la Marche, Saint Martin, Tours 1881.

[2] Wattenbach, Deutsche Geschichtsquellen II[5], Berlin 1885, 89 90.

sich in größerem Umfang den gelehrten Studien zu widmen. Als eigentlich bedeutend kann man nur den Geschichtschreiber Gregor von Tours und den Dichter Venantius Fortunatus bezeichnen.

Die Umwälzungen, durch welche das einst römische Gallien zum größten Teil in ein Reich der Franken verwandelt wurde, hat Gregor von Tours gegen Ende des 6. Jahrhunderts in seiner Historia Francorum beschrieben. Er hieß eigentlich Georgius Florentius und nahm erst später nach seinem Urgroßvater, dem hl. Gregor, Bischof von Langres, den Namen Gregorius an. Aus einer Senatorenfamilie von Arvernä (Clermont-Ferrand) 538 geboren und früh zum Dienste der Kirche bestimmt, hatte er erst seinen Oheim Gallus, Bischof von Arvernä, dann den Dichter und Bischof Avitus zu Lehrern. Er tat sich in den kirchlichen Disziplinen so hervor, daß er schon mit etwa fünfunddreißig Jahren auf den hervorragendsten Bischofssitz von Gallien, zum Metropoliten von Tours, erhoben wurde. Als solcher wirkte er in segensreichster Weise, erwies sich besonders als tapfern Verteidiger der Kirche gegen den tyrannischen Chilperich, als heilsamen Berater der Könige Sigibert und Childebert und starb, angesehen und gefeiert in ganz Gallien, im Jahre 594. Mitten in den Kämpfen der Zeit stehend, mit den bedeutendsten Männern persönlich bekannt, war er vorzüglich dafür ausgerüstet, der Herodot der Franken zu werden[1].

Das erste Buch seines Geschichtswerkes faßt einleitend die gesamte Weltgeschichte von Adam bis auf den Tod des hl. Martin, des Hauptbegründers der christlichen Kultur in Gallien (um 400), zusammen, meist nach Hieronymus (Eusebius) und Orosius, mit Benutzung der heiligen Schriften, des Sulpicius Severus und Rufin. Im zweiten Buche werden schon ausführlicher die Anfänge des Frankenreichs bis zum Tode Chlodwigs erzählt. Vom dritten bis zum letzten (zehnten) Buche erweitert sich die Darstellung zur einläßlichsten Zeitgeschichte, die besonders in den letzten fünf Büchern eine memoirenartige Frische und Lebendigkeit besitzt. Seinen Standpunkt setzt er folgendermaßen auseinander:

„Da ich die Kämpfe der Könige mit den feindlichen Völkern, der Märtyrer mit den Heiden, der Kirche mit den Ketzern beschreiben will, will ich zuerst mit meinem Glauben herausrücken, auf daß kein Leser bezweifeln möge, daß ich Katholik sei. Wegen derjenigen, welche schon wegen des nahenden Weltendes verzweifeln, hielt ich es auch für rätlich, einen Abriß aus den Chroniken und früheren Geschichts-

---

[1] Gesamtausgabe seiner Werke von Th. Ruinart, Paris 1699; abgedruckt bei Migne a. a. O. LXXI; neue kritische von W. Arndt und B. Krusch (Monum. Germ. Hist. Script. rer. Meroving. I), Hannover 1884/85. — Text der Historia Franc. nach dem Manuskript von Corvey von H. Omont, Paris 1887, nach dem Manuskript von Brüssel von G. Collon, Paris 1893; deutsche Übersetzung von W. Giesebrecht, Berlin 1851; 2. Aufl. Leipzig 1878.

werken zusammenzustellen, damit klar wird, wie viele Jahre vom Anbeginn der Welt verflossen sind. Zuvor jedoch bitte ich den Leser um Verzeihung, wenn ich mich in Buchstaben oder Silben an der Kunst der Grammatik versündige, die ich mir nicht ganz vollständig angeeignet habe. Dahin nur geht mein Streben, was die Kirche zu glauben vorstellt, ohne Schminke und Herzensschwanken festzuhalten, weil ich weiß, daß der sündige Mensch durch lautere Gläubigkeit bei unserem lieben Herrn Verzeihung erlangen kann." [1]

Das Werk, nach Giesebrecht „eines der wichtigsten Erzeugnisse der gesamten geschichtlichen Literatur", schmeckt weder nach Sallust noch nach Livius und Tacitus, obschon aus einigen Stellen ersichtlich ist, daß Gregor den ersteren gekannt hat, daß ihm Vergil geläufig war, daß er vielleicht auch Plinius und Gellius kannte, dazu Prudentius, Sidonius und andere christliche Schriftsteller [2]. Er pragmatisierte nicht viel, noch hat er sich um kunstvolle Gruppierung bemüht. Ausdruck und Sprache erwecken bei dem Verehrer klassischer Latinität oft großes Ärgernis. Doch die christliche Weltauffassung gibt dem Ganzen eine feste Einheit; das rohe Walten barbarischer Leidenschaft und das stille, aufbauende Wirken der Kirche sind einander, ohne Effekthascherei, in ihren wirklichen Kontrasten gruppenweise sehr sprechend gegenübergestellt. Die Erzählung schreitet klar, besonnen und verständlich voran. Die Darstellung hat die anschaulichste individuelle Färbung. Die Sprache, die da und dort schon zum Altfranzösischen hinüberneigt, ist keine tote oder künstlich angequälte, sondern eine durchaus lebendige [3].

Dem Nachfolger des hl. Martinus war selbstverständlich weder die altklassische Bildung die Hauptsache noch die politische Zeitgeschichte, sondern die Kirche und das kirchliche Leben, auf welchem wesentlich die Hoffnung der Zukunft beruhte [4]. Außer seiner Chronik hat er deshalb sonst lauter religiöse Werke geschrieben: „Vier Bücher über die Wunder des hl. Martinus", welchen Papst Gregor d. Gr. selbst als Apostel Galliens mit dem Weltapostel verglichen hatte, dann „Über den Ruhm der Märtyrer", „Über den Ruhm der Bekenner", „Leben der Väter", „Über Leiden, Tugenden und Ruhm des heiligen Märtyrers Julian". Überaus lebendig tritt darin der

---

[1] Migne, Patr. lat. LXXI 461.

[2] G. Kurth, Saint Grégoire de Tours et les études classiques au VI[e] siècle (Revue des Quest. Hist. XXIV [1878] 586—593).

[3] „Die kunstlose, einfache Sprache Gregors, seine behagliche memoirenartige Erzählung, welche Geschichten aller Art, die größten Staatsbegebenheiten und unbedeutende Vorfälle des gewöhnlichen Lebens bunt durcheinander mischt, das ist es eben, was seinem Werke einen so großen Reiz verleiht und es zu einem treuen Spiegel seiner Zeit macht, daß ihm in dieser Hinsicht kein zweites zu vergleichen ist" (Wattenbach, Deutsche Geschichtsquellen I[5] 96).

[4] Dagegen richtet sich hauptsächlich die ungünstige Beurteilung Rankes (Weltgeschichte IV [1–3] 2, 328—368).

kulturgeschichtliche Einfluß zu Tage, den die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien auf die christlich gewordenen Völker ausübte: sie schlang ein sichtbares und greifbares Band, welches die Gegenwart mit Christus und seinen Heiligen verknüpfte, die Kirchen und Städte des Abendlandes feierlich und weihevoll in ihren Besitz stellte, den Pulsschlag des übernatürlichen Lebens beständig erneuerte.

Ganz von demselben Geist finden wir Venantius Fortunatus beseelt, den hervorragendsten Dichter dieser Zeit. Sein voller Name ist Venantius Honorius Clementianus Fortunatus. Er wurde in der Nähe von Treviso (in Oberitalien) etwa um 530 geboren und erhielt seine Ausbildung zu Ravenna, der Hauptstadt des Ostgotenreiches und des Exarchats. Außer Grammatik und Rhetorik trieb er hauptsächlich Jurisprudenz und Poesie, doch beziehen sich die frühesten seiner erhaltenen Gedichte schon auf religiöse Stoffe, die Kirchen und Heiligtümer Ravennas. Von einem schweren Augenleiden betroffen, wandte er sich vertrauensvoll an den hl. Martinus von Tours und schrieb die glücklich erfolgte Heilung dessen Fürbitte zu. Um ihm zu danken, unternahm er eine Pilgerfahrt an sein Grab (jedenfalls vor dem Jahre 566), machte aber den weiten Umweg über die Norischen Alpen, den Inn, den Lech, die Donau und den Rhein und verweilte längere Zeit am Hofe Sigiberts I., Königs von Austrasien, in Metz. Seine Ankunft traf gerade in die Zeit der glänzenden Hochzeit Sigiberts mit Brunhilde, der westgotischen Königstochter, und so feierte er dieses Fest in einem pomphaften Epithalamium, das, wie jenes des Sidonius Apollinaris, christlich gedacht, aber in antik-mythologische Formen gekleidet ist. Venus lobpreist die Braut, Cupido den Bräutigam; in einem besondern Gedicht gratuliert aber der Dichter dem Bräutigam, daß Christus die arianische Braut dem wahren Glauben gewonnen und ihm zur Gemahlin gegeben habe:

Catholico cultu decorata est optima coniux,
Ecclesiae crevit, te faciente, domus.
Reginam meritis Brunichildem Christus amore
Tunc sibi coniunxit, hanc tibi quando dedit.

An der tiefreligiösen wie kirchlichen Gesinnung Fortunats ist sonach nicht im mindesten zu zweifeln, wenn er auch in dem mehr weltlich gehaltenen Hochzeitsgedicht dem Geschmack der romanischen Hofleute entgegenkam, als Dichter sich zeitweilig in deren Beifall sonnte und noch manche Städte und Burgen besuchte, um, wie ein Vorläufer der Troubadours, die Gastfreundschaft der Vornehmen zu genießen und sie in zierlichen Distichen zu besingen. Ebenso häufig und gern ließ er sich aber auch bei Bischöfen und in Klöstern nieder und stellte sein Talent in den Dienst der Kirche, so daß nicht eben eine besondere Bekehrung angenommen zu werden braucht,

wenn er, nachdem er endlich seine Wallfahrt in Tours gehalten, sich bleibend in Poitiers niederließ und der Klostergeistliche der einstigen Königin Radegunde wurde [1].

Radegunde, als Heilige noch heute verehrt, ist eine der freundlichsten Erscheinungen jener Zeit, das versöhnende Gegenbild zu der verbrecherischen Fredegunde und ihrer rachsüchtigen Gegnerin Brunhilde, gewissermaßen eine Vorläuferin der hl. Elisabeth von Thüringen, ein Engel der Frömmigkeit und Buße, der Mildtätigkeit und Barmherzigkeit wie diese, aber wohl noch härter und schwerer geprüft als sie.

Sie war noch ein Kind, als ihr Vater, König Berthar von Thüringen, von seinem eigenen Bruder Hermanfried meuchlings ermordet wurde. Als dann (532) Chlotar und Childebert vereint Reich und Macht der Thüringer vernichteten, der Brudermörder Hermanfried selber durch Meuchelmord endete, fiel sie, das dreizehnjährige Mädchen, den zwei Frankenkönigen als Siegesbeute anheim. Chlotar gewann es durch das Los und ließ es zur künftigen Königin aufziehen. Nur gezwungen ging sie die Ehe ein. Schon jetzt mit den höchsten weiblichen Tugenden geschmückt, flößte sie dem rohen König abwechselnd Liebe und Haß ein, Liebe durch ihre Schönheit und Herzensgüte, Haß durch ihre ernste Frömmigkeit und Lebensstrenge. Seine Brutalität machte ihr das Leben zur Qual, sie litt und duldete indes in wunderbarer Geduld. Erst als Chlotar ihren jüngeren Bruder ruchlos hinmorden ließ, entfloh sie nach Noyon und verlangte von Bischof Medardus den Schleier. Nur nach längerem Bedenken willfahrte dieser ihren Bitten. Vergeblich suchte sie jetzt der König zurückzugewinnen und folgte ihr erst nach Tours, dann nach Poitiers, in dessen Nähe sie sich niederließ und ein Kloster nach der Regel des hl. Cäsarius gründete. Alle seine Bemühungen waren indes vergeblich, und der hl. Germanus vermochte ihn endlich, von weiteren Versuchen abzustehen und Radegunde sogar bei der Gründung ihres Klosters fürstlich zu unterstützen. Äbtissin wurde ihre frühere Dienerin Agnes, die sie wie eine Pflegetochter aufgezogen hatte; die ehemalige Königin selbst lebte als einfache Nonne, mit etwa zweihundert andern Jungfrauen, welche sich dem Kloster angeschlossen hatten. Den vorzüglichsten Schatz ihres stillen Heiligtums bildete eine ansehnliche Reliquie des heiligen Kreuzes, welche sie

---

[1] Th. Bormann, Über das Leben des lateinischen Dichters V. H. Cl. Venantius Fortunatus, Fulda 1848. — F. Hamelin, De vita et moribus V. H. Cl. Fortunati, Redonibus 1873. — A. Schneider, Lesefrüchte aus Venantius Fortunatus, Innsbruck 1882. — F. Leo, Venantius Fortunatus, der letzte römische Dichter (Deutsche Rundschau XXXII, Berlin 1882, 414—426). — L. Caron, Le poète Fortunat et son temps, Amiens 1884. — D. Leroux, Le poète S. V. Fortunat, Paris 1885. — Ch. Nisard, Le poète Fortunat, Paris 1890. — W. Meyer, Der Gelegenheitsdichter Venantius Fortunatus, Berlin 1901.

auf ihre Bitten von Kaiser Justinus in Konstantinopel erhalten hatte und nach welcher ihre Genossenschaft selbst den Namen „vom heiligen Kreuze“ führte. Aus der Betrachtung des Kreuzes und des Gekreuzigten schöpfte die thüringische Fürstentochter, die einstige Königin der Franken, jenen Heroismus, der sie zur Mutter der Armen, zur Pflegerin der Kranken und Aussätzigen, zu einer Helferin aller Notleidenden machte. Durch die Bußstrenge und Entsagung, welche sie in ihrer klösterlichen Stille übte, ward sie aber keineswegs gleichgültig für die feinere Geistesbildung, welche sie mit ins Kloster gebracht. Wie sie der Zier des Gotteshauses und des Gottesdienstes die liebevollste Sorge zuwandte, pflegte sie mit ihren Schwestern, besonders der begabten Agnes, auch die religiöse Literatur und Poesie. Und so fand der hochbegabte Fortunatus in Poitiers an Radegunde eine „Mutter“, an Agnes eine „Schwester“, die sein Talent zu schätzen und auf die würdigsten Aufgaben zu lenken wußten.

Sie vermochten ihn, in Poitiers zu bleiben, Priester zu werden und seine Tätigkeit den religiösen wie geschäftlichen Bedürfnissen des Klosters zu widmen. Die Freundschaft, welche ihn mit den beiden Ordensschwestern verband, blieb eine durchaus reine und ideale, wenn auch das eine oder andere seiner Gelegenheitsgedichte in zartem Tone gehalten ist oder wenn er fröhlich über die eßbaren Geschenke scherzt, welche ihm die strengen Fasterinnen zukommen ließen. Wahrscheinlich im Interesse des Klosters mußte er manche Reisen durch das ganze Frankenreich machen und teils früher geknüpfte Beziehungen zu einflußreichen Persönlichkeiten aufrecht erhalten, teils neue anknüpfen. Im Namen Radegundes wandte er sich in Versen sogar an Kaiser Justinus und dessen Gattin Sophia.

Nachdem Radegunde (587) gestorben war, schrieb er ihr Leben, aber nicht als Dichter, in dem heitern Ton, den er sich zur Erfrischung mitunter in seinen Gelegenheitsversen vergönnt, sondern mit jenem asketischen Ernste, wie es dem Andenken einer Heiligen, zumal der vielgeprüften Dulderin, der praktischen Verehrerin des Kreuzes, gebührte. In diese spätere Zeit fallen wohl auch die andern Heiligenbiographien, die er in Prosa geschrieben hat: des hl. Hilarius, des hl. Germanus von Paris, des hl. Albin, des hl. Paternus, des hl. Amantius, des hl. Remigius, des hl. Medardus, des hl. Marcellus von Paris, des hl. Leobin von Chartres, des hl. Mauritius und der heiligen Märtyrer Dionysius, Rusticus und Eleutherius. Er selbst, der Biograph so vieler heiligen Bischöfe Galliens, wurde gegen Ende des Jahrhunderts auf den verwaisten Bischofsstuhl von Poitiers erhoben, scheint demselben aber schon nach etwa einem Jahr (um 600) entrissen worden zu sein.

Nächst Prudentius und Sidonius Apollinaris ist Fortunatus wohl der fruchtbarste, vielseitigste und formgewandteste der älteren christlich-lateinischen Dichter. Es sind noch etwa zweihundertfünfzig größere und kleinere Gedichte

von ihm vorhanden, darunter ein Leben des hl. Martinus, das allein 2243 Hexameter umfaßt, während manche seiner Gelegenheitsgedichte und Elegien hundert und selbst mehrere Hunderte von Versen zählen. Da er aber fast ausschließlich Gelegenheitsdichter war, ist auch die Stoffwahl eine überaus mannigfaltige [1].

Das „Leben des hl. Martinus“ ist, wie Prolog und Epilog besagen, ein Votivgedicht, durch welches Fortunatus sich seinem himmlischen Patron für die ihm gewordene Heilung dankbar erweisen wollte. Den ersten zwei Büchern hat er die Martinus-Biographie des Sulpicius Severus, den zwei folgenden dessen „Dialoge“ zu Grunde gelegt. Wie er selbst gesteht, hat er auf die Arbeit nur etwa ein halbes Jahr verwandt und dieselbe ohne große Anforderungen an sich ausgeführt [2]. Eine selbständige epische Durchdringung und Neugestaltung ist nicht vorhanden, und manchen wird die klassisch-angehauchte Prosadarstellung des Sulpicius Severus vielleicht mehr ansprechen als Fortunats gewandte Versifikation. Doch zeigt sich in dieser unzweifelhaft eine sehr große sprachliche wie poetische Begabung, eine Leichtigkeit, die unwillkürlich an Ovid erinnert.

Noch weit mehr tritt diese staunenswerte Formgewandtheit in den „Vermischten Gedichten“ hervor, von welchen Fortunatus die meisten auf Anregung seines Freundes Gregor von Tours sammelte und in elf Büchern verteilte. Der Gruppierung liegt leider weder ein chronologisches noch ein sachliches oder formell poetisches Einteilungsprinzip zu Grunde, was teilweise den Genuß stört, noch mehr aber die Übersicht über die Entwicklung und Tätigkeit des Dichters erschwert. Wir müssen uns begnügen, einige Hauptmomente hervorzuheben.

Vor allem hat sich Fortunatus durch zwei Hymnen auf das heilige Kreuz neben Ambrosius einen der ehrenvollsten Plätze unter den älteren Hymnendichtern der Kirche verdient. Dieselben haben ihn schon über dreizehn Jahrhunderte überlebt und werden noch heute in der Passions- und Karwoche wie an den Festen der Auffindung und Erhöhung des Kreuzes gebetet. Den einen könnte man als das Bannerlied des Kreuzes und deshalb auch des Christentums bezeichnen:

Vexilla regis prodeunt,	Voran des Königs Banner ziehn,
Fulget crucis mysterium,	Des Kreuzes Wunder strahlend glühn,
Qua vita mortem pertulit	An dem den Tod das Leben litt
Et morte vitam protulit.	Und sterbend Leben sich erstritt;

[1] Ausgaben von Chr. Brower, Mainz 1603 1617; M. A. Luchi, Rom 1786; abgedruckt bei Migne, Patr. lat. LXXXVIII 1—596; Fr. Leo und B. Krusch, Berlin 1881—1885 (Monum. Germ. Hist. Auct. antiquissimi IV).

[2] Audax magis quam loquax, nec efficax, cursim et impolite inter frivolas occupationes (Migne a. a. O. LXXXVIII 364).

Quae vulnerata lanceae	Das von der Lanze scharfem Stich
Mucrone diro, criminum	Grausam verwundet, mildiglich,
Ut nos lavaret sordibus,	Von uns zu waschen unsre Schuld,
Manavit unda et sanguine.	Strömt Blut und Wasser aus voll Huld.
Impleta sunt quae concinit	Erfüllt ist, was voll heil'gem Drang
David fideli carmine	In treuem Liede David sang,
Dicendo nationibus:	Als er den Völkern Kunde gab:
Regnavit a ligno Deus.	Es herrschte Gott vom Holz herab!
Arbor decora et fulgida	Baum, schöngeschmückt, in heller Glut
Ornata regis purpura,	Mit königlichem Purpurblut,
Electa digno stipite	Erwählt, der heil'gen Glieder Last
Tam sancta membra tangere.	An seinem Stamm zu bieten Rast.
Beata cuius brachiis	Heil dir, des Arm umschlungen hält
Pretium pependit saeculi,	Den Lösepreis der sünd'gen Welt,
Statera facta corporis,	An dem der heil'ge Leib sich wiegt,
Tulitque praedam tartari.	Der Tod und Hölle obgesiegt.
O crux, ave spes unica	Kreuz, einz'ge Hoffnung uns bereit,
Hoc passionis tempore,	Willkommen in des Leidens Zeit;
Piis adauge gratiam	Vermehr' der Frommen Gnad' und Huld,
Reisque dele crimina.	Zu nichte mach der Sünder Schuld.
Te fons salutis, Trinitas,	Dich Quell des Heils, Dreieinigkeit,
Collaudet omnis spiritus,	Lob' alles Leben weit und breit.
Quibus crucis victoriam	Zum Sieg des Kreuzes sende du
Largiris, adde praemium.	Uns, Herr, den ew'gen Lohn hinzu [1].

Der zweite dieser Hymnen stellt in ergreifendster Weise den verhängnisvollen Baum des Paradieses dem Lebensbaum des Kreuzes gegenüber und verknüpft damit in wenigen Strophen ein Gesamtbild des Erlösungswerkes, wie es schöner, reicher, poetischer kaum ein anderer Hymnus zusammendrängt:

Pange, lingua, gloriosi lauream certaminis,
Et super crucis trophaeo dic triumphum nobilem,
Qualiter redemptor orbis immolatus vicerit.

De parentis protoplasti fraude factor condolens,
Quando pomi noxialis in necem morsu ruit,
Ipse lignum tunc notavit, damna ligni ut solveret.

Hoc opus nostrae salutis ordo depoposcerat,
Multiformis proditoris ars ut artem falleret,
Et medelam ferret inde hostis unde laeserat.

---

[1] Carm. lib. II, 6 (Mon. Germ. Hist. Auct. antiquissimi IV 34 35). Wir geben den Hymnus aber in der Fassung, in welcher er sich durch die kirchliche Liturgie allgemein eingebürgert hat. Benutzt sind die Übersetzungen von Fortlage (Gesänge christlicher Vorzeit 111 112); Schlosser (Die Kirche in ihren Liedern 106 107); G. M. Pachtler (Die Hymnen der katholischen Kirche, Mainz 1853, 93 94).

Quando venit ergo sacri plenitudo temporis,
Missus est ab arce patris natus orbis conditor,
Atque ventre virginali carne amictus prodiit.

Vagit infans inter arcta conditus praesepia,
Membra pannis involuta virgo mater alligat,
Et Dei manus pedesque stricta cingit fascia.

Lustra sex qui iam peregit, tempus implens corporis,
Sponte libera redemptor passioni deditus,
Agnus in crucis levatur immolandus stipite.

Felle potus ecce languet: spina, clavi, lancea
Mite corpus perforarunt, unda manat et cruor:
Terra, pontus, astra, mundus, quo lavantur flumine.

Crux fidelis, inter omnes arbor una nobilis,
Silva talem nulla profert fronde, flore, germine:
Dulce ferrum, dulce lignum, dulce pondus sustinent.

Flecte ramos arbor alta, tensa laxa viscera,
Et rigor lentescat ille, quem dedit nativitas,
Et superni membra regis tende miti stipite.

Sola digna tu fuisti ferre mundi victimam,
Atque portum praeparare arca mundo naufrago,
Quem sacer cruor perunxit fusus agni corpore.

Sempiterna sit beatae Trinitati gloria
Aequa Patri Filioque, par decus Paraclito;
Unius Trinique nomen laudet universitas.

Von dem lorbeerreichen Streite töne meiner Stimme Klang,
Auf des Kreuzes Siegeszeichen singe sie Triumphgesang,
Wie der Weltheiland sich opfert und als Lamm den Tod bezwang.

Trauernd ob des ersten Menschen Überlistung hatte Gott,
Als der Biß des Sündenapfels uns gestürzt in Todesnot,
Schon den Baum gezeigt, der Sühnung für des Baumes Schulden bot.

In dem Werk der Menschenrettung tat die Weisheit jenen Zug,
Daß die Kunst verdarb die Künste des Verführers voller Trug,
Und von daher Heilung brachte, wo der Feind uns Wunden schlug.

Als der Zeiten heil'ge Fülle endlich angebrochen war,
Schickte Gott den Weltenschöpfer, seinen Sohn, vom Himmel dar,
Den, mit unsrem Fleisch umhüllet, einer Jungfrau Schoß gebar.

In der Krippe engem Raume wimmernd liegt das Kindelein,
Seine Glieder hüllt in Windeln ihm die Mutter keusch und rein,
Gottes Hände, Gottes Füße schließen fest die Binden ein.

Und nachdem er auf der Erde war gewandelt dreißig Jahr',
Sieh, da gibt er als Erlöser willig sich zum Opfer dar,
Und das Gotteslamm als Opfer wird erhöht am Kreuzaltar.

Er erschlafft vom Gallentranke; durch den zarten Leib mit Wut
Bohrt man Dornen. Nägel, Lanze; Wasser fließt heraus und Blut;
Erde, Meere, Sterne, Welten waschen sich in dieser Flut.

Treues Kreuz, vor allen Bäumen einzig hehr und segensreich!
Nein, an Zweigen, Blüten, Früchten ist im Wald dir keiner gleich.
Süßes Holz! o süßes Eisen! Süße Last beschweret euch!

Neige, hoher Baum, die Äste, deine Fasern beug' erschlafft,
Deine Härte soll entschwinden, die dein Ursprung dir verschafft,
Deines hohen Königs Glieder spanne aus auf zartem Schaft.

Du allein warst auserſehen zu des Lammes Schlachtaltar,
Zu der Arche, die entrissen uns des Untergangs Gefahr,
Zu dem Pfosten, der vom Blute heil'gen Lamms bezeichnet war.

Ewig sei dir Ruhm und Ehre, heiligste Dreifaltigkeit!
Gleich dem Vater, gleich dem Sohne, gleich dem Heil'gen Geist geweiht.
Einen in den drei Personen lobe alle Welt und Zeit![1]

Nächst diesen Hymnen fanden einige Elegien das meiste Lob, welche Fortunatus den tragischen Familienschicksalen Radegundes widmete und von welchen die eine „Über den Untergang Thüringens" überschrieben ist[2]. Der Stoff ist aber nicht episch behandelt, sondern in Form einer Epistel, die Radegunde an Amalafried, den Sohn Hermanfrieds, den letzten Sprossen ihres Geschlechtes, richtet, welcher nach Byzanz geflüchtet war und dort im Heere des Kaisers diente. So ganz hat sich der Dichter in die schmerzlichen Erinnerungen der thüringischen Fürstentochter hineingelebt, daß man das Gedicht sogar ihr selbst hat zuschreiben wollen. Der Anfang schildert in einigen ergreifenden Zügen den Sturz ihres Königshauses:

Jammer bereitet der Krieg, rasch wirft er die tückischen Lose,
Reißt in Vernichtung jäh glänzende Throne dahin.
Mächtig in Reih'n aufragten die herrlich prangenden Türme,
Bis der entsetzliche Sturz alles in Flammen begrub.
Fürstliche Pracht umblühte den stolzen Bau des Palastes:
Jetzt statt der Wölbung Zier deckt ihn der trauernde Schutt.
Weithin leuchteten einst, mit rötlichem Erze geschmücket,
Ragende Dächer: in Grau hüllet die Asche sie ein.
Unter des Feindes Gewalt hinwandern gefangene Fürsten,
Tief aus der Höhe des Ruhms stürzend in schmähliches Los.
Meines Alters Genossen, die liebliche Schar der Gespielen
Ungewartet im Staub liegt sie, des Tages beraubt.

---

[1] Carm. lib. II 2 (Monum. Germ. Hist. Auct. antiquissimi IV 27 28), übersetzt von Pachtler, Die Hymnen der katholischen Kirche 95—98; nur die fünfte Strophe ist abgeändert.

[2] De excidio Thoringiae (Monum. Germ. Hist. a. a. O. 271—279; Migne, Patr. lat. LXXXVIII 427—436).

Aus dieser furchtbaren Katastrophe blickt Radegunde dann noch weiter in die Vergangenheit zurück, in die Zeit, wo Berthar, ihr Vater, erschlagen worden war, wie sie damals, das arme Waisenkind, an Amalafried einen Freund und Beschützer fand:

Denke doch, Amalafried, wie einst als lieblicher Knabe
 Dort, mein Vetter, so treu du Radegunde geliebt.
Du, der Verwaisten warst du an Vaters Statt, des erschlagnen,
 Mutter sah' ich in dir, Bruder und Schwester in dir.
Nahmst in den Arm mich schmeichelnd, ich hing am Kusse des Bruders,
 Und dein kosendes Wort rührte mein kindisches Herz.
Kaum ein Weilchen verging, ein Stündchen, du kehrtest mir wieder:
 Jetzt erhoff' ich umsonst Worte von Jahre zu Jahr.
Langsam schalt' ich dich oft, obwohl du eiltest: es hielten
 Vater und Mutter, es hielt fürstliche Pflicht dich zurück.
Ach, mir war es ein Zeichen: bald sollt' ich, Teurer, dich missen;
 Liebe so grenzenlos leidet ja raschen Verlust.

Jetzt harrt sie umsonst auf ein Wort von ihm. Sie weiß nicht einmal, wo er weilt.

Wüßt' ich den Ort nur! Umsonst die säuselnden Lüfte befrag' ich,
 Frage das leichte Gewölk, fährt es am Himmel daher.
Warb sich Byzanz dein Schwert? der tapfere Perser? befiehlst du
 In Alexanders Stadt? liegst vor Jerusalems Burg?
Hielten mich nicht in Banden des Klosters heilige Mauern,
 Glaube mir, wo du auch weilst, plötzlich erschien' ich vor dir.
Rasch in der Winde Gebraus durchschifft' ich die brandenden Fluten,
 Schaukelte fröhlich im Sturm Wogen hinauf und hinab;
Wenn die Wellen sich türmten, ich schwebte beherzt in den Lüften,
 Und vor des Seemanns Furcht bangte der Liebenden nicht;
Löste die Fugen des Schiffs der tobende Regen, ich griffe
 Nach den Planken, und so trüge das Meer mich zu dir.
Wenn ich dich, Teurer, erblickte, vergäß' ich die Fährden des Weges,
 Über des Schiffbruchs Not hülfe dein Trost mir hinweg.
Oder wenn dann der Tod das traurige Leben mir raubte,
 Würfst den Hügel du doch über dem Grabe mir auf.
Vor die vertrauten Augen, von Licht und Leben geschieden,
 Ließ ich mich tragen: der Tod rührte doch endlich dein Herz;
Da du der Lebenden Klage nicht hörst, du weintest am Grabe,
 Der du mir Worte versagst, Tränen erhielt ich gewiß.

Abermals blickt sie dann auf die Drangsale, welche über sie hereingebrochen, und nun folgt die ergreifendste Episode, die Ermordung ihres jüngeren Bruders — auf Befehl ihres königlichen Gemahls:

Heimlich erschlagen ward im zarten Flaume der Jüngling;
 Ferne war ich, ich sah nicht den entsetzlichen Mord;
Nicht verlor ich ihn nur: ich durft' ihm die Augen nicht schließen,
 Nicht, auf die Leiche gestreckt, einmal noch reden zu ihm,

Nicht mit den brennenden Tränen die kalten Glieder erwärmen,
Durfte zum Abschied nicht küssen den schweigenden Mund.
Einst der Heimat entführt, jetzt war ich doppelt gefangen,
Sah bei des Bruders Tod wieder im Feinde den Feind,
Wieder erschienen die Bilder der Lieben mir, wieder beweint' ich,
Vater, Mutter und Ohm, unser begrab'nes Geschlecht[1].

Anstatt einer Antwort auf diese in ihrem Namen verfaßte Epistel erhielt Radegunde aus Konstantinopel die Nachricht von dem Tode Amalafrieds. In einem andern Gedicht wendet sich Fortunatus — abermals in ihrem Namen — an ihren Neffen Atarchis und fügt der Totenklage um den Dahingeschiedenen den Wunsch bei, er möge nun in treuer Liebe an des Verstorbenen Stelle treten, sie in ihrem Kloster recht oft mit Nachricht erfreuen und vereint mit seiner Mutter ihre Klostergründung unterstützen, auf daß Gott ihm einst auf dem Sternenthrone ewigen Ruhm gewähren möge.

Über die größere Epistel sagt Ebert[2]: „Mit einem Gruß an die Schwestern des Vetters schließt das Gedicht, in dem die Heimats-, Stammes- und Verwandtenliebe, wie sie nur das Herz eines deutschen Weibes empfinden kann, die Sprache welscher Rhetorik siegreich durchdringt, den Dichter über sich selbst erhebend.“ Leo aber sagt: „Man muß notwendig auf die Person der Erzählerin die Hauptvorzüge des Gedichtes zurückführen, muß annehmen, daß die unwiderstehliche Gewalt der Darstellung, der Anblick der frischaufbrechenden Wunden, die Teilnahme an dem verzehrenden Schmerz der Freundin dieser schwunglosen Feder ungewohnte poetische Wallungen mitteilten; denn das Gedicht hat Stellen von einer so unmittelbaren Kraft des Gefühls, daß es sich nicht nur hoch über die übrigen Leistungen desselben Poeten hinaushebt, sondern auch von allen fast allein über das historische und sprachliche Interesse hinaus einen Platz in der Literatur beanspruchen darf. Es ist das letzte hervorragende Erzeugnis der römischen Elegie, auch in der Form.“[3]

Schon der Schluß des Gedichtes, mehr aber noch das Leben und der ganze Charakter Radegundens weisen darauf hin, daß sie zwar zu diesen Gedichten die Anregung gegeben, den Schmerz über ihre früheren Schicksale aber längst überwunden und in heiliger Kreuzesliebe verklärt hatte. Wie die meisterliche Handhabung der elegischen Form, so ist darum auch die ergreifende Stimmung und Durchführung sicher das Verdienst des Dichters, der sich mit innigstem Mitgefühl in die Situation hineinzudenken und ihr den richtigen Ausdruck zu geben wußte. Ganz dieselbe Tiefe der Empfindung atmet auch das schöne Gedicht, in welchem er den Abschied der westgotischen Königstochter Galsvintha von den Ihrigen schildert, ein Gedicht, das ganz unabhängig von Radegunde, aus eigenem Antrieb des Dichters entstand, als

[1] Übersetzt von Friedrich Leo, Venantius Fortunatus, der letzte römische Dichter (Deutsche Rundschau XXXII [1882] 424—426).

[2] Geschichte der Literatur des Mittelalters I² 533.

[3] A. a. O. XXXII 424.

er der Prinzessin auf ihrem Brautzuge in Tours begegnete. Ebensowenig ist das tiefe Naturgefühl, das sich z. B. in mehreren Osterliedern und in seiner „Moselfahrt“ kundgibt, aus „germanischen“ oder „weiblichen“ Einflüssen herzuleiten. Noch viel ungerechter wäre es, seine herrlichen Gedichte auf die seligste Jungfrau, auf die Jungfräulichkeit, auf verschiedene Heilige, noch seine innig-herzlichen Gelegenheitsgedichte an Radegunde und Agnes, an Gregor von Tours und andere Bischöfe samt und sonders für „welsche Rhetorik“ zu erklären. Die frische, lebendige Gestaltung derselben ist nicht die Wirkung eines bloßen Formtalents, sondern eigentlich poetischer Begeisterung und Stimmung. Seine Begeisterung gilt aber in hervorragendster Weise dem Leben und den Anschauungen der Kirche, und man darf diese nicht ohne weiteres ablehnen oder mißgünstig beurteilen, wenn man Fortunatus richtig auffassen und würdigen will.

Die unleugbaren Schwächen Fortunats hängen teils mit seinen guten persönlichen Eigenschaften, teils mit seiner eigenen Lage und den allgemeinen Zeitverhältnissen zusammen. Ein feingebildeter, künstlerisch angelegter, persönlich ungemein liebenswürdiger Mann, aber wie es scheint, ganz mittellos und ohne feste Lebensstellung, geriet er durch seine Wallfahrt in die Fremde und wurde durch die langobardische Invasion in Oberitalien von seiner Familie und seiner Heimat völlig abgeschnitten, so daß neun Jahre lang nicht einmal eine Nachricht von den Seinigen zu ihm drang. So war er darauf angewiesen, sich unter den „Barbaren“ Freunde zu machen, und da ein Dichter damals der seltenste Vogel war, so fand er unter den Romanen wie unter den Germanen, unter den Bischöfen wie unter den weltlichen Großen rasch eine Menge Verehrer. Alle Welt wollte Verse von ihm haben, von ihm besungen und gelobt sein. Das drängte ihn zu einer massenweisen Gelegenheitsdichtung, der weder Kriecherei oder Schmeichelei, sondern lediglich aufrichtige Gemütlichkeit und Dankbarkeit zu Grunde lag. Dieselbe erhebt sich durchweg nicht sehr hoch, setzt aber bei seinen Lesern doch einen weit höheren Bildungsgrad voraus, als man nach den Kulturschilderungen Gregors von Tours erwarten würde. Geradezu bewundernswert ist die Fertigkeit, mit welcher Fortunatus den gewöhnlichsten Ereignissen einen poetischen Anhauch, den alltäglichen Höflichkeitsformeln eine künstlerisch-anmutige Wendung zu geben weiß. Ob er für einen Brief oder für geliehene Bücher, für eine Mahlzeit oder für ein paar Früchte dankt, ob er einen Bittsteller empfiehlt oder selbst um einen Brief bittet, jede Kleinigkeit wird unter seiner Hand wirklich zu einem Gedicht. Darüber zu spötteln würde leichter sein, als es ihm nachzutun.

Weitaus die größte Zahl der Gelegenheitsgedichte sind übrigens nicht bloße Spielereien, sondern haben einen ernsteren, vorwiegend religiösen Gehalt, und der stark laudatorische Charakter, der bei manchen abstoßend wirkt,

mildert sich bedeutend, wenn man Personen, Zeit und Gelegenheit genauer mit in Rechnung zieht. So hat es auf den ersten Blick etwas Verletzendes, wenn er den gewalttätigen Chilperich und die schreckliche Fredegunde fast mit ebenso volltönendem Lob überhäuft wie zuvor den edeln Sigibert, seinen Wohltäter, und dessen Gemahlin Brunhilde. Diese Lobsprüche werden indes begreiflich, wenn man in Betracht zieht, daß er in diesem Gedicht als Sprecher einer ganzen Synode auftrat, welche zusammenberufen war, um über verleumderische Anklagen zu richten, welche gegen seinen Freund Gregorius von Tours erhoben worden waren, und welche bezweckten, ihn von seinem Bischofssitze zu verdrängen. Es galt hier, den gegen Gregor eingenommenen König zu beschwichtigen, und bei einem so rohen Gesellen mußte das Lob schon etwas stark aufgetragen werden, wenn es wirken sollte. Ein solches Lob war eigentlich fast die einzige Form, in welcher ein priesterlicher Dichter dem König vorhalten konnte, was von ihm zu erwarten gewesen wäre. In einem würdigen Trauergedichte über die verstorbenen Söhne Chilperichs mahnte Fortunat zudem das ruchlose Fürstenpaar in einschneidender Weise an Tod und Ewigkeit und hatte darum bei seinem Lobe nur die reinste und edelste Absicht, beide auf bessere Bahnen zu lenken.

Freilich zeigt sich der Dichter auch hier wieder als ein gemütlicher Optimist, der dem Schlimmsten noch eine freundliche Seite abzugewinnen weiß. Die düstern Ereignisse der Zeitgeschichte, welche sein Freund Gregorius von Tours in so packender Einfalt und Größe erzählt, werfen ihre Schatten kaum in die stille Welt des Dichters hinein. Von der Ermordung Sigiberts und Chilperichs, von dem furchtbaren Haß der Königinnen Fredegunde und Brunhilde ist nicht die Rede. Wie ein Kind freut sich Fortunat, wenn Radegunde den Altar ihrer Kirche mit neuen Blumen schmückt; schmerzlich empfindet er es, wenn sie sich für längere Zeit völlig in die Einsamkeit zurückzieht; jubelnd begrüßt er den Ostertag, wo sie in bescheidenem Maße wieder an Unterhaltung und literarischem Leben teilnimmt. Mitten in der grauenvollen Zeit „haben wir hier doch ein Fleckchen Erde und ein paar Menschen, unter denen Frieden und Genügen herrscht. Das Bild, das sie bieten, ist nicht ohne Bedeutung und in gewisser Weise eine Verheißung für folgende Zeiten. Dort die thüringische Königstochter, ihrer Heimat entführt und zur fränkischen Königin in romanischer Bildung erzogen, eine Heilige der Kirche; hier der italische Gelehrte und Dichter, ein frommer Priester, auf den von Franken eroberten gallischen Boden verschlagen: so finden wir die Überreste der versunkenen Jahrhunderte mit ihren aus der Fäulnis mächtig fortwirkenden Keimen und die frischen Kräfte, denen die Zukunft gehört, jene von diesen, diese von jenen bereits beeinflußt und umgestaltet beieinander" [1].

[1] Leo, Venantius Fortunatus, der letzte römische Dichter (Deutsche Rundschau XXXII) 426.

Mag der Sänger der thüringischen Elegien allenfalls in Bezug auf die Form den römischen Elegikern beigezählt werden, der Dichter des Vexilla regis trägt schon dem Mittelalter das Banner des Kreuzes voran.

Viertes Kapitel.

Die Flucht der lateinischen Bildung nach den britischen Inseln.

Eine Zufluchtsstätte fand die christlich-lateinische Bildung zunächst in Irland. Hier hatte Patricius, der Sohn eines in Schottland stehenden römischen Decurio, in Auxerre und Lerin gebildet, in Rom selbst mit Missionsvollmachten versehen, nach Überwindung unsäglicher Schwierigkeiten 445 den Metropolitansitz Armagh gegründet und nach und nach die ganze Insel auf friedlichem Wege für das Christentum gewonnen. Als er 493, im Alter von 120 Jahren, starb, verehrte ihn das ganze Volk als seinen Vater und Apostel; die einheimische Gesetzgebung war mit den Forderungen der Kirche in Einklang gebracht; bald erstanden auch Klöster, welche von Irland aus den Glauben und die christliche Zivilisation nach andern Ländern verbreiten sollten [1].

Ein Gedichtfragment von 31 Hexametern, welches dem hl. Patrick zugeschrieben wird, erinnert daran, daß der ehrwürdige, durch viele Wunder ausgezeichnete Glaubensbote mit der frohen Botschaft auch die Kenntnis lateinischer Literatur in Irland eingebürgert hat. Seine Confessio sowie seine Epistola ad Caroticum, früher angefochten, gelten heute als echt und sind grundlegende Quellen für seine Lebensgeschichte.

Ein Gedicht, das sein großartiges apostolisches Wirken in 23 trochäischen Strophen (92 katalektischen trochäischen Tetrametern) feiert, wird seinem Schüler, Bischof Secundinus (Sechnall), zugeschrieben [2]. Da heißt es:

> Dominus illum elegit, ut doceret barbaras
> Nationes, et piscaret per doctrinae retia,
> Et de saeculo credentes traheret ad gratiam,
> Dominumque sequeretur sedem ad aetheream.

---

[1] A. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Irland I, Mainz 1890, 1—68. — Whitley Stokes, The tripartite life of Patrick, London 1887. — Die dem hl. Patrick zugeschriebenen Werke bei Migne, Patr. lat. LIII 801 bis 840; W. Stokes a. a. O. II 269—489; G. T. Stokes und Ch. H. H. Wright (The writings of St. Patrick) London 1889.

[2] Bei Muratori (Anecdota lat. IV 136 f) und Migne, Patr. lat. LIII 837—840.

Electa Christi talenta vendit evangelica,
Quae Hibernas inter gentes cum usura exigit,
Navigii huius laboris, tum operae pretium,
Cum Christo regni caelestis possessurus gaudium [1].

Die Prosodie ist darin gänzlich vernachlässigt, der Reim nur gelegentlich angewandt; aber die Begeisterung für den Heiligen sowie biblische Anklänge geben dem Lobgedichte doch einigen Schwung. Wo Secundinus Bischof gewesen, ist nicht festgestellt.

Die berühmteste Pflanzstätte des religiösen Lebens wie der kirchlichen Studien wurde das Kloster Bangor in der Provinz Ulster, welches der hl. Comgall um das Jahr 550 stiftete[2].

Von Irland aus zog im Jahre 563 Columba (auch Columbkille genannt) mit zwölf Schülern hinüber an das unwirtliche Felsgestade der Hebriden und gründete auf einer dieser Inseln, Jona oder Hy, ein Kloster, das sich bald zur Pflanzschule des Christentums für ganz Caledonien entwickelte. Fast Jahr für Jahr wurden von hier aus neue Kirchen und Klöster erst an der schottischen Westküste, dann im Innern gestiftet. Von Jugend auf bis ins höchste Alter widmete er der Vervielfältigung der heiligen Schriften einen unermüdlichen Fleiß. Er soll mit eigener Hand dreihundert Evangelienhandschriften angefertigt haben und leitete dazu auch, gleich Cassiodor, seine Schüler an. Er selbst besaß tüchtige poetische Anlagen, verwertete dieselben aber nur in keltischen Liedern. Sein großes zivilisatorisches Werk dauerte indes auch nach seinem Tode (597) weiter. Obwohl die Schüler Columbas einer fast übergroßen asketischen Strenge huldigten, führte auch unter ihnen das Studium der heiligen Schriften zur Pflege der lateinischen Sprache und anderweitiger Wissenszweige. Auch auf den öden Hebriden wurden bereits im 7. Jahrhundert die beliebteren lateinischen Klassiker gelesen. Adamnan, Abt von Hy von etwa 664 bis zu seinem Tode 704, schrieb in sehr anziehender Form das sowohl an Wundern als an schlichten, erbaulichen Zügen reiche Leben des großen nordischen Mönchspatriarchen. Manche Stellen, besonders der Tod des Heiligen, sind von ergreifender poetischer Schönheit[3]. Nicht weniger Interesse bietet der Reisebericht „Von der Lage des heiligen Landes" [4], welchen Adamnan nach den Mitteilungen

---

[1] Migne a. a. O. LIII 839.

[2] Bellesheim a. a. O. I 84 85 101—112. — C. J. Greith, Geschichte der altirischen Kirche, Freiburg 1867, 179.

[3] Vita S. Columbae abbatis Hyensis, in Acta SS. Bolland. (9. Iun. II 197 ad 236), bei Migne, Patr. lat. LXXXVIII 725—776; W. Reeves (Life of St. Columba), Dublin 1857. — Vgl. A. Baumgartner, Reisebilder aus Schottland [2], Freiburg 1895, 132—134.

[4] Herausgeg. von J. Gretser, Ingolstadt 1619; Mabillon (Acta SS. O. S. Benedicti III 2, 502—522); Migne a. a. O. LXXXVIII 779—814;

des gallischen Bischofs Arculph niederschrieb, der, von einer Reise nach Konstantinopel und Jerusalem zurückkehrend, durch Sturm und Unwetter an die Insel Jona verschlagen ward und, von den Mönchen daselbst gastlich aufgenommen, ihm seine Erlebnisse und Beobachtungen in die Feder diktierte[1]. Mit Glück hat Adamnan in der einen Schrift den Sulpicius Severus, in der andern Hegesippus und Hieronymus nachgeahmt. So waren die Mönche vom fernsten Nordwesten Europas bis nach Asien hinüber die Träger des internationalen Verkehrs und der allgemeinen Bildung.

Was Adamnan vergeblich angestrebt hatte, die Mönche von Hy zur Annahme der römischen Osterrechnung und Tonsur zu bewegen und so den rituellen (nicht dogmatischen) Zwiespalt zu lösen, in welchem sie sich mit Rom und der ganzen übrigen katholischen Welt befanden, gelang 716 den eindringlichen Ermahnungen des durch Heiligkeit wie Gelehrsamkeit hervorragenden englischen Priesters Egbert[2]. Dieser sandte auch die ersten Glaubensboten an die Friesen aus, erst den hl. Wigbert, dann den hl. Willibrord mit elf Gefährten. Der letztere ward 695 in Rom zum Bischof geweiht, gründete 698 das Kloster Echternach und mit Hilfe Karl Martells das Bistum Utrecht, als dessen erster Bischof er 738 starb.

Ein anderes Kloster mit dem Namen Bangor bestand schon zu Anfang des 5. Jahrhunderts in Wales, in der Nähe von Chester. Dasselbe hatte nach Bedas Bericht zu Ende des 6. Jahrhunderts einen ähnlichen Zulauf wie einst die Klöster der Thebais. Die Zahl der Mönche war so groß, daß sie in sieben Kommunitäten geteilt werden mußten, von denen keine unter dreihundert Mitglieder umfaßte, die sämtlich von Handarbeit lebten. Aus diesem Kloster soll Pelagius, der Begründer des Pelagianismus, hervorgegangen sein; aber auch viele rechtgläubige Männer und Stützen der ältesten britischen Kirche, wie Iltud, David von Menevia, Dubricius von Caerleon und Gildas, standen mit demselben in Beziehung.

Gildas (nach alten Chroniken ein „Ire", wahrscheinlicher ein Romano-Brite), schon von Beda und Alkuin mit dem Beinamen des „Weisen" (Sapiens) ausgezeichnet und als Heiliger verehrt, wurde im Jahre 504 geboren, studierte unter dem britischen Abte Iltud, der ein Schüler des hl. Germanus von Auxerre war, und in mehreren irischen Klöstern, kam

---

P. Geyer (Itinera Hierosolymitana saeculi IV—VIII. Corpus script. eccl. lat. XXXIX 217—297), Leipzig 1899. — Vgl. P. Geyer, Adamnanus, Abt von Jona, Augsburg 1895.

[1] Qui haec de sanctis experimenta locis eorum frequentator libentissime nobis dictavit. Quae et ego quamlibet inter laboriosas et prope insustentabiles tota die undique conglobatas ecclesiasticae sollicitudinis occupationes constitutus vili quamvis sermone discribens declaravi (De locis sanctis l. 3, c. 6; Migne, Patr. lat. LXXXVIII 844; bei Geyer a. a. O. XXXIX 296 297).

[2] Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Irland I 190.

nach verschiedenen Reisen und Pilgerfahrten wieder nach Britannien zurück und verfaßte hier um 547 sein Werk De excidio Britanniae[1] und andere kleine Schriften. Er starb 569. Die Schrift beginnt, wie ein historisches Werk, mit einer orientierenden kurzen Beschreibung Britanniens. Schon im zweiten Kapitel geht sie indes ganz unmißverständlich in eine hochpathetische Strafrede über, welche der strenge Asket an seine Zeitgenossen hält. Was er von geschichtlichem Stoff heranzieht, soll nicht historischer Belehrung, sondern nur dazu dienen, die Schicksalsschläge, welche Britannien trafen und noch treffen, als wohlverdiente göttliche Strafgerichte darzustellen. Nach diesem allgemeinen Ausblick wendet sich das zürnende Wort des mutigen Warners an die tyrannischen Kleinkönige Konstantin (in Cornwall und Devon), Aurelius (?), Vortiporius (in Pembroke), Cuneglassus (?), Maglocunus (auf Anglesey) und endlich an den Klerus in seiner Gesamtheit. Das Sittengemälde ist von hinreißender Heftigkeit und Wucht und erinnert an die Schilderung, welche Moses von Chorene von dem Untergange Armeniens entwirft[2]:

„Könige hat Britannien, aber Tyrannen; Richter hat es, aber gottlose, häufig räuberische, welche dreinschlagen, aber auf die Unschuldigen; welche rächen und schützen, aber nur die Schuldigen und die Diebe. Sie haben viele Weiber, treiben aber dazu noch Hurerei und Ehebruch. Sie schwören viel, aber Meineide. Sie geloben viel und lügen fast beständig. Sie sind stets im Kampf, aber es gilt nur bürgerliche und ungerechte Kriege. Im Land herum spüren sie gar sehr den Dieben nach; die Räuber aber, die mit ihnen zu Tische sitzen, lieben sie und geben ihnen Geschenke. Sie spenden reichlich Almosen, aber häufen dafür einen Berg von Verbrechen auf. Sie setzen sich auf den Stuhl des Gerichts, aber selten suchen sie die Richtschnur des rechten Urteils. Die Unschuldigen und Niedrigen verachten sie; die Stolzen, die Vatermörder, die Diebsgesellen, die Ehebrecher, die Feinde Gottes, die man, wenn es sozusagen die Gelegenheit böte, mitsamt ihren Namen um die Wette ausrotten müßte, erheben sie, soweit sie können, zu den Sternen. Sie halten viele in den Kerkern gefangen, welche sie mehr aus eigener List als aus jener Schuld zu Boden treten und mit Ketten belasten. Sie verweilen mit ihren Eidschwüren lange zwischen den Altären und verachten dann dieselben gleich danach wie schmutzige Steine. Nicht unvertraut mit diesem schändlichen Frevel ist der unreinen Löwin Damnonia Junges, der tyrannische Konstantin.“[3]

„Priester hat Britannien, aber törichte; eine Menge Kirchendiener, aber unkluge; Kleriker, aber hinterlistige Räuber; Hirten, wie sie sich nennen lassen, aber zum Mord der Seelen bereite Wölfe. Denn sie sorgen nicht für den Vorteil des

---

[1] Herausgeg. von Polydorus Vergilius, London 1525; J. Joscellinus, London 1568; C. Bertramus, Kopenhagen 1757; J. Stevenson, London 1838; danach bei Migne a. a. O. LXIX 329—392; San Marte (A. Schulz), Berlin 1844; Th. Mommsen, Berlin 1898 (Monum. Germ. Hist. Auctores antiquissimi XIII). — Die wenigen sichern Lebensangaben über Gildas bei Mommsen (Prolegomena 4—10).

[2] Vgl. dieses Werk I⁴ 251 252.

[3] Migne a. a. O. LXIX 347 348 (bei Mommsen a. a. O. 41).

Volkes, sondern suchen nur ihren eigenen Bauch zu füllen. Sie haben die Kirche zur Wohnung, aber sie gehen nur schimpflichen Gewinns halber hinein. Sie lehren das Volk, aber nur Laster und schlimme Sitten, indem sie das schlechteste Beispiel geben. Sie bringen selten das Opfer dar und stehen nie reinen Herzens am Altare. Sie tadeln das Volk wegen seiner Sünden nicht, weil sie das gleiche tun. Die Gebote Christi verachten sie und suchen ihren Gelüsten in jeglicher Weise zu frönen. Den Sitz des Apostels Petrus nehmen sie mit unreinen Füßen ein, sinken aber, dank ihrer Geldgier, auf den verpesteten Platz des Verräters Judas herab. Die Wahrheit hassen sie wie einen Feind, und die Lügen hegen sie wie ihre liebsten Brüder. Die armen Gerechten sehen sie wie schreckliche Schlangen mit grimmigen Mienen an, und die verbrecherischen Reichen verehren sie ohne Spur von Scham wie Engel des Himmels. Mit erhobenen Lippen predigen sie, daß man den Armen Almosen spenden müsse, sie selbst aber geben keinen Heller her. Über die schändlichen Frevel des Volkes schweigen sie und die ihnen angetanen Unbilden bauschen sie auf, als wären sie Christus angetan. Eine allenfalls fromme Mutter oder Schwestern jagen sie aus dem Hause, und fremde Weiber erheben sie ungebührlicherweise zu ihrem vertrauten häuslichen Dienste oder erniedrigen sie vielmehr, wenn ich die Wahrheit sagen darf, die zwar nicht mir, aber jenen, die solches tun, unpassend erscheinen mag." [1]

Das grell aufgetragene Sittengemälde hat nicht bloß großes kulturgeschichtliches Interesse, die darin gegebene Charakteristik der britischen Könige macht es ziemlich sicher, daß manche Züge der Artussage (besonders das wilde, ausschweifende Treiben, die Lügenhaftigkeit und Wollust der Sagenkönige) auf geschichtlichen Anhaltspunkten beruhen. Die markige Beredsamkeit des Gildas hat oft wirklich poetischen Schwung. Er ist in den Propheten wie in den Evangelien wohl zu Hause, kennt außer der Bibelübersetzung des Hieronymus noch eine ältere, ist mit Vergil, Persius, Martial und Claudian bekannt, auch mit Philo, mit Rufinus, Orosius und mit dem Werk des Hieronymus „Über die kirchlichen Schriftsteller". Seine Sprache ist reich und kraftvoll, und wenn er auch den klassischen Periodenbau nicht zu treffen versteht, sondern in längeren Satzgefügen plump und schwülstig wird, handhabt er einfachere Konstruktionen, Aufzählungen, Antithesen u. dgl. mit schneidiger Gewandtheit. Aus dem Ganzen spricht der sittliche Ernst eines gottbegeisterten Priesters, der von der Welt nichts zu hoffen und nichts zu fürchten hat, und darum die Mächtigen der Erde wie den von seinem Ziele abgewichenen Klerus im Geiste der Propheten an ihre Pflicht zu mahnen wagt [2].

Durch die heidnischen Angelsachsen, welche die bereits christlichen Briten im Kampfe gegen die Pikten und Skoten zu Hilfe gerufen, wurden die Briten selbst in den Westen, nach Wales und Cornwallis zurückgedrängt, und wo sie nicht zurückwichen, überwunden und als Sklaven behandelt.

---

[1] Migne, Patr. lat. LXIX 367 368 (bei Mommsen a. a. O. 62).

[2] Migne a. a. O. LXIX 329. — Ebert, Geschichte der Literatur des Mittelalters I 565.

Die britische Geistlichkeit, welche sich für die Bekehrung der Angelsachsen nicht rührte, fiel selbst jener Entartung anheim, welche Gildas bekämpfte, und so mußte der Süden und Osten der Insel, das eigentliche England, ein zweites Mal für das Christentum und die christlich-lateinische Bildung erobert werden.

Diese zweite friedliche Eroberung vollzog sich unmittelbar von Rom aus. Angeregt durch die Schönheit angelsächsischer Sklaven, welche auf dem Markte zum Verkauf ausgeboten wurden, entsandte Papst Gregor d. Gr. im Jahre 596 den hl. Augustin an der Spitze von vierzig Mönchen nach England, um den Angelsachsen das Evangelium zu predigen. Das große Werk gelang mit wunderbarer Schnelligkeit. Schon an Pfingsten 597 konnte Augustin den König Ethelbert von Kent mit 10000 seiner Untertanen taufen. Im Jahre 604 wurde Essex christlich, 631 Ostanglien, 634 Wessex, 635 Mercia und 678 Sussex. Mit der Bekehrung brach für Land und Volk eine der glücklichsten und glanzvollsten Zeiten an.

Von dem reichen Liederschatz des poetischen Volkes haben sich das „Beowulfslied“, die „Schlacht bei Finsbury“ und zwei Bruchstücke des „Waldere“ [1] in die christliche Epoche hinübergerettet, welche alsbald eine christlich-angelsächsische Poesie schuf — die herrliche Erstlingsblüte der Dichtung unter den germanischen Völkern. Das Angelsächsische ward natürlich auch die Sprache der Predigt und des religiösen Unterrichts für das Volk. Wie bei den Westgoten und Franken blieb das Lateinische auch hier die Sprache der Kirche, des Gottesdienstes, der Wissenschaft, der höheren Bildung. Den ersten Glaubensboten, welche den hl. Augustinus begleitet und mit dem gregorianischen Chorgesang auch die Pflege der kirchlich-lateinischen Dichtung über den Kanal gebracht hatten, folgten noch viele andere Vertreter der bisherigen abendländischen Bildung. Im 7. Jahrhundert bestieg sogar ein Mönch aus Tharsus, Theodor, der gleich seinem Begleiter Hadrian, einem Afrikaner, völlig mit dem Griechischen vertraut war, den Erzstuhl von Canterbury. Sie bildeten eine ganze Anzahl von Mönchen in der Kenntnis dieser Sprache heran. Zahlreiche angelsächsische Mönche und Geistliche, nicht minder wanderlustig als die keltischen, zogen nach dem Frankenland und über die Alpen, um sich weiter in den kirchlichen und profanen Wissenschaften auszubilden. Eine Menge Bücher wurden aus den romanischen Ländern in England eingeführt, füllten die Bibliotheken der dortigen Klöster und wurden mit Eifer vervielfältigt, gelesen und kommentiert. Es konnte nicht ausbleiben, daß nun auch England seine selbständigen lateinischen Schriftsteller erhielt. Die zwei bedeutendsten sind der hl. Aldhelm und Beda der Ehrwürdige, jener vorwiegend Dichter, dieser Geschichtschreiber und Polyhistor.

---

[1] B. ten Brink, Geschichte der englischen Literatur I, Berlin 1877, 30—40.

Der hl. Aldhelm (geb. um 650) stammte aus dem Königshause von Wessex, lernte bei dem Abte Hadrian in Kent Latein und Griechisch, begründete mit dem schottischen Einsiedler Maildulf das Kloster Malmesbury (etwa 40 englische Meilen westlich von Oxford), hob dasselbe als Abt aus unscheinbaren Anfängen zu glänzendster Entfaltung und besuchte 690 Rom auf besondere Einladung des Papstes Sergius; als 705 das Bistum Sherborne (später nach Salisbury transferiert) von dem Bistum Wessex abgezweigt wurde, erhielt er als erster Bischof den neuen Bischofssitz, blieb aber zugleich auch Abt von Malmesbury. Er starb bald darauf (709); Malmesbury blieb indes bis ins späte Mittelalter hinein ein Hauptsitz gelehrter Studien und höherer Bildung. Wie die Briefe und Aktenstücke des ehrwürdigen Abtes ausweisen, war derselbe in erster Linie ein eifriger Asket und trefflicher Organisator[1]. Ein kurzer Traktat „über die Siebenzahl, die Versmaße, die Rätsel und die Prosodie" läßt ihn aber auch als Gelehrten und eifrigen Schulmann erkennen, der seine Bildung von den Elementen auf weiter auszubreiten bestrebt war[2].

Die Schrift ist an den König Aldfrid von Northumberland (ad regem Acircium) gerichtet, seinen „geistlichen Sohn", als freundliches Erinnerungszeichen, zugleich aber auch mit der Bitte um Schutz gegen bösartige Neider und Schwätzer und um Anerkennung seiner mühsamen Arbeit. Diese Gegengabe glaubt er um so eher beanspruchen zu dürfen, „als feststeht, daß vor unserer geringen Person noch keiner, aus unserem Stamme hervorgegangen und in der Wiege des germanischen Volkes aufgezogen, sich auf diesem Gebiete so sehr betätigt[3] und selbständige Erzeugnisse nach den Regeln der metrischen Kunst in literarischem Text herausgegeben hat, zumal keiner, der mitten im lärmenden Getöse so vieler weltlichen Geschäfte stand und dabei noch von kirchlicher Hirtensorge niedergedrückt wurde, durch welche ein furchtsames und ängstliches Gemüt wie durch die drückendsten Bande eingeschnürt zu werden pflegt". Er redet dem König sehr zu Herzen, wenigstens die geringe Mühe auf sich zu nehmen, das Buch zu lesen, nachdem er die weit größere nicht gescheut, es zu schreiben. Er hält ihm dabei das Beispiel des Kaisers Theodosius vor, der es, mitten in den Sorgen für sein Weltreich, nicht gescheut habe, die 18 Bände Priscians abzuschreiben und so als Schreiber sein tägliches Brot zu verdienen.

[1] Acta SS. Bolland. Mai. VI 79 f. — Montalembert, Les moines d'Occident V, Paris 1867, 26—52; deutsch von K. Brandes V, Regensburg 1868, 28—54.

[2] Seine Werke herausgeg. von A. Mai (Classici Scriptores V [1833] 501 f); J. A. Giles, Oxford 1844; danach bei Migne, Patr. lat. LXXXIX 63—314).

[3] Quantum constat neminem nostrae stirpis prosapia genitum, et Germanicae gentis cunabulis confotum, in huiuscemodi negotio ante nostram mediocritatem tantopere desudasse etc. (Migne a. a. O. LXXXIX 236).

In der Einleitung (De septenario) verfolgt Aldhelm die heilige Siebenzahl durch alle Reiche und Beziehungen der sichtbaren und unsichtbaren Welt, eine Zahlenspielerei, wie sie schon die älteren Kirchenväter liebten und welcher das ganze Mittelalter treu geblieben ist, welche als mnemonisches Hilfsmittel auch nicht ganz unpraktisch sein mochte, noch halbrohen Neubekehrten die hauptsächlichsten Glaubenslehren in Erinnerung zu bringen. Den Kern der Schrift bildet aber eine gedrängte Metrik und Prosodik[1], zwischen welchen als praktischer Lese- und Übungsstoff eine Sammlung von hundert Rätseln eingeschoben ist[2].

Anregung und Muster fand Aldhelm in den hundert Rätseln des Symphosius (später Symposius geschrieben), den einige ins 4. oder 5., andere schon ins 2. oder 3. Jahrhundert versetzen, und der kaum Christ gewesen zu sein scheint. Die Rätsel des Symphosius zählen jeweils nur drei Verse. Aldhelm ahmte dies nicht nach, sondern dehnte seine Rätsel von vier bis zu sechzehn und mehr Versen aus, so daß sie zum Teil, wie die Rätsel Schillers, ihren epigrammatischen Charakter einbüßen und zu beschreibenden Gedichtchen auswachsen. Die Stoffe sind vorzugsweise dem Naturleben entnommen.

So die tetrastichischen Rätsel: 1. Die Erde. 2. Der Wind. 3. Die Wolke. 4. Die Natur. 5. Der Regenbogen. 6. Der Mond. 7. Fatum und Schöpfung. 8. Das Salz. 9. Die Sonnenwende. 10. Die Zwillingsmutter. 11. Der Diamant. 12. Der Jagdhund (Molossus). 13. Der Blasebalg. 14. Die Spinnen. 15. Die Orgel. 16. Der Pfau. 17. Der Salamander. 18. Der Tintenfisch. 19. Die Muschel.

Die pentastichischen: 1. Die Plejaden. 2. Der Ameisenlöwe. 3. Die Biene. 4. Die Feile. 5. Die Nachtigall. 6. Die Wage. 7. Die Wasserschlange. 8. Der Magnet. 9. Der Hahn. 10. Der Probierstein. 11. Der Minotaurus. 12. Der Topf. 13. Das Tausendblatt. 14. Der Bücherschrank. 15. Die Nessel.

Dann und wann taucht auch ein Gegenstand aus dem Alltagsleben, aus der Mythologie auf; man denkt unwillkürlich an eine Lesefibel oder einen Orbis pictus. Für ein erstes Lesebuch ist die Auswahl vorzüglich getroffen, da der vorhandene Wortschatz ein überaus reichhaltiger ist und

---

[1] „Neben Versen des Vergilius, Ovidius, Lucanus, Juvenalis und Persius werden Verse aus Ambrosius, Juvencus, Arator, Prosper, Sedulius u. a. angeführt als Belege, und selbst prosaische Schriftsteller wie Cicero, der ältere Plinius, Seneca, Solinus u. a. zitiert. So erscheint das Ganze als eine für die Zwecke des höheren Unterrichts bestimmte Schrift, welche ein vorteilhaftes Zeugnis abgibt für die Pflege der lateinischen Poesie in England zu jener Zeit, und die Bemühungen, dieselbe zu erhalten und zu fördern" (Bähr, Geschichte der römischen Literatur IV[2], Karlsruhe 1872, 1, 171).

[2] Quamobrem nostrae exercitationis sollicitudo . . . decies denas, id est centenas quinas aenigmatum propositiones componere nitebatur, et velut in quodam gymnasio, prima ingenioli rudimenta exercitare cupiens etc. (Migne a. a. O. LXXXIX 170).

die anmutigen Rätsel, gleich sorgfältigen Miniaturbildchen, das Gedächtnis unterstützen. Der gelehrte Mönch spielt mit dem Latein wie mit seiner angelsächsischen Muttersprache; er weiß alles darin auszudrücken und den Schüler zu fesseln. Ein prächtiges Gesamtbild der Schöpfung leitet am Schluß ins religiöse Gebiet über.

So lassen uns die artigen Gedichtchen, in welchen sich nicht nur gemütliches Naturgefühl und mannigfaltiges Wissen, sondern auch poetischer Geist zeigt, einen Blick in das Treiben der damaligen Klosterschule werfen und erklären uns einigermaßen die hohe Bildung und das wissenschaftliche Streben, das zwei Jahrhunderte später in König Alfred dem Großen so leuchtend hervortritt.

Noch formgewandter als in seinen Rätseln zeigt sich Aldhelm in seinem größeren Gedichte „Vom Lobe der Jungfrauen" (De laudibus virginum)[1], der metrischen Bearbeitung einer Lobrede in Prosa[2] über denselben Gegenstand. Wie Gregor von Nazianz wird auch er denjenigen gerecht, welche in unentweihter Ehe leben oder, nachdem sie Gott in diesem Stande gedient, der Welt entsagen, preist dann aber, gemäß der Lehre der Kirche, jenes Leben als das glücklichste, welches in völliger Enthaltsamkeit ganz demjenigen der Engel ähnlich zu werden sucht. Nach einem begeisterten allgemeinen Lobeshymnus auf die Jungfräulichkeit geht das Gedicht dann mehr ins Epische über, indem es in einer Doppelreihe von Männern und Frauen die schönsten Bilder der Jungfräulichkeit aufführt: hier Elias, Henoch, Elisäus, Jeremias, Daniel, die drei Jünglinge im Feuerofen, Johannes den Täufer, Johannes den Evangelisten, den Völkerapostel Paulus, Lukas, die Päpste Klemens und Sylvester, Ambrosius und Martin von Tours, Gregor von Nazianz und Basilius, die Einsiedler Antonius, Paulus, Hilarion und Johannes, Benedikt von Nursia, Gervasius und Protasius, Narcissus, Athanasius, Babylas, Kosmas und Damian, Chrysanthus und Daria, Julian, die Ägypter Amos und Apollonius und endlich den hl. Hieronymus,

qui fuit interpres et custos virgo pudoris,
Hebraea Romanis vertens oracula verbis;

dort die allerseligste Jungfrau Maria und ihr glänzendes Gefolge: Cäcilia, Agatha, Lucia, Justina, Eugenia, Agnes, Thekla, Eulalia, Scholastika, Konstantina, Eustochium, Demetrias, Anastasia, Rufina, Anatolia und Viktoria. Im zweiten Teil, welchen man später irrigerweise für ein selbständiges Gedicht, De octo principalibus vitiis, nahm, entwickelt Aldhelm dann, daß die Jungfräulichkeit nicht bestehen könne, wenn die Jungfrau

---

[1] 2904 Hexameter (Migne, Patr. lat. LXXXIX 257—290). — R. Ehwald, Aldhelms Gedicht De virginitate, Gotha 1904.

[2] Migne a. a. O. LXXXIX 103—162.

nicht auch heldenmütig den Kampf gegen die verschiedenen Hauptlaster führe, die, wie in der Psychomachie des Prudentius, als feindliche Feldherren gedacht sind. Zum Schlusse empfiehlt er den Heiligen nicht bloß seine inneren Seelenangelegenheiten, sondern ruft sie auch gegen die böswilligen Kritiker zu Hilfe, denen an der Vervollkommnung seiner Verse nichts gelegen ist, die aber wie zottige Böcke an allem herumzupfen:

Nec tamen emendant titubantis gramma poetae,
Sed semper cupiunt scriptorum carpere chartas,
Ut caper hirsutus rodit cum dente racemos.

Wie es scheint, haben die „zottigen Böcke“ selbst nichts geleistet; wenigstens ist nichts von ihnen bekannt. Aldhelms Gedicht aber gelangte zu großem Ansehen und behielt dasselbe geraume Zeit. Zu seiner Eigenart gehört es, daß er gerne in griechischen Wörtern seine Kenntnis dieser Sprache verrät, anderseits als gewandter Dichter in angelsächsischer Sprache auch im Lateinischen häufig sich der Allitteration bedient. Prosodie und Metrik lassen trotz seines theoretischen Eifers zu wünschen übrig.

In Hexametern besang er ebenfalls eine von der Prinzessin Bugge erbaute Kirche im allgemeinen und dann die einzelnen, der Gottesmutter und den Aposteln geweihten Altäre. Er versuchte sich aber auch in achtsilbigen rhythmischen Versen, die zwar nicht zu Strophen gegliedert sind, aber fast immer reimen, und zwar so, daß sich der Reim mitunter auf vier bis fünf Verse erstreckt — im Grunde also eine Art Knittelverse, die in größerer Zahl sehr eintönig lauten. In zweihundert solchen Versen schildert Aldhelm launig die Rückkehr von einem Besuche in Cornwallis, unter einem gräßlichen Regensturm, der das Haus zerstörte, in welchem er zuerst Zuflucht gesucht, aus welchem er aber noch glücklich vor dessen Fall wieder entrann. Ein anderes derartiges Gedicht beschreibt eine Pilgerfahrt nach Rom; ein drittes ist ein Gebet, ein viertes ein Lobgedicht auf König Aethelwold.

Die angelsächsischen Gedichte Aldhelms sind leider verloren. Doch wird berichtet, daß dieselben sich großer Volkstümlichkeit erfreuten. Die Pflege des Lateinischen war also durchaus kein Hindernis für die Nationalliteratur, vielmehr ist sie als ein Gewinn für diese zu betrachten. Dies gilt gleichermaßen von Aldhelms berühmterem Zeitgenossen Beda.

Wie Malmesbury im südlichen England, so ward auch das Kloster Wearmouth (d. h. an der Mündung des Wear) in Northumbrien, unfern von Durham, eine Pflegestätte höherer Bildung, welche nicht nur für Nordengland, sondern für das gesamte Europa Bedeutung erlangen sollte. Der Gründer desselben, Biscop, mit dem Beinamen Benediktus, war aus vornehmem Geschlecht, Beamter des Königs Oswin und reichbegütert, vertauschte aber schon mit fünfundzwanzig Jahren die weltliche Laufbahn mit der geistlichen, machte eine Wallfahrt nach Rom und predigte dann in seiner Heimat,

besuchte auf einer zweiten Romfahrt das Kloster Lerin und machte sich daselbst in zweijährigem Aufenthalt vollständig mit dem Mönchsleben vertraut, kam abermals nach Rom und begleitete von dort den griechischen Mönch Theodor, der Erzbischof von Canterbury werden sollte, und den Abt Hadrian nach England und übernahm selbst für einige Zeit die Leitung des Petrusklosters zu Canterbury, worin ihm Hadrian als Abt folgte. Darauf zog er nochmals nach Rom und gründete dann das Kloster Wearmouth, dem er sechzehn Jahre bis zu seinem Tode (690) vorstand. Zum Bau der Kirche holte er fachkundige Werkleute aus Gallien herbei, beschaffte auch Glasmaler und den reichsten Kirchenschmuck. Nicht weniger als fünfmal in seinem Leben besuchte er Rom und brachte jedesmal die reichsten Bücherschätze aus allen Zweigen der Literatur mit[1], kostbare Reliquien, tüchtige Sangesmeister, reichliche Privilegien und die schönsten kirchlichen Kunstgegenstände der verschiedensten Art. Was nur die Klöster Italiens und Galliens bis dahin an Literatur und Kunst aufzuweisen hatten, das ward gleichsam hoch oben im Norden, an der schottischen Grenze, geborgen und blühte hier in neuem Flore auf[2].

Auf dem ansehnlichen Gebiete, das König Ecbert dem Kloster vergabte, wurde schon vor dessen Gründung (674) der Mann geboren, der ihm Weltruf verleihen sollte: Beda der Ehrwürdige[3]. Bereits im Alter von sieben Jahren wurde er den Mönchen zur Erziehung übergeben, mit neunzehn Jahren empfing er die Diakonatsweihe, mit dreißig ward er Priester und zugleich Lehrer an der Schule, der er sein ganzes Wissen verdankte und an der er sich, immer weiter forschend, in unermüdlichem Fleiße zum größten Gelehrten seiner Zeit weiterbildete[4]. Das Kloster war und blieb

---

[1] Innumerabilem librorum omnis generis copiam apportavit (Beda, Vita SS. Abbat. Monasterii in Wiramutha; Migne, Patr. lat. XCIV 717).

[2] Auch sein Nachfolger Ceolfrid reiste wiederholt nach Rom und brachte von da neue Bücherschätze nach Hause, unter andern eine Bibel mit dem Text des hl. Hieronymus. Von dieser ließ er drei kostbare Abschriften anfertigen, eine für Wearmouth, eine für Yarrow, die dritte nahm er mit nach Rom, um sie als Weihegabe an der Confessio des hl. Petrus niederzulegen. Da er unterwegs starb, brachten seine Gefährten die Bibelhandschrift nach Rom. Es ist dies die noch erhaltene Biblia Amiatina, die sich gegenwärtig in der Laurentianischen Bibliothek zu Florenz befindet, der älteste vollständige lateinische Bibelcodex, die Hauptgrundlage des neuen Vulgatatextes. — Vgl. J. Hilgers, Bibliothek und Archiv der römischen Kirche im 1. Jahrtausend, in Stimmen aus Maria-Laach LVII (1899) 410—412.

[3] K. Werner, Beda der Ehrwürdige und seine Zeit, Wien 1875. — Montalembert, Les moines d'Occident V, Paris 1868, 60—105; deutsch von K. Brandes V, Regensburg 1868, 63—108.

[4] Vgl. seine Charakteristik durch Alkuin (Versus de Sanctis Euboricensis Ecclesiae V. 1287—1324), bei Dümmler (Poetae Latini aevi Carolini I, pars II 198), Berlin 1880.

seine Welt bis zu seinem Tode (735); aber die reichen wissenschaftlichen Mittel, welche es bot, machten es ihm möglich, nächst Isidor von Sevilla der einflußreichste Lehrer des gesamten Mittelalters zu werden.

Wie Isidor, hat auch Beda das ganze Trivium und Quadrivium, d. h. die ganze ihm zugängliche profane Gelehrsamkeit als Grundlage und Hilfsmittel zum Studium der Theologie und dann diese selbst in umfassendster Weise durchgearbeitet, doch nicht in weitem encyklopädischen Rahmen, sondern in gesonderten Einzelschriften. Aus seinen grammatischen und literarischen Studien sind Abhandlungen über Rechtschreibung und Metrik, ein Buch Hymnen und ein Buch Epigramme hervorgegangen, aus seinen naturwissenschaftlichen Studien eine allgemeine Kosmographie und Geographie unter dem Titel De natura rerum, aus seiner priesterlichen Tätigkeit das durch seine schlichte Einfachheit und Salbung so ansprechende Homilienbuch, eine Lieblingsschrift des Mittelalters, aus seinen theologischen Forschungen Kommentare zu fast allen Büchern der Heiligen Schrift sowie wertvolle Monographien über einzelne biblische Fragen und Stellen. Er war recht eigentlich der erste, der die Schriftauslegung nach Art und Weise der griechischen und römischen Kirchenväter unter die germanischen Völker verpflanzte, und bildet so den Übergang zur mittelalterlichen Theologie. Es fehlt ihm weder die scholastische Schärfe in Behandlung spekulativer Fragen noch auch die Lust an allegorisch-mystischer Deutung der Schrift, welche mehr oder weniger das Mittelalter beherrscht; der eigentliche Grundzug seines Genius geht entschieden zum Historischen, und als Geschichtschreiber ist er auch jenen der „Ehrwürdige" geblieben, welche seine religiösen Verdienste nicht zu schätzen wissen. Seine historischen Arbeiten erstrecken sich von dem engsten häuslichen Kreise bis an die Peripherie der allgemeinen Weltepochen. In bewunderswerter Einfachheit und Klarheit, mit jener nüchternen, jeder Überschwenglichkeit abholden Frömmigkeit, wie sie dem germanischen Geiste am meisten zusagt, hat er die Hausgeschichte seines Klosters geschrieben. Ganz in derselben Art ist seine englische Kirchengeschichte (Historia ecclesiastica gentis Britonum), von den ersten Anfängen bis zum Jahre 731, gehalten, das älteste und ehrwürdigste Werk germanischer Historiographie. Durchaus nicht als Gegensatz zu dieser Richtung ist das Leben des hl. Cuthbert, Bischofs von Lindisfarn, zu betrachten, das Beda sowohl in Versen als in Prosa geschrieben hat, wenn auch hier das Wunderbare eine größere Rolle spielt und Beda selbst dem Heiligen die Befreiung von einem schweren Zungenleiden zuschreibt. Im Gegenteil mahnt das besonnene, redliche Wesen des emsigen Forschers, sein Zeugnis nicht nach rationalistischen Vorurteilen abzumessen. Denn niemand wird den realistischen Wissenstrieb eines modernen Forschers in dem angelsächsischen Mönche verkennen können, der, vom kirchlichen und klösterlichen Festkalender ausgehend, sich nicht nur um das all-

gemeine und angelsächsische Martyrologium verdient machte, sondern die damals noch vielumstrittene Osterberechnung zum Ausgangspunkt für allgemein wissenschaftliche Chronologie nahm, selbständig die umfassendsten Untersuchungen darüber anstellte und hinwieder durch chronologische Zeittafeln, Gruppierung der Weltperioden die Weltgeschichte vom allgemeinsten Standpunkt aus zu fördern suchte[1].

Inwieweit Beda auch poetisch veranlagt war, läßt sich nicht apodiktisch aburteilen, da seine angelsächsischen Gedichte verloren[2], seine lateinischen nur zum Teil erhalten sind[3]. Jedenfalls war er mehr Gelehrter als Dichter. Dabei trug die Behandlung desselben Stoffes in Prosa und Versen dazu bei, daß der Unterschied zwischen beiden lediglich äußerlich und technisch aufgefaßt wurde, der innere, wesentliche Unterschied sich mehr und mehr verwischte. So hat auch Beda den hl. Cuthbert sowohl in Prosa als in Versen (976 Hexameter)[4] verherrlicht. In Bezug auf Prosodie und Sprache sind seine Verse durchweg besser als diejenigen Aldhelms. Auf eine epische Einheit zielt das Gedicht nicht hin: der Dichter will lediglich seinen Heiligen verherrlichen und rückt darum die Wunder in den Vordergrund, welche ihn durch alle Lebensstufen begleiten. Dabei fehlen aber doch auch nicht die irdischen, realistischen Züge, und mit Glück ist dabei die poetische Seite aufgegriffen und verwertet. Das freundschaftliche Verhältnis des Heiligen zu den Tieren und zur leblosen Natur ist nicht erst ein Zug der Franziskanerlegende; wir treffen ihn schon hier bei Cuthbert, verbunden mit dem anziehenden Kulturbild des Mönches, der selbst seine Äcker bestellt und den Urwald lichtet. So erzählt Beda von ihm gar gemütlich:

Da mit eigenem Arm er wollte die Seinen ernähren,
Gräbt den Boden er um, den brachen, mit emsigem Spaten,
In den bezwungenen Grund streut er die Hoffnung des Jahres.
Spärlich die Aussaat war, doch reichlich sproßte die Saat auf.
Als zur Ernte es Zeit, da kamen diebische Vögel,
Fraßen dem Greise hinweg die golden strahlenden Ähren.

Sanft und ruhig indes sprach er zu den grausamen Räubern:
„Wie gegen Recht und Fug wagt ihr meine Ernte zu plündern,
Die ihr die Furche nicht zogt im Felde mit euerer Arbeit?
Seid ihr ärmer als ich, ich bitt' euch, daß ihr die Sichel

---

[1] Ausgaben seiner sämtlichen Werke: Paris 1521 1544 1554; Basel 1563; Köln 1601 1612 1688; Cambridge 1722 1777; neuere Ausgaben von J. A. Giles, London 1843; Migne, Patr. lat. XC—XCV. — Die historischen Werke herausgeg. von J. Stevenson, London 1841; R. Hussey, Oxford 1846. — C. Plummer, Bedae Ven. hist. eccl. gen. Anglor. I, Oxf. 1896.

[2] Mit Ausnahme von ein paar Zeilen, die er auf seinem Sterbelager dichtete. Bei Zupitza, Alt- und Mittelenglisches Übungsbuch (1882) 2.

[3] Migne, Patr. lat. XCIV 575—638. [4] Ebd. XCIV 575—596.

Schwingen dürftet vielleicht in diesem goldnen Meere?
Wäre es, daß euch Gott zu rauben hier hätte verstattet,
Wohl, dann wehr' ich es nicht; sonst weichet auf eure Grenzen."

Sprach's. Die geflügelte Schar wich gleich und wagte nicht fürder
Anzutasten das Recht, das dem Kämpfer Gottes zu teil ward,
Vielmehr lebte fortan sie mit ihm in friedlichem Bündnis
Und erwiderte treu die Lieb', die den Ihren er schenkte.
Denn er ward ihnen hold, wie zarten Lämmern der Hirte[1].

Weniger poetischen Sinn verrät es wohl, wenn Beda auch alle Zahlen und Zahlverhältnisse des Kirchenkalenders in Hexameter gebracht hat. Doch bricht auch hier ein sinniges Naturgefühl und wirklich poetische Stimmung sich gelegentlich Bahn, wie in der folgenden Zeichnung der vier Jahreszeiten.

Frühling heißt der Beginn des Jahrs, der Beginn dann der Welt auch.
Samen von jeglicher Art läßt nun ersprießen der Frühling,
Kleidet mit Blättern den Baum und schmückt mit Blumen die Erde;
Fröhlich schwillet am Zweig der knospenden Rebe das Auge.
Fröhlich graset das Vieh und sucht sich spielend zur Paarung.
Also befahl es der Herr, der Schöpfer, zu unserem Dienste.
Dienen möge dafür dem Schöpfer voll Liebe der Knecht auch,
Dessen auf ewigen Au'n noch harren die himmlischen Gaben.

Mächtig erreget das Volk, zum Kriege hetzt es der Sommer.
Daß er werde gedämpft, wir ruhig des Friedens genießen,
Freier und ungestört dem Dienste Gottes uns widmen,
Das erflehet zum Wohl der Kinder emsig die Kirche.
Doch auch die Wolken verscheucht, die Welt erheitert der Sommer,
Schneidet das Gras und erntet das Korn und füllet die Scheunen;
Dafür dürfen wir Gott denn auch aufs herzlichste danken.

Siehe, die Hügel umkränzt der Herbst mit lieblichen Trauben,
Freundlich zu schauen dem Blick, noch süßer dem Gaumen zu kosten,
Unter der Kelter entströmt den Beeren der labende Tropfen.
Früchte auch sammelt der Herbst und legt sie in Zellen zusammen,
Früchte, der Erde entstammt, doch auf des Schöpfers Befehle.
Sie, die nicht an Gott, noch des künftigen Lebens gedenken,
Die kein Hoffen erhebt hoch über die fliehenden Wolken,
Mögen mit üppigem Schmaus die Därme prassend sich füllen,
Und als höchstes Geschenk die Freude der Tafel betrachten;
Christen dagegen geziemt's, ein bescheidenes Mahl nur zu halten,
Aber in frommem Gebet und langanhaltendem Flehen
Sich demütig empor zu dem himmlischen Vater zu wenden,
Daß uns die Speise nicht Lohn, nur Labsal des Wanderers werde,
Daß er spende uns hier, was wir zum Leben bedürfen,
Aber im Himmel uns erst die völlige Wonne gewähre.

---

[1] Cap. 18 (Migne a. a. O. XCIV 584).

Winter wird es zuletzt; vom Froste starret die Erde,
Von den Früchten erschöpft, noch nicht zum Graben geeignet.
Ruhmlos trauert die Flur, der Blumen Pracht ist entschwunden.
Fröstelnd ladet uns jetzt der Winter zum gastlichen Feuer,
Lockt uns, träge die Zeit in Lust und Schmaus zu verprassen.
Da muß wieder Gebet, Maßhalten, heiliges Fasten
Zügeln der Lockung Gewalt und des Leibes niedre Begierden[1].

Von dem poetischen Geiste Bedas und seiner Liebe zur Poesie zeugt auch sein Bericht über den angelsächsischen Dichter Kädmon im vierten Buch seiner Kirchengeschichte[2].

„Im Kloster dieser Äbtissin (Hilda) war ein durch göttliche Gnadenerweise besonders ausgezeichneter Bruder, der treffliche religiöse und fromme Gedichte zu machen pflegte; was er aus den göttlichen Schriften durch Dolmetscher lernte, das gab er bald in poetischen Worten, in anmutiger und ergreifender Weise in seiner, d. h. der angelsächsischen Sprache wieder. Durch seine Gedichte wurden oftmals viele mit Verachtung der Welt und mit Verlangen nach dem himmlischen Leben erfüllt. Auch andere aus dem Volke der Angelsachsen haben nach ihm religiöse Gedichte zu machen versucht; aber keiner ist ihm darin gleichgekommen. Denn er hat nicht von Menschen oder durch menschlichen Unterricht die Sangeskunst erlernt, sondern durch göttlichen Beistand hat er mühelos die Gabe des Liedes empfangen. Er konnte darum nie ein leichtfertiges oder überflüssiges Gedicht verfassen, sondern seiner Zunge stand nur das an, was sich auf das Religiöse bezog. Bis in ein ziemlich vorgerücktes Alter war er in der Welt geblieben und hatte nie singen gelernt. Wenn darum bei einem Gastmahl zur Erhöhung der Freude der Reihe nach jeder singen mußte und die Zither bald an ihn kam, erhob er sich mitten von der Mahlzeit, ging hinaus und begab sich nach Hause.

„Als er dies wieder einmal tat und aus der Speisehalle zu den Viehställen gegangen war, deren Sorge ihm für jene Nacht übergeben war, und als er da zur geeigneten Stunde sich dem Schlafe überlassen hatte, stand plötzlich einer im Traume vor ihm, grüßte ihn und rief ihn bei seinem Namen: ‚Kädmon, singe mir etwas.‘ Jener aber antwortete: ‚Ich kann nicht singen; gerade deshalb bin ich von dem Gastmahl weggegangen, weil ich nicht singen kann.‘ Da sprach der andere, der ihn angeredet hatte: ‚Und doch, du mußt mir singen.‘ ‚Was soll ich singen?‘ sprach jener. ‚Singe mir‘, erwiderte dieser, ‚den Anbeginn der Schöpfung.‘ Auf diese Antwort fing jener sofort zum Lobe Gottes des Schöpfers Verse zu singen an, die er niemals gehört hatte und deren Sinn dieser ist: ‚Nun sollen wir loben den Urheber des himmlischen Reiches, die Macht des Schöpfers und seinen Rat, die Taten des Glorienvaters, wie er, der ewige Gott, aller Wunder Urheber ist, der zuerst den Menschenkindern den Himmel zum Dache gab; darauf schuf der Fürst des Menschengeschlechts, der Allmächtige die Erde.‘ Das ist der Sinn, aber nicht die Reihenfolge der Worte, die er im Schlummer sang; denn auch die bestangelegten Gedichte können ohne Einbuße ihrer Schönheit nicht wörtlich in eine andere Sprache übersetzt werden.

---

[1] Hymnus II. De celebritate quattuor temporum (Migne, Patr. lat. XCIV 608).

[2] Histor. Eccl. l. 4, c. 24 (Migne a. a. O. XCV 212—215).

Vom Schlafe aber erwacht, behielt er alles, was er schlummernd gesungen, im Gedächtnis und fügte demselben in gleicher Art noch viele Worte zu einem gotteswürdigen Gedichte hinzu.

„Am Morgen kam er zu dem Verwalter, der ihm vorstand, erzählte ihm von der Gabe, die ihm zu teil geworden, ward zu der Äbtissin geführt und erhielt von ihr den Befehl, in Gegenwart vieler gelehrten Männer seinen Traum zu erzählen und das Gedicht herzusagen, damit durch das Urteil aller geprüft würde, was und woher das wäre, was er erzählte. Und es erschien allen, es sei ihm vom Herrn eine himmlische Gnade verliehen worden. Und sie legten ihm einen längeren Abschnitt aus der heiligen Geschichte oder Lehre vor und geboten ihm, denselben, wenn er könnte, in poetische Form zu bringen. Er nahm die Aufgabe auf sich, kam des Morgens wieder und brachte das schönste Gedicht, wie ihm aufgetragen, vollendet mit sich. Die Äbtissin, die Gottes Gnade in dem Mann erkannte, riet ihm bald, das weltliche Gewand abzulegen und den Mönchshabit anzuziehen, und befahl, ihm die ganze biblische Geschichte der Reihe nach beizubringen. Er aber wiederholte sich alles, was er durch das Gehör lernen konnte, käute es wieder wie ein reines Tier und verwandelte es in das süßeste Gedicht; und indem er es noch schöner vortrug, machte er seine Lehrer hinwieder zu seinen Zuhörern. Er sang aber von der Schöpfung der Welt und von dem Anfang des Menschengeschlechts und der ganzen Geschichte der Genesis; vom Auszug Israels aus Ägypten und von seinem Einzug in das Land der Verheißung, von vielen andern Geschichten der Heiligen Schrift, von der Menschwerdung des Herrn, seinem Leiden, seiner Auferstehung und Himmelfahrt, von der Ankunft des Heiligen Geistes und von der Lehre der Apostel. Ebenso verfaßte er viele Gedichte von den Schrecken des künftigen Gerichts und von den Schrecken der Höllenstrafe und von der Süßigkeit des Himmelreiches, auch viele andere von den göttlichen Wohltaten und Strafgerichten, worin er alle Menschen von der Liebe zur Sünde abzuziehen, dagegen zur Liebe und zum Eifer, Gutes zu tun, anzuspornen suchte. Denn er war ein sehr religiöser Mann und der religiösen Zucht demütig ergeben; gegen diejenigen aber, welche anders handeln wollten, war er von großem Eifer erfüllt; daher schloß er auch sein Leben mit einem gar schönen Ende.

„Denn als die Zeit seines Hinscheidens herannahte, ward er vierzehn Tage zuvor von leiblicher Krankheit bedrängt, doch in so mäßiger Weise, daß er zu jener Zeit reden und umhergehen konnte. Es war aber in der Nähe ein Haus, in welches man die Kränklichsten und die dem Tode Nahen zu bringen pflegte. Er sagte also seinem Diener beim Anbruch des Abends, vor der Nacht, wo er diese Welt verlassen sollte, daß er ihm in demselben sein Lager bereiten sollte. Dieser wunderte sich über die Bitte, da er dem Tode noch gar nicht nahe zu sein schien, tat indes, was er gesagt hatte. Und als sie, dort gelagert, abwechselnd und vereint mit den andern, die sich dort befanden, einige frohe Worte getauscht und gescherzt hatten und die Mitternacht bereits vorüber war, fragte er, ob sie die Eucharistie drinnen hätten. Sie erwiderten: ‚Was bedarf es der Eucharistie? Denn du brauchst noch nicht zu sterben, der du so fröhlich wie ein Gesunder mit uns redest.‘ Er aber sagte: ‚Und doch, bringt mir die Eucharistie.‘ Und als er sie in die Hand genommen, fragte er, ob sie ihm alle freundlich gesinnt wären, ohne irgend einen Hader oder Groll. Sie erwiderten, daß sie ihm alle freundlich gesinnt wären, weit entfernt von jedem Zorn, und sie baten ihn, seinerseits auch ihnen freundlich gesinnt zu sein. Er antwortete alsbald: ‚Ich bin allen Dienern Gottes freundlich gesinnt.‘ Und so stärkte er sich mit der himmlischen Wegzehrung und bereitete sich zum Eintritt in das andere Leben; und er fragte, wie nahe die Stunde wäre, wo die Brüder geweckt werden

sollten, um Gott die nächtlichen Lobpsalmen zu beten. Sie antworteten: ‚Nicht mehr weit.‘ Da antwortete er: ‚Gut, warten wir auf diese Stunde.‘ Und indem er sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes bezeichnete, legte er sein Haupt auf das Kissen, schlummerte ein wenig ein und schloß so geräuschlos sein Leben. Und so geschah es, daß, wie er Gott mit einfacher, reiner Seele und ruhiger Frömmigkeit gedient hatte, so auch in ruhigem Tode die Welt verließ und zu seiner Anschauung gelangte, und daß die Zunge, die so viel heilsame Worte zum Lobe des Schöpfers gedichtet hatte, auch die letzten Worte mit seinem Lobe schloß, indem er sich bekreuzte und seinen Geist in seine Hände empfahl. Aus dem Erzählten scheint auch hervorzugehen, daß er seinen Tod zum voraus wußte.“

Fünftes Kapitel.

Die Pioniere der christlich-lateinischen Bildung in Deutschland.

In demselben Jahre, in welchem Beda der Ehrwürdige starb, wurde Alkuin geboren, der Lehrer Karls des Großen. Es brach schon die Zeit an, in welcher das heilige römische Reich deutscher Nation begründet werden, das gemeinsame Band der christlich-lateinischen Bildung auch politisch wieder eine feste Unterlage erhalten sollte. Dank der mächtigen Lebenskraft der Kirche dauerte die Flucht lateinischer Wissenschaft und Poesie in den britischen Norden nicht einmal so lang.

Bereits früh im 7. Jahrhundert entsandte Irland Glaubensboten in die noch heidnischen Teile des eigentlichen Germanien, im Anfange des nächsten folgte denselben Bonifatius, der große Apostel der Deutschen, und gründete in Mainz den Primatialsitz des künftigen christlich-germanischen Reiches. Gehören diese Pioniere der christlichen Zivilisation auch zunächst der Kirchengeschichte an, so hat ihnen doch auch die Literaturgeschichte Wichtiges zu danken. Sie haben mit dem Wissen und der Sprache der patristischen Zeit wenigstens teilweise auch die Erbschaft des klassischen Altertums an die germanischen Völker vermittelt und den Grund gelegt, auf welchem eine spätere Zeit dieselbe wissenschaftlich neu aufleben lassen konnte.

Unter den irischen Glaubensboten ragen Columbanus und sein Schüler Gallus durch ihre literarische Bedeutung hervor. Jener war 543 aus edlem Geschlecht in Leinster geboren, ward Mönch in Bangor und zog 590 mit zwölf Schülern hinüber nach Gallien. Er ließ sich zuerst in Annegray (Burgund), dann in Luxeuil nieder und gründete dann das dritte Kloster zu Fontaine. Beispiel und Wort der seeleneifrigen Mönche übten einen zündenden Einfluß aus. Volk wie Klerus wurden aus ihrer Gleichgültigkeit und sittlichen Verkommenheit mächtig aufgerüttelt. Als die furchtlosen Buß-

prediger aber auch die Könige und Großen nicht schonten, erhob sich Feindseligkeit und Verfolgung wider sie. Columban mußte seinen Wanderstab weitersetzen. Das Gute, das er gepflanzt, blühte indes fort. Die wichtigsten Bischofsstühle des Frankenreichs erhielten Oberhirten aus Luxeuil. Schottenklöster entstanden in Corbie, Besançon, Rémiremont, Ebersmünster, Straßburg, Hohenau, Hohenburg, Mainz. Columban zog den Rhein hinauf in die heidnische Schweiz, an den Zürichsee und an den Bodensee, um die noch heidnischen Bewohner Alemanniens zu bekehren. Zu Bregenz erkrankte sein Gefährte Gallus und blieb gegen seinen Willen zurück; als er dann wieder genesen, gründete er in einer Waldeinsamkeit an dem kleinen Flüßchen Steinach das nach ihm benannte Kloster St Gallen. Fast hundertjährig starb er daselbst am 16. Oktober 646. Columban aber wanderte weiter nach Norditalien und gründete das nicht minder berühmte Kloster Bobbio, wo er schon am 23. November 616 das Zeitliche segnete. Beide Klöster wurden zu unermeßlich fruchtreichen Pflanzstätten christlicher Kultur, St Gallen für das gesamte südliche Deutschland, Bobbio für Norditalien.

Die Mönchsregeln und Bußbestimmungen des hl. Columban zeichnen den sittlichen Ernst und die Lebensstrenge, welche diese Boten des Evangeliums beherrschte und ihr Wirken befruchtete[1]. Derselbe Ernst beseelt die klösterlichen Vorträge des ehrwürdigen Abtes, die sich durch Kraft und feurige Beredsamkeit auszeichnen. Da und dort tritt begeisterter Schwung zu Tage. So sagt er z. B. von dem irdischen Leben:

„O du Leben! Wie viele hast du getäuscht, wie viele verführt, wie viele verblendet! Während du fliehst, bist du nichts; während du scheinest, bist du nur ein Schatten; während du dich erhebst, bist du ein Rauch; täglich fliehst du und täglich kommst du wieder; kommend fliehst und fliehend kommst du wieder; gar verschieden im Ende, gleich im Beginne; verschieden im Güterverteilen, gleich im Dahineilen; süß den Törichten, bitter den Weisen. Die dich lieben, die kennen dich nicht, und die dich verachten, die durchschauen dich. Du bist also nicht wahrhaft, sondern trügerisch; du zeigst dich als wahr und erweisest dich als falsch. Was also bist du, Menschenleben? Ein Weg bist du für die Sterblichen und nicht ein Leben; von der Sünde beginnend bis zum Tode führend. Wahr wärest du, wenn dich die Sünde der ersten menschlichen Gesetzesübertretung nicht unterbrochen hätte, und da bist du nichtig und sterblich geworden, als du alle deine Wanderer dem Tode überantwortet hast. Ein Weg zum Leben also bist du, und nicht ein Leben; denn du bist nicht wahr. Ein Weg bist du, aber kein ebener; für die einen lang, für die andern kurz, für die einen breit, für die andern eng, für die einen froh, für die andern traurig, für alle gleich rasch dahineilend und unwiderruflich!“[2]

---

[1] Verzeichnis seiner Schriften bei A. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Irland I, Mainz 1890, 157—159.

[2] Instructiones variae V (Migne, Patr. lat. LXXX 240).

Auch aus den Briefen[1] Columbans, selbst jenen, welche an die Päpste Gregor d. Gr., Sabinian und Bonifaz IV. gerichtet sind, spricht eine Feuerseele voll stürmischer Gewalt und kraftvoller Eigenart[2]. Nur mit Mühe hält die Ehrfurcht vor dem obersten Hirten der Christenheit den furchtlosen Trutz danieder, mit welchem der Heilige gewohnt war, wie ein Prophet des Alten Bundes die Mächtigen dieser Erde anzudonnern. Gleich vielen andern Iren hielt er mit übertriebenem Starrsinn an der alten Osterrechnung der Orientalen fest; doch vermochte ihn die stärkere kirchliche Gesinnung endlich, sein Haupt zu beugen.

Ein paar Gedichte[3], welche unter Columbans Namen überliefert sind, wurden ihm ziemlich leichtfertig abgestritten[4], gelten aber heute als echt. Zwei davon behandeln das asketische Lieblingsthema von der Unbeständigkeit aller irdischen Dinge, das dritte gibt in einer langen Reihe spruchartiger Verse allgemeine Lebensregeln; das zweite ist vielfach aus Stellen von Horaz, Juvenal und Claudian zusammengestellt, das dritte lehnt sich an die sog. Sprüche des Cato. Noch merkwürdiger ist das aus 159 adonischen Versen bestehende vierte Gedicht an einen Freund Fedolius. Er bittet darin um häufigere Briefe, nicht um Gold, da das Gold so viele Übel herbeigeführt habe. Er erinnere nur an das goldene Vlies, den Erisapfel, an Pygmalion und Polydor. So oft habe das Gold auch Frauen vom rechten Wege abgebracht, wie Danae und die Frau des Amphiaraus. Darum ermahnt er den Freund, die irdischen Dinge fahren zu lassen und seinen Sinn auf das Ewige zu richten. Am Schlusse erklärt er das Versmaß, dessen sich schon Sappho bedient habe, und vermeldet, daß er 72 Jahre zähle und die Last derselben schwer empfinde. Sollte Columban sich nicht sicher als Verfasser des Gedichtes nachweisen lassen, so spricht die Überlieferung doch dafür, daß unter seinen Mönchen die Klassiker gelesen und studiert wurden[5].

---

[1] Bei P. Fleming (Collectanea sacra, Lugduni 1667); Migne (Patr. lat. LXXX 259—283); W. Gundlach, Berlin 1891 (Monum. Germ. Hist. Epist. III, 156—186).

[2] Ein Brief an Papst Bonifaz IV. trägt folgende Überschrift: Pulcherrimo omnium totius Europae ecclesiarum capiti, papae praedulci, praecelso praesuli, pastorum Pastori, reverendissimo speculatori; humillimus celsissimo, minimus maximo, agrestis urbano, micrologus eloquentissimo, extremus primo, peregrinus indigenae, pauperculus praepotenti (mirum dictu! nova res, rara avis!), scribere audet Bonifacio Patri Palumbus (Epist. 5; Monum. Germ. Hist. Epist. III, 170; Migne a. a. O. LXXX 274). — Vgl. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Irland I 153—156.

[3] Bei Goldast (Paraeneticorum veterum pars I [1604] 47 48 52 146); Migne a. a. O. LXXX 285—294.

[4] Von G. Hertel in Zeitschrift für histor. Theologie XLV 396 f, widerlegt von W. Gundlach, Neues Archiv XV.

[5] Migne a. a. O. LXXX 280—296; Goldasti Notae ebd. LXXX 295—322.

Der hl. Gallus erscheint in den geschichtlichen Nachrichten etwas milder als sein strenger Meister, im übrigen von demselben Geiste erfüllt [1]. Von ihm ist eine Predigt erhalten, die er (614 oder 615) vor den Bischöfen von Augustodunum und Speier und dem gesamten alemannischen Klerus hielt, der in Konstanz zur Wahl eines neuen Bischofs versammelt war. Er lehnte die Wahl von sich ab, empfahl aber seinen Schüler Johannes, der denn auch zum Bischof erkoren wurde. Die Predigt entwirft in schlichter und doch geradezu erhabener Sprache ohne gesuchten Redeprunk ein gedrängtes Bild der gesamten Heilsgeschichte — gewissermaßen einen Abriß der frohen Botschaft, die er den Völkern Alemanniens gebracht — und mahnt dann Klerus und Volk zur Vollendung der großen Aufgabe, die er als Glaubensprediger begonnen:

„Unterdessen, während jenes alles geschah, ließ der Herr die Völker alle ihre eigenen Wege gehen und sich ihren Geist mit den mannigfachsten Irrtümern erfüllen, so daß die einen Sonne, Mond und Sterne, zum Nutzen des Menschen bestimmte dienende Wesen, mit göttlichen Ehren verherrlichten, andere aber, von noch größerer Torheit befangen, nicht nur Gold und Silber, sondern Holz und Stein, vierfüßige und kriechende Tiere, Vögel und selbst Pflanzen an Stelle Gottes des Schöpfers verehrten. Als wir über unsere Truggebilde und unser schlechtes Treiben endlich Ekel und Reue empfinden mußten, da also sandte der liebreiche Schöpfer aller seine Apostel zu uns, die uns lehren sollten, uns von jenen Wahngebilden zum lebendigen und wahren Gott zu bekehren und seinen Sohn von den Himmeln zu erwarten, und auf daß wir glaubten, im Empfang des Heiligen Geistes, den wir in Christo wiedergeboren erhielten, Nachlaß der Sünden zu erlangen. Seid also bedacht, so zu leben, wie ihr wisset, daß es sich für Kinder Gottes ziemet, meidend die Gier der Völlerei und den Wahnsinn der Trunkenheit, den Schmutz der Unzucht, den Götzendienst des Geizes, des Zornes Tollheit, der Traurigkeit düstern Nebel, des Widerwillens Groll, des Neides Rost, aufgeblasenen Sinnes Nichtigkeit, des Stolzes Fall, und keiner vermesse sich an irgend einem Christen Diebstahl oder Mord oder Lästerung zu begehen oder ihn durch falsches Zeugnis irgend eines Verbrechens zu brandmarken; sondern seid gütig und vergebt einander, wie Gott euch eure Sünden vergeben hat.“ [2]

Bei aller priesterlichen Bildung, die Gallus und seine Schüler besaßen, mußte vorerst der Urwald gelichtet, das Heidentum verdrängt und die Grund-

---

[1] Vita S. Galli, auctore anonymo (Wettino), herausgeg. von J. v. Arx (Monum. Germ. SS. [Pertz] II 5—21); G. Meyer v. Knonau, St Gallen 1870; deutsch von A. Potthast, Berlin 1857; 2. Aufl. von Wattenbach, Leipzig 1888. — Vita S. Galli, auctore Walafrido Strabone, bei Migne a. a. O. CXIV 975—1030. — C. J. Greith, Der hl. Gallus, der Apostel Alemanniens, St Gallen 1845 1865. — Über Fragmente einer Vita S. Galli von Notker dem Stammler vgl. J. Schwalm und P. v. Winterfeld, Zu Notker dem Stammler, in Neues Archiv XXVII (1901) 740—751; P. v. Winterfeld, Nochmals Notkers Vita S. Galli, ebd. XXVIII (1902) 61—76.

[2] Sancti Galli Sermo 22 23 (Migne a. a. O. LXXXVII 25 26).

lagen religiös-sittlicher Kultur gelegt werden, ehe seine Gründung auch die wissenschaftliche und literarische Schulung in Angriff nehmen konnte.

Das war auch der Schwerpunkt der Tätigkeit des hl. Bonifatius, des größten der deutschen Missionäre, den man mit vollstem Recht den Apostel Deutschlands genannt hat.

Winfried (um 686 geboren) erhielt zu Exeter (Adescancastre) seinen ersten Unterricht und trat dann in die Abtei Nhutscelle (in Southamptonshire); 716 setzte er zum erstenmal nach Friesland über, mit dem großen Plan, das noch heidnische Germanien für Christus zu gewinnen. Das Mißlingen des ersten Versuchs entmutigte ihn nicht. Obwohl zur Rückkehr genötigt und Abt seines Klosters geworden, hielt er an seinem Plane fest und begab sich schon 718 nach Rom, um sein Werk unmittelbar dem Papste Gregor II. zu unterstellen. Als Bonifatius (das war sein Ordensname), mit dem Segen und den Vollmachten des Papstes versehen, ging er dann an seine Riesenarbeit und durchpilgerte zuerst Bayern, Thüringen, Friesland, den Lahngau. In einem Missionsleben von 37 Jahren vollbrachte er unter unsäglichen Mühen und Beschwerden die große Aufgabe, die ihm zu teil geworden, bekehrte Hessen, Thüringen und andere Gebiete zum christlichen Glauben, erneuerte in den bereits christlichen Landstrichen das religiöse und kirchliche Leben, gab Deutschland im Auftrage des Papstes seine erste kirchliche Organisation und starb endlich des glorreichen Martertodes, indem er, obwohl Erzbischof von Mainz und Primas von Deutschland, wie ein einfacher Missionspriester wieder zu den Friesen ging, denen seine erste Tätigkeit gegolten; 755 wurde er am Flusse Borne bei Dockum erschlagen[1].

Bei aller Strenge des Mönchslebens, an welchem der Heilige zeitlebens festhielt, bei all seinen Gebeten, Entbehrungen und Nachtwachen, bei seinen zahllosen Wanderungen und Reisen, bei all seinen Hirtensorgen, seinen apostolischen Arbeiten, den neuen Gründungen und Organisationsbemühungen, die sich beständig drängten, kurz, neben der großartigen Tätigkeit, von welcher sein umfangreicher Briefwechsel[2] und seine Predigten Zeugnis geben, fand Bonifatius noch Zeit, unmittelbar sich mit der Literatur zu beschäftigen. Wie Beda verfaßte auch er zum Zwecke des Unterrichts eine lateinische Grammatik

---

[1] Die ältesten Vitae von Willibald (Monum. Germ. SS. II 331 f); Jaffé (Bibl. rer. Germ. III 422 f); von einem Utrechter Anonymus (Bolland. Iun. I 477); von Otloh (ebd. I 473; Jaffé, Bibl. III 471 f). — Neuere Biographien von Seiters, Mainz 1845; Reinerding, Würzburg 1855; Pfahler, Regensburg 1879; Buß (herausgeg. von R. v. Scherer), Graz 1880. — Weitere Literatur bei C. Will (F. Böhmer, Regesta archiepisc. Mogunt. I, Oeniponte 1877, xi—xiv) und Potthast (Bibl. Medii Aevi II² [1896] 1217—1220).

[2] Bei Jaffé (Bibl. rerum Germ. III 8—35) und E. Dümmler, Berlin 1892 (Monum. Germ. Hist. Epist. III, 231—431).

und Metrik, wie Aldhelm schrieb auch er eine Rätselsammlung und andere religiöse Gedichte[1].

Die Rätsel verdienen diesen Namen wohl nur in einem etwas freieren Sinne. Denn viel zu raten ist nicht daran. Es sind eine Reihe von zwanzig religiösen Gedichten, in welchen die zehn Haupttugenden und ebenso die zehn Hauptlaster (zusammen in 388 Hexametern) charakterisiert werden. Der Prolog ist an seine „Schwester" gerichtet.

Zehn goldstrahlende Äpfel hab' ich gesendet der Schwester,
Die in blühendem Flor am Baume des Lebens gewachsen,
Hingen voll süßen Geschmacks an seinen heiligen Zweigen,
Als des Lebens Holz einst hing am Baume des Todes.
Spielend damit wirst du die Freuden des Lebens verstehen,
Und erfüllen dein Herz mit der Süße des künftigen Lebens.
Speisend wirst du noch mehr des Nektars Labung verkosten
Und ihr lieblicher Duft dir mächtig erquicken die Seele.
Magst die Äpfel auch wohl dem künftigen Reiche vergleichen:
Denn so süß wird einst dich himmlische Wonne beglücken.
Doch von anderem Holz gibt's and're, gar sauere Äpfel,
Die am verpesteten Baum des bittern Todes ergrünen,
Davon Adam aß und ward mit dem Tode betroffen.
Diese, vom schädlichen Hauch und der Viperngalle der alten
Schlange verderblich erfaßt und ihrem verrät'rischen Gifte,
Soll mit ihrem Arm niemals berühren die Jungfrau.
Sie zu essen, ist Sünde, und sie zu kosten, Entweihung,
Knirschend schwärzen sich, von ihnen verpestet, die Zähne.
Solcher Äpfel Genuß zerreißt das heilige Bündnis
Und gibt preis den Lohn des ew'gen, himmlischen Reiches.

Die zehn goldenen Äpfel sind: die Charitas, der katholische Glaube, die Hoffnung, die Gerechtigkeit, die Wahrheit, die Barmherzigkeit, die Geduld, der wahre christliche Friede, die christliche Demut, die Jungfräulichkeit. Die Früchte vom Baume des Verderbens sind: die Begierlichkeit, der Stolz, die Völlerei, die Trunksucht, die Unzucht, der Neid, die Unwissenheit, die eitle Ehrbegierde, die Trägheit, der Zorn. In der Ausführung verschmelzen biblische Gedanken und antike Reminiscenzen mitunter sehr harmonisch und poetisch.

Die Gerechtigkeit spricht:

Juppiter heißt's, sei Vater mir, der blitzesgewalt'ge,
Jungfrau sei ich selbst, so meldet das törichte Märchen,
Übermaß von Schuld hab' mich verdrängt von der Erde,
Und nur selten sei mein Gesicht den Sterblichen sichtbar.

---

[1] Incipiunt aenigmata Bonifatii Ep. quae misit sorori suae (Dümmler, Poetae latini aevi Carolini I 1 [Mon. Germ., Berol. 1880], 3—15). — Migne, Patr. lat. LXXXIX 887—892 (unvollständig).

Da ich wirklich war die Tochter des himmlischen Königs
Und nach des Vaters Gesetz den Erdkreis friedlich beherrschte,
Weilend im Vaterschoß und seines Kusses mich freuend,
Hätte das Menschengeschlecht stets goldene Zeiten genossen,
Wenn es die heilige Norm der hehren Jungfrau beachtet.
Doch man verachtete mich, und alle Übel auf einmal
Trafen jene, die Christi Gebot verhöhnten, des Gottes,
Und sie wanderten hin zu des Erebus schwarzer Behausung,
Jammernd im Tartarus nun, in Plutos flammendem Reiche.

Der Titel der Gedichte oder die Lösung der Rätsel ist in den Anfangsbuchstaben der Verse gegeben, wenn man sie vertikal herunterliest. Diese Künstlichkeit der Akrostichen, die schon lange in den Klöstern Liebhaberei geworden zu sein scheint, kommt der Poesie nicht eben sehr zu gut, hindert aber doch auch nicht, daß die frommen Gedanken vielfach einen wirklich poetischen Ausdruck gewinnen.

In dem Briefwechsel des Heiligen finden sich mehrfach kleine Gedichte oder wenigstens einige Verse dem Briefe angehängt oder in denselben eingewoben[1]. Seinen ersten Brief an Papst Zacharias (742) schließt Bonifatius selbst mit einem Glückwunsch in sechs Hexametern:

Te Deus altithronus sancta conservet in aede,
Sedis apostolicae rectorem, tempora longa,
Melliflua gratum populis doctrina per orbem,
Perficiatque Deo dignum pia gratia Christi.
Splendida percipiat florens sua gaudia mater,
Atque domus Domini laetetur prole fecunda[2].

Ein viel früherer Brief an seinen Freund Nidhard (etwa von 720) läuft in vierzehn Paare achtsilbiger, rhythmischer Verse aus, die sich jeweilen reimen. Ein Brief an die Äbtissin Eadburga (um 725) endet mit den alliterierenden Versen:

Vale verae virgo vitae, ut et vivas angelice,
recto rite et rumore regnes semper in aethere.

Das mag als bloße Spielerei erscheinen; aber bei der wichtigen Rolle, welche die Alliteration in der angelsächsischen, überhaupt der altgermanischen Literatur spielt, deutet sie doch auf das Interesse hin, das Bonifatius solchen formellen Dingen zuwandte. So wagt es auch die junge Nonne Leobgitha (Liobgyth), die Tochter eines Freundes Namens Tinne, sich in einem lateinischen Brief an den vielbeschäftigten Missionsbischof zu wenden, ihn nicht nur um sein Gebet, sondern auch um Korrektur ihres Briefes zu bitten und den

[1] Vgl. Dümmler, Poetae Latini Aevi Carolini I 18—20. — Andere Rätsel, mehr in der Art Aldhelms, vgl. ebd. I 20—23.

[2] Ep. 40 (Migne, Patr. lat. LXXXIX 748; Dümmler a. a. O. I 19).

Brief mit vier Hexametern zu schließen, mit der Bemerkung: „Die untenstehenden Verschen habe ich gemäß den Regeln der poetischen Überlieferung abzufassen versucht, nicht aus übermütigem Selbstvertrauen, sondern um mein kleines, schmächtiges Genie als Anfängerin zu üben und gar sehr deiner Hilfe bedürftig. Ich habe diese Kunst durch den Unterricht Eadburgas gelernt, welche unermüdlich und unaufhörlich das göttliche Gesetz erforscht.“ [1] Die Verse der wißbegierigen jungen Klosterfrau lauten:

Arbiter omnipotens, solus qui cuncta creavit,
In regno Patris semper qui lumine fulget,
Qua iugiter flagrans, sic regnet gloria Christi,
Illaesum servet semper te iure perenni [2].

Die angelsächsischen Nonnen lernten aber nicht nur ein leidliches Latein schreiben, sie unterstützten auch das Missionswerk in Deutschland mit ihrem Gebete, mit ihrem Almosen, mit zierlichen Paramenten und auch als kundige Abschreiberinnen. So bestellt sich Bonifatius z. B. bei Eadburga einen mit goldenen Buchstaben ausgeführten Codex der Briefe des hl. Petrus, dessen er sich, als Zeichen größerer Ehrfurcht vor den heiligen Schriften, beim Predigen bedienen wollte [3].

Aus dem Kreise dieser englischen Klöster, in welchen die Kenntnis des Latein eine für jene Zeit hohe und vielseitige Bildung eröffnete, strömten dem Apostel Deutschlands die tüchtigsten Hilfskräfte zu, wie Burchard und Lullus, die Brüder Willibald und Wunibald, Witta, Chunihild und ihre Tochter Berathgide, Chunitrud, Thekla, Lioba (die erwähnte Liobgyth) und Walpurgis. So wurde es ihm möglich, die hervorragenden Missionsstationen, Bischofssitze und Klöster nicht nur zu Pflanzstätten des Christentums, sondern auch höherer Bildung zu gestalten. Chunihild mit ihrer Tochter wurden Lehrerinnen in Thüringen, Thekla ward Äbtissin des Klosters Kitzingen, Lioba in Bischofsheim, Walpurgis in Heidenheim. Lullus ward später Erzbischof von Mainz, Willibald Bischof von Eichstätt, Burchard in Würzburg, Witta in Buraburg. Zum Mittelpunkt des weiteren Apostolates ersah Bonifatius das Kloster Fulda, wo sein Schüler Sturmius 744 zuerst in der Silva Buchonia das Kreuz aufpflanzte, und das für Mitteldeutschland eine ähnliche Bedeutung erlangte wie St Gallen für den Süden.

---

[1] Von ähnlichem literarischen Eifer zeugt der Brief einer wahrscheinlich gallischen Nonne aus dem 7. Jahrhundert, der in einem St Galler Codex (190, S. 50 bis 55) erhalten ist; veröffentlicht von C. Caspari (Briefe, Abhandlungen und Predigten aus den zwei letzten Jahrhunderten des kirchlichen Altertums und dem Anfang des Mittelalters, Christiania 1890, 178—182) und W. Gundlach, Berlin 1892 (Monum. Germ. Hist., Epist. III 716—718).

[2] Migne, Patr. lat. LXXXIX 720 721. [3] Ebd. LXXXIX 712.

Sechstes Kapitel.

Die literarische Tafelrunde Karls des Großen.

Was Bonifatius gesät, gepflanzt und geordnet, erhielt nach mancher Seite hin seine Vollendung durch den großen Monarchen, der, dreizehn Jahre vor dem Martertod des Heiligen geboren, dreizehn Jahre nach demselben zum König von Austrasien gesalbt ward, nach Karlmanns Tode das ganze Frankenreich unter sich vereinigte, 774 die Alpen überschritt und die langobardische Krone auf sein Haupt setzte, 778 auch über die Pyrenäen zog und die Macht der Araber für immer auf den Ebro zurückdrängte, nach langem Kampfe 785 auch die Macht der heidnischen Sachsen brach, sein Reich auch nach Osten und Südosten erweiterte und durch sog. Marken schirmte und sich endlich am Weihnachtstage 800 von Leo III. in Rom zum Kaiser krönen ließ.

Dieser Tag war einer der folgenschwersten der Weltgeschichte. Über ein Jahrtausend hat er die Schicksale Europas beherrscht oder wenigstens wesentlich beeinflußt. Die Gründung des römischen Kaisertums deutscher Nation, d. h. die Erneuerung des alten Imperatorentitels mit völlig neuer Bedeutung, als Schutzherrschaft der Kirche auf Grund einer germanischen Staatsverfassung, mußte schon durch ihre politischen Wirkungen von höchster Bedeutung auch für die Literatur sein. Sie verschaffte ihr eine Zeit ruhiger Entwicklung, sie festigte ihren religiös-christlichen Charakter, sie verstärkte den Einfluß der antiken Bildungselemente, ordnete sie aber der christlichen Weltanschauung und germanischen Rechtsverhältnissen unter.

Der Einfluß der neuen politischen Lage und der neuen Institutionen wuchs durch den persönlichen Anteil, welchen Karl d. Gr. an der Literatur wie an der geistigen Bildung überhaupt nahm. Die ersten Erfolge dankte er seinem Schwert und seiner Willensenergie, seiner hohen kriegerischen und politischen Begabung; aber er hatte keine höhere Bildung erhalten, und sein Gesichtskreis ging deshalb nur wenig über den seiner Vorfahren hinaus. Erst während des Langobardenkrieges, unter den alten Denkmälern Italiens, im Verkehr mit den Langobarden und Italienern wurde er sich der geistigen Macht und Überlegenheit bewußt, welche eine Jahrtausende alte Kultur verleiht und welche bloße Naturanlagen eines noch so kräftigen, aber rohen Volkes aufzuwiegen nicht im stande sind. Er lernte Wissenschaft, Literatur und Kunst schätzen, und der schon in seiner äußeren Gestalt riesenhafte Frankenkönig erschwang sich zu dem Entschluß, selbst Schüler zu werden, um seinen Völkern jene höheren geistigen Güter vermitteln zu können [1].

---

[1] Einhardus, Vita Karoli Magni imperatoris, bei Pertz (Monum. Germ. SS. II 443—463); Migne, Patr. lat. XCVII 9—26; deutsch von O. Abel [2],

Im Jahre 780 widmete ihm Adam, Abt von Masmünster, eine Abschrift des Grammatikers Diomedes „Von der Rede und ihren Teilen“. Das Jahr darauf begann Godesskalk jenes prachtvolle Evangeliarium, welches Karl zur Erinnerung an die Taufe seines Sohnes Pippin durch Papst Hadrian in Rom (am Osterfeste 781) anfertigen ließ, welches ganz in Gold- und Silberbuchstaben auf Purpurgrund geschrieben ist, und auf welchem der Kalligraph den Kaiser mit den Versen verherrlicht: Providens ac sapiens, studiosus in arte librorum. Noch im selben Jahre traf Karl in Parma mit dem gelehrten Angelsachsen Alkuin zusammen und lud ihn an seinen Hof ein. Aus Italien folgten ihm bei seiner Heimkehr der gelehrte Diakon Paulus und der Grammatiker Peter von Pisa.

Aus Spanien fand sich an dem königlichen Hofe ein vertriebener Westgote ein, Theodulf mit Namen, ein kenntnisreicher Mann, gewandt in Prosa wie in Versen, der später als Bischof von Orléans großen Einfluß gewann. Auch drei gelehrte irisch-schottische Mönche, Dungal, Joseph und Dicuil, scheinen sich zeitweilig in Karls Nähe befunden zu haben. Den fremden Lehrern schlossen sich alsbald talentvolle junge Franken an, unter welchen Angilbert und Einhard sich am meisten auszeichneten und das Vertrauen Karls genossen.

So bildete sich am Hofe Karls jener zugleich gelehrte und intime Kreis, den man seinen gelehrten Hofstaat und auch wohl seine Hofschule genannt hat, dessen Mitgliedern Alkuin selbst gelegentlich den Namen von Akademikern gab. Diese Akademie hatte aber gar nichts Offizielles; im Gegenteil herrschte darin die höchste Vertraulichkeit. Im literarischen Verkehr mußte die Etikette der Gemütlichkeit weichen, und um hierin nicht behindert zu werden, wurde jedem sein eigener Klubname zugeteilt, nach einer Sitte, die Alkuin wahrscheinlich aus England mitgebracht hatte. Der Kaiser selbst hieß David, Alkuin Flaccus, Einhard Beseleel, Angilbert Homer, Wizo Candidus, Arno Aquila, die Äbtissin Gisela, Karls Schwester, wurde zur Lucia, seine Base Gundrad zur Eulalia und seine Tochter Rotruda zur Columba [1].

Der Verkehr der gelehrten Hofgesellschaft knüpfte sich zunächst an die Gespräche bei Tafel und dann an die weitere Unterhaltung, welche auf dieselbe folgte. Es wurden da Rätsel aufgegeben, Anekdoten erzählt, ge-

---

Leipzig 1880. — O. Abel, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl d. Gr. (fortgesetzt von B. Simson), Berlin 1866 1884. — Monnier, Alcuin et Charlemagne [2], Paris 1864. — Alberdingk-Thijm, Karel de Groote (deutsch von Troft), Münster 1865 1868. — J. Janssen, Karl d. Gr. (Drei geschichtliche Vorträge) [4], Frankfurt 1891.

[1] Adolf Ebert, Die literarische Bewegung zur Zeit Karls d. Gr. (Deutsche Rundschau XI, Berlin 1877, 398—410).

sungen und musiziert, Gedichte vorgelesen und besprochen, aber auch wissenschaftliche Fragen erörtert und Stücke aus ernsteren Werken vorgelesen, literarische Pläne und wichtigere Aufgaben in Erwägung gezogen.

Die Seele dieses Kreises war Alkuin[1]. Er war 735 zu York geboren, sieben Jahre älter als Karl. Gleich Beda kam er schon als Kind an die klösterliche Domschule von York und begleitete noch als Schüler seinen Magister Aelbert auf dessen gelehrten Studienreisen bis nach Rom. Als Aelbert, von 766 an Erzbischof, zwölf Jahre später resignierte, teilte er seine Ämter an seine zwei Lieblingsschüler: Eanwald erhielt das Erzbistum, Alkuin Schule und Bibliothek zur Verwaltung. Den reichen Bücherschatz, der so in seine Hände kam, hat er begeistert in einem seiner Gedichte beschrieben. Da fanden sich die Kirchenväter und Kirchenschriftsteller Hieronymus, Ambrosius, Hilarius, Augustinus, Athanasius, Orosius, Gregorius d. Gr., Leo d. Gr., Basilius, Fulgentius, Cassiodor, Johannes Chrysostomus, dann Aldhelm, Beda, Victorinus, Boëthius, die alten Geschichtschreiber, Pompejus, Plinius, Aristoteles, Cicero, die christlichen Dichter Sedulius, Alcimus, Clemens, Prosper, Paulinus, Arator, Fortunat, Lactantius, die antiken Dichter Vergil, Statius, Lucanus und eine ganze Schar von Grammatikern[2]. Kurz:

> Illic invenies veterum vestigia patrum,
> Quidquid habet pro se Latio Romanus in orbe,
> Graecia vel quidquid transmisit clara Latinis,
> Hebraicus vel quod populus bibit imbre superno.

Im Jahre 780 machte Alkuin eine zweite Romfahrt, um für seinen Freund Eanwald das Pallium zu holen. Auf dieser Fahrt lud ihn Karl ein, die Leitung der Studien im ganzen Frankenreiche zu übernehmen. Er kam im Jahre 782 mit seinen vier Schülern Wizo, Fredegis, Sigulf und Osulf und blieb bis 789. Auf dringende Bitten Karls kehrte er 793 ein zweites Mal ins Frankenreich zurück und wurde diesmal (796) Abt

---

[1] Gesamtausgaben seiner Werke von Frobenius (Abt Froben Forster zu St Emmeram, Regensburg 1777); danach von Migne, Patr. lat. C CI. — Die Briefe und historischen Schriften bei Jaffé, Bibl. rerum Germ. VI (herausgeg. von Dümmler und Wattenbach, Berlin 1873). — Die Briefe allein herausgeg. von Dümmler, Berlin 1895 (Monum. Germ. Hist. Epist. IV). — Die Gedichte herausgeg. von dems., Berlin 1880 (Monum. Germ. Hist. Poetae latini aevi Carolini I 1 2). — L. Lorenz, Alkuins Leben, Halle 1829. — K. Werner, Alcuin und sein Jahrhundert. Paderborn 1876. — J. Bass-Mullinger, The schools of Charles the Great, London 1877. — A. F. Théry, L'École et l'Académie Palatines. Alcuin, Amiens 1878. — Dümmler, Art. „Alkuin", in der Allgem. deutsch. Biographie I 343—348.

[2] Versus de Sanctis Euboricensis ecclesiae V. 1535—1561, bei Dümmler, Poetae latini aevi Carolini I 203 204.

des Martinsklosters zu Tours und bildete hier den gelehrten Abt von Fulda, Hrabanus Maurus, den primus praeceptor Germaniae, heran. Hier starb er 804.

Seine Schriften umfassen alle Gebiete der damaligen kirchlich-klösterlichen Gelehrsamkeit, von den geringfügigsten grammatischen Regeln bis hinauf in die höchsten Spekulationen der Metaphysik und der Trinitätslehre. Überall war er mit staunenswerter Schmiegsamkeit des Geistes und umfassender Belesenheit zu Hause. Wie bei den Kirchenvätern erscheinen bei ihm Humanismus und Theologie noch nicht als getrennte Richtungen. Die geschichtliche Kontinuität der Bildung ist noch ungestört. Die alten Klassiker sind in den Dienst der christlichen Literatur und Wissenschaft genommen, aber ohne eine privilegierte Stellung; die altchristlichen Dichter, die sich an ihnen geschult, werden ebenso hoch gehalten. Das Lateinische ist nicht eine Zierpflanze, die künstlich gezüchtet wird, sondern die allgemeine, alltägliche Sprache der Wissenschaft, der Literatur und des literarischen Verkehrs, der täglichen Lektüre, der Unterhaltung.

Das hatte seine nicht zu unterschätzenden Vorteile. Der Angelsachse, der Westgote, der Langobarde, der Italiener, der Ire und Schotte, der Franke und Alemanne brauchten nicht verschiedene Sprachen zu lernen: sie konnten sich alle in derselben verständigen. Die Kenntnis dieser Sprache eröffnete ihnen die altlateinische Literatur und alles, was von der griechischen in dieselbe übergegangen, die biblische und patristische Literatur und was bis jetzt an christlicher Poesie geleistet worden war. Sie ermöglichte es, sowohl alle antiken Versmaße der Griechen nachzubilden, als nach dem Beispiele der romanischen und germanischen Volksdichtung den Gedanken in rhythmische Form zu kleiden, mit Alliteration, Assonanz und Reim. Wie die Architektur und die übrigen bildenden Künste sich indes vorläufig noch nach dem Vorbilde der Alten richteten, so gaben die poetischen Talente unwillkürlich noch den antiken Formen der Poesie den Vorzug und wandten sie fast ausschließlich an, doch vielfach mit jener Freiheit, welche sich die vorausgegangenen christlichen Dichter bereits verstattet hatten.

Alkuin war vorab ein ausgezeichneter Lehrer. Das zeigen die kleinen Schulbücher über Grammatik, Rechtschreibung, Rhetorik und Dialektik, welche von ihm noch erhalten sind. Drei davon sind dialogisch-katechetisch gehalten. Die Grammatik läßt er durch einen fünfzehnjährigen Sachsenknaben einem etwas jüngeren Franken erklären. In der Rhetorik und Dialektik sind Karl und Alkuin selbst die Personen des Schuldialogs, der schon dadurch zu den merkwürdigsten Akten der Pädagogik und Kulturgeschichte gehört. Am witzigsten und muntersten aber zeigt sich Alkuin in einem kurzen Dialog zwischen ihm und dem kleinen Pippin, dem Sohne des Kaisers. An die besondere Liebhaberei des Kaisers für die Astronomie erinnert das Schriftchen

De cursu et saltu lunae ac bissexto sowie mehrere auf Kalenderrechnung bezügliche Briefe. Die großen, allgemeinen Gesichtspunkte der Pädagogik zeichnet die Einleitung in die Grammatik, wo die sieben freien Künste mit den sieben Säulen verglichen werden, die das Haus der Weisheit tragen, d. h. die Theologie, welche letztes Ziel und Krone alles Wissens ist.

Wie Alkuin mit den Kindern Kind zu werden wußte und den Abschreibern jeden einzelnen Buchstaben bis ins kleinste erklärte, so griff er auch als wohlgeschulter Theologe in die wichtigsten theologischen Fragen seiner Zeit ein, in den Streit über den Adoptianismus und über die Bilderverehrung; er schrieb Kommentare zu verschiedenen Büchern der Heiligen Schrift, ein dem Kaiser gewidmetes Werk über die Trinität, eine Ethik, welche besonders die Verwaltung des Richteramtes ins Auge faßt, eine Psychologie, die stark in die Askese hinüberstreift. Er verfaßte auch mehrere Heiligenleben in Prosa, wie jenes des hl. Richerius, des hl. Vedastus, des hl. Willibrord.

Am liebenswürdigsten spiegelt sich sein Charakter, am glänzendsten zugleich seine vielseitige Tätigkeit in den von ihm erhaltenen Briefen, von welchen indes die meisten erst in die letzte Periode seines Lebens fallen. Voll Eifer für Religion und Kirche, für Schule und Wissenschaft, ebenso anspruchslos und liebreich als gelehrt und geistreich, ist er ein unermüdlicher Lehrer, Tröster und Helfer aller, die sich an ihn wenden, der treueste Freund seiner alten Bekannten in England, der allzeit heitere Genosse der Gelehrten an Karls Hofe, der sorgliche Vater des Klosters von Tours, ein wirklicher Diener aller von einzelnen Laien und Priestern hinauf bis zu den einflußreichsten Bischöfen und Prälaten, den Prinzen und Prinzessinnen des Kaiserhauses und zum Kaiser, seinem geliebten „David“ selbst. Welch einen Jubel atmet der Brief, in welchem er den 801 von der Krönung heimkehrenden Karl begrüßt:

„Gepriesen sei Gott der Herr und gepriesen seine beständige Barmherzigkeit über seine Diener: zu deren Wohl und Heil er Euch, süßester David, glücklich und friedlich heimgeführt, erhalten, geehrt und erhöht hat. . . . Selig das Volk, dem die göttliche Milde einen so frommen und klugen Herrscher gegeben! Glücklich das Volk, das von einem weisen und frommen Fürsten regiert wird, wie es in jenem platonischen Spruche heißt, wo gesagt wird: glücklich seien die Reiche, wenn Philosophen, d. h. Liebhaber der Weisheit herrschten oder die Könige sich der Philosophie widmeten, weil nichts in der Welt mit der Weisheit verglichen werden kann. Denn sie ist es, die den Niedrigen erhöht und dem Mächtigen Ruhm verleiht und an jedermann lobwürdig ist. In ihr liegt die Zier und Schönheit des gegenwärtigen Lebens und der Ruhm der ewigen Seligkeit; denn nur jene Weisheit ist die wahre, welche selige und ewige Tage gewährt.“ [1]

[1] Alcuini Epist. 229 (Monum. Germ. Hist. Epist. IV 372 373); bei Migne, Patr. lat. C 364—366.

Adlersflügel wünscht er sich, um dem Kaiser entgegenzueilen. Doch das Fieber hält ihn zurück. Seine Tage sind gezählt. Er wünscht sich nur noch das eine, friedlich im Kloster des hl. Martin seine Tage beschließen zu dürfen.

So ist das Verhältnis zwischen Karl und Alkuin bei weitem idealer als jenes zwischen Augustus und den großen Dichtern, die sein Zeitalter verherrlichten. Man darf nicht davon absehen, wenn man seinen dichterischen Leistungen gerecht werden will. Denn wenn uns auch ein paar hundert Gedichte von ihm erhalten sind, so hat er doch die Poesie nur nebenher als Gelegenheitsdichtung, als freundliche Zuspeise zu seinem ernsten Schul- und Gelehrtenleben betrieben.

Auch in seinen größeren Dichtungen hat er wohl kaum hohe Kunstforderungen an sich gestellt. In der einen hat er das bereits in Prosa geschriebene Leben des hl. Willibrord in Hexametern versifiziert; in der andern hat er die Geschichte seiner Heimat York in 1657 Hexametern erzählt:

Patriae quoniam mens dicere laudes,
Et veteres cunas properat proferre parumper
Euboricae gratis praeclarae versibus urbis.

Die eine ist ganz im Stil der mittelalterlichen Heiligenlegenden gehalten, in welchen die Wunder meist alles übrige zurückdrängen; die andere hat schon ungefähr die Anlage der späteren Reimchroniken. An Vergil, Prudentius und andern gebildet, führt aber Alkuin seine Erzählung doch mit der Gewandtheit, Anmut und gewählten Sprache eines tüchtigen Epikers aus. In beiden Gedichten, besonders aber in dem historischen Lobgedicht auf York, pulsiert innige Liebe zur Kirche wie zur Heimat, die, einmal christianisiert, auch zur Leuchte für andere Völker geworden ist.

Die Gründung Yorks durch die Römer, das Treiben der Briten und ihre Verdrängung durch die Angelsachsen, die Kämpfe des Königs Edwin und seine Bekehrung durch Paulinus, die Stiftung des Erzbistums, die Kriegstaten des Königs Oswald, die Schicksale der Könige Egfrid und Aldfrid, wunderbare Gnadenerweisungen des heiligen Kreuzes, die merkwürdige Vision des Drithelm von Melrose, das Wirken der hll. Cuthbert, Willibrord und Beda, die Entwicklung der Domschule unter dem Erzbischof Egbert: all das ist teils nach Beda teils nach andern Überlieferungen und eigener Kundschaft überaus lebendig erzählt, ein Kulturbild, das zugleich historischen und literarischen Wert hat. Schon mehr asketisch gefärbt ist die Elegie auf die Verwüstung des Klosters Lindisfarne durch die Dänen (De clade Lindisfarnensis monasterii) in 120 Distichen; ziemlich nüchtern und hausbacken sind die 205 Spruchverse, welche sich unter dem Titel Praecepta vivendi, quae monastica dicuntur vereinigt finden, sehr munter dagegen die Epistel, in welcher er alle seine Freunde von Utrecht bis gen Mainz grüßt.

Alle seine übrigen Gedichte sind Gelegenheitsgedichte, Episteln, Epitaphien und Epigramme[1]. Manche hochpathetische Glückwünsche sind an Kaiser und Papst gerichtet und werden in Gedanken und Form der hohen, weltgeschichtlichen Bedeutung beider gerecht. So ruft er dem Kaiser schon vor seiner Krönung (800) die Worte zu:

Ipsa caput mundi spectat te Roma patronum,
Cum Patre et populo, pacis amore pio,
Quos revocare quidem studeat tua sancta voluntas
Ad pacis donum, per pia verba Dei.
Erige subiectos et iam depone superbos,
Ut pax et pietas regnet ubique sacra[2].

In ähnlichen Weiheakkorden huldigt er auch dem Papste Leo III. in mehreren Gedichten. Gegenüber dem Kaiser schlägt er aber auch gemütlichere Töne an gemäß der Vertraulichkeit, die in dem gelehrten Hofkreise herrschte. Da beginnt er:

O dilecte Deo, David dulcissime Flacco,

und dann erkundigt er sich gemütlich scherzend nach allen seinen früheren Genossen, nach den Priestern und nach den Ärzten, nach dem kunstfertigen Beseleel (Einhard), nach dem kleinen Schreibmeister Zachäus, nach dem Lesemeister Sulpicius und dem Gesanglehrer Idithun, nach der für Astronomie schwärmenden Prinzessin, nach Angilbert und sogar nach dem Mundschenk Nemias und dem Küchenmeister Menalcas. Alter Humor klingt noch, etwas melancholisch angehaucht, durch die Elegie an den Kuckuck (Cuculus), wie ein jüngeres Genie des Kreises genannt wurde, das sich leider durch Trunksucht verdarb und unglücklich machte. Man hat in ihm einen gewissen Dodo vermutet, an den ein Prosabrief Alkuins gerichtet ist, und ihm das merkwürdige Gedicht vom Kuckuck oder Conflictus veris et hiemis zugeschrieben, das unter Alkuins Gedichte Aufnahme gefunden hat und wohl auch von diesem gedichtet sein kann. Die Form ist Vergils Eklogen entlehnt, aber das innige Naturgefühl darin ist echt germanisch: es steckt ein richtiger deutscher Frühlingsgruß darin.

Rasch versammelten sich von den hohen Bergen der Alpen
In des Lenzes Beginn der Rinder gemütliche Hirten
Unter schattigem Baum, die fröhlichen Musen zu singen.

---

[1] Nicht alle stammen von Alkuin selbst; manche sind nur Abschriften von metrischen Inschriften aus Rom. So ist z. B. das Gedicht Nr 3 bei Dümmler (Poetae latini aevi Carolini I 345) eine Inschrift auf der Kirche S. Pietro in vincoli, die von Arator herrührt. — Vgl. H. Grisar, Analecta Romana I, Roma 1899, 68.

[2] Dümmler (a. a. O. I 257 ff). — Migne, Patr. lat. CI 784.

Dafnis auch fand sich ein und der würdige greise Palämon.
Alle bereiteten sich, das Lob des Kuckucks zu feiern.
Aber es kam auch der Lenz, geschmückt mit blühenden Kränzen,
Und mit starrendem Haar der eisige, grimmige Winter.
Und es entspann sich ein Kampf, ein gewaltiger, über den Kuckuck.
Erst hub an der Lenz und sang melodisch drei Verse.

Der Lenz.

Käme der Kuckuck doch, der allerliebste der Vögel!
Allen im Haus ist er wie keiner der Gäste willkommen,
Der sein köstliches Lied mit glänzendem Schnabel gestaltet.

Der Winter.

Drauf in gestrengerem Ton erwidert der eisige Winter:
Bleibe der Kuckuck uns fern und schlummre in nächtlicher Höhle!
Quälenden Hunger nur pflegt er uns als Gabe zu bringen.

Der Lenz.

Käme der Kuckuck doch, mein Liebling, mit fröhlichen Keimen,
Und vertriebe den Frost, des Phöbus Genosse von jeher,
Phöbus im wachsenden Licht, im hellen, liebet den Kuckuck.

Der Winter.

Bleibe der Kuckuck uns fern! Er bringt nur Mühen und Arbeit,
Er verdoppelt den Kampf, scheucht von uns behagliche Ruhe,
Alles wirbelt er auf, bringt Land und Meer durcheinander.

Der Lenz.

Fauler Winter du! Was singst du Läst'rung dem Kuckuck?
Der du träge verschnarchst die Zeit in finstern Höhlen,
Nachdem du der Venus gefröhnt und dem törichten Bacchus.

Der Winter.

Auch ich fühle mich reich, ich gönne mir lustige Schmäuse,
Feire in süßer Ruh', beim warmen Feuer am Herde.
Davon weiß der Kuckuck nichts; es quält sich der Arge.

Der Lenz.

Blumen bringt uns herbei der Kuckuck, labt uns mit Honig,
Baut uns Scheunen und Haus und fährt auf friedlichen Wegen,
Zeugt lebendige Brut und kleidet mit Jubel die Auen.

Der Winter.

Feindschaft dräuet mir, was du zur Freude dir rechnest.
Ich aber zähle mit Lust in meinen Truhen die Schätze,
Prasse am leckern Mahl und genieße beständiger Ruhe.

Der Lenz.

Wer aber speichert dir auf, du fauler, schläfriger Winter,
Schätze und füllet mit Pracht die leeren Truhen im Hause,
Wenn sich zuvor nicht der Lenz und der Sommer fleißig bemühten?

Der Winter.

Wahr sprichst du, und darum acht' ich auch jene als Knechte,
Die nur schaffen für mich und meinem Gebote sich ducken:
Alles gehöret dem Herrn, was jene sich mühsam erquälen.

Der Lenz.

Nein, du bist nicht ihr Herr, nur ein stolzer, erbärmlicher Bettler.
Könntest dich kümmerlich nicht aus eigenen Mitteln ernähren,
Brächte dir Speise und Trank nicht der Kuckuck, den wir erwarten.

Palämon.

Da, von erhabenem Sitz hub an der würd'ge Palämon,
Dafnis, der Jüngling zugleich und die Schar der wackeren Hirten:
„Schweige, Winter, nunmehr, du grämlicher, grimmer Verschwender,
Und es komme herbei der Freund der Hirten, der Kuckuck.
Fröhlich auf Hügeln und Höh'n mög' jegliche Knospe sich öffnen,
Frei auf den Wiesen das Vieh sich Weide suchen und ruhen,
Grünend wieder der Wald den Müden öffnen sein Laubdach,
Strotzenden Euters zum Eimer des Senns die Ziegen sich drängen,
Tausendstimmigen Sangs die Vögel den Morgen begrüßen.
Darum komm nur schnell, o Kuckuck, säume nicht länger!
Liebling aller, o komm, als Gast uns allen willkommen!
Alles harret auf dich, das Meer und die Erd' und der Himmel.
Willkomm, süßester Freund, für immer willkommen, o Kuckuck![1]

Persönlichkeiten wie Karl d. Gr. wirken erdrückend auf den zeitgenössischen Epiker. Erst in einiger Ferne, wenn die Sage ihr Spiel beginnen kann, mag er es versuchen, eine so gigantische Gestalt im Hohlspiegel der Dichtung aufzufangen. Gleich Alexander mag indes auch Karl sich einen Homer gewünscht haben, und da Angilbert[1] im traulichen Hofkreise diesen Namen führte, ist die Vermutung nicht unbegründet, daß er sich mit dem Plane eines karolingischen Epos trug[2]. Von vornehmem fränkischen Geschlecht, war er zugleich der Liebling des Kaisers und seiner bevorzugten Tochter und ward deren Gemahl in clandestiner Ehe und Vater zweier Söhne, deren einer der spätere Geschichtschreiber Nithard war. Später scheint sich Angilbert

---

[1] Conflictus veris et hiemis bei Dümmler (Poetae latini aevi Carolini I 270—272).

[2] Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen I[5] 162—169.

[3] Angilberti Carmina, bei Dümmler (a. a. O. I 355—381) und Migne, Patr. lat. XCIX 849—854.

indes von der Welt zurückgezogen zu haben, ward Abt von St=Riquier und wurde wie Kaiser Karl selbst in weiten Kreisen als Heiliger verehrt. Er galt nicht bloß als ein ausgezeichneter Diplomat, dem Karl verschiedene wichtige Sendungen anvertraute, sondern auch als tüchtiger Poet. Ein paar gemütvolle Gedichte rechtfertigen diese günstige Meinung und machen es nicht unwahrscheinlich, daß auch das Bruchstück eines größeren epischen Gesanges, Carolus magnus et Leo III, von ihm herrührt[1]. In der Art Vergils, recht frisch, lebendig und malerisch schildert er den Bau von Aachen, des neuen Roms, dann Wald und Park bei der Stadt, eine große Jagd, an der der Kaiser mit seiner ganzen Familie sich beteiligt, darauf den Traum Karls über die schreckliche Lage des Papstes, die Entsendung einer Gesandtschaft an den Papst, das Zusammentreffen von Papst und Kaiser bei Paderborn.

Laut schallen die Trompeten. Es drängt sich Schar an Schar,
Im Sonnenscheine funkeln die Helme wunderbar,
Die Waffen fröhlich blitzen, die Banner lustig wehn,
Stolz von den hohen Rossen die jungen Reiter sehn.
Von Kraft und Kampfmut strotzend stehn sie in langen Reihn,
Es glüht in ihren Adern: sie schlügen gerne drein.
Hoch über alle raget in voller Waffenpracht,
Geschmückt mit gold'nem Helme des Kaisers heil'ge Macht.
In Gold und Scharlach prunket sein Schlachtroß mächtig schwer,
Sein Blick, der gleitet lächelnd hin auf sein zahllos Heer.

Vorn an der Front, der langen, stehn festlich in drei Reih'n
Die Bischöfe und Priester, geteilt in Chöre ein,
In wallenden Gewanden — hoch weht das Kreuzpanier,
Und um sie harrt des Papstes das Volk in Freudenzier.

Der Kaiser sieht von ferne Pippin, den Sohn, sich nahn,
Da teilet er die Scharen, zu öffnen freie Bahn,
Läßt Heer und Volk sich stellen in weitem, offnem Kreis.
Er selbst harrt in der Mitte fromm auf den Priestergreis,
Um Haupteslänge ragend ob seinem Festgeleit:
Der herrlichste und größte im Volke weit und breit. —

Jetzt naht der Papst. — Voll Staunen tritt in den Kreis er ein,
Schaut alle Stämme, Völker, in friedlichem Verein,
In Kleidung und in Sprache, in Waffen und Gestalt
So wundersam verschieden, so bunt, so mannigfalt.

Verehrend vor ihm nieder der große Kaiser fällt,
Doch alsbald in den Armen der Priesterfürst ihn hält;
Sie schütteln sich die Rechte, sie tauschen Kuß und Gruß,
Sie wechseln traute Reden auf holdem Freundesfuß.

[1] Bei Dümmler (a. a. O. I 366—381).

Dreimal sinkt mit dem Volke das Heer auf seine Knie,
Des Papstes Vatersegen erflehen dreimal sie:
Dreimal der Hohepriester blickt betend himmelan
Und spendet seinen Segen voll Liebe jedermann.
In trautem Zwiegespräche stehn dann sich zugesellt
Europas Hort, der Kaiser — Leo, der Hirt der Welt[1].

Trotz der klassischen Reminiscenzen atmet die Ausführung schon ganz den Geist mittelalterlicher Romantik.

Nächst Alkuin hat kein Mitglied der Tafelrunde so viele Gedichte hinterlassen als der Gote Theodulf, seit 788 Bischof von Orléans, 798 auch mit der Würde eines Missus dominicus bekleidet[2]. Auch bei Ludwig dem Frommen stand er anfänglich in Gunst, wurde aber, der Teilnahme an der Verschwörung Bernards von Italien angeklagt, 818 aller seiner Würden entsetzt und starb 821 im Gefängnis. Gleich Alkuin griff auch Theodulf durch theologische Schriften[3] (De Spiritu Sancto; De ordine baptismi) in die obwaltenden Zeitfragen ein, war überaus tätig für Verbreitung und Organisation der höheren wie niederen Schulbildung und genoß in politischen wie kirchlichen Fragen Karls Vertrauen. Auch er trieb die Poesie nur nebenher, entwickelte aber in Sprache, Ausdruck und Versifikation mehr Gewandtheit als seine übrigen Kollegen, Alkuin nicht ausgenommen. Seine Distichen fließen so glatt dahin wie diejenigen des Venantius Fortunatus, ja, man darf wohl sagen, fast wie diejenigen Ovids. Noch witziger und heiterer als Alkuin und Angilbert hat er die karolingische Tafelrunde beschrieben[4]. An Belesenheit scheint er Alkuin kaum nachgestanden zu haben.

[1] V. 475—505, übersetzt vom Verfasser. — „Niemand", sagt Wattenbach (Deutschlands Geschichtsquellen I[5] 169), „wird dieses Fragment aus der Hand legen, ohne zu bedauern, daß uns von diesem Werke nicht mehr erhalten ist; es weht uns darin gleichsam die frische Luft jenes kraftvollen Lebens an, und wir fühlen uns auf einen Augenblick entrückt aus der einförmigen Atmosphäre der geistlichen Chronisten, ja selbst der seelenlosen Schulpoesie." Auch Ebert (Deutsche Rundschau XI 408) spricht sich sehr günstig über das Gedicht aus: „Der Verfasser jenes epischen Gesanges besaß wahres poetisches Talent, einen reichen Sinn für das Malerische der Schilderung sowie für die Musik des Verses. Die sinnliche Kraft und die ganz weltliche Richtung, welche dieses Poem, ebenso wie die Ekloge des Naso, auszeichnen, künden schon eine neue Literatur der Zukunft in dem neuen Imperium an, die allerdings erst viel später zu einer wahren und vollen Entwicklung reifen sollte."

[2] Seine Werke herausgeg. von J. Sirmond S. J., Paris 1646 und in dessen Gesammelten Werken II, Paris 1696; Migne, Patr. lat. CV 187—380. — Seine Gedichte bei Dümmler (Poetae latini aevi Carolini I 437—581). — Hauréau, Singularités historiques et littéraires, Paris 1861. — Rzehulka, Theodulf, Bischof von Orléans, Breslau 1875. — Cuissard, Théodulfe, Évêque d'Orléans, Paris 1892. [3] Migne a. a. O. CV 191—282.

[4] XXV. Ad Carolum regem (122 Distichen), bei Dümmler (a. a. O. I 483—489).

In einem Gedicht, worin er seine Lieblingsautoren aufzählt, entwickelt er zugleich, wie die antiken Mythen allegorisch gedeutet und so für die christliche Bildung nutzbar gemacht werden können[1]. Im Anschluß an ein Gemälde zeichnet er sehr schön seine Auffassung der sieben freien Künste, d. h. der ganzen damaligen Bildung. Nachdem er Bischof geworden, drängten natürlich wichtigere Geschäfte das Dichten zurück:

Non amor ipse meus, Christus mea carmina quaeret,
Sed mage commissi grandia lucra gregis[2].

Sein umfangreichstes Gedicht, Versus contra Iudices, ein ernstes Mahnwort über Gebrauch und Mißbrauch der richterlichen Gewalt (in 478 Distichen), hat er indes wahrscheinlich als Missus dominicus verfaßt. Auch aus der Zeit seiner Gefangenschaft sind noch einige sehr schöne Gedichte vorhanden. In dem einen, an Bischof Aiulf von Bourges, beteuert er feierlich seine Unschuld.

Non regi aut proli, non eius, crede, iugali
Peccavi, ut meritis haec mala tanta veham.
Credo meis verbis, frater sanctissime, crede:
Me obiecti haudquaquam criminis esse reum.
Perderet ut sceptrum, vitam propriumque nepotem,
Haec tria sum numquam consiliatus ego.

So hat die Poesie diesen Dichter durch alle Wechselfälle bis zum Tode begleitet. In der römischen Liturgie lebt noch ein Gedicht von ihm fort, das er für den Palmsonntag verfaßte:

Gloria, laus et honor tibi sit, rex Christe redemptor,
Cui puerile decus prompsit osanna pium.
Israhel es tu rex, Davidis et inclita proles,
Nomine qui in domini, rex benedicte, venis.
Coetus in excelsis te laudat caelicus omnis,
Et mortalis homo et cuncta creata simul.
Plebs Hebraea tibi cum palmis obvia venit,
Cum prece, voto, hymnis adsumus ecce tibi[3].

Lob sei und Glorie und Ehre dir, König Christus Erlöser,
Welchem der kindlichen Schar frommes Hosanna ertönt.
Israels König bist du und Davids herrlicher Sprößling,
Der du im Namen des Herrn, König, gesegnet dich nahst.
Dich, Herr, preisen entzückt in der Höhe die himmlischen Scharen,
Dich der sterbliche Mensch, alles Geschaff'ne zumal.
Dir zog einst das hebräische Volk mit Palmen entgegen:
Wir mit Gebet und Gelübd' nahn und mit Hymnen uns dir.

---

[1] XLV. De libris quos legere solebam et qualiter fabulae poetarum a philosophis mystice pertractentur, bei Dümmler (a. a. O. I 543—544).

[2] XLIV. Cur modo carmina non scribat, bei Dümmler (a. a. O. I 542).

[3] LXIX, bei Dümmler (a. a. O. I 558—559).

Von Paulinus, Bischof von Aquileja, einem sehr vertrauten Freunde Alkuins, sind nur wenige religiöse Gedichte erhalten: eine Regula fidei, ein Gedicht auf Lazarus, eine Elegie auf die Zerstörung von Aquileja, ein Rhythmus auf Christi Geburt und kleinere Hymnen[1]. Der Schotte Joseph (Josephus Scottus), der schon in England Alkuins Schüler war, hat sich nur durch die künstlichsten akrostichischen Figurengedichte verewigt[2]. Unter dem Namen „Naso" versteckte sich wahrscheinlich ein anderer Schüler Alkuins, Mundvin, der den Kaiser in einer artigen Ekloge verherrlichte[3]. Auch der Abt Fardulf[4], ein Langobarde, ein gewisser Bernowin[5], und ein „Irischer Verbannter" (den manche für identisch mit dem Mönche Dungal halten) feierten Karl in einigen kürzeren Gedichten.

Interessanter sind die poetischen Episteln, welche Peter von Pisa im Auftrage Karls und in seinem eigenen Namen an den Langobarden Paulus Diakonus richtete, und die Antworten, welche dieser darauf gab[6]. In Ernst und Scherz zeichnet sich hier das schöne, gemütliche Verhältnis, in welchem die beiden Gelehrten zu dem gewaltigen Herrscher standen. Die meisten sind in Hexametern und Distichen, ein paar joviale Ergüsse heiterer Laune aber auch in rhythmischen Versen abgefaßt. So erhebt z. B. einmal Petrus den Paulus in hochtrabendem Lobeserguß als einen neuen Homer, Vergil, Philo, Tertullus, Flaccus und Tibullus. Paulus aber erwidert darauf:

Dicor similis Homero, Flacco et Vergilio,
similor Tertullo sive Philoni Memphitico,
tibi quoque, Veronensis o Tibulle, conferor.

Peream, si quemquam horum imitari cupio,
avia qui sunt secuti pergentes per invium,
potius sed istos ego comparabo canibus.

Graiam nescio loquelam, ignoro Hebraicam:
tres aut quattuor in scholis quas didici syllabas,
ex his mihi est ferendus maniplus ad aream.

Gleichen soll ich dem Homerus, dem Horaz und dem Vergil,
Dem Tertullus, ja dem Philo fern zu Memphis an dem Nil,
Dem Tibull auch von Verona ähneln soll mein Saitenspiel.

Hol' der Kuckuck mich, wenn einer dieser mir als Vorbild galt,
Die auf unwegsamen Pfaden haschten eitle Spukgestalt;
Eher werd' ich sie vergleichen Hunden wohl jung oder alt!

---

[1] Dümmler (Poetae latini aevi Carolini I 123—148).
[2] Ebd. I 149—159. [3] Ebd. I 382—392.
[4] Ebd. I 352—354. [5] Ebd. I 413—425.
[6] Pauli et Petri diaconorum carmina, bei Dümmler (a. a. O. I 27—86). — Vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen I[5] 155—162.

Griechisch ist mir wie Hebräisch, beides völlig unbekannt;
Mit ein paar latein'schen Brocken, die ich in der Schule fand,
Komm' ich, mit gar leichter Garbe, zu der Tenne hergerannt!

Dies ist natürlich Scherz. Paulus verstand das Griechische und gab darin Unterricht am Hofe. Lehnte er auch mit Recht das übertriebene Lob von sich ab, so besaß er doch wirkliche poetische Begabung. Tief ergreifend ist die Elegie auf den Gemahl seiner Schülerin, der Prinzessin Adelperga, den Herzog Arichis, sehr schön sein Gedicht auf den Comersee, seine Grabschrift für Königin Hildegard und mehrere seiner Episteln an Karl und an Peter von Pisa. Auch sein größeres Gedicht auf den hl. Benedikt verdient alle Anerkennung. Paulus war übrigens nur kurze Zeit am Hofe Karls. Aus vornehmer Familie in Friaul entstammt, hatte er eine treffliche Ausbildung in Pavia genossen, wurde Lehrer der Adelperga, einer Tochter des Königs Desiderius, für welche er seine „Römische Geschichte", eine Fortsetzung des Eutropius, schrieb, begleitete diese bei ihrer Verheiratung nach Benevent, trat aber bald in das Kloster Monte Cassino. Im Jahre 782 folgte er Karl nach Deutschland, auf dessen Wunsch er eine Sammlung trefflicher Homilien verfaßte, kehrte jedoch schon 787 in sein Kloster zurück, wo er sein berühmtestes Werk, seine „Geschichte der Langobarden" [1], und eine Erklärung der Benediktinerregel vollendete.

Der Geschichtschreiber Karls ward zunächst Einhard, der, um 770 im Maingau geboren, sich als Schüler in Fulda auszeichnete und deshalb von Abt Baugolf an den Hof gesandt wurde. Wegen seiner künstlerischen Anlagen und Leistungen erhielt er dort den Namen „Beseleel", hieß aber auch „Nardus" oder „Nardulus", ward wegen seiner kleinen Statur viel gehänselt, aber wegen seines reichen Wissens sehr hoch geschätzt und vom Kaiser bald als vertrautester Rat zu allen wichtigen Geschäften herbeigezogen.

Dank und Liebe trieben ihn, nach dem Tode des Kaisers kurz dessen Lebensbild zu entwerfen, weil keiner ihm so nahe gestanden, keiner so genau in seine Angelegenheiten eingeweiht war. Er hatte klassische Bildung und kritischen Blick genug, um sich nicht schon beim ersten Versuch selbst für einen Klassiker zu halten; aber indem er sich Sueton zum Vorbild nahm, hat er ein ungemein treffendes und wirkungsvolles Portrait des Kaisers ent-

[1] Ausgaben von W. Parvus, Paris 1514; C. Peutinger, Augsburg 1515; Lindenbrog, Leiden 1595; Gruterus, Hanau 1611; H. Grotius, Amsterdam 1655; Migne, Patr. lat. XCV 433—672; L. Bethmann und G. Waitz, Hannover 1878 (Monum. Germ. Hist. Script. rer. Langob. 25—187). — Deutsch von K. v. Spruner, Hamburg 1838; R. Jacobi, Leipzig 1878. — Die übrigen Schriften bei Migne a. a. O. XCV. — Vgl. Wattenbach a. a. O. I⁶ 155—162.

worfen, das dessen geschichtlicher Stellung entspricht. Wie Karl ein wesentlich neues Imperium gründete, nur mit Überresten altrömischer Formen und Erinnerung, so ist die Lebensbeschreibung Karls von Einhard ein mittelalterlich gedachtes Charakterbild in Stil und Form der Alten[1].

Siebtes Kapitel.

Die Literatur an den Klosterschulen: Fulda, Reichenau, St Gallen.

Aachen wurde kein zweites Rom, wie sich Angilbert und andere Poeten geträumt haben mochten. Den Einheitspunkt des neuen Reiches bildete vorläufig nur die gewaltige Persönlichkeit des Kaisers, dann die Würde, die er seinen Erben hinterließ. Aber einen festen lokalen Mittelpunkt schuf er nicht. Seine Nachfolger teilten nicht dieselbe Vorliebe für Aachen; sie schlugen bald hier bald dort ihre Pfalz auf. Schon lange vor Karls Tod hatten sich seine literarischen Paladine wieder nach verschiedenen Seiten zerstreut. Zur Gründung einer rein weltlichen Schule war es nicht gekommen, da die begabtesten weltlichen Räte des Kaisers, wie Angilbert und Einhard, sich schließlich ganz dem Dienste der Kirche widmeten. Mit ihnen zog sich die weltliche Bildung nach dem kurzen höfischen Jugendfrühling gleichsam wieder ins Kloster zurück, nicht weil Papst oder Mönche dies angestrebt hätten, sondern weil die freien Germanen, die weltlich gesinnt waren, sich gar nicht um Wissenschaft und Literatur kümmerten[2], jene, die daran Gefallen hatten, sich der kirchlichen Laufbahn zuwandten.

---

[1] Mit dem ungünstigen Urteil Rankes (Zur Kritik fränkisch-deutscher Reichsannalisten 416) vgl. das gerechtere Wattenbachs (Deutschlands Geschichtsquellen I[5] 175 ff), der von Einhard mit Recht sagt: „Auch dankt er, und wir mit ihm, dem Sueton mehr als nur die Ausdrücke. Keine Biographie des Mittelalters stellt uns ihren Helden so vollständig und plastisch nach allen Seiten seines Wesens dar. Das ist die Frucht der Kategorien, welche Einhard bei seinem Vorbild fand."

[2] Wipo erteilte im Jahre 1041 Kaiser Heinrich III. den Rat, nach italienischem Muster den Schulunterricht für die ritterliche Jugend des Reiches anzuordnen:

Tunc fac edictum per terram Teutonicorum,
Quilibet ut dives sibi natos instruat omnes
Litterulis, legemque suam persuadeat illis,
Ut, cum principibus placitandi venerit usus,
Quisque suis libris exemplum proferat illis.
Moribus his dudum vivebat Roma decenter,
His studiis tantos potuit vincire tyrannos:

So wenig die Kirche einen Prudentius oder Venantius Fortunatus, einen Boëthius oder Cassiodorus hinderte, sich nach jeder Richtung auszubilden, so wenig hätte sie den weltlichen Großen der karolingischen Zeit irgend eine Schwierigkeit in dieser Hinsicht bereitet. Noch ungerechtfertigter ist die Vorstellung, „durch die fremde, römische Kirche" wäre die rein deutsche, ureigene Entwicklung der germanischen Völker, besonders der Deutschen, zum Schaden derselben erdrückt worden. Abgesehen von all den hohen Gütern, welche ihnen die christliche Zivilisation gebracht hat, gilt hier die wohlbegründete Mahnung: „Doch ist es fraglich, ob wir überhaupt berechtigt sind, hier von einer Entwicklung zu sprechen; solange wir von den Deutschen Nachricht haben, ist eine solche, wo sie unberührt blieben, kaum wahrzunehmen, und gerade das am spätesten unterworfene sächsische Heidentum ist völlig starr und jeder Veränderung widerstrebend; das waren Zustände, die ungestört viele Jahrhunderte ohne merkliche Entwicklung fortbestehen konnten." [1]

Der Kirche danken also die deutschen Völker so gut wie die übrigen Nationen Europas den besten Teil ihrer natürlichen Entwicklung und die christliche Kultur dazu. Der Kirche dankt Karl d. Gr. die besten Hilfskräfte, die ihm nach der Gründung des Reiches bei seiner großen Kulturarbeit zur Seite standen. Der Kirche ist es zu danken, daß dieses, sein größtes und segensreichstes Werk, nicht unterging, sondern daß die christliche Zivilisation fast ebenso viele Pflanzstätten fand, als es Bischofssitze, Domstifte und Klöster in dem weiten Reiche gab.

Noch für lange galt es zunächst, durch religiös-sittliche und materielle Kultur die Grundbedingungen einer höheren Geistesbildung zu legen, und dies ist der Hauptgrund, weshalb die allgemeine Kulturgeschichte der nächsten zwei Jahrhunderte weit reicher und bedeutender ist als die Literaturgeschichte. Es kostete der Kirche schon außerordentliche Mühe, nur die nötigen Kräfte für ihre gewöhnliche Seelsorge und das christliche Apostolat heranzubilden und den klösterlichen Unterricht auf jener Höhe zu halten, wie ihn die angelsächsischen und irischen Glaubensboten über das Meer gebracht hatten. Dabei war der eigentlich religiöse Teil der großen Aufgabe weit mehr durch praktische christliche Erziehung bedingt als durch Wissenschaft und Kunst. Die religiöse, asketische Literatur drängte deshalb die wissenschaftliche und schöngeistige weit zurück oder gab auch dieser eine klösterliche Färbung.

Hoc servant Itali post prima crepundia cuncti,
Et sudare scholis mandatur tota iuventus.
Solis Teutonicis vacuum vel turpe videtur,
Ut doceant aliquem, nisi clericus accipiatur.

(Wiponis Tetralogus V. 190—200 [Monum. Germ. Hist. SS. XI 251].)

[1] Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter I[5], Berlin 1885, 208.

Die Überlieferung des hl. Bonifatius erhielt sich am lebendigsten an dessen Grabe, dem Kloster Fulda, wo dem ersten Abt Sturmi (742—779) zunächst der gelehrte Baugulph (780—802), dann Ratger (802—817), Eigil (817—822), Sturms Biograph, und endlich Hrabanus Maurus folgte, der 842 der Abtswürde entsagte, fünf Jahre später aber zum Erzbischof von Mainz erhoben wurde und als solcher 856 starb. In ihm verband sich die Überlieferung des Apostels der Deutschen gewissermaßen mit der literarischen des Alkuin, da er noch zeitweilig dessen Schüler in Tours war. Sein vielseitiges Wissen, sein Eifer für Schule und Unterricht haben ihm den Namen eines primus praeceptor Germaniae verschafft; seine formell gewandte, aber allzusehr zur Künstlichkeit neigende Gelegenheitsdichtung bewegt sich so ziemlich in den Geleisen Fortunats und Alkuins[1].

Weit poetischer angelegt als Hraban war sein Schüler, der Alemanne Walafrid Strabo (um 809 geboren). Derselbe studierte erst in Reichenau unter den gelehrten Äbten Haito und Erlebald, den Mönchen Wettin und Tatto und kam dann erst nach Fulda, um für einige Zeit Hrabans Unterricht zu genießen. Von dem Erzkanzler Hilduin empfohlen, fand er zeitweilig Anstellung an dem Hofe Ludwigs des Frommen, dessen Gemahlin Judith ihn begünstigt zu haben scheint. Im Jahre 838 wurde er Abt von Reichenau und bekleidete diese Würde nach kurzer Unterbrechung wieder von 842 bis zu seinem Tode 849[2].

Seine „Visionen des Wettin“ (De visionibus Wettini, gegen tausend Hexameter), die er, anlehnend an eine Prosaschrift des Abtes Haito, schon mit achtzehn Jahren verfaßte, sind gewissermaßen ein Präludium zu Dantes „Göttlicher Komödie“. Denn sie schildern nicht nur eine Fahrt durch Hölle, Himmel und Fegfeuer, sondern haben schon in der Gestalt des Führers (ductor), in der Beschreibung der Sündenstrafen, in der Auffassung des Fegfeuers als eines Berges, in der Verwendung persönlicher und zeitgenössischer Momente, in der Anordnung des Paradieses zahlreiche Anklänge an das spätere Weltgedicht aufzuweisen. Die schlechten Priester und Mönche werden dabei scharf mitgenommen. Auch Karl d. Gr. entgeht den Strafen des Fegfeuers nicht, weil er, bei allen seinen sonstigen Verdiensten, sich von Sinnenlust bestricken ließ[3].

---

[1] Seine Werke bisher nur zum Teil ediert von Colvenerius, Köln 1627; danach bei Migne, Patr. lat. CVII—CXII. — Die Gedichte herausgeg. von E. Dümmler, Berlin 1884 (Monum. Germ. Hist. Poetae latini aevi Carolini II 150—258). — Kunstmann, Hrabanus Magnentius Maurus, Mainz 1841. — Köhler, Hrabanus Maurus und die Schule in Fulda, Leipzig 1870.

[2] Seine Werke bei Migne a. a. O. CXIII CXIV. — Die Gedichte ebd. CXIV 1043—1130, neu herausgeg. von Dümmler (a. a. O. II 259—473).

[3] Migne a. a. O. CXIV 1075.

Von seinem Kloster sagt Walafrid in der Einleitung:

Wo von den Alpen herab sich ergießend der herrliche Rheinstrom
Westwärts wendet den Lauf, wird er zum stattlichen Meere.
Mitten darin erhebt sich eine gewaltige Insel,
Augia wird sie genannt: rundum ist Deutschland gelagert.
Aus ihr gingen hervor viel Scharen trefflicher Mönche.

Sehr schön geschrieben sind die von Walafrid in Prosa verfaßten Leben des hl. Gallus und des hl. Othmar, die sich auf ältere, noch unbeholfene Darstellungen stützten. Er wollte das Leben des hl. Gallus auch in Hexametern bearbeiten, kam indes nicht dazu. Dagegen verherrlichte er in kurzer epischer Biographie den hl. Blaitmaicus, Abt des Klosters Jona, der bei einem Überfall der Dänen (um 793?) den Martertod erlitt, und den kappadocischen Märtyrer Mammas aus Cäsarea, der schon als Kind den Tieren des Waldes predigte.

Geschichtlich wie literarisch merkwürdig sind seine Verse auf eine Reiterstatue Theodorichs, die Karl d. Gr. aus Ravenna entführt und vor der Kaiserpfalz in Aachen hatte aufstellen lassen (Versus de imagine tetrici). Walafrid faßt ihn als Verkörperung eines grimmigen gott- und menschenfeindlichen Tyrannen auf und benutzt dann den stark aufgetragenen Schattengrund, um Ludwig den Frommen und die kunstliebende Kaiserin Judith zu verherrlichen. Das feine, höfische Lob ist dabei in einen Dialog gekleidet, den der Dichter (Strabus) mit seinem poetischen Genius (Scintilla) hält[1].

In einem andern größeren Gedicht Hortulus schildert Walafrid seinem Freund und ehemaligen Lehrer Grimald, jetzt Abt von St Gallen, seinen Klostergarten und dessen Gewächse: Salbei, Raute, Stabwurz, Gurke, Melone, Wermut, Andorn, Fenchel, Schwertlilie, Liebstöckel, Kälberkropf, Lilie, Mohn, Sclarea, Minze, Polei, Sellerie, Betonica, Ackermennig, Meerträubchen, Melisse, Rettich und Rose, jedes in einem eigenen artigen, durchweg recht poetischen Gedichtchen. Schöner ist wohl kaum je z. B. die Melone beschrieben worden:

Ebenso strebend empor aus winzigem Kern die Melone
Hebt sich und bildet ein Dach aus den Schilden gewaltiger Blätter
Schattenreich und klammert sich an mit zahllosen Zweigen.
Und wie die Ulme umgarnt, die ragende, laubig der Efeu
Und mit schmiegendem Arm sie umfaßt vom Busen der Erde
Bis hinauf in des Stamms hochragenden Wipfel ihr folgend
Und mit grünendem Kleid verbirgt die runzlige Rinde,

---

[1] H. Grimm, Das Reiterstandbild des Theodorich zu Aachen und das Gedicht des Walafrid Strabus darauf, Berlin 1869. — C. P. Bock, Die Reiterstatue des Ostgotenkönigs Theodorich vor dem Palaste Karls d. Gr. zu Aachen, in Jahrb. des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland V, Bonn 1844, 1—160.

Oder wie auch an beliebigem Baum die kletternde Rebe
Üppig wuchert hinauf und die ragenden Zweige mit Büscheln
Kleidet und weit in die Höhe aus eigenen Kräften emporsteigt,
Daß an fremdem Stock die rötlichen Trauben zu hängen
Scheinen und Bacchus schwer die grünenden Äste belastet:
Also aus schwächlichem Reis empor sich rankt die Melone,
Strecket die Gäbelchen aus und windet an ihnen sich weiter,
Faßt mit spitzigem Zahn umarmend die Zweige der Erle,
Und daß nicht sie los mehr reiße der rasende Sturmwind,
Schürzt sie ein klammerndes Band nietfest an jeglichem Knoten,
Und da jedem entsprießt ein zäher, doppelter Faden,
Fassen von rechts und von links gleichzeitig beide die Stütze.
Und wie Mädchen beim Nähn die weichen Gewebe durchkreuzen
Und mit beweglichem Arm gewaltige Bogen beschreibend
Ordnen in zierlichem Kreis gleichförmig die Reihen der Fäden,
Also verbinden die Schößlinge dann sich zu Ketten und Leitern
Und umweben im Nu von allen Seiten die Zweige,
Und erheben mit fremder Gewalt sich über der Tore
Bogen schwebend empor und fluten kühn in die Höhe.
Und wer könnte genug die Früchte bewundern, die hängen
Da und dort vom Ast, kunstreich gefurcht und gerundet,
Und geglättet dabei, gleichwie das Holz auf der Drehbank.
An dem zierlichen Stiel dehnt erst gewaltig der Hals sich
Und dann wächst der Leib sofort zum riesigen Bauch an.
Nichts als Wanst und Bauch — und in dem Kerker der Höhlen
Sitzen in Reih und Glied viel kleine, lebendige Kerne,
Deren jeder dir kann versprechen ähnliche Ernte.
Ja solange die Frucht sich in zarterem Alter befindet,
Ehe im Innern der Saft bei dem Nahen des späteren Herbstes
Abnimmt und die Haut rundum verholzt und es hindert,
Mag sie, wir sehen es oft, verwendet auch werden als Speise;
Schlürft sie reichlich das Fett am Herd in der dampfenden Pfanne,
Schmecken nicht übel fürwahr die wohlbereiteten Stücke,
Können in häufigem Fall dem Mahle zur Würze gereichen.
Läßt man aber die Frucht an des Sommers Gluten verdorren
Mit der Mutter zugleich und schneidet man sie mit der Sichel,
Mag als Gefäß alsdann sie dienen zu stetem Gebrauche.
Bald ist der stattliche Bauch gesäubert und innen geglättet.
Oft ein halbes Quart geht in die gewaltige Höhlung,
Oder der bessere Teil des vollen Maßes hat Platz drin.
Und verpichst du den Krug mit Leim sorgfältig am Munde,
Hält er unversehrt dir lang die köstliche Gabe[1].

Im Lateinischen ist diese Kleinmalerei viel feiner durchgeführt, als es die Übersetzung wiedergeben kann. Vergil ist darin ziemlich erreicht, und es wäre völlig ungerecht, Walafrid nur als seinen Nachtreter zu betrachten.

[1] De cultu hortorum V. 99—151, bei Dümmler (Poetae latini aevi Carolini II 339 340).

Denn was dieser von seinem Vorbilde gelernt, das hat er sich selbständig zu eigen gemacht; er schaltet damit frei wie ein echter Künstler. Der Hortulus ist denn auch nicht ein aus dem alten Latium entlehntes Produkt, es ist der echte mittelalterliche Klostergarten, dem Deutschland und die Länder des Nordens bis nach Skandinavien und Island hinauf zu so großem Dank verpflichtet sind. Auch in den kleineren Gedichten Walafrids spiegelt sich ein frisches und sinniges Dichtergemüt, dem die lateinische Sprache und Form keine lästige, fremde Zwangsjacke ist, sondern das natürlichste Mittel, seine poetischen Ideen und Stimmungen auszudrücken. Die altgermanischen Namen kamen ihm so roh und ungeschlacht vor, daß er sich schämte, dieselben in der Bearbeitung der St Gallus-Legende beizubehalten, obwohl er selbst ein Alemanne und aus dem niedern Volke war.

In die Zeit Walafrids fallen noch etliche Dichter, die zwar gleich ihm keine hervorragende Rolle in der Weltliteratur spielten, aber doch als Träger und Vermittler literarischer Bildung um die späteren Volksliteraturen sich mannigfache Verdienste erworben haben.

Ermoldus Nigellus, ein aquitanischer Mönch, Erzieher und später Kanzler Pippins, des Sohnes Ludwigs des Frommen, von letzterem aus politischen Gründen nach Straßburg verbannt, dichtete hier eine bemerkenswerte Epopöe in vier Büchern, welche die Kriegstaten Ludwigs des Frommen zur Darstellung bringt und sich durch frische Erzählung, schöne Naturschilderung und gute epische Vergleiche auszeichnet. Auch die zwei Elegien Ermolds verraten poetische Anlage [1]. Weniger läßt sich das von Ermenrich von Ellwangen, einem Schüler Walafrids, sagen, der zuletzt (865—874) Bischof von Passau war. Seine Epistel an Abt Grimald von St Gallen ist mehr eine barocke Schaustellung der damaligen Schulgelehrtheit als eine poetische Schöpfung [2]. Sehr poetisch ist dagegen ein bukolisches Kalendergedicht des Abtes Wandelbert von Prüm, um 848 verfaßt, das ganz an den Hortulus Walafrids erinnert, oft noch frischer und anschaulicher ist [3]. Als ein echter Poet ist auch Sedulius Scottus zu betrachten, ein eingewanderter Ire, Lehrer an der Domschule St Lambert in Lüttich, der etwa zwischen 840—868 dichtete. Außer etwa neunzig Gedichten ist von ihm ein Fürstenspiegel (De rectoribus christianis) vorhanden, der wie das Trostbüchlein des Boëthius in Prosa abgefaßt ist, in dem aber jedes Kapitel mit einem Gedichte schließt [4].

---

[1] Ermoldi Nigelli Carmina, bei Dümmler (a. a. O. II 1—93).

[2] Monum. Germ. Hist. SS. II 31—33.

[3] Wandalberti Prumensis Carmina, bei Dümmler (a. a. O. II 567—622).

[4] Sedulii Scotti Carmina (rec. L. Traube, Berol. 1896. Monum. Germ. Hist. Poetae latini aevi Carolini III 151—240).

Mit welchen Schwierigkeiten die Vertreter der religiösen wie der wissenschaftlichen Bildung nach dem Tode Ludwigs des Frommen zu ringen hatten, schildert die ergreifende Elegie des Florus, Diaconus und Magister an der Schule zu Lyon: Querela de divisione imperii post mortem Ludovici pii[1]. Da heißt es:

Montes et colles silvaeque et flumina, fontes,
Praeruptaeque rupes, pariter vallesque profundae,
Francorum lugete genus: quod munere Christi
Imperio celsum, iacet ecce in pulvere mersum.

Trauert, ihr Berge und Hügel, ihr Wälder, Ströme und Quellen,
Felsen, so mächtig getürmt, und ihr tiefen Schluchten und Täler,
Weint um der Franken Geschlecht, dem Christus erhabene Herrschaft
Hatte verliehn, das jetzt im Staube schmachtet begraben!

Von dem dreigeteilten Reiche sagt er:

Pro rege est regulus, pro regno fragmina regni.

Statt des Königs wir haben ein Königlein,
Statt des Reiches gebrochene Trümmer.

Trotz aller Nöten der Zeit hat Florus indes noch eine Anzahl recht guter religiöser Gedichte zu stande gebracht. Zwei größere Gedichte leistete Andradus, Modicus zubenannt, von 843—849 Chorbischof von Sens; das eine ist eine merkwürdige Allegorie über den „Quell des Lebens“ (De fonte vitae; 404 Hexameter), das andere erzählt in 1200 Versen (teils Distichen teils Hexameter) die „Passion des hl. Julian und seiner Gefährten“[2]. Milo, Mönch des Klosters Elnon bei Tournai (gest. 872), verfaßte das Leben des hl. Amand, Stifters der Abtei, in vier Büchern (1800 Hexameter), und ein didaktisches Gedicht „Von der Mäßigkeit“ (2078 Verse)[3]. Heiric, Mönch von Auxerre (gest. 877), behandelte das Leben des hl. Germanus in sechs Büchern[4]. Das Lob des hl. Adelhard von Corbie findet sich zur Abwechslung in der Form der Ekloge (Ecloga duarum sanctimonialium) besungen.

Als ein wahres „Kleinod aus den Schatzkammern der Monumente“ bezeichnet Friedrich Rückert die Elegie, welche der Benediktiner Agius, „durch Christi Gnade Priester“ (wie er sich selbst nennt), auf Hathumod, die erste Äbtissin von Gandersheim (gest. 874), verfaßte, eine ebenso edle und

---

[1] Flori, Diaconi Lugdunensis, opera, bei Migne, Patr. lat. CXIX.

[2] Andradi Modici Carmina (bei Traube [Monum. Germ. Hist. Poetae latini aevi Carolini III 67—121]).

[3] Milonis Carmina (ebd. III 557—684).

[4] Heirici Carmina (ebd. III 421—517).

milde als heiligmäßige Frauengestalt, welche dem Ahnenkreise des sächsischen Königshauses angehört. Ihr Bild ist in dem Gedichte mit „seltenster Unmittelbarkeit, mit brennenden Farben gemalt, aber harmonisch, stimmungsvoll und lebenswarm". Agius selbst aber legt in der Ausführung nicht nur eine für jene Zeit außerordentliche Bildung an den Tag (er kennt Vergil, Horaz, Ovid, Tacitus, Plinius, Sueton, Venantius, Sulpicius Severus, Boëthius, Gregor d. Gr., Aldhelm, Alkuin, Einhard u. a.), sondern er erweist sich auch als „ein Mann von klarem Verstande und reichem Gemüte, hochsinnig, treuherzig und von kernhafter Frömmigkeit, ein Schriftsteller voll Gestaltungskraft, Takt und Feuer, ein rechter Sachse und ein wahrer Poet" [1]. Nach den Untersuchungen G. Hüffers ist kaum ein Zweifel darüber möglich, daß derselbe Agius, Mönch zu Korvey, auch das Gedicht „Von der Übertragung des hl. Liborius" und die poetische Lebensbeschreibung Karls d. Gr. verfaßt hat, welche bis dahin nur allgemein einem „sächsischen Dichter" (Poeta Saxo) zugeschrieben wurden [2]. Auch in diesen Gedichten zeigen sich dieselben Eigenschaften: eine an denselben Schriftstellern geschulte, feine Form- und Sprachgewandtheit, dasselbe tiefe und innige Naturgefühl, dieselbe herzliche und kernige Frömmigkeit, dasselbe ausgeprägt sächsische Stammesgefühl, gehoben und verklärt von echt kirchlichem Geiste. Er sieht in Karl nicht den erbarmungslosen Herrscher, der den trotzigen Nacken seines Volkes gebrochen, sondern den Gottgesandten, der es zu Christus geführt:

„Er muß in Wahrheit unser Apostel heißen: wie mit Eisenzungen hat er gepredigt, uns die Pforten des Glaubens aufzutun. Christo dem Herrn hat er viel Tausende bekehrter Sachsen aus der Knechtschaft des Teufels zugeführt. So gebe ihm Gott als Himmelslohn den Umgang der Apostel, deren Amt er auf Erden versehen hat!"

Die bedeutendsten Kräfte wandten sich auch jetzt den theologischen, politischen und kirchlichen Fragen der Zeit zu: so der gewaltige Erzbischof Hinkmar von Reims, Erzbischof Agobard von Lyon, Bischof Claudius von Turin und sein Gegner, Bischof Jonas von Orléans, sowie die gelehrten Mönche Paschasius Radbertus und Ratramnus von Corbie. Heftige Kämpfe führte vor allem die häretische Prädestinationslehre des Mönches Gottschalk herbei, welcher, obwohl bereits von einer Synode zu

---

[1] Dialogus Agii (ebd. III 369—388), übersetzt von Friedr. Rückert, Das Leben der Hadumod, Stuttgart 1845. — Unter dem Titel „Leben des Abtes Eigil von Fulda und der Äbtissin Hathumoda von Gandersheim" übersetzt von G. Grandauer, Leipzig 1888 1890. — G. Hüffer, Korveyer Studien, Münster 1898, 17—71.

[2] Poetae Saxonis Annalium de gestis Caroli Magni Imperatoris libri quinque rec. P. de Winterfeld, Berol. 1899 (Monum. Germ. Hist. Poetae latini medii aevi IV 1). — Die Vita et Translatio S. Liborii in den Acta SS. Bolland. Iulii V 409—424.

Mainz 848 verurteilt und von dem gesamten Episkopat bekämpft, halsstarrig bis zum Tode an seinen Irrtümern festhielt. Eine große Vertrautheit mit den alten Klassikern, besonders Cicero, Vergil, Horaz, sogar Terenz, bekundet sich in den Schriften des Paschasius Radbertus. Als den feingebildetsten Humanisten dieser Zeit darf man aber wohl Servatus Lupus bezeichnen, der, aus Sens gebürtig, Abt von Ferrières wurde, als Gelehrter wie als kirchlicher Diplomat hohen Ansehens genoß, noch mit Einhard und Hrabanus in literarischem Verkehr stand und zeitlebens nicht aufhörte, altklassische Schriftsteller zu sammeln und zu studieren. Wie er selbst nach Fulda reiste, um Bücher zu lesen und abzuschreiben (ad oblivionis remedium et eruditionis augmentum), so wandte er sich an andere deutsche und französische Klöster, ja an den Papst selbst, um alter Klassiker habhaft zu werden. Er kennt denn auch (wie aus seinen Briefen hervorgeht) nicht nur die landläufigen Autoren: Donat, Priscian, Vergil und Boëthius, sondern die verschiedensten Schriften Ciceros, dann Cäsar, Sallust, Livius, Quintilian, Sueton, Gellius, Macrobius. — Aus alten Handschriftenkatalogen geht hervor, daß die französischen Klöster dieser Zeit überhaupt reicher an Klassikerhandschriften waren als die deutschen[1].

Von Italien wurde um diese Zeit wenig zur allgemeinen Literatur beigesteuert; vereinzelt steht das Lobgedicht des Bertharius, Abtes von Monte Cassino (856—883), auf den hl. Benedikt[2]. Das von den Arabern eroberte Spanien erlebte damals eine neue Märtyrerzeit, und wenn darum auch Eulogius, Priester von Corduba, von seinen gelehrten Streifzügen in verschiedenen Klöstern nicht nur geistliche Hymnen und Schriften des hl. Augustin heimbrachte, sondern auch die Aeneis, die Satiren des Horaz und des Juvenal, die Fabeln des Avienus, die Bildergedichte des Porphyrius und die Rätsel Aldhelms, so kam er selbst nicht einmal dazu, diese zu verwerten, da er 850 in den Kerker geworfen, und weil er seine Angriffe gegen den Islam fortsetzte, 859 enthauptet wurde. Sein „Gedenkbuch der Märtyrer" gibt ein Bild dieser blutigen Heroenzeit. Sein Leben schrieb sein Freund Alvarus, ein angesehener Laie von jüdischer Herkunft[3].

Unter den Klöstern, welche der allgemeinen Bildung während des 9. Jahrhunderts den sichersten Rückhalt gewährten, nimmt St Gallen

---

[1] E. Norden, Die antike Kunstprosa II, Leipzig 1898, 699—705.

[2] Herausgeg. von P. Martinengius (Pia quaedam poemata, Romae 1590) und Mabillon (Acta SS. ord. Bened. I 29 f).

[3] S. Eulogii opera, bei Migne, Patr. lat. CXV. — Alvari Cordubensis opera, in Florez, España sagrada XI, Madrid 1753. — Vgl. v. Baudissin, Eulogius und Alvar, ein Abschnitt spanischer Kirchengeschichte aus der Zeit der Maurenherrschaft, Leipzig 1872.

wohl die hervorragendste Stelle ein[1]. Dem Bestreben, die deutschen Schüler in die christlich-lateinische Literatur einzuführen, gehen hier auch die ersten Ansätze zu einer deutschen Literatur zur Seite. Schon aus dem 8. Jahrhundert sind Wörterbücher, Glossen und Interlinearversionen vorhanden, welche beiden Zwecken dienten. Dagegen liegt das älteste „Leben" des hl. Gallus erst in einer Fassung vor, die aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts stammt. Bis in die letzten Jahre Karls d. Gr. blieb indes, wie der „Mönch von St Gallen" erzählt, „die Galluszelle das ärmste und engste Kloster in dem ganzen weitläufigen Reiche". Die Klosterbrüder mußten sich zu viel mit Gartenbau, Feldbau und Handarbeit beschäftigen, als daß viele Zeit zum Abschreiben von Büchern übrig geblieben wäre[2]. Erst unter Abt Gozbert (816—836) erholte sich die Abtei von den Nachteilen und Beschwerden, welche ihr die herrschsüchtige Einmischung der Bischöfe von Konstanz und andere äußere Wechselfälle bereitet hatten; das Kloster selbst ward nach dem Plane eines kaiserlichen Baumeisters zu einem wahren Musterkloster umgebaut und die Bibliothek zu einer wirklich ansehnlichen erweitert. Unter den Äbten Grimald (841—872), der, selbst ein Gelehrter, als Erzkanzler Ludwigs des Deutschen mächtigen Einfluß besaß, und Hartmut (872—883) gestaltete sich das Kloster dann einigermaßen zu einer Art Akademie und einer der ersten Schulen des Reiches.

Das älteste Bücherverzeichnis der Bibliothek, etwa um 850 abgefaßt, zählt allerdings nur ungefähr 400 Bände und trägt einen fast ausschließlich monastisch-theologischen Charakter[3]. Von Dichtern sind darin nur die christlichen vertreten: Juvencus, Sedulius, Prudentius, Arator, Alcimus Avitus, Aldhelm, eine metrische Vita S. Galli, von römischen Schriftstellern nur Catos Epigramme, Donat, Priscian und andere Grammatiker, ein Kommentar zu Vergil, ein Auszug des Justinus aus Pompejus (Trogus). Auch unter den Schenkungen Hartmuts und Grimalds finden sich keine Codices bedeutender alter Klassiker erwähnt. Dagegen führt das Bücher- bzw. Handschriftenverzeichnis von 1461 Werke von Statius, Martial, Lucanus, Persius, Ovid an und aliqui alii, quos circa illos invenies[4].

---

[1] Casus S. Galli, ed. Ild. v. Arx (Monum. Germ. Hist. SS. II 59—183); danach bei Migne a. a. O. CXXVI 1055—1080. — G. Meyer v. Knonau, St Gallische Geschichtsquellen, St Gallen 1870—1881. — Epigrammata seu hymni sacri antiquorum Patrum monasterii S. Galli (Migne a. a. O. LXXXVII 25—72).

[2] Monachi S. Galli gestorum Caroli M. lib. 2, c. 12. — Weidmann, Geschichte der Bibliothek von St Gallen, St Gallen 1841, 3.

[3] Weidmann a. a. O. 360—396.

[4] Verzeichnis der Bücher, die Hartmut der Bibliothek schenkte, bei Ratperti Casus S. Galli n. 9 (Migne a. a. O. CXXVI 1072); Verzeichnis der Bücher, die Grimald der Bibliothek hinterließ, ebd. (Migne a. a. O. CXXVI 1075) und bei Weidmann a. a. O. 396—400.

Den eigentlichen Reichtum der Bibliothek bildeten die heiligen Schriften und deren beste Kommentare, die Schriften der Kirchenväter und der übrigen christlichen Autoren bis herab auf jene Zeit.

Als Hauptvertreter der Studien während der ersten Blütezeit des Klosters wird der Mönch Iso genannt, welcher die äußere Stiftsschule leitete, und der Schotte Moengal, Marcellus zubenannt, welcher die jungen Novizen des Klosters unterrichtete. Die berühmtesten Schüler der beiden waren Notker der Stammler (840—912), der kunstreiche Tutilo und Ratpert, aus Zürich gebürtig, der bis gegen das Ende des Jahrhunderts lebte. Alle drei machten sich vorzüglich als Schulmänner verdient, haben aber auch, jeder in seiner Art, Kunst und Literatur gefördert.

Ekkehard IV. gibt von den drei Männern folgende Charakteristik:

„Obwohl die drei einmütig dasselbe Ziel anstrebten, waren sie doch, wie es zu gehen pflegt, von verschiedener Natur. Notker schmächtigen Leibes, aber nicht Geistes, stotternd mit der Zunge, aber nicht mit dem Geiste, in göttlichen Dingen stramm und kühn emporstrebend, in Widerwärtigkeiten geduldig, in allem mild, streng in Bezug auf die Forderungen unserer Ordenszucht, war er ängstlich bei plötzlichen und unerwarteten Ereignissen, außer bei Plackereien der Teufel, denen er mutig entgegenzutreten pflegte. Er war unermüdlich im Beten, Lesen und Diktieren. Und um alle Gaben seiner Heiligkeit kurz zusammenzufassen, er war ein Gefäß des Heiligen Geistes, wie es damals in gleicher Fülle kein anderes gab.

„Tutilo aber war in ganz anderer Weise gut und nützlich. Er war ein Mann mit Armen und sonstigem Gliederbau, wie ihn Favius von den Athleten fordert; er war beredt, von heller Stimme, ein feiner, kunstreicher Bildner und Maler, ein Musiker wie seine Gefährten, aber in jeder Art von Saiten- und Blasinstrumenten ihnen weit voraus. Er lehrte auch die Söhne der Adeligen an einem vom Abt bestimmten Orte das Saitenspiel. In die Nähe wie in die Ferne war er ein geschickter Bote; in seinen Bauten und andern Kunstleistungen tüchtig, zu Vorträgen in beiden Sprachen von Natur glücklich angelegt und gewandt, in Ernst und Scherz immer munter, so daß unser Karl einst demjenigen fluchte, der einen so begabten Menschen zum Mönch gemacht habe; vor allem aber war er wacker im Chor, in der Einsamkeit zu Tränen geneigt, fruchtbar in der Erfindung von Versen und Melodien; keusch wie sein Lehrer Marcellus, der vor Weibern die Augen schloß.

„Ratpert aber ging zwischen den beiden Genannten in der Mitte einher. Von Jugend auf Schulmeister, ein schlichter und wohlwollender Lehrer, aber gegen die Schüler etwas streng, selten den Fuß aus dem Kloster setzend, so daß er nur zwei paar Schuhe im Jahr brauchte, das Ausgehen tödlich haßte, den wanderlustigen Tutilo umarmte und beschwor, daß er sich doch in acht nehmen möchte. In der Schule fleißig, vernachlässigte er oft den Besuch der Horen und der Messe. ‚Wir hören die Messe gut‘, sagte er, ‚wenn wir lehren, wie man sie lesen muß.‘ Obwohl er die Straflosigkeit als den schlimmsten Fehler eines Klosters bezeichnete, kam er doch nur zum Kapitel, wenn man ihn rief und wenn ihm das hochwichtige Amt des Kapitelhaltens und Strafens, wie er sagte, übertragen wurde.“ [1]

---

[1] Eccehardi IV. Casus S. Galli c. 3 (Monum. Germ. Hist. SS. [Pertz] II 94 95.

Ist auch diese Charakteristik erst fünfzig oder mehr Jahre nach dem Tode der drei Männer entworfen, so gibt sie doch die Überlieferung wieder, welche ihr Andenken im Kloster lebendig erhielt, und den gemütlichen Bund, den das Mönchtum mit Wissenschaft und Kunst geschlossen hatte.

Notkers literarische Verdienste hängen mit dem Kirchengesang zusammen, den er um eine neue Spezialität bereichert hat[1]. An das Graduale reihten sich nämlich sehr lange Tonfiguren, die auf die Silben des Alleluja gesungen wurden, aber schließlich sehr schwer zu behalten waren. Man nannte sie Sequenzen. Schon in seiner Jugend kam Notker auf den Gedanken, diesen künstlichen Melodien einen Text zu unterlegen, mittels dessen sie sich leichter im Gedächtnis einprägten. Er wagte sich indessen nicht an eine solche Neuerung, bis ein durchreisender fränkischer Priester nach seinem Antiphonarium solche Sequenzen mit Texten den Mönchen vortrug. Da diese Texte sehr unbefriedigend waren, versuchte es Notker nun, bessere zu liefern, und dies gelang ihm in hohem Grade. Er wurde als Sequenzendichter für alle Zeiten berühmt. Stoff und Idee der Sequenz war natürlich mit dem jeweiligen Festoffizium gegeben; doch war in der Ausführung wie in der rhythmischen Modulation immerhin eine nicht bloß technische, sondern auch poetische Aufgabe zu lösen. Tiefe Religiosität, theologische Bildung und poetisches Talent vereinten sich in Notker, um dieser Aufgabe gerecht zu werden, während musikalische Anlage und Bildung ihn befähigten, den Text nicht nur trefflich der Melodie anzupassen, sondern auch neue Melodien zu schaffen[2]. Schubiger führt sechzig Sequenzen auf, die nach vorhandenen Zeugnissen Notker zum Urheber haben, und noch achtzehn weitere, die ihm mit einiger Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden können.

Der Schluß einer seiner Ostersequenzen (Laudes salvatoris) lautet also:

Er hat es nicht verschmäht, daß man ans Kreuzesholz ihn schlug;
Allein die Sonne blickte nicht herab auf seinen Tod —
Es leuchtete der Tag, den einst der Herr geschaffen;
Er hat den Tod besiegt, und lebend zeigt er sich als Sieger seinen Treuen,
Zuerst Marien, dann auch den Aposteln, und erklärt die Schrift, das Innerste des Herzens
Eröffnet er, daß ihnen alles deutlich wurde, was von ihm noch dunkel war.
Nun jubelt alles froh dem Auferstandenen entgegen;
Das Saatenfeld erblüht von neubelebter Frucht,
Und lieblich tönt der Vogel Sang, da nun das Eis, das traurige, verschwand,
Es leuchtet heller Sonn' und Mond, die Christi Tod vordem betrauerten;

---

[1] Seine Schriften bei Migne, Patr. lat. CXXXI 983—1178; einige Gedichte ebd. LXXXVII 40—43.

[2] P. Anselm Schubiger, Die Sängerschule St Gallens vom 8. bis 12. Jahrhundert, Einsiedeln 1858, 45 46. — Vgl. W. Bäumker, Art. „Notker Balbulus", in der Allgem. Deutschen Biographie und in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon IX² 531.

Die Erde grünt frohlockend dem erstandenen Erlöser,
Die, als er starb, erbebend ihren Einsturz drohte.
Drum laßt uns jubeln all an diesem Tag, an welchem Christus
Durch seine Auferstehung uns des Lebens Weg eröffnet.
Es stimme Himmel, Erde und das Meer in frohem Jubel ein,
Und alle Geisterchöre sollen den Dreieinigen im Himmel loben[1].

Macht sich in diesem Osterjubel gar schön das Naturgefühl des Sängers geltend, so verrät er in der Sequenz auf den hl. Gallus gar gemütlich sein biederes schwäbisches Nationalgefühl:

O Gall, von Gott geliebt, dem Ewigen,
Von Menschen wie von Engelscharen,
Der du, den strengen Rat des Herrn befolgend,
Die Güter deines Vaters wie der Mutter Liebe,
Der Gattin Sorge wie die Vaterfreude
Verachtetest: du folgtest arm dem armen Herrn und Meister
Und zogst das Kreuz der trügerischen Freude vor.
Doch Christus hat sie dir mit hundertfachem Lohn ersetzt,
Wie dieser Tag bezeugt, der alle uns
In süßer Freude dir als Söhne unterwirft;
Der Schwaben dir, o Gall, zum teuren Vaterlande schenkte
Und dich, mit Richtermacht versehn, im Himmel dem Apostelchor vereinte.
Nun rufen wir zu dir, o Gall, aus tiefstem Herzensgrunde,
Erwirb du uns die Gnade Jesu Christi,
Erfüll' die Ruhestätte seines Leibes mit Frieden,
Erfreu' die Deinen, die da flehn, mit steter Ruhe,
Damit sie jederzeit gewürdigt werden,
Dir froh die schuldige Verehrung zu erweisen[2].

Die übrigen Gedichte Notkers, einige Hymnen und Gelegenheitsgedichte, bieten kaum etwas Neues. In der Sequenzendichtung fand er einen Mitbewerber an Waldram, während Tutilo ähnliche, bis jetzt textlose Melodien im Introitus ebenfalls mit Texten versah und so die sog. Tropen ausbildete. Von Waldram sind auch einige nette Gelegenheitsgedichte an Kaiser Karl III. und an Bischof Salomo III. (890—920) von Konstanz erhalten, der als Lieblingsschüler Notkers gleichfalls die Poesie pflegte. Eine längere Elegie von 343 Versen an Bischof Dodo von Verdun scheint von Waldram in Salomos Auftrag verfaßt zu sein; sie schildert das Unglück Deutschlands, das ein Kind zum König hat und dessen Gaue, von unglückseliger Zwietracht zerrissen, ungehindert von fremden Horden, wie den „Ungarn", verheert werden. St Gallen wurde von dem allgemeinen Unheil auch mitbetroffen, erholte sich aber wieder davon und erfreute sich bis ins 11. Jahr-

[1] Schubiger, Die Sängerschule St Gallens vom 8. bis 12. Jahrhundert 48 49.

[2] Schubiger a. a. O. 50 51.

hundert hinein gedeihlicher Blüte. Als Dichter betätigten sich außer dem bereits genannten Ratpert auch Sintram, der Seelenführer der Einsiedlerin Wiborada, und Abt Hartmann, der Nachfolger Salomos in der Leitung des Klosters, als Prosaiker die Mönche Adelhard, Viktor, Gerold, Notker der Arzt (physicus; piperis granum), endlich Notker der Großlefzige (Labeo), der durch seine Übersetzungen der erste Begründer einer deutschen wissenschaftlichen Literatur geworden ist[1]; er starb 1022. Ein vierter Notker, zeitweilig Propst in St Gallen, dann Bischof von Lüttich (gest. 1008), schrieb das Leben des hl. Remaclus.

Den vier Notkern stehen fünf nicht minder berühmte Ekkeharde gegenüber[2].

Ekkehard I., einer edeln Familie im Toggenburg entstammt, Mitschüler der heiligen Bischöfe Ulrich von Augsburg und Konrad von Konstanz, erhielt um 930 von seinem Lehrer Gerold die Aufgabe, eine Anzahl altdeutscher Heldengesänge in lateinische Verse zu bringen, und so entstand das lateinische Kunstepos „Walther mit der starken Hand" (Waltharius manufortis), die älteste uns erhaltene Fassung der deutschen Heldensage. Später verfaßte er auch zwei Gedichte, die sich mit der karolingischen Sage beschäftigten, die aber verloren sind, dann auch zahlreiche Hymnen, Sequenzen und Gelegenheitsgedichte. Als Dekan erwarb er sich das Vertrauen und die Liebe aller, gelangte auch auf einer Romreise zu großem Ansehen bei Papst Johann XII. und starb 973 als Dekan, da er wegen eines Fußübels hinkte und deshalb nicht Abt werden konnte.

Ekkehard II. (Palatinus), sein Neffe, ein ebenso stattlicher Mann als wackerer Mönch, von dem Kaiser Otto II. meinte, keinem sei je die Benediktinerkutte besser angestanden, leitete mit hohem Ruhme die äußere und innere Klosterschule, mußte zeitweilig auch der verwitweten Herzogin Hedwig von Schwaben auf Hohentwiel als Lehrer und Hausgeistlicher dienen und wurde endlich Dompropst in Mainz, wo er 990 starb. Der Aufenthalt in Hohentwiel war für ihn nichts weniger als romantisch, sondern eine wahre Plage[3].

Ekkehard III., gleich dem vorigen ein Neffe Ekkehards I., hielt sich ebenfalls einige Zeit bei der Herzogin Hedwig auf und mußte deren Hofkaplänen Unterricht erteilen. Er starb jung.

Ekkehard IV. (wie der vorige ebenfalls iunior genannt), um 980 geboren, kam schon als Knabe ins Kloster, genoß hier den Unterricht Notker Labeos und gelangte selbst zu so hohem Ansehen, daß ihn Erzbischof Aribo

---

[1] P. Pieper, Die Schriften Notkers und seiner Schule, Freiburg 1882 1883. — J. Kelle, Geschichte der deutschen Literatur I, Berlin 1892, 232—274 393 bis 413.

[2] G. Meyer v. Knonau, Die Ekkeharde von St Gallen, Basel 1874.

[3] J. v. Arx, Geschichte des Kantons St Gallen I, St Gallen 1810, 273—275.

als Lehrer an die Domschule von Mainz berief[1]. Seine bedeutendste Leistung ist die Fortsetzung der von Ratpert begonnenen Klostergeschichte von St Gallen unter dem Titel Casus S. Galli; daneben vereinigte er in seinem Liber Benedictionum eine Menge Benediktionen, Inschriften und Gedichte, darunter die Neubearbeitung eines Gedichtes auf den hl. Gallus, das Ratpert verfaßt hatte. Auf Wunsch des Erzbischofs Aribo überarbeitete er auch das Walthari-Lied[2] Ekkehards I., das noch von deutschen Barbarismen wimmelte. Er starb im Jahre 1060.

Ekkehard V. schrieb viel später (um 1210) ein Leben des hl. Notker, in welchem die ersten drei Notkere in bedenklicher Weise als eine Person behandelt werden, während der Verfasser dagegen sich als kundiger Liebhaber des Kirchengesanges bewährt.

Achtes Kapitel.

Das Waltharluslied.

Das Walthariuslied kündigt die Zeit an, wo neben der gelehrten lateinischen Literatur allmählich selbständige Literaturen der romanischen wie germanischen Völker erstehen sollten. Es hatte lange gebraucht. Über ein Jahrtausend seit Christi Geburt war dahingegangen, ehe Ekkehard IV. das Schulpensum seines ersten St Gallischen Namensvetters korrigierte, und noch gab es kaum Anfänge einer deutschen Literatur. Der Domscholastikus von Mainz hielt das Deutsche und alles, was daran erinnerte, noch für barbarisch. Eigentlichen literarischen Wert hatte in seinen Augen nur die lateinisch gedachte Gelegenheitspoesie seines Vorgängers, und aus dem, was er von Ekkehard II. meldet, ersieht man, welche Ehrfurcht er unwillkürlich vor dem

---

[1] Dümmler, Ekkehard IV. von St Gallen, in Zeitschrift für deutsches Altertum XIV 1—73.

[2] Scripsit et in scholis metrico magistro, vacillanter quidem, quia in affectione non in habitu erat puer, vitam Waltharii manu fortis, quam Magontiae positi, Aribone archiepiscopo iubente, pro posse et nosse nostro correximus; barbaries enim et idiomata eius Teutonem adhuc affectantem repente latinum fieri non patiuntur. Unde male docere solent discipulos semimagistri dicentes: Videte, quomodo disertissime coram Teutone aliquo proloqui deceat, et eadem serie in latinum verba vertite. Quae deceptio Ekkehardum in opere illo adhuc puerum fefellit; sed postea non sic; ut in lidio Charromannico. „Mole ut vincendi. Ipse quoque opponam“ (Eccehardi Casus S. Galli c. 9 (Monum. Germ. Hist. SS. [Pertz] II 118). — Mit lidium Charromannicum ist ein „Lied auf Karlmann“ gemeint, dessen Namen so geschrieben wurde; Mole ut vincendi und Ipse quoque opponam sind die Anfänge zweier verlorener Gedichte.

Griechischen hegte und vor der Herzogin Hedwig, welche die Psalmen griechisch hersagen konnte. Er hatte keine Ahnung, daß man ihm nach Jahrhunderten vielleicht danken würde, wenn er das Walthariuslied Ekkehards I. unverändert gelassen hätte, und daß man es sogar vorgezogen hätte, wenn dasselbe in deutschen Versen oder deutscher Prosa aufgezeichnet worden wäre. Aber auch so, wie es liegt, ist es eine nicht bloß interessante, sondern schöne Dichtung. Es ist schon bei weitem romantischer als das Karlslied Angilberts, und umfaßt in seinen 1456 Hexametern einen verhältnismäßig reichen Stoff[1].

Seit den Tagen Attilas waren nahezu fünf Jahrhunderte verflossen, die Ereignisse der Völkerwanderung längst in dämmernde Ferne gerückt, als der jugendliche Poet sich in jene Zeit zurückversetzte. Erst wenige Jahre zuvor (926) hatten räuberische Schwärme von Ungarn die ganze Gegend am Bodensee mit Schrecken erfüllt, St Gallen verheert und die fromme Rekluse Wiborada hingemordet. So begreift es sich, daß Ekkehard die Hunnen für Ungarn oder Pannonier ansah und seine Epopöe also anhub:

> Einen der drei Weltteil', ihr Brüder, nennt man Europa.
> Mannigfach sind seine Völker in Sprach' und Sitten und Namen,
> Nach ihrer Lebensart unterschieden und nach ihrem Glauben.
> Unter diesen verdient besonders das Volk der Pannonier
> Seinen Platz, das zumeist doch auch Hunnen wir pflegen zu nennen.
> Mächtig war dies tapfere Volk durch Waffen und Mannskraft,
> Nicht allein die umher gelegenen Land' unterjochend,
> Sondern es überschritt auch des Ozeans Küsten und schenkte
> Bündnis den Flehenden, wie's die Widersacher zerstäubte.

Das ist alles noch recht schulmäßig, und auch andere Züge erinnern daran, daß dem jungen Poeten sein Vergil sehr lebhaft vor Augen schwebte. Sobald er indes mehr zur Sache kommt, wird er entschieden poetischer.

---

[1] Ausgaben von F. Ch. J. Fischer (De prima expeditione Attilae. Carmen epicum saec. VI, Lips. 1780); F. Molter (J. G. Meusels Histor. Literatur für das Jahr 1782, 370—374, und Beiträge zur Geschichte und Literatur, Frankfurt 1798); J. Grimm (Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts, herausgeg. von J. Grimm und A. Schmeller, Göttingen 1838, 1—126 383—385); Edélestand Duméril (Poésies latines antérieures au 12me siècle, Paris 1843, 313 bis 377); L. G. Provana (Monum. hist. patriae. Script. III, Aug. Taurin. 1848, 133—166); R. Peiper, Berlin 1873; J. Viktor v. Scheffel und A. Holder (Waltharius, lateinisches Gedicht des 10. Jahrhunderts, mit deutscher Übertragung, Stuttgart 1874); H. Althof (Waltharii Poesis. Das Waltarilied Ekkehards I. von St Gallen nach der Geroldushandschrift, 1. Tl, Leipzig 1899). — Deutsche Übersetzungen von F. Molter, Karlsruhe 1782; G. F. Klemm, Wien 1829; San Marte, Magdeburg 1853; J. V. v. Scheffel (a. a. O. und im „Ekkehard", Kap. 24, Frankfurt 1855); Linnig, Paderborn 1884; 3. Aufl. ebd. 1901; H. Althof, Leipzig 1902. — Anderweitige Literatur bei Potthast, Bibliotheca Medii Aevi I² 398 399.

Die eigentliche Erzählung beginnt mit einem Eroberungszug, den Attila nach dem Westen hin unternimmt. Die Könige, welche er bedroht, wagen keinen mannhaften Widerstand, sondern suchen sich mit Geschenken und Geiseln abzufinden. Der Frankenkönig Gibich übergibt ihm als Geisel den jungen Hagen, von edler trojanischer Abkunft, der Burgunderkönig Herrich sein einziges Kind, das schöne Töchterchen Hiltgund, der Gotenkönig Alphere von Aquitanien endlich seinen Sohn Waltharius, welchem bereits Hiltgund verlobt ist. Dazu spendete jeder der Fürsten noch reiche Schätze, und so ziehen die Hunnen vergnügt in ihr Land zurück. Attila benimmt sich auch in der Behandlung der Geiseln ritterlich. Er läßt Waltharius und Hagen in seiner nächsten Nähe, wie seine eigenen Kinder, zu tapfern Kriegern aufziehen; Hiltgund aber übergibt er seiner Gemahlin Ospirin (der „göttlichen Bärin“), welche sich derselben mütterlich annimmt und ihr bald die Sorge für die königliche Schatzkammer übergibt. So geht alles seinen friedlichen Weg.

Nun geschieht es aber, daß der Frankenkönig Gibich stirbt. Sein Nachfolger Gunther verweigert den Tribut. Hagen, dessen Lage dadurch bedenklich geworden, entflieht. Diese Flucht macht die Königin besorgt, daß auch die andern zwei Königskinder seinem Beispiele folgen möchten, und sie rät darum, Waltharius bald mit einer hunnischen Prinzessin zu verheiraten, um ihn dauernd an Attila zu fesseln. Waltharius weigert sich aber unter dem Vorwande, Attila als Junggeselle viel freier und wirksamer dienen zu können. Attila glaubt ihm und übergibt ihm die Führung seiner Leute in einem Streifzug gegen ein aufrührerisches Land.

Sieggekrönt kommt der junge Held nach Hause und genießt nun solches Ansehen, daß er einen Fluchtplan wagen zu können glaubt. Da er Hiltgund allein im Königssaale trifft, so säumt er nicht, ihr diesen Plan zu eröffnen.

Hiltgund traf er alleine, da küßt' er sie und sprach:
„Beschaff mir einen Trunk, das war ein heißer Tag.“
Da füllte sie den Becher, er trank den Firnewein,
Jach wie den Wassertropfen einsaugt der glühe Stein,
Dann schloß er in die seine der Jungfrau weiße Hand,
Beid' wußten, daß von alters verlobt sie sei'n einand.

Errötend stand und schwieg sie. Da sprach er zu der Maid:
„Schon lange tragen wir der Fremde herbes Leid,
Und sollten doch nach Rechten einander sein zu eigen:
Ich hab' das Wort gesprochen! Nicht länger mag ich's schweigen.“

Die Jungfrau stand betrüblich, als wär's nur Spott und Hohn;
Aufflammt ihr blaues Auge, sie sprach mit herbem Ton:
„Was heuchelt deine Zunge, was nie dein Herz begehrt?
Viel besserer Verlobten hältst, Schlauer, du dich wert.“

Da blickte treu und minnig, da sprach der tapfre Mann:
„Fern sei, was du gedenkest! O hör' mich huldvoll an!

In meines Herzens Grunde haust weder Falsch noch Arg,
Niemals ich mit dem Munde den wahren Sinn verbarg.
Kein Späher weilt im Saale, nur wir zwei beid' allein,
Ich wüßt' ein süß Geheimnis, wollt'st du verschwiegen sein."
Da stürzte ihm zu Füßen Hiltgund und weint' und sprach:
„Wohin du mich berufest, o Herr, ich folg' dir nach."
Er hob sie auf mild tröstend: „Ich bin der Fremde müd,
Ein süßes Heimatsehnen die Seele mir durchglüht;
Doch ohne Hiltgund nimmer steht mir zur Flucht mein Sinn,
So du zurücke bliebst, des schöpft' ich Ungewinn."

Da lacht' sie in die Tränen: „O Herr, du sprichst mit Fug
Das Wort, das ich seit Jahren geheim im Busen trug.
Gebiete denn die Flucht, mit dir will ich sie wagen,
Durch Not und Fährlichkeit muß uns die Liebe tragen." [1]

Darauf wird dann Hiltgund mit den nötigen Vorbereitungen betraut. Sie soll aus dem Schatze des Königs Helm, Leibrock und Panzer nehmen, dazu zwei Schreine voll goldener Spangen, auch Angelhaken bereiten lassen, um unterwegs Fische und Vögel fangen zu können. Nach sieben Tagen ist ein glänzendes Fest, bei welchem die Hunnen also schmausen und trinken, daß alle schließlich in tiefsten Schlaf verfallen. Da besteigen die zwei Verlobten das Pferd des Waltharius, „Löwe" genannt, das auch die beiden Schreine tragen muß. Hiltgund führt die Zügel und die Angelruten, da Waltharius mit den Waffen belastet ist. Also reiten sie vierzig Nächte lang und verbergen sich tagsüber im Walde. Die Hunnen setzen ihnen zu spät nach. Glücklich erreichen die Flüchtlinge bei Worms den Rhein und bezahlen den Fährmann mit den Fischen, die sie in fremden Wassern gefangen.

Das ist ihr Unheil. Der Fährmann verkauft die Fische an den Hof des Königs Gunther, wo sie Aufsehen erregen. Man zieht Erkundigungen ein, und auf den Bericht des Fährmanns zweifelt Hagen nicht, daß der Flüchtling Waltharius sei, der von den Hunnen zurückkehre. König Gunther ist hocherfreut, so wieder den Schatz zu erbeuten, den ihm die Hunnen entwendet, und rüstet alsbald zwölf seiner besten Mannen aus, darunter Hagen, um Waltharius zu verfolgen.

Dieser hat unterdessen den Wasgenwald (die Vogesen) erreicht und ruht an einer Felsenhöhle, zu der nur ein enger Weg führt, zwischen zwei hohen Bergen. Hiltgund hält für ihn Wache und weckt ihn, da die Franken auf seine Fährte gekommen und Gunther einen Boten an ihn abgeordnet hat. In der ersten Aufwallung droht Waltharius allen keck Tod und Verderben, bereut aber alsbald die Rede und bittet Gott um Verzeihung dafür. Die Jungfrau und das Roß auszuliefern, verweigert er, bietet aber hundert Goldspangen an, um den König zu ehren. Hagen, den seinerseits Waltharius

[1] Übersetzt von Scheffel.

allein scheut, rät dem König, das Anerbieten anzunehmen, und begründet dies mit einem schreckhaften Traume, in welchem er sah, wie ein Bär Gunther das Bein zerfleischte und ihm selbst ein Auge ausriß. Gunther spottet aber seiner Furcht, und Hagen zieht sich beleidigt zurück.

Da der Abgesandte Camelo ein zweites Mal alles herausfordert, bietet Waltharius zweihundert goldene Spangen an, wird aber abgewiesen, und nun beginnt sofort der Kampf mit den Mannen Gunthers, die einzeln Waltharius angreifen. Diese elf Einzelkämpfe sind sehr lebhaft, anschaulich, mit fesselndem Wechsel beschrieben. Waffen, Stimmung, Art des Kampfes sind immer etwas anders. Seinen Schwestersohn Patafrid sucht Hagen durch Bitten und Tränen vom Kampfe abzuhalten, aber vergeblich. Nachdem schon sieben Helden gefallen, zaudern die übrigen vier, und Gunther muß sie zum Zorn und zur Blutrache aufstacheln, um ihre Bedenken zu überwinden. In der kurzen Pause legt Waltharius den Helm ab, um etwas aufzuatmen, und kann sich kaum mit seinem Schilde wehren, als unversehens der Kampf erneuert wird.

Die letzten drei Kämpfer vereinigen sich zu gemeinsamem Angriff, werfen einen Dreizack an dreifachem Seile nach Waltharius' Schilde und suchen ihn so zu Fall zu bringen oder wenigstens schutzlos zu machen. Aber er trotzt ihrer vereinten Kraft, läßt schließlich von selbst den Schild fahren, stürzt auf die einzelnen los und haut einen nach dem andern nieder. Gunther selbst, der ihnen beigestanden, muß fliehen. Es ist ihm jetzt nur noch eine Hoffnung übrig: der gewaltige, riesenhafte Hagen. Allein dieser will nicht die dem jungen Freunde gelobte Treue brechen. Erst da Gunther in flehentlichsten Bitten ihn, den Vasallen, um Hilfe fleht, erwacht sein Ehrgefühl, und er verspricht dem König, gegen Waltharius zu kämpfen, doch nicht jetzt, sondern erst am folgenden Tage.

Während die beiden sich in einen Hinterhalt zurückziehen, sperrt Waltharius den Kampfplatz mit einem Verhau, legt zu jedem Rumpfe der überwundenen Gegner das zugehörige Haupt, das er jeweilen nach dem Siege abgehauen, kniet dann, das entblößte Schwert in der Hand, nach Osten gewandt nieder, dankt Gott für seinen Sieg und betet für die Seelen der getöteten Feinde. Dann genießt er kurze Rast auf seinem Schilde, von Hiltgund behütet:

Gesunken war die Sonne. Einbrach die dunkle Nacht.
Der müde Held Walthari stand prüfend und bedacht':
Ob er in sichrer Felsburg schweigsam verweilen möge,
Ob er durch öde Wildnis versuche neue Wege.
Er scheute bloß den Hagen und ahnte böse List,
Daß ihn der König dort umarmet und geküßt.
Das fürchte ich, so dacht' er, daß sie zur Stadt entreiten
Und morgen früh den Kampf erneun mit frischen Leuten,
Wofern sie nicht schon jetzt im Hinterhalte lauern. —

Auch schuf der wilde Wald ihm ein gelindes Schauern,
Als dräut' es drin ringsum von Dorn und wilden Tieren,
Daß er dort hilflos irrend die Jungfrau möcht' verlieren.
Dies alles wohlgeprüft und wohlerwogen sprach er:
„Wie es auch geh', bis morgen behalt ich hier mein Lager,
Daß nicht der König prahle, ich sei dem Diebe gleich
Entflohn bei Nacht und Nebel aus dem Frankenreich."
Er sprach's und Dorn und Strauchwerk hieb er sich rings vom Hag
Und schloß den engen Pfad mit stachlichtem Verhack.
Mit bitterm Seufzen wandt' er sich zu den Leichen dann,
Jedwedem Rumpfe fügte sein Haupt er wieder an;
Gen Sonnenaufgang warf er knieend sich zur Erde
Und sprach das Sühngebet mit scharfentblößtem Schwerte:

„O Schöpfer dieser Welt, der alles lenkt und richtet,
Gen dessen hohen Willen sich nichts hienieden schlichtet,
Hab' Dank, daß heute ich mit deinem Schutz bezwungen
Der ungerechten Feind Geschoß und böse Zungen!
O Herr, der du die Sünde austilgst mit starken Armen,
Doch nicht den Sünder selbst — dich fleh' ich um Erbarmen:
Laß diese Toten hier zu deinem Reich eingehn,
Daß ich am Himmelssitze sie möge wiedersehn!"

So betete Walthari. Dann trieb er alsogleich
Der Toten Rosse ein und band sie mit Gezweig.
Noch sechse waren übrig. Zwei waren umgekommen,
Drei hatte König Gunther mit auf die Flucht genommen.

Dann löst' er seine Rüstung. Das war dem Hitz'gen gut,
Mit frohem Zuspruch schöpft' er der Jungfrau Trost und Mut.
Mit Speise und mit Trank labt' er die müden Glieder,
Und auf den Schild gelagert, warf er zum Schlaf sich nieder.
Den ersten Schlummer sollte Hiltgunde ihm behüten,
Denn allzusehr nach Ruhe gelüstet's den Vielmüden.
Er selbst behielt sich vor die Wacht am frühen Morgen,
Er wußt', da drohten ihm erneuten Kampfes Sorgen.
Zu Haupt' ihm sitzend wachte Hiltgund die Nacht entlang
Und scheuchte von den Augen den Schlaf sich mit Gesang.
Bald hub Walthari sich und brach des Schlummers Rest
Und hieß die Jungfrau ruhen und griff zum Speere fest
Und wandelt' ab und auf. Bald schaut er nach den Rossen,
Bald lauscht' er an dem Walle. So war die Nacht umflossen[1].

[1] Ad cuius caput illa sedens subito vigilavit,
Et dormitantes cantu patefecit ocellos.
Ast ubi vir primum iam expergiscendo soporem
Ruperat, absque mora surgens, dormire puellam
Iussit et arrecta se fulcit impiger hasta.
Sic reliquum noctis duxit, modo quippe caballos
Circuit, interdum auscultans vallo propiavit,
Exoptans orbi species ac lumina reddi.

In der Morgendämmerung bepackt Waltharius vier Pferde mit den Waffen und dem Schmucke der besiegten Feinde, hilft Hiltgund auf das fünfte Roß und besteigt selbst ein sechstes, das zugleich die Goldschreine trägt. Kaum sind sie etwa tausend Schritte gezogen, da nahen Gunther und Hagen. Noch ist eben Zeit, daß die Jungfrau mit den bepackten Pferden sich in einem Walde bergen kann — dann steht Waltharius schon den zwei Feinden gegenüber. Er flieht nicht, sondern reitet ihnen mutig entgegen, beschwört aber Hagen bei seiner alten Freundestreue, vom Kampfe abzustehen. Hagen erklärt jedoch, Waltharius habe längst die Freundschaft gebrochen, indem er seinen Neffen, die zarte Blume, gemäht habe. Und nun springt Hagen vom Pferde. Er und Gunther schleudern ihre Speere, die jedoch von dem Schilde Waltharius' abprallen, welcher sich mit seinem langen Speere der ihn nur mit kürzeren Schwertern Angreifenden erwehrt. Doch er fürchtet damit nicht lange ausdauern zu können, wirft darum den Speer gegen Hagen, stürzt sofort mit dem Schwerte auf Gunther los und haut ihm das eine Bein bis an den Schenkel ab. Einen zweiten tödlichen Streich wehrt nur Hagen mit seinem Helme von dem König ab, indem er sich über denselben beugt. Das Schwert Waltharius' zerspringt an dem Helme, und während er den unnütz gewordenen Griff der Klinge nachwirft, haut ihm Hagen die rechte Hand ab. Doch mit der Linken greift Waltharius zu dem Halbschwert, das er nach Hunnensitte bei sich trägt, und schlägt Hagen ein Auge und sechs Zähne aus.

So ward der Kampf geschlichtet — wohl durften beide ruhn.
Laut mahnten Durst und Wunden, die Waffen abzutun.
Da schieden hochgemut die Helden aus dem Streit,
An Kraft der Arme gleich und gleich an Tapferkeit.
Wahrzeichen ließ jedweder zurück von dem Gefechte,
Hier lag des Königs Fuß — dort lag Waltharis Rechte,
Dort zuckte Hagens Aug': so hob an jenem Platz
Sich jeder seinen Teil vom großen Hunnenschatz.

Die beiden setzten sich. Der dritte lag am Grunde.
Mit Blumen stillten sie den Blutstrom aus der Wunde.
Hiltgund, der zagen Maid, laut rief Walthari dann.
Die kam und legte guten Verband den Recken an.
Walthari drauf befahl: „Jetzt misch' uns einen Wein,
Wir haben ihn verdient, er soll uns heilsam sein.
Es sei der erste Trunk dem Hagen zugebracht,
Der war dem König treu und tapfer in der Schlacht.
Dann reich' ihn mir, da ich das Schwerste hab' erlitten,
Zuletzt mag Gunther trinken, der lässig nur gestritten."
Die Jungfrau folgt dem Winke und bracht's dem Hagen dar.
Da sprach der Held, wie sehr er vom Durst gequält auch war:
„Walthari, deinem Herrn, sei erst der Trunk gereicht,
Bräver als ich und alle hat der sich heut erzeigt!"

Zwar müd, doch frischen Geists saß itzt beim Wein geeint
Hagen, der Dornige, mit seinem alten Freund.
Nach Lärm und Kampfgetös, Schildklang und schweren Hieben
Zum Becher dort die zwei viel Scherz und Kurzweil trieben.
„Zukünftig", sprach der Franke, „magst du den Hirsch erjagen,
O Freund! und von dem Fell den Lederhandschuh tragen,
Und so du dir mit Wolle ausstopfest deine Rechte,
So meint doch mancher Mann, die Hand sei eine echte.
O weh! auch mußt fortan du allem Brauch entgegen
Um deine rechte Hüfte das breite Schlachtschwert legen,
Und will Hiltgunde einst dir in die Arme sinken,
So mußt du sie verkehrt umarmen mit der Linken.
Und alles, was du tust, muß schief und linkisch sein. . . ."
Walthari ihm erwidert': „O Einaug, halte ein!
Noch werd' ich manchen Hirsch als Linker niederstrecken,
Doch dir wird nimmermehr des Ebers Braten schmecken.
Schon seh' ich queren Auges dich mit den Dienern schelten
Und tapfrer Helden Gruß mit scheelem Blick entgelten,
Doch alter Treu gedenkend schöpf' ich dir guten Rat:
Bist du der Heimat erst und deinem Herd genaht,
Dann laß von Mehl und Milch den Kindleinbrei dir kochen,
Der schmeckt zahnlosem Mann und stärkt ihm seine Knochen."

So ward der alte Treubund erneut mit Glimpf und Scherz,
Dann trugen sie den König, dem schuf die Wunde Schmerz,
Und huben sänftlich ihn aufs Roß und ritten aus;
Nach Worms die Franken zogen, Walthari ritt nach Haus.
Da ward mit hohen Ehren begrüßt der junge Held,
Und bald ward auch Hiltgunde dem Treuen anvermählt.
Nach seines Vaters Tode tat er der Herrschaft pflegen
Und führte dreißig Jahre sein Volk mit Glück und Segen;
Noch in manch schwerem Kampfe gewann er Sieg und Ruhm.
Doch stumpf ist meine Feder, und billig schweig' ich drum.
Hochweiser Leser du, schenk meinem Werke Gnade!
Wohl gleicht mein rauher Reim dem Sang nur der Cikade,
Doch für das Höchste ist mein junger Sinn erglüht.
Gelobt sei Jesus Christ! — So schließt Waltharis Lied[1].

Haec quicumque legis stridenti ignosce cicadae,
Raucellam nec adhuc vocem perpende, sed aevum,
Utpote quae nidis nondum petit alta relictis.
Haec est Waltherii poesis; nos salvet Iesus[2].

Da Ekkehard IV. seine feilende Nachhilfe auf Sprache und Ausdruck beschränkte, die alte Sage aber sich sonst nirgends in dieser Fassung wiederfindet, so können wir die Ausführung selbst wohl ziemlich sicher als das jugendliche Werk Ekkehards I. betrachten. An die erhabene Einfachheit und

---

[1] Übersetzt von Scheffel. [2] V. 1453—1457.

großartige Tragik des Nibelungenliedes reicht dieselbe nicht entfernt hinan. Die Verstümmelung der drei Hauptthelden hat fast einen etwas komischen Beigeschmack, den der Dichter am Schluß mit naivem Humor ausgebeutet hat. Dafür aber sind die Kampfschilderungen voll fesselnder Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit. Überhaupt verhindern es die nach Vergils Vorbilde angewandten Mittel der Kunstpoesie durchaus nicht, daß der nationale Gehalt der Sage in echt epischer Objektivität und Kraft zur Darstellung gelangt[1]. Mit Recht sagt darum Scheffel[2]: „Noch heute erquickt den Leser der waffenklirrende Nachhall germanischer Urzeit, der charakteristische Schmelz, der aus Bindung zweier so ungleicher Elemente, wie vergilischer Form und nibelungischen Inhalts, entstehen muß, die Einfachheit einer dennoch reichen Erfindung, das ruhige Gleichmaß im Fortschritt der Erzählung, die empfindende Wärme und epische Kraft des Dichters."

Neuntes Kapitel.

Der Ruodlieb.

Nicht viel später als um die Zeit, da das Walthariuslied durch Ekkehard IV. die uns erhaltene Fassung gewann, ist auch eine andere kleine Epopöe entstanden, von der aber bis jetzt nur lückenhafte Bruchstücke wieder aufgefunden worden sind. Das ist der „Ruodlieb". Wie jenes ein Stück altgermanischer Heldensage, so bannt dieser einen kleinen mittelalterlichen Ritterroman in die Form des lateinischen Hexameters. Die größeren Bruchstücke stammen aus einer Handschrift des Klosters Tegernsee; die vierunddreißig Blätter derselben werden noch durch ein paar andere ergänzt, die sich in St Florian fanden. Von B. J. Docen aufgefunden, wurden sie 1838 und 1840 von A. Schmeller veröffentlicht. Innere Gründe weisen auf einen Geistlichen in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts als Verfasser hin. Schmeller schrieb es dem Mönch Froumund von Tegernsee zu, der noch

[1] „Diktion und Vers zeigen den Schüler Vergils, der es selbst nicht verschmäht hat, hie und da einmal einen ganzen Vers seines Meisters seiner Darstellung einzuweben: im ganzen aber beherrscht er die durch Vergil geschaffene Ausdrucksweise des römischen Epos mit vollster Freiheit; sein Stil ist keineswegs ein künstlich gemachtes Mosaik aus antiken Reminiszenzen. Das römische Gewand schmiegt sich dem deutsch-nationalen Inhalt so vollkommen an, daß es oft als kein aus der Fremde erborgtes mehr erscheint, zumal der Dichter auch mitunter sich nicht enthält, eine deutsche Redewendung wörtlich in das Lateinische zu übertragen und gegen die Grammatik desselben als Deutscher sich zu versündigen" (A. Ebert, Geschichte der Literatur des Mittelalters III, Leipzig 1887, 275).

[2] S. 112 seiner Ausgabe.

nach 1017 unter Abt Ellinger lebte; Verschiedenheiten in Stil, Sprache und Reim machen es jedoch wahrscheinlicher, daß der Verfasser des „Ruodlieb" etwas später, zwischen 1023 und 1030, lebte[1].

Ein tüchtiger, junger Ritter, namens Ruodlieb, hat in seiner Heimat mehreren Herren treu und hingebend gedient, aber wenig Dank geerntet, sich nur Feindschaften zugezogen. Er übergibt daher die Sorge für seinen Familiensitz der noch rüstigen, wackern Mutter und zieht in die Fremde, nur mit seinem Pferde, einem Knappen und einem trefflichen Spürhunde. Trüb und traurig in die Zukunft schauend, trifft er unterwegs mit dem Jäger des Königs zusammen, der das bereits betretene Grenzland beherrscht, erregt zuerst Verdacht, gewinnt aber bald dessen Vertrauen, wird von ihm bei seinem König eingeführt und tritt in dessen Dienste. Mittels allerlei kunstreicher und wundersamer Jagdstückchen erlangt er große Beliebtheit. Der Friede, dessen sich das Land erfreut, wird aber durch den bösen Feind gestört, der bei Anlaß eines Marktes einen großen Streit erregt, bei dem viele Menschen ums Leben kommen. Es bricht Krieg aus. Ein Grenzgraf des Nachbarreiches bricht zuerst in das Reich des Königs ein, dem Ruodlieb dient, sengt und brennt und macht viele Gefangene, wird aber schließlich überwunden und selbst gefangen mit all seinen Leuten vor den König geführt, gegen welchen der Zug gerichtet war. Dieser behandelt den Überwundenen mit nahezu wunderbarem Edelmut und schickt ihn dann nebst Ruodlieb an seinen Herrn, den „kleineren" König, zurück, mit dem Antrag, auf tausend Jahre Frieden und Freundschaft zu schließen. Die Gesandtschaft ist mit dem besten Erfolg gekrönt. Es wird eine Zusammenkunft der beiden Könige verabredet und bald darauf gehalten, wobei der kleinere König die Leute des größeren aufs reichlichste beschenkt; dieser erlaubt indes nur den Geistlichen, die Geschenke anzunehmen.

Ruodlieb, dessen Name jetzt zum erstenmal genannt wird, kehrt mit dem größeren König an dessen Hof zurück und findet hier einen Boten mit Briefen aus der Heimat. Seine früheren Herren und seine Mutter wünschen ihn schleunigst zurück. Der König ist einverstanden und entläßt ihn aufs huldreichste. Als Andenken gibt er ihm zwei Silbergefäße in der Gestalt von Broten, das eine mit byzantinischen Goldmünzen, das andere mit Münzen und kostbarstem Schmuck gefüllt: das kleinere Brot soll er in Gegenwart seiner Mutter, das andere größere aber erst bei seiner Verheiratung vor seiner Erwählten anschneiden. Beim Abschied läßt der König ihm die Wahl, ob

[1] Lateinische Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts, von J. Grimm und A. Schmeller, Göttingen 1838. — Ruodlieb, Der älteste Roman des Mittelalters. Nebst Epigrammen. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar herausgeg. von Friedrich Seiler, Halle a. S. 1882, 160—171. — Rudlieb, Übertragung des ältesten deutschen Heldenromans, von M. Heyne, Leipzig 1897.

er mit Gold oder mit Weisheit belohnt sein wolle. Da Ruodlieb die Weisheit vorzieht, erteilt ihm der König zwölf weise Räte:

1. Traue keinem Rotkopf; denn das sind jähzornige und schlechte Menschen. — 2. Verlaß nie den schmutzigen Dorfweg, um durch die Saaten zu reiten; sonst wird man dich schelten, und du wirst zum Zorn hingerissen werden. — 3. Kehre nie ein, wo der Mann alt und die Frau jung ist, sondern wo umgekehrt der Mann jung und die Frau alt ist. — 4. Verleihe nie eine trächtige Stute zum Eggen, sonst geht das Junge zu Grunde. — 5. Besuche auch einen lieben Freund nicht zu oft; sonst verliert der Besuch an seinem Wert. — 6. Behandle nie eine Magd vertraulich wie eine Gattin, sonst wird sie übermütig. — 7. Suche dir eine Gattin nach dem Rat der Mutter, behandle sie gut, bleibe aber ihr Meister und vertraue ihr nicht alle deine Geheimnisse an, damit sie dir nicht bei etwaigem Streite verletzende Vorwürfe machen kann. — 8. Beherrsche den Zorn und schiebe die Rache wenigstens zum folgenden Tag auf. — 9. Laß dich nicht in Streit mit deinem Herrn ein, und wenn er etwas von dir leihen will, so schenk es ihm. — 10. Wo du eine Kirche siehst, empfiehl dich den Heiligen. Wo geläutet oder gesungen wird, gehe hin und halte die Andacht mit; das verlängert die Reise nicht, sondern verkürzt sie. — 11. Wenn dich jemand auffordert, um Christi willen das Fasten zu brechen, so weigere dich nicht; dadurch brichst du nicht sein Gebot, sondern erfüllst es. — 12. Hast du Ackerland an der Straße, so ziehe keine Gräben, um die Leute von den Saaten fern zu halten; sonst umgehen sie die Gräben, und du hast den doppelten Schaden.

10) Et numquam sit iter quoquam tibi tam properanter,
Ut praetermittas, quin, ecclesias ubi cernas,
Sanctis committas illis te vel benedicas.
Sicubi pulsetur aut si quo missa canatur,
Descendas ab equo currens velocius illo,
Catholicae paci quo possis participari,
Hoc iter haud longat, penitus tibi quin breviabit
Tutius et vadis hostem minus atque timebis.

11) Abnuito numquam, si te cogens homo quisquam
Oret amore pii ieiunia frangere Christi,
Non ea nam frangis sua sed mandata replebis.

12) Si tibi sint segetes prope plateas generales,
Non facias fossas, progressus ulteriores
In sata ne fiant; nam fossas circueundo
Strata fit utrimque per siccum gente meante;
Si non fodisses, damnum minus hinc habuisses.

An diese Weisheitssprüche knüpft sich zum Teil der weitere Verlauf der Geschichte. Nachdem Ruodlieb von dem Freunde sich verabschiedet, der ihn noch drei Tagereisen begleitet hat, drängt sich ihm richtig schon ein Rotkopf auf, dessen Begleitschaft er umsonst abzuschütteln versucht und der ihm gleich bei der ersten Furt seinen Mantelsack stiehlt. Ruodlieb kehrt bei einem jungen Bauern ein, der eine alte Frau hat, und findet die beste Aufnahme. Der Rote aber zieht zu einem alten Bauern mit einer jungen Frau, ver-

führt diese zum Ehebruch, erschlägt den Mann, wird aber gepackt und hingerichtet. Ruodlieb dagegen trifft mit einem jungen Neffen zusammen und kehrt mit ihm bei einer Gevatterin von Ruodliebs Mutter ein, die eine sehr schöne Tochter hat. Ruodlieb bezaubert alle mit seinem Harfenspiel, dann unterhält er die Tochter mit Würfelspiel, und sie verlieren gegenseitig ihre Ringe aneinander. Nur Rücksicht auf den guten Ruf verhindert die jungen Leutchen, daß sie nicht allzuweit gehen. Durch die Gevatterin wird Ruodlieb an die Sehnsucht seiner Mutter nach ihm gemahnt und reist weiter. Abgesandte der Mutter kommen ihm entgegen. Eine Dohle, die sprechen kann, verkündet seine unmittelbar bevorstehende Rückkehr. Das freudige Wiedersehen wird mit einem Festmahl gefeiert, zu dem Ruodlieb und der Neffe sorgfältigst Toilette machen. Dann hält er Zwiesprache mit der Mutter allein und schneidet vor ihr das kleinere der Silberbrote an, und dann in seinem Jubel auch noch das andere, ohne auf die Anweisung des Königs zu achten. Die Brote werden hier als afrikanische bezeichnet (factos apud Afros).

Ruodlieb begleitet nun zunächst seinen Neffen auf die Brautfahrt. Er unterhält die Burgfrauen, Mutter und Tochter mit seiner Gewandtheit im Kahnfahren und Fischen, sowie mit den Kunststücken seines wohldressierten Hundes. Zur Heirat kommen eine Menge Verwandte herbei. Ruodlieb empfiehlt die Partie hauptsächlich damit, daß es gelte, den Bräutigam dem Netze einer schändlichen Buhlerin zu entreißen. Dieser gesteht seine Schwäche reuevoll ein und wird von den Anwesenden in Gnaden aufgenommen. Auch das Fräulein gibt sein Jawort. Wie er sie aber auf seinen Schwertknauf zu ewiger Treue verpflichten will, liest sie ihm gehörig den Text und verbittet sich von seiner Seite weitere Buhlereien. Nun legt er klein bei und verspricht ihr vollständige Besserung, worauf dann die Verlobung und Überreichung der Hochzeitsgeschenke richtig von statten geht.

Jetzt dringt Ruodliebs Mutter darauf, daß auch er sich vereheliche, um die Fortdauer der Familie und ihres Besitzes zu sichern. Er erklärt sich bereit. Anstatt sich aber, nach dem weisen Rat des Königs, auch bei der Brautwahl an die Mutter zu halten, wendet er sich an eine der andern Verwandten und wird damit wirklich in die Irre geführt. Die ihm empfohlene Schöne ist eine leichtsinnige Kokette, die sich bereits mit einem Kleriker eingelassen hat. Zum Glück erfährt er nicht nur rechtzeitig ihre Unzuverlässigkeit, sondern kann ihr dieselbe auch sehr schlagend beweisen. Die Frömmigkeit und Wohltätigkeit der Mutter verdient aber Gottes Hilfe und Schutz, daß er doch zu einer guten Frau kommt.

> Sed Rôdlieb mater, quodcumque potest, operatur
> In Christi miseros, viduas, orbos, peregrinos.
> Inde merebatur, quod Rôdlieb valde beatur[1].

[1] VII 85—87.

In frohen Träumen wird der Mutter erst dieses künftige Glück gezeigt. Sie sieht, wie zwei Eber mit einer ganzen Schar Säue auf ihren Sohn eindringen, dieser aber die Tiere erlegt; dann sieht sie ihn auf einem Ruhebette im Wipfel einer hohen Linde ruhen, eine weiße Taube trägt eine kostbare Krone herbei und setzt sich liebkosend auf seine Hand.

Die Träume verwirklichen sich denn auch. In einer Falle nimmt Ruodlieb einen Zwerg gefangen, der ihm um Leben und Freiheit verspricht, den Schatz zweier Könige zu zeigen, des Immunch und seines Sohnes Hartunch. Diese werde er besiegen und erschlagen; dann könne er auch des Königs Tochter Hariburg gewinnen, wenn das auch großes Blutvergießen kosten werde. Als Geisel bietet er Ruodlieb seine eigene niedliche Zwerggemahlin an, die auf seinen Ruf alsbald erscheint:

> Parva, nimis pulchra sed et auro vesteque compta.
> Quae ruit ante pedes Rödlieb fundendo querelas:
> „Optime cunctorum, vinclis mihi solve maritum
> Meque tene pro se, donec persolverit omne."

Damit bricht das letzte Fragment (XVIII) ab. F. Seiler, der kritische Herausgeber der Dichtung, schlägt das Verdienst derselben ziemlich hoch an:

„Den absoluten Maßstab höchster poetischer Vollendung dürfen wir natürlich nicht an das Gedicht anlegen, vor dem relativen aber besteht es glänzend. Es leistet mehr, als man für jene Zeit erwarten und verlangen kann. — Das Gedicht atmet Leben, nicht Schule. Es ist nicht durch irgendwelchen Zweck eingegeben, sondern, wie jedes echte Kunstwerk, um seiner selbst willen da; es will genossen, nicht genutzt sein. Der Dichter ist ein Mann von gereifter Lebenserfahrung und mildem Charakter, von frommem, aber nicht zelotischem und noch weniger weltabgewandtem Sinne. Er verbindet mit realistischer Beobachtungsschärfe ein glückliches Darstellungstalent und ein freundliches Gemüt, das ihn zu den Menschen wie zur Natur und ihren Geschöpfen gleichmäßig hinzieht. An Originalität und Freiheit des Geistes, an Selbständigkeit in Wahl und Verarbeitung des Stoffes, an plastischer Gestaltungskraft, mit einem Worte an dichterischer Begabung überragt er alle seine Zeit- und Zunftgenossen durchaus. Daher läßt sich seinem Werke kein poetisches Erzeugnis in lateinischer Sprache von Waltharius bis zum Isengrimus, d. h. vom 10. bis 12. Jahrhundert, auch nur annähernd an die Seite stellen; es ist eben ein ‚literarisches Wunder' (G. Voigt)." [1]

Dieses Urteil dürfte doch starker Einschränkung bedürfen. Gerade sehr spannend ist die Verwicklung nicht zu nennen; die Charakteristik ist weder

[1] Seiler, Ruodlieb 199 200.

sehr mannigfaltig noch immer scharf, treffend und fesselnd; Sprache, Vers und die Form überhaupt sind so holperig und ungeschlacht, daß ein eigentlicher Genuß kaum möglich ist.

Zehntes Kapitel.

Das lateinische Tierepos.

Ungefähr in dieselbe Zeit wie die erste lateinische Bearbeitung der Nibelungensage fällt auch das früheste lateinische Tierepos, der Vorläufer der vielen späteren Bearbeitungen des Reineke Fuchs. Der Titel lautet: Ecbasis cuiusdam captivi per tropologiam. Das Gedicht enthält 1175 Hexameter, meist leoninisch gereimt[1]. Der Name des Verfassers ist unbekannt. Er war Mönch des Klosters St Evre in Toul, als dasselbe 936 nach längerem Verfall durch eine heilsame Reform wieder auf bessere Wege gebracht wurde. Wie er im Prolog bekennt, hatte er schon als Klosterschüler die Studien vernachlässigt, seine Zeit mit Possen verloren und sich durch seine Faulheit den Namen „Esel" erworben, war dann dem Kloster entlaufen, aber wieder aufgefangen und in Haft genommen worden. Da raffte er sich auf und gab sich ans Dichten, und da er sich hohen und erhabenen Stoffen nicht gewachsen glaubte, versuchte er seine Schicksale unter dem Namen und Bilde eines Kalbes zu erzählen.

Um Ostern, da die Hirten im Wasgau ihre Herden auf die Weiden trieben, macht sich ein im Stall zurückgebliebenes Kalb los und läuft lustig auf die Wiesen. Wie es dann aber in den anstoßenden Wald kommt, begegnet es dem Wolf in Gestalt eines Försters, der es freundlich begrüßt, mit in seine Höhle nimmt und ihm Gastfreundschaft zusagt, aber zugleich auch ankündigt, es müsse ihm morgen zum Ostermahl dienen. Gegen Mitternacht treffen die zwei Dienstleute des Wolfes, die Otter und der Igel, mit neuen Vorräten in der Höhle ein und vernehmen, was ihr Herr mit dem Kalbe vorhat. Der Igel singt seinen Herrn mit Zitherspiel in den Schlummer, aus dem ihn ein schreckhafter Traum aufscheucht. Der Igel rät darauf, das Kalb am Leben zu lassen. Auch die Otter mahnt den Wolf von dem

---

[1] Herausgeg. von J. Grimm und A. Schmeller (Lateinische Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts, Göttingen 1838); E. Voigt (Ecbasis captivi, das älteste Tierepos des Mittelalters, Straßburg 1875, in Quellen und Forschungen VIII). — Metrisch übersetzt von Weiske, Halle 1858. — J. Kelle, Geschichte der deutschen Literatur I, Berlin 1892, 209—216. — A. Ebert, Geschichte der Literatur des Mittelalters I 276—285.

Frevel ab, er werde sonst nach dem kanonischen Recht als Räuber sterben. Doch der Wolf besteht darauf, daß das Kalb gegen 6 Uhr geschlachtet werden solle.

Inzwischen ist aber der Verlust des Kalbes bei der Herde bemerkt worden. Der Hund führt die Herde vor die Höhle des Wolfes; das Brüllen des Stiers weckt diesen vom Schlummer auf. Der Wolf fordert Otter und Igel auf, für ihn zu kämpfen: er fürchtet niemand als den Fuchs, den er unter den Angreifenden nicht zu bemerken glaubt. Otter und Igel wollen aber nicht eher kämpfen, bis sie wissen, wie es mit seinen Beziehungen zum Fuchs steht. Und nun schiebt sich in die Rahmenerzählung „vom Wolf und Kalb“ eine weit längere „vom kranken Löwen und vom geschundenen Wolf“ [1] ein, worin der Fuchs schon so ziemlich die Hauptrolle spielt.

Der Löwe liegt nierenkrank in seiner Höhle. Durch seinen Kämmerer, den Wolf, läßt er alle Tiere des Waldes vor sich laden, um ihm ein Heilmittel anzugeben. Alle kommen, nur der Fuchs nicht. Der Löwe grollt und befiehlt, durch den Wolf noch mehr aufgereizt, ihn in Stücke zu reißen. Der Pardel nimmt sich indessen des Fuchses an, der nun zu Hofe kommt und sich durch Entschuldigungen zu retten sucht. Nur aus Sorge für den Löwen hat er sich so verspätet; denn bis zum See Genesareth ist er gepilgert; da hat ihm das kluge Wasserhuhn das geheime Mittel angegeben, das allein den König retten kann, und ihm auch den nächsten Weg an den Hof bezeichnet, über Rom nach Bordeaux. Der Storch, den er in Pavia traf, habe dasselbe Mittel angegeben.

Der Löwe traut der Sache nicht; da aber alle Tiere kniefällig für den Fuchs einstehen, gibt er nach und erlaubt dem Fuchs, als Zeichen seiner Gnade, sein Königsscepter berühren zu dürfen. Unter vielem Sträuben rückt dann endlich der Fuchs mit dem Geheimnis heraus: dem Wolfe müsse das Fell ausgezogen, der König in dasselbe gewickelt werden, nachdem ihm erst Lenden und Rücken mit dem Fischgehirn eingesalbt wären, das der Fuchs aus Indien mitgebracht. Zwei Luchse und der Bär ziehen nun dem Wolfe das Fell ab bis auf Kopf und Füße. Der Fuchs aber, zum Pfalzgrafen ernannt, spielt mit großer Würde den Arzt weiter, verordnet ihm die richtige Mönchskost und führt ihn im Garten spazieren. Die Tiere, welche drei Tage gefastet, erhalten auf Vorschlag des Leopards ein reichliches Mahl; dann werden die Ämter und Geschäfte bei Hofe unter sie verteilt.

Die Bären müssen das Holz herbeischleppen, die Kamele die Teppiche, die Ottern und Biber das Wasser. Der Tiger hat die Bäckerei zu besorgen,

---

[1] Schon in Distichen bearbeitet von Paulus Diaconus (Poetae latini aevi Carolini rec. E. Dümmler I, Berol. 1880, 62—64). — Die „Fabel vom Löwen und Hirsch“ findet sich in Fredegars Chronik (lib. 2, 57. Script. rer. Merowing. II 81), ebenso in der Klostergeschichte von Tegernsee (B. Poz, Thesauri anecdot. nov. III 1, 493 f), aber aus dem Löwen ist daselbst ein Bär geworden.

der Elefant die Küche. Der Hirsch wird zum Mundschenk ernannt, der Leopard zum Truchseß, der Eber zum Türhüter. Luchse und Gemsen sollen die Leibwache bilden, die Meerkatzen das Bett bereiten, die Affen für das Licht sorgen. Dem Igel wird aufgetragen, Äpfel und Mandeln zu bringen; da er aber aus Adelsstolz sich dessen weigert, wird er in die Küche verwiesen, wo er den Bratspieß zu drehen hat und das Spülwasser zu trinken bekommt.

Der Pardel fehlt noch. Der Fuchs geht ihn holen, während der Leopard ihn dermaßen preist, daß der König ihn zu seinem Nachfolger an Sohnes Statt ernennt. Auf die Frage, weshalb er so lange gesäumt, erklärt er, er habe dem König ein Schlafmittel verschaffen wollen, und führt als solches Amsel und Nachtigall vor.

Das Mahl hat inzwischen längst begonnen, und die zwei Sänger singen rührende Lieder vom Leiden Christi. Der Pardel will aber ein lustiges Lied haben. Die beiden tränenbenetzten und aschebedeckten Sänger baden sich darum in der Gironde und vereinigen sich dann, wohlaufgeputzt, mit dem Sittich und dem Schwan, um ein Osterlied zu singen. Alles ist nun lustig und voller Freude. Nur der Fuchs scheint nicht recht zufrieden, und da der König fragt, was ihm fehle, gesteht er, daß ihm zu seinem Glücke noch eine gewisse Höhle auf dem Berge fehle — die Höhle, welche der Wolf bewohnt.

Der König entläßt nun die Tiere. Die Nachtigall singt ihn in den Schlaf. Nachdem er drei Tage und Nächte geschlafen, zieht der Löwe in den Schwarzwald. Amsel und Nachtigall gehen in den Westen, der Schwan zu den Normannen und der Sittich nach Indien. Der Fuchs aber macht eine Spott-Grabinschrift auf den Wolf und läßt sich dann von dem Leopard in die ihm zugeteilte Burg installieren.

So weit die lange Zwischengeschichte. Die Otter dankt dem Wolfe für seine schätzbaren Mitteilungen und steigt dann auf den Hügel über der Höhle, um Ausschau zu halten. Da sieht sie die Feinde allesamt zum Angriff bereit, an ihrer Spitze den Fuchs mit der Belehnungsurkunde, die ihm die Höhle zuteilt. Erschrocken dringt die Otter in den Wolf, er solle das Kalb freigeben. Da er sich weigert, flieht die Otter durch einen Sprung in den Fluß, der Igel macht sich in den Felsen unsichtbar. Die Burg wird gestürmt; der Wolf, durch Schmeichelreden des Fuchses aus seiner Höhle hervorgelockt, wird vom Stier an einen Baum gespießt. Der Fuchs widmet ihm auch hier eine Spottinschrift und nimmt von der Burg Besitz. Das gerettete Kalb aber geht mit seiner Mutter nach Hause und erzählt ihr unterwegs, was es ausgestanden.

Manche Züge dieses Tierepos entstammen den äsopischen Fabeln, andere dem viel verbreiteten „Physiologus". In Bezug auf die Form hat der Dichter vieles (etwa ein Fünftel der Verse) aus Horaz (Episteln und Satiren) herübergenommen, vieles auch aus Prudentius (Hamartigenia)

und andern christlichen Dichtern[1]. Die Tiere sind durchweg als Mönche geschildert, werden auch als Fratres und Confratres angeredet, der Löwe als „Abt“ und „Vater“; doch spielen einzelne Züge auch ins Weltleben hinüber. Die satirischen Anspielungen, an denen das Gedicht reich sein dürfte, lassen sich natürlich nur vermuten, keineswegs nachweisen; aber die drollige Erzählung wirkt schon für sich ergötzlich genug.

Die in die Vergangenheit zurückgreifende Zwischengeschichte erwähnt König Konrad I., die Haupterzählung König Heinrich I.

Die Tiersage mit den bereits in der Ecbasis vorhandenen Hauptgestalten behielt in Nordfrankreich und den angrenzenden Niederlanden ihre Volkstümlichkeit und fand schon in der nächsten Zeit noch mehrfache lateinische Bearbeitung.

Eine kürzere — der Isengrimus — (in 344 Distichen), das Werk eines südflandrischen Dichters, mag etwa aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts stammen[2]. Sie umfaßt nur zwei Abenteuer: die Krankheit des Löwen und die Wallfahrt der Gemse. Das erste deckt sich ziemlich mit der Darstellung in der Ecbasis; das zweite erzählt Renard, um dem König während dessen Rekonvaleszenz die Zeit zu kürzen. Bertiliana, die Gemse, unternimmt eine Wallfahrt, erst allein, dann mit sieben Gefährten, welche sich ihr anschließen. Die Hornbewaffneten, Hirsch, Widder und Bock, bilden den Vortrab. Renardus ist Reisemarschall, der Esel Lastträger und Türhüter, die Gemse Wächter und der Hahn Stundensager. Isengrim, zwar vollgefressen, aber doch schon wieder beutegierig, hat die Pilger bemerkt und schleicht sich an die Herberge im Walde, wo sie sich für die Nacht Unterkunft suchen. Renardus hat ihn aber ebenfalls beobachtet und sinnt nun auf eine List, ihn zu verscheuchen. Glücklich trifft er unterwegs einen toten Wolf, an einem Baume aufgehängt; diesem schneidet er den Kopf ab und nimmt ihn in die Herberge mit. Wie nun Isengrim erscheint, um mitzuspeisen, wird ihm der Wolfskopf vorgesetzt mit der Bemerkung, daß nichts vorrätig sei als sieben Wolfsköpfe. Da der Wolf stutzt, wird der Wolfskopf abgetragen, aber bald als ein zweiter wieder gebracht und so als dritter, mit einem Holzstück gesperrt. Dem Isengrim wird es nun immer unheimlicher, und trotz der wiederholten spöttischen Einladungen schleicht er erschrocken davon.

---

[1] Die Geschichte vom kranken Löwen findet sich bereits im Pantschatantra (I 11) und ist aus diesem in dessen vielfache orientalische und occidentalische Nachkommenschaft von Fabelbüchern übergegangen. Die Stelle des Fuchses nimmt aber der Schakal ein, die des Wolfes das Kamel, das durch die List des Schakals dahin gebracht wird, daß es sich selbst dem kranken und hungrigen König zur Speise anbietet (Benfey, Pantschatantra I, Leipzig 1859, 230—234; II 80—85).

[2] Bei Jakob Grimm, Reinhart Fuchs, Berlin 1834, 1—24. Kurze Übersicht ebd. LIX—LXIII.

„Die Dichtung ist mit Geschick und sogar mit Gewandtheit behandelt; gleich im Eingang, aber auch an andern Orten (z. B. V. 503—514) zeigt die Darstellung Frische und Leben, das Gespräch fügt sich meistenteils in angemessener Bewegung. Es mangelt nicht an Bildern und Vergleichungen.... Der Dichter scheint unter den Klassikern vorzüglich Ovid gelesen zu haben."

Weit umfangreicher ist die andere Bearbeitung Reinhardus Vulpes, in 6596 Versen, von dem flandrischen Magister Nivardus um die Mitte des 12. Jahrhunderts verfaßt[1]. Zu den zwei Abenteuern des Isengrimus gesellen sich hier noch zehn andere und bieten ihnen einen höchst ergötzlichen Rahmen.

1. Isengrim, längst über Reinhard erbost, trifft ihn im Walde und will ihm ans Leben; Reinhard rettet sich nur damit, daß er einem vorbeiziehenden Bauern sein geschlachtetes Schwein abjagt und dem gefräßigen Wolfe überläßt. 2. Um sich zu rächen, prahlt er bei ihm über seine Methode zu fischen, die darin bestehe, den Schwanz ins Wasser zu halten, der die Fische anzöge, und, wenn genug Fische angebissen, sich dann aufs Trockene zurückzuziehen. Der gierige Isengrim versucht das, bis der Schwanz ihm einfriert. Reinhard aber stiehlt unterdessen dem Frühmesser Bovo seinen Hahn und lockt die Leute nach dem Weiher, wo die Bäuerin Aldrade dem Wolfe den Schwanz abkappt. 3. Reinhard tröstet ihn und ladet ihn ein, als Feldmesser einen Rechtsstreit zu schlichten, den vier Widder über ein Grundstück führen. Auf Reinhards Rat stellt er sich in die Mitte. Denn wo sie zusammentreffen, da soll die Grenze sein. Die Folge davon ist, daß sie ihn jämmerlich zerstoßen, so daß er fast des Todes ist.

Es folgt nun (4. und 5.), wie im Isengrimus, die Geschichte vom kranken Löwen und von der Wallfahrt der Gemse Bertiliana. Nachdem aber Isengrim vor dem ihm aufgetischten Wolfskopfe zurückgewichen, hat es damit nicht sein Bewenden; er ruft noch in der Nacht seine gesamte Wolfssippe zusammen und belagert mit ihr die Herberge im Walde. Die Pilger sind indes aufs Dach gestiegen und machen von hier aus einen solchen Lärm, daß die Wölfe eingeschüchtert die Flucht ergreifen. 6. Obwohl durch Reinhardus gerettet, trauen Gerhard, der Gänserich, und Sprotin, der Hahn, ihm nicht und geben deshalb die Wallfahrt auf. Vergeblich sucht Reinhard wenigstens den Hahn für die Fortsetzung derselben zu gewinnen. Dagegen weiß er den Hahn vorübergehend durch das Lob seines Gesanges zu berücken; doch wird der Hahn in äußerster Gefahr noch von dem Jäger und seinen Hunden gerettet. 7. Mittels Krapfen, die er von einem Klosterkoch erhalten, gewinnt Reinhard den Wolf für den Gedanken, ins Kloster zu gehen, macht ihm

[1] Herausgeg. von Mone (Reinardus Vulpes), Stuttgart 1832, und E. Voigt (Ysengrimus, herausgeg. und erklärt), Halle 1884.

selbst eine Tonsur und führt ihn ins Kloster Blandinium. Nachdem er ihn hier untergebracht, schleicht er in Isengrims Haus und entehrt in schimpflichster Weise dessen Weib und Kinder. Isengrim führt sich im Kloster über alle Maßen dumm und täppisch auf, zieht im Keller den Fässern die Zapfen aus und richtet alles mögliche Unheil an. Die Mönche bearbeiten ihn dermaßen mit Schlägen und Stößen, daß er sich aus dem Staube macht und nach Hause eilt. Da findet er sein Weib in einer Schlucht hängend, rettet sie und vernimmt von ihr Reinhards Untaten. Er schwört ihm ewige Rache.

8. Die Erzählung greift nun zu der früheren Episode zurück, wo der Wolf geschunden den Hof des Königs verläßt. In seiner erbärmlichen Nacktheit trifft er mit dem Pferde Corvigar zusammen, das eben ein Storch aus dem Schilfgras vertrieben hat. Er verlangt von Corvigar dessen Haut; der verspottet ihn erst, stellt sich dann reuig und fleht um Verzeihung; wie aber Isengrim den ihm dargebotenen Fuß fassen will, schlägt er ihm so ins Antlitz, daß er zu Boden stürzt. 9. Auf sein Geschrei kommt Reinhardus herbei, tut sehr teilnehmend und schiebt die Schuld, daß der König Isengrim enthäuten ließ, auf den Widder Joseph. Zu diesem führt er seinen Oheim und sorgt dafür, daß derselbe abermals geprellt wird. Auf Isengrims Forderung erbietet der Widder für die Feldmessung zwölffachen Zins und dazu noch, selbst in den Rachen des Wolfes zu springen. Dieser reißt den Rachen auf, soweit er kann. Der Widder stößt ihn mit seinen Hörnern zu Boden und bringt ihm neue Wunden bei. 10. Reinhardus führt den Löwen als Gast zu Isengrim; sie erjagen zusammen ein Kalb; der Wolf soll es teilen, und dieser spricht jedem ein Drittel des Kalbes zu. Dafür reißt ihm der Löwe ein Drittel seiner Haut von der Schulter bis zum Schwanz herunter. Nun soll Reinhardus die Teilung vornehmen. Dieser weist ein Drittel dem Löwen, ein zweites der Löwin und ein drittes dem jungen Löwen zu; ob er selbst einen Fuß des Kalbes erhalten soll, überläßt er der Großmut des Löwen. Wie ihn dieser fragt, von wem er teilen gelernt, sagt er: „Von meinem Oheim!“ 11. Reinhardus rät Isengrim, von dem Esel Carcophas, dem Sohne Balduins, eine Haut zu verlangen, die dieser seinem Vater schuldig geworden sei. Carcophas verlangt Zeugeneid und führt Isengrim zu einer Falle, als dem Heiligtum, bei dem er schwören soll. Das Eisen packt alsbald des meineidigen Wolfes Pfote, und er kann sich nur dadurch retten, daß er sich selbst die Pfote abbeißt. 12. Im Walde trifft Isengrim die alte Sau Salaura, die mehr als fünfzehn Eicheln gefressen hat. Er schmeichelt ihr. Sie verlangt, er soll ihr das Ohr drücken, wenn sie jetzt ihren Gesang anstimmen werde. Ihr Geschrei ruft die ganze Herde herbei, die sich auf den armen Isengrim stürzt und ihn zerfleischt. Während er unter Verwünschungen stirbt, kommt Reinhardus herbei und führt mit ihr allerlei heuchlerische Reden über den Lauf der Welt. Salaura schimpft namentlich

über den Papst, worauf Reinhardus sagt: „Lebte mein Oheim noch, er würde so vermessene Worte nicht dulden, sondern den schuldlosen Papst rächen.“

Die Dichtung hat sehr verschiedene Beurteilung gefunden. J. Grimm findet die Darstellung „minder gedrängt und gehalten“ als die des Isengrimus, aber „immer noch belebt, verständig und erfinderisch, was sich besonders in Führung der Gespräche zeigt“ [1]; „seine Arbeit zeugt von Verstand, Talent und vielseitiger Ausbildung; ich denke nicht, daß ihm die Gaben eines der ausgezeichneteren lateinischen Dichter des 12. Jahrhunderts den Rang streitig machen, weder des Hildebert von Mans († 1133) noch des Matthäus von Vendôme, des Ägidius von Corbeil, des Henricus von Septimello, welche etwas später, gegen den Schluß des Jahrhunderts, blühten“ [2]. Gervinus dagegen nennt das Werk „ein recht eigentlich unleidliches Gedicht“, und sucht dieses Urteil dann im einzelnen zu begründen. In der Tat ist das Tierepos zu stark zur gehässigen Satire geworden, vieles zu roh und schmutzig, zu frech und ausgelassen, als daß der Eindruck ein günstiger sein könnte. „Der Spott ist oft so frech, wie er selbst im Mittelalter selten sonst gefunden wird.“ [3]

Elftes Kapitel.

Hroswitha von Gandersheim.

Nachdem bereits Heinrich I. (919—936) dem deutschen Königtum wieder Ansehen und Macht verschafft hatte, erlangte das Imperium Karls d. Gr. durch Otto d. Gr. (936—973) eine glorreiche Erneuerung, welche ebenfalls der Literatur zu gute kam. Ähnlich wie Karl suchte Otto die ihm mangelnde Schulbildung dadurch zu ersetzen, daß er in vorgerückten Jahren noch Latein lernte und Grammatiker, wie Gunzo und Stephan, nach Deutschland berief. Seine Mutter Mathilde, seine zweite Gattin Adelheid und sein jüngster Bruder Bruno stehen nicht nur im Heiligenkalender, sondern zeichneten sich auch durch ihre feinere Bildung aus, besonders Bruno, der sich mit großem Ernst und Eifer sowohl dem Studium der Alten als der christlichen Dichter widmete, als Reichskanzler und Erzbischof von Köln (950—965) eine Hauptstütze des kirchlichen Lebens wie der kirchlichen Studien wurde. Sammelte Otto auch keine so glänzende Tafelrunde um sich wie Karl, so besuchte doch mancher gelehrte Fremde seinen Hof, wie der Italiener Liutprand, der Ire Israel, der Lothringer Ratherius und gelehrte Griechen, die geradezu als

---

[1] Jakob Grimm, Kurze Übersicht LXXVIII. [2] Ebd. CI.

[3] Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen I, 3. Ausgabe, Leipzig 1846, 140—143.

seine Lehrer bezeichnet werden. Noch lebhafter erwachte das Interesse für griechische Literatur und Bildung, als Otto II. (972) sich mit der griechischen Kaisertochter Theophano vermählte. Einer Tochter Ottos, Mathilde, Äbtissin von Quedlinburg, widmete Widukind seine sächsische Geschichte; Gerberga, die Nichte des Kaisers, Äbtissin von Gandersheim, galt als eine überaus vielseitig gebildete Frau.

Die glänzendste Vertreterin der Literatur in dieser Zeit ward indes eine schlichte Nonne, Schülerin der kaiserlichen Nichte Gerberga, Hroswitha (Roswitha, eigentlich Hrôtsvith oder Hrotsuitha) von Gandersheim[1].

Über ihre Personalien weiß man fast gar nichts — weder Geburts- noch Sterbejahr, weder Familiennamen noch Herkunft und weitere Lebensschicksale. Aus ihren Werken erhellt nur, daß sie etwas älter als Gerberga war, dem von dieser geleiteten Kloster Gandersheim angehörte, daß sie durch innere Neigung sich zur Poesie wie zu den Studien hingezogen fühlte, im stillen und autodidaktisch zu dichten versuchte, zuerst an der älteren Nonne Rikkardis und andern Schwestern, dann an Gerberga treffliche und vielseitige

[1] Ihre verschollenen Werke wurden um 1492 (oder 1493) in dem Benediktinerstift St Emmeram zu Regensburg von dem Humanisten Konrad Celtes wieder aufgefunden und unter dem Titel Opera Hrosvite illustris virginis et monialis germane, gente saxonica orte, nuper a Conrado Celte inventa zu Nürnberg 1501 herausgegeben. — Neuausgaben: K. A. Barack, Die Werke der Hrosvitha, Nürnberg 1858; J. Bendixen, Hrotsvithae Gandersh. Comoedias VI. ad fidem cod. Emmeramensis ed. Lübeck 1857; Hrotsvithae opera rec. et emend. P. de Winterfeld, Berol. 1902. — Das Gedicht De gestis Oddonis I, abgedruckt bei Pertz, Monum. Germ. Hist. SS. IV 317 ff; De primordiis coenobii Gandersheimensis (ebd. IV 306). — Sämtliche Werke herausgeg. von H. L. Schurzfleisch, Wittenberg 1707; Migne, Patr. lat. CXXXVII 939—1196. — Die Echtheit ihrer Schriften angefochten von J. Aschbach, Roswitha und Konrad Celtes (Sitzungsberichte der Akademie), Wien 1867; 2. Aufl. ebd. 1868; siegreich verteidigt von R. Köpke, Zur Literaturgeschichte des 10. Jahrhunderts, 2. Tl: Hrotsuit von Gandersheim, Berlin 1869. — Mit Recht führt E. Bernheim (Lehrbuch der historischen Methode[2], Leipzig 1894, 289) Aschbachs Versuch als ein abschreckendes Beispiel von Hyperkritik an. — Vgl. F. Löher, Hrotsvitha und ihre Zeit (Wissenschaftliche Vorträge), München 1858. — E. Dorer, Roswitha, die Nonne von Gandersheim, Aarau 1857. — G. Freytag, De Rosuitha poetria. (Dissert.) Breslau 1839. — A. H. Hoffmann v. Fallersleben, De Roswithae vita et scriptis. (Dissert.) Breslau 1839. — H. v. Walderdorff, Hrotsuit von Gandersheim (Verhandl. des histor. Vereins für Oberpfalz und Regensburg XXIX). — Ch. Magnin, Hrosvitha, de la comédie au Xme siècle (Revue des Deux Mondes XX [1839] 441—480); Ph. Chasles, Hrosvita et ses contemporains (ebd. XI [1845] 707—731). — W. H. Hudson, Hrosvitha of Gandersheim (The Engl. Historical Review III, London 1888, 431—457). — C. Grashof, Das Benediktinerinnenstift Gandersheim und Hrotsuitha, die „Zierde des Benediktinerordens" (Studien und Mitteilungen aus dem Benediktinerorden V—VII [1884—1886]). — K. Strecker (Neue Jahrb. f. d. klass. Altertum, 15. Sept. u. 15. Okt. 1903).

Lehrerinnen fand, auf Anregung der letzteren auch ein größeres Gedicht auf Otto I. verfaßte, das bis zur Krönung Ottos II. in Rom (973) reicht. Sie mochte also wohl etwa um 930 geboren sein und noch über 973 hinaus gelebt haben. Ihre innige Vertraulichkeit mit Gerberga legt die Annahme nahe, daß sie aus vornehmer Familie stammte. Sicher ist dies indes nicht. Kein Zweifel kann aber darüber herrschen, daß sie ein großes poetisches Talent mit einer für jene Zeit bewundernswerten Gelehrsamkeit und Bildung vereinigte, und zwar in liebenswürdigster Weise. Nirgends eine Spur von eitler Selbstüberhebung, sondern eine mädchenhafte Schüchternheit, Anspruchslosigkeit und Naivetät, verklärt von inniger Frömmigkeit.

In schlichtester Offenheit erklärt sie die Nöten, die ihr die Poesie bereitet, welche Hilfe sie dabei gefunden, wie bescheidene Ziele sie ihrem winzigen Genie (ingeniolum) steckt, das sie doch nicht verrosten lassen will. Und da ihr anderweitige, mehrversprechende Tätigkeit versagt ist, hofft sie wenigstens, mit ihren Verslein etwas zum Lobe Gottes beizutragen[1]. Wie ein Kind schaut sie zu dem gelehrten Kölner Erzbischof und Reichskanzler Bruno, dem Oheim ihrer eigenen jugendlichen Lehrerin, empor:

> At Christus, Patris sapientia vera perennis,
> Tironem refovendo suum clementius istum
> Ipsi dona dedit tantae praeclara sophiae,
> Quod non est illo penitus sapientior ullus
> Inter mortales fragilis mundi sapientes.

Neigung wie Studium führten Hroswitha zunächst der Epik zu. Sie fand eine lateinische Bearbeitung des apokryphen Jakobus-Evangeliums; die Legenden sprachen sie an, und sie verfaßte danach ein Marienleben (in

---

[1] Unde, clam cunctis et quasi furtim, nunc in componendis sola desudando, nunc male composita destruendo, satagebam iuxta meum posse, licet minime necessarium, aliquem tamen conficere textum ex sententiis Scripturarum, quas intra aream nostri Gandersheimensis collegeram coenobii. Primo sapientissimae atque benignissimae Rikkardis, magistrae, aliarumque suae vicis instruente magisterio, deinde prona favente clementia regiae indolis Gerbergae, cuius nunc subdor dominio abbatiae, quae aetate minor, sed, ut imperialem decebat neptem, scientia provectior, aliquot auctores, quos ipsa prior a sapientissimis didicit, me admodum pie erudivit. Quamvis etiam metrica modulatio femineae fragilitati difficilis videatur et ardua, sola tamen semper miserentis supernae gratiae auxilio, non propriis viribus confisa, huius carmina opusculi dactylicis modulis succinere apposui, ne creditum talentum ingenioli, sub obscuro torpens pectoris rubigine, neglegentia exterminaretur, sed sedulae malleo devotionis percussum, aliquantulis divinae laudationis referret tinnitum, quo si occasio non daretur negotiando aliud lucrari, ipsum tamen in aliquod saltem extremae utilitatis transformaretur instrumentum (Hrotsuithae in Opera sua metrice conscripta Praefatio; Migne, Patr. lat. CXXXVII 1063 1064).

859 Hexametern) unter dem Titel: Historia nativitatis laudabilisque conversationis intactae Dei Genetricis, quam scriptam reperi sub nomine Sancti Iacobi fratris Domini. Sie war noch ganz jung, als sie diesen ersten poetischen Versuch unternahm, und wußte nichts Näheres über die Apokryphen und deren Wert. Als sie darüber aufgeklärt wurde, wollte sie das angefangene Gedicht nicht verderben, weil sie meinte, was man für falsch gehalten, könnte sich ja noch als wahr herausstellen. Dies war nun freilich nicht der Fall. Wohl aber war die Gefahr teilweise entschwunden, welche die Apokryphen in den ersten Zeiten boten. Als Poesie aufgefaßt, flößten die darin enthaltenen Marienlegenden keine Bedenken mehr ein, und die junge Dichterin von Gandersheim stieß damit nicht bloß auf keinen Widerspruch, sondern fand eine Menge Nachahmer durch alle folgenden Jahrhunderte. Hroswitha hat also hier für eine ganze Art von Poesie Bahn gebrochen, und zwar unstreitig mit Glück. Ihre Darstellung ist von einem lebendigen Geiste inniger Beschaulichkeit getragen, sowohl da, wo sie den Text des evangelischen Berichtes in schlichten, ungekünstelten Versen wiedergibt, als auch wo sie der Legende folgt und sich eine freiere und reichere Ausführung gestatten kann. Ein schönes Beispiel für das erstere ist ihre Erzählung von Christi Geburt, für das letztere die Flucht nach Ägypten. Allerliebst beschreibt sie da, wie die heilige Familie in einer Höhle unterwegs rasten will, furchtbare Schlangen aus derselben hervorkriechen, aber vor dem Christkinde ohnmächtig sich im Staube ringeln, wie das Gotteskind dann selbst seine Mutter und seinen Pflegevater beruhigt, wie Tiger und Pardel aus der Wüste herbeikommen und der heiligen Familie das Geleit geben, eine riesige Palme auf des Kindes Wink ihre Krone herniedersenkt, damit die müden Pilger sich an ihren Früchten laben können, die Palme aber für ihre Bereitwilligkeit für immer zum Zeichen des himmlischen Triumphes erhoben wird. Dabei wird das Jesukind wiederholt redend eingeführt, und die Erzählung erhält dadurch dramatische Lebendigkeit.

Siehe! das liebliche Kind an der Brust der erhabenen Mutter
Neigte sich sanft und sprach zur Palme mit frohem Gemüte:
„Palmbaum, neige die Wipfel und beuge die stolzen Gezweige,
Daß von den Früchten die Mutter nach ihrem Gefallen sich pflücke!“
Also sprach es gebietend; es neigte der stolzeste Baum sich,
Beugte sich willig und lag zu den Füßen der göttlichen Mutter.
Als der reichlichen Frucht die gehorsame Palme beraubt war,
Blieb sie zur Erde gebeugt und wagte sich nicht zu erheben,
Sondern erwartete noch den Wink des gebietenden Knaben.
Jesus sprach zu dem Baum: „Jetzt, Palme, erhebe dich wieder,
Denn du wurdest erwählt zum Genossen der seligen Bäume,
Welche des Ewigen Hand in den Gärten von Eden gepflanzt hat.
Glänzender Ruhm sei dir für künftige Zeiten beschieden;
Palme, du glänzest dereinst als Zeichen des herrlichsten Sieges!

Jetzt ergieße sogleich an deiner gesegneten Wurzel
Mit klarströmender Flut sich eine verborgene Quelle!"
Hurtiger ward das Gebot erfüllt, als der Herr es gesprochen;
Und die Begleiter des Knaben erhoben mit freudigem Dank ihn,
Als sie des frisch entspringenden Quells hellfließende Wellen
Schauten, sie stillten den Durst am lauteren, lieblichen Borne[1].

Denselben Zug treffen wir in einem zweiten Gedicht, das Hroswitha nach einer ursprünglich griechischen, aber bereits von einem Bischof Johannes lateinisch übersetzten Vorlage verfaßt hat und das die „Himmelfahrt Christi" (in 150 Hexametern) feiert. Die Abschiedsworte Christi und seine Begrüßung im Himmel durch die Chöre der Engel nehmen einen breiten Raum ein.

An diese zwei Epopöen, die man noch biblisch nennen kann, reihen sich sechs Legenden aus dem Leben der Heiligen: das Martyrium des hl. Gangolf (582 Verse); das Martyrium des hl. Pelagius, „des köstlichsten Märtyrers, der zu unsern Zeiten zu Cordova mit dem Martyrium gekrönt wurde" (414 Verse); der Fall und die Bekehrung des Vicedominus Theophilus (455 Verse); die Bekehrung eines gewissen verzweifelten Jünglings durch den hl. Basilius (259 Verse); das Martyrium des hl. Dionysius (266 Verse); das Martyrium der hl. Agnes (459 Verse).

Wie in ihrem „Marienleben", hält sich die Dichterin auch in diesen Legenden mit großer Pietät an die ihr vorliegende Überlieferung, so daß sich ihre künstlerische Tätigkeit nahezu ganz auf die formelle Gestaltung beschränkt. Darunter ist aber keineswegs die bloße Versifikation zu verstehen. Mit dichterischer Vorliebe und Begeisterung hat sie sich die jeweiligen Stoffe ausgewählt, welche teils den Heroismus des christlichen Martyriums, teils die Jungfräulichkeit, teils den Triumph der Gnade über Sünde und menschliche Schwäche verherrlichen. Und folgt sie nun auch im wesentlichen den gegebenen Vorlagen und nimmt mitunter sogar deren Ausdruck in ihre Darstellung herüber, so behält sie sich doch eine künstlerische Wahl und Verwendung vor, kürzt oder erweitert, übergeht einen oder den andern Zug, fügt auch da und dort hinzu, um die Erzählung besser zu begründen und zu verbinden, beschreibt eingehender, dramatisiert, haucht dem Bericht mehr poetische Stimmung ein und bringt endlich alles in leichtfließende, oft auch melodische Verse, welche zwar den kunstvollen Bau der großen antiken Klassiker nicht erreichen, aber über die Durchschnittsleistungen des Mittelalters doch entschieden hervorragen.

Es ließen sich hier interessante Parallelen ziehen, z. B. zwischen ihrer Behandlung der St Agnes-Legende und dem schönen Hymnus des hl. Ambrosius wie mit dessen Prosaerzählung vom Martyrium der hl. Agnes, dann dem

---

[1] Übersetzt von E. Dorer.

alten Festoffizium der Heiligen und dem Gedichte des Prudentius. Ihre Erzählung faßt alles Schöne zusammen, was die früheren Bearbeitungen enthalten, und kann sich jedenfalls neben denselben sehen lassen, wenn auch andere aus sprachlichen, stilistischen oder ästhetischen Gründen diese oder jene andern vorziehen mögen.

Dem jugendlichen Sohne des Stadtpräfekten von Rom, der Agnes seine Liebe gesteht und um ihre Hand wirbt, hält die zarte Jungfrau in den folgenden Worten ihre bräutliche Liebe zu Christus entgegen:

Glaubt ihr wohl, ihr könntet das Herz, das geweihte, verführen,
Welches mit süßer Gewalt die Liebe zum Ewigen fesselt?

Siehe! es schmücket mein Haupt das gesegnete Zeichen der Treue!
Christus hat mich erwählt; er hat mich fest ihm verbunden!

Ihn allein, den Geliebten, verlangt mein Geist zu erfassen,
Nimmer begehrt mein Herz nach fremden Genossen und Freunden!

Geistige Kraft und jeglicher Schmuck umstrahlen den Hehren!
Alles verdunkelt sein Ruhm auf Erden und droben im Himmel!

Vor der Zeiten Beginn erzeugte der ewige Gott ihn,
Gleich an göttlicher Macht und gleich an heiliger Würde!

Ohne Erzeuger empfing und gebar ihn die edelste Mutter,
Nährte den eigenen Gott, als Mensch in den Zeiten erschienen.

Göttliche Schönheitsfülle bewundern staunend der Sonne
Flammende Glut und das mildere Licht des beleuchteten Mondes.

Sonne und Mond verherrlichen ihn. Nach seinem Gebote
Dienen dem höhern Lichte die rastlos wandelnden Sterne!

Ihn umrauscht das erhabene Lied lobsingender Engel.
Machtvoll ist mein Herr und reich an Güte und Mitleid!

Herrlich leuchtet mein Freund, mein Gott und Einziggeliebter!
Ihn nur liebet mein Geist, und er erwählte zur Braut mich.

Siehe! es schmückte der Freund mein Haupt mit schimmernder Krone,
Und er beschenkte die Braut mit strahlendem edlem Geschmeide!

Süße entquillt den Lippen des Freundes, die Worte des Gottes
Laben wie Süße der Milch und stärken wie lieblicher Honig.

Lichtreich strahlt das Gemach von Gold und bunten Juwelen,
Und er bereitet es einst der Braut zu ewiger Wonne.

Jubelgesang erschallt in den Hallen der bräutlichen Kammer,
Freudig vernimmt die Erwählte das dauernde Lob des Geliebten[1].

In der Schilderung und Ausmalung der Martyrien ist Hroswitha bei weitem maßvoller und zarter als z. B. Prudentius, ohne daß dabei der Hochsinn der Glaubenshelden schwächer hervorträte.

[1] Übersetzt von E. Dorer.

Literarisch bemerkenswert ist vor allem die Theophilus-Legende und die ihr ähnliche Legende von dem verzweifelten Jüngling, der durch den hl. Basilius bekehrt wird, da namentlich die erstere als Grundlage und Vorläuferin der Faustsage gilt. Die Bekehrung und Buße des Theophilus von Adana fällt in das Jahr 538; der erste Bericht darüber von einem gewissen Eutychianos ist jedenfalls schon vor dem Jahre 572 abgefaßt; Paulus, Diakon von Neapel, übersetzte ihn ins Lateinische und widmete ihn „König Karl“ [1]. Auf dieser Übersetzung fußt Hroswithas Gedicht. Die dramatische Lebhaftigkeit der Erzählung hat sie schon aus derselben herübergenommen, die Reden aber mit feinem Geschmack selbständig gestaltet.

In der andern Legende verschreibt sich der Sklave eines gewissen Proterius dem Teufel, um die Liebe und Hand seiner Tochter zu erhalten; das gelingt ihm denn auch; aber die Ehe fällt unglücklich aus, er bereut sein furchtbares Bündnis und wird durch die Vermittlung des hl. Basilius von demselben befreit. Die Erzählung stammt aus einer Lebensbeschreibung des Heiligen, welche dem hl. Amphilochus zugeschrieben wurde und schon im 9. Jahrhundert an dem römischen Subdiakon Ursus einen Übersetzer fand.

Das Leben des hl. Gangolf gehörte einer von der Dichterin noch nicht so entfernten Zeit an. Denn derselbe war ein Vasall des Königs Pippin, Vaters Karls d. Gr., ein tüchtiger Jäger und Krieger, aber auch ein biederer, frommer und wohltätiger Mann. Nur auf Bitten seiner Freunde vermählt er sich, wird aber von seiner Frau bald schmählich betrogen. Eine wunderbare Quelle bringt ihre Schuld an den Tag. Sie geht aber keineswegs in sich, sondern tötet Gangolf mit Hilfe ihres ehebrecherischen Buhlen. Wunder geschehen an seinem Grabe, und da sie dessen spottet, wird sie selbst in härtester und schimpflichster Weise von Gott gestraft.

Der hl. Pelagius war ein Zeitgenosse der Dichterin; die Nachricht von seinem Martyrium erhielt sie von einem Augenzeugen, wahrscheinlich einem Mitgliede der Gesandtschaften, die Abd ur Rahman III. in den Jahren 950 und 955 an Otto d. Gr. sandte. Er war ein Knabe von dreizehn bis vierzehn Jahren, der als Geisel in die Hände des Kalifen fiel, durch seine Schönheit die sündige Lüsternheit desselben erweckte und, da er diesen heldenmütig zurückwies, erst gemartert und dann enthauptet wurde. Die Erzählung ist überaus lebendig und ergreifend durchgeführt.

In der Passion des hl. Dionysius folgt Hroswitha der von Hilduin in Prosa geschriebenen Vita desselben.

Weit berühmter als durch ihre poetischen Erzählungen ist Hroswitha durch die sechs Dramen geworden, welche sie, nach dem Vorbilde des Terenz

---

[1] Nach den Bollandisten wahrscheinlich Karl der Kahle (Act. SS. Febr. I 488); nach Ebert eher Karl der Dicke (Gesch. der Lit. des Mittelalters III 295).

und um denselben zu verdrängen, geschrieben hat. Es sind die ersten lateinischen Dramen, die uns seit Seneca begegnen, die ersten Versuche einer christlichen Dramatik in lateinischer Sprache. Merkwürdig genug, daß fast ein Jahrtausend verflossen ist, bevor in der christlichen Welt das erste Drama auftauchte, und daß abermals mehrere Jahrhunderte dahingingen, ehe sich die Bühne, erst die geistliche, dann auch die weltliche, zu einer bleibenden Institution der Völker Europas entwickelte. Die Verantwortlichkeit dafür trifft, wie wir schon gesehen, die haarsträubende Entsittlichung, welcher die öffentlichen Schauspiele überhaupt bei den Römern, besonders während der Kaiserzeit, anheimgefallen waren. Das Theater war für alle, die es ernst mit dem Christentum nahmen, zum Gegenstand des Abscheus geworden. Ohne Theater aber hatte natürlich auch die dramatische Poesie einen großen Teil ihres Reizes verloren.

Jener Abscheu tritt auch bei Hroswitha noch deutlich zu Tage. Sie beabsichtigte keineswegs, demselben entgegenzutreten. Was sie veranlaßte, Dramen zu schreiben, war die Wahrnehmung, daß in katholischen Kreisen Stücke des Terenz gelesen wurden, eine Lektüre, die sie für unwürdig, gefährlich und schädlich hielt. Sie wollte etwas Besseres an deren Stelle setzen. Sie sagt ganz offen:

„Es gibt manche Katholiken — eine Tatsache, von der wir uns nicht ganz reinwaschen können —, welche, um der feineren Vollendung der Sprache willen, die Eitelkeit der heidnischen Bücher dem Nutzen der heiligen Schriften vorziehen. Es gibt auch andere, welche, den heiligen Blättern noch anhänglich, zwar die Schriften anderer Heiden verschmähen, dennoch aber die Phantasiegebilde des Terentius öfters lesen und, indem sie an der Süßigkeit der Sprache ihre Freude haben, sich mit der Kenntnis nichtswürdiger Dinge besudeln. Deshalb habe ich, ‚die kräftige Stimme von Gandersheim‘ (Clamor validus Gandersheimensis), es nicht verschmäht, denjenigen durch Diktion nachzuahmen, den andere durch Lesen verehren; damit in derselben Art der Darstellung, in welcher die schmählichen Schandtaten wollüstiger Weiber deklamiert wurden, nach Vermögen meiner geringen Anlagen, die lobwürdige Keuschheit heiliger Jungfrauen gefeiert würde. Freilich beschämt es mich öfters und macht mich sehr erröten, daß ich durch eine solche Art der Darstellung gezwungen bin, die verabscheuungswürdige Torheit unerlaubter Liebe und die verfänglichen Zwiegespräche über Dinge, denen wir kein Ohr schenken sollten, zu behandeln, sie im Geiste durcharbeiten und stilistisch ausführen muß. Wenn ich dies indes aus Scham vernachlässigte, so würde ich mein Vorhaben nicht erreichen, noch das Lob der Unschuldigen nach meinen Kräften zur Darstellung bringen; denn je verlockender die Schmeichelkünste der Liebenden sich zeigen, desto erhabener tritt auch der Ruhm des höheren Gnadenbeistandes hervor, und desto glorreicher bewährt sich der Sieg der Triumphierenden, zumal wo weibliche Gebrechlichkeit siegt und Manneskraft beschämt wird.“

In dieser Absicht und von diesem Standpunkte aus hat Hroswitha ihren Dramen, mit Ausnahme eines einzigen, das Thema der Liebe als Knoten der Verwicklung zu Grunde gelegt, ohne sich dabei vor heiklen oder

verfänglichen Situationen zu scheuen[1]. Im „Gallicanus“ wird die Liebe des gleichnamigen Feldherrn Konstantins d. Gr. zu dessen Tochter Konstantia zum Anlaß, daß die zwei christlichen Primicerii Johannes und Paulus in seine Umgebung kommen und seine Bekehrung zum Christentum einleiten, welche dann wirklich erfolgt. Nun entsagt er der Hand der Konstantia, die sich längst Gott geweiht; auch seine Töchter werden Nonnen, und er stirbt mit Johannes und Paulus unter Julian den Martertod. Das zweite Stück „Dulcitius“ ist dadurch merkwürdig, daß in demselben, ganz abweichend von den Grundsätzen der antiken Dramatik, welche das Tragische und Komische völlig schied, die ernste Handlung durch einige hochkomische Scenen unterbrochen wird. Die drei edlen christlichen Jungfrauen Agape, Chionia und Irene werden von Kaiser Diocletian dem Präfekten Dulcitius übergeben, weil sie sich weigerten, sich mit den ersten Würdenträgern des Hofes zu vermählen. Dulcitius läßt sie in einen Küchenraum einsperren und schleicht sich nachts in denselben; infolge einer plötzlichen Geistesumnachtung aber merkt er nicht, daß sich die drei Gefangenen hinter eine Wand geflüchtet haben, und liebkost an ihrer Stelle die Töpfe und Pfannen des Küchenraumes.

Scena III.

Dulcitius. Quid agunt captivae sub hoc noctis tempore?
Milites. Vacant hymnis.
Dulcitius. Accedamus propius.
Milites. Tinnulae sonitum vocis a longe audiemus.
Dulcitius. Observate pro foribus cum lucernis; ego autem intrabo et vel optatis amplexibus me saturabo.
Milites. Intra, praestolabimur.

Scena IV.

Agape. Quid strepit prae foribus?
Irena. Infelix Dulcitius ingreditur.
Chionia. Deus nos tueatur!
Agape. Amen.
Chionia. Quid sibi vult collisio ollarum, cacaborum et sartaginum?
Irena. Lustrabo. Accedite, quaeso, per rimulas perspicite.
Agape. Quid est?
Irena. Ecce, iste stultus, mente alienatus aestimat se nostris uti amplexibus.
Agape. Quid facit?
Irena. Nunc ollas molli fovet gremio, nunc sartagines et cacabos amplectitur mitia libans oscula.

---

[1] Die sechs Dramen bei Migne, Patr. lat. CXXXVII 975—1062. Deutsche Übersetzung von J. Bendixen (Das älteste Drama in Deutschland), Altona 1850; französische Übersetzung von Ch. Magnin (Théâtre de Hrotsvitha), Paris 1845. — Vgl. J. L. Klein, Geschichte des Dramas III, Leipzig 1874, 648—754. — A. Ebert, Geschichte der Literatur des Mittelalters III 314—329.

Chionia. Ridiculum!

Irena. Nam facies, manus ac vestimenta, adeo sordida, adeo coinquinata, ut nigredo quae inhaesit similitudinem Aethiopis exprimat.

Agape. Decet ut talis appareat corpore, qualis a diabolo possidetur in mente.

Irena. En, parat egredi. Intendamus quid illo egrediente agant milites pro foribus exspectantes.

Scena V.

Milites. Quis hic egreditur daemoniacus, vel magis ipse diabolus? Fugiamus.

Dulcitius. Milites, quo fugitis? State, exspectate, ducite me cum lucernis ad cubile.

Milites. Vox senioris nostri, sed imago diaboli. Non subsistamus, sed fugam maturemus; phantasma vult nos pessumdare.

Dulcitius. Ad palatium ibo, et quam abiectionem patior, principibus vulgabo.

Scena VI.

Dulcitius. Ostiarii, introducite me in palatium, quia ad imperatorem habeo secretum.

Ostiarii. Quid hoc vile ac detestabile monstrum, scissis et nigellis panniculis obsitum? Pugnis tundamus, de gradu praecipitemus, nec ultra huc detur liber accessus.

Dulcitius. Vae, vae! Quid contigit? Nonne splendidissimis vestibus indutus, totoque corpore videor nitidus, et quicumque me aspicit velut horribile monstrum fastidit? Ad coniugem revertar, quo ab illa quid erga me actum sit experiar. En, solutis crinibus egreditur, omnisque domus lacrymis prosequitur.

Schwarz wie ein Mohr enteilt Dulcitius dem Küchenraum. Seine eigenen Soldaten halten ihn für ein Gespenst und ergreifen vor ihm die Flucht. Höchlich erzürnt rennt er selbst zum Kaiserpalast, um Diocletian sein Leid zu klagen. Doch die Palastdiener erkennen ihn nicht, sondern prügeln das Ungetüm mit Faustschlägen zum Tor hinaus und werfen es die Treppen des Palastes hinunter. Erst zu Hause, bei seiner Frau, kommt er endlich wieder zu sich und schwört den drei Christinnen schreckliche Rache. Doch wunderbare Hilfe von oben vereitelt die Schmach, die er ihnen zugedacht. Agape und Chionia sterben den Martertod in den Flammen, ohne daß ihre Kleider von diesen verletzt werden. Irene, die jüngste, wird von Engeln auf den Gipfel eines Berges entrückt, zu welchem die verfolgenden Soldaten vergeblich emporzuklimmen suchen, bis endlich dem Comes Sisinnius der Faden der Geduld reißt und er die Jungfrau durch einen Pfeilschuß töten läßt.

Der Held des dritten Stückes heißt Calimachus. Er liebt die schöne Drusiana, die Gemahlin des Andronicus zu Ephesus, eine Christin, die mit ihrem Manne in jungfräulicher Ehe lebt. Sie weist die Bewerbung mit aller Entschiedenheit ab; um aber allen weiteren Verwicklungen zu entgehen,

bittet sie um einen baldigen Tod und wird erhört. Calimachus besticht nun den Wächter des Grabes, Fortunat, um die Leiche zu sehen, und will ihr Gewalt antun; aber eine furchtbare Schlange tötet die beiden. Dagegen erscheint Christus dem Johannes und Andronicus, die am Grabe Drusianas beten, und kündet ein Wunder an. In seinem Namen erweckt der Apostel Johannes erst den Calimachus, der sich bekehrt, und dann Drusiana, die auch die Wiedererweckung des Fortunat wünscht. Da dieser aber die Gnade der Drusiana und des Calimachus beneidet, stirbt er wieder und wird jetzt zur Hölle verdammt.

Schon dieses Stück hat einige ziemlich gewagte Situationen, von denen eine an Goethes „Braut von Korinth“ erinnert. Noch heiklere bietet das vierte Stück, „Abraham“, benannt nach einem Eremiten, der ein verwaistes Kind, namens Maria, ebenfalls in weltfremder Einsiedelei zum Dienste Gottes aufgezogen hat. Doch zur Jungfrau emporgeblüht, wird Maria von einem Mönche verführt, verzweifelt an Buße und Bekehrung und wird Hetäre. Der greise Pflegevater sucht sie nun in dem Schlupfwinkel ihres Lasterlebens auf, verlangt eine geheime Zusammenkunft, gibt sich ihr zu erkennen, bewegt sie zur Reue und Buße und erlangt, daß sie sich als heldenmütige Büßerin von ihrem tiefen Falle erhebt. Tief ergreifend ist vorab die Stelle, wo er sich ihr zu erkennen gibt.

Abraham. Jetzt ist es Zeit, die Hülle abzustreifen,
Die mich verbirgt. Geliebte Tochter mein,
Maria, Herzenskind! Erkennst du mich,
Den Greis, der väterlich dich auferzog,
Der dich dem Himmelskönig angetraut?
Maria. Weh mir! Das ist mein Vater, Lehrer, Abraham!
Abraham. Was ist dir, Tochter?
Maria. O, welch Jammerlos!
Abraham. Wer hat getäuscht dich? wer hat dich verführt?
Maria. Der Feind, der unsre Stammeseltern stürzte.
Abraham. Wo ist der engelgleiche Lebenswandel,
Den du geführt? —
Maria. Zerstört, vernichtet.
Abraham. Wo ist der Jungfrau heil'ge Zucht und Scheu,
Ein Wunder einst? —
Maria. Ach, alles ist verloren!
Abraham. Was kann dir jetzt dein Fasten, Beten helfen,
Dein Wachen, alles Ringen, alles Mühn,
Kehrst du nicht um, aus lichten Himmelshöhen
Gesunken in der Hölle tiefen Schlund?
Maria. Weh! Wehe!
Abraham. Weshalb hast du mich verachtet?
Verlassen mich? Verhehlt mir deinen Fall?
Ich hätte strenge Buße übernommen
Für dich, mit Ephrem, meinem lieben Freund.

Maria. Nachdem dem Laster ich anheimgefallen,
Wagt' ich es nimmermehr, mich dir zu nahn,
Die Sünderin dem Heil'gen.
Abraham. Wer ist frei
Von Sünde, als der Jungfrau Sohn allein?
Maria. Ach, keiner!
Abraham. Sündigen ist menschlich, in der Sünde
Verharren teuflisch. Strenges Urteil trifft
Nicht den, der plötzlich fällt, nein den, der säumt,
Von seinem Falle rasch sich zu erheben.
Maria. Weh mir Elenden!
Abraham. Warum sinkst du hin
Und bleibst dahingestreckt am Boden liegen?
Erhebe dich und höre, was ich sage.
Maria. Entsetzen faßte mich, drum sank ich hin.
Ich kann des Vaters Mahnwort nicht ertragen.
Abraham. Schau nur auf meine Liebe. Fürchte nicht!
Maria. Ich kann nicht.
Abraham. Hab' ich nicht um deinetwillen
Verlassen meiner Zelle stillen Frieden,
Die Zucht der Ordensregel abgestreift,
Mit frechen Schlemmern mich zu Tisch gesetzt,
Mit losem Scherz vertauscht das lange Schweigen,
Damit ich unerkannt dir könnte nahen?
Warum senkst deinen Blick zu Boden du?
Warum gönnst du mir keine Antwort mehr?
Maria. Ach, meiner Schuld Bewußtsein drückt mich nieder.
Wie darf den Blick zum Himmel ich erheben?
Wie mit dir reden?
Abraham. Kind, verzage nicht,
Verzweifle nicht. Aus hoffnungsloser Tiefe
Erhebe dich und setz auf Gott dein Hoffen!
Maria. Zu ungeheuerlich sind meine Sünden,
Sie warfen mich in der Verzweiflung Abgrund.
Abraham. Schwer ist die Schuld; doch göttliches Erbarmen
Reicht über das Geschaff'ne weit hinaus.
Drum brich des Schmerzes Fesseln, nütze rasch
Der Buße Frist, laß sie nicht träg verstreichen.
Wo schmählich überquoll der Sünde Greuel,
Soll überströmen jetzt der Gnade Heil.
Maria. Könnt' ich Verzeihung hoffen, o wie gern
Wollt' ich der Buße Strenge auf mich nehmen!
Abraham. Erbarm dich meiner, der um deinetwillen
Sich müde ging. Laß die Verzweiflung fahren,
Von allen Sünden die entsetzlichste.
Unrettbar sündigt, wer daran verzweifelt,
Daß Gott des Sünders sich erbarmen will.
So wenig als ein Feuerfunke kann
Das weite Weltmeer je in Flammen setzen:

So wenig kann der Sünde Bitterkeit
Die süße Huld des Herrn jemals verwandeln.

Maria. Nicht leugn' ich die erhab'ne Herrlichkeit
Des göttlichen Erbarmens, aber meine Schuld,
Sie ist zu schrecklich, maßlos — nimmer kann
Ich je genugtun, je sie würdig büßen.

Abraham. Ich nehme sie auf mich. Nur kehr zurück
Zur heil'gen Stätte, die du hast verlassen,
Und fang ein zweites Mal das Leben an,
Dem du entflohn.

Maria. Ich will nicht widersprechen.
Was du gebeutst, will ich gehorsam tun.

Abraham. Nun wahrlich, bist du wiederum mein Kind!
Vor allen andern sollst du Liebe finden!

Maria. Mit meinem Gold und Putz, was soll geschehen?
Verfüg' darüber als mein Herr und Vater.

Abraham. Was du als Sündenlohn gewannst, wirf weg
Mit deinen Sünden.

Maria. Kann ich's schenken nicht
Den Armen oder einer Kirche stiften?

Abraham. Nein.
Das ist kein gottgefällig Opfer, was mit Sünde
Man sich erwarb.

Maria. Dann fort mit aller Sorge!

Abraham. Der Morgen naht. Es dämmert. Laß uns gehn!

Maria. O lieber Vater! Geh du mir voran
Als guter Hirt, ich folge als dein Schäflein
Mit gleichem Schritt.

Abraham. Nicht so. Ich geh' zu Fuße;
Dich setz' ich auf mein Pferd. Der rauhe Pfad
Soll deine zarten Füße nicht verwunden.

Maria. Wie soll ich's dir gedenken, wie vergelten,
Daß du mich, des Erbarmens so Unwürd'ge,
Nicht schreckst noch drängst, vielmehr so mild und liebreich
Zur Buße mahnst.

Abraham. Nur eines wünsch' und hoff' ich,
Daß fürder Gott du dienst in steter Treue.

Maria. Von ganzem Herzen, ja mit allen Kräften
Will ich es tun; und wenn die Kraft versiegt,
An meinem treuen Willen soll's nicht fehlen.

Abraham. So eifrig du der Eitelkeit gedient,
So eifrig sollst du Gottes Willen jetzt erfüllen.

Maria. O daß durch dein Verdienst sich Gottes Wille
An mir erfülle!

Abraham. So laß heim uns kehren!

Maria. Ja heim! Es schmerzt mich jede Zögerung. —

Dasselbe Motiv kehrt im „Paphnutius" wieder, indem der Einsiedler Paphnutius, tiefbetrübt über das Unheil, das die Hetäre Thais anrichtet,

sie aufsucht, bekehrt und zur strengsten Buße bewegt, durch welche sie sich eines heiligmäßigen Todes und ewiger Glorie würdig macht. Die verfänglichen Scenen sind hier etwas matter, der Gegensatz reicher und lebendiger ausgeführt. Das sechste Stück endlich behandelt das Martyrium der drei Schwestern Fides, Spes und Charitas, der Töchter der Sapientia, welche unter Kaiser Hadrian nach Rom kamen, um das Christentum zu verbreiten. Sie werden einzeln, in drei ziemlich ähnlichen Scenen, vor den Präfekten Amphilochus berufen, zum Abschwören des Glaubens aufgefordert, von der Mutter zur Standhaftigkeit aufgemuntert, beharren treu und werden enthauptet. Die Mutter selbst bestattet sie und erfleht sich an ihrem Grabe einen baldigen Tod, der ihr auch gewährt wird.

In Bezug auf die Ausführung der sechs Stücke läßt sich Hroswitha kaum mit Terentius vergleichen, den sie wohl verdrängen, aber nicht eigentlich nachahmen wollte. Sie verzichtete schon von vornherein auf die Teilung in Akte, auf eine gleichmäßige Behandlung der Scenen, auf eine Gruppierung, welche dramatische Täuschung und Aufführung ermöglichte, ja sogar auf den hergebrachten dramatischen Vers. Ihre Stücke sind sämtlich in einer Art rhythmischer Prosa geschrieben, aber nicht in eigentlichen Versen; sie sind mehr dramatische Skizzen, in welchen einige Scenen leicht ausgeführt, andere nur fast angedeutet sind, als sorgfältig durchgearbeitete Dramen. Ja sie sind eigentlich mehr episch als dramatisch angelegt und haben viel Verwandtes mit ihren epischen Legenden. Eine kunstvolle Charakteristik findet sich ebensowenig als eine spannende Verwicklung. Alles ist überaus primitiv und naiv, und dennoch beweisen diese leicht hingeworfenen Skizzen ein wirkliches dramatisches Talent, Geschick für die dialogische Form, Interesse für die tiefsten, ergreifendsten Probleme des Seelenlebens, eine frische realistische Beobachtungsgabe und zugleich Begeisterung für die höchsten sittlichen Ideale.

In geradezu wunderbarer Fülle bieten ihre wenigen Stücke schon die Keime der meisten Motive, Verwicklungen, Charaktere, welche später das spanische Legendendrama so herrlich entfaltet hat. Noch mehr Bewunderung verdient die reine, keusche Energie, mit welcher die Nonne von Gandersheim alle Anflüge von Prüderie überwunden und die verfänglichsten Situationen so gestaltet hat, daß dem Verfänglichen völlig die Spitze abgebrochen ist, und daß es im Zusammenhang des Ganzen nur der reinen und edeln Absicht zum Triumphe verhilft.

Ihren Hauptzweck hat Hroswitha wohl nur in geringem Umfang erreicht. Ihre Dramen haben weder eine höfische Dramatik begründet noch auf das mittelalterliche Mysteriendrama eingewirkt. Die weltlich gesinnten Verehrer des Terenz konnten leicht wahrnehmen, daß ihre dramatische Sprache und Kunst formell den antiken Meister nicht erreichte. Strengeren asketisch gesinnten Gemütern aber war das schon viel zu viel, was sie an erotischen

Motiven in die religiöse Legende hineinzog, und sie wandten sich scheu von diesen ersten Blütenknospen einer christlichen Dramatik ab.

Hroswitha selbst wurde von ihrer kaiserlichen Freundin Gerberga angegangen, in einem größeren epischen Gedichte Otto I. zu besingen. Sie versuchte es, war sich aber klar darüber, daß ein Epos im großen Stile über ihre Kräfte ging. Dagegen ist ihr ein schönes episches Familiengemälde des ottonischen Kaiserhauses in hohem Grade gelungen, aus welchem die weltgeschichtliche Gestalt Ottos I. majestätvoll hervorragt.

Zwölftes Kapitel.

Chronisten und Geschichtschreiber.

Unter den kirchenpolitischen Kämpfen, welche das 11. Jahrhundert bewegten, unter der mächtigen Erregung, welche die Kreuzzüge vom Ende des 11. Jahrhunderts bis zum Ende des 13. hervorriefen, ging wie unter gewaltigen Frühlingsstürmen allmählich die Saat auf, welche die Verbindung des germanischen und romanischen Volkstums mit der christlich-lateinischen Bildung verbreitet und langsam gezeitigt hatte: in den verschiedenen neuen Völkern Europas entfalteten sich nacheinander eigene, getrennte Literaturen, eine englische, altnordische, deutsche, französische, provençalische, spanische, portugiesische, italienische. Die Literatur trat mehr und mehr aus den Klosterschulen heraus ins öffentliche Leben. Die Laien beteiligten sich daran, und die größten poetischen Talente wandten sich der Pflege ihrer mütterlichen Volkssprache zu. Das Latein blieb indes Sprache der Kirche, des Rechts und des diplomatischen Verkehrs. Während der Kreuzzüge war es ein gemeinsames Band, das die verschiedenen Völker zusammenhielt und ihren gegenseitigen Austausch erleichterte. Es blieb auch die Sprache der Wissenschaft an den Universitäten, welche im Laufe des 12., 13. und 14. Jahrhunderts erstanden, zu Bologna, Salerno, Padua, Paris, Oxford, Cambridge, Prag, Wien, Heidelberg, Köln und Erfurt[1].

---

[1] „Von den Fesseln der Schule macht man sich jetzt frei; die lateinische Sprache ist nicht mehr eine fremde, mühsam erlernte, in welcher man die vorliegenden Muster ängstlich nachahmt, sondern sie ist die gewöhnliche Sprache aller geschäftlichen Verhandlungen, aller Wissenschaft und Kunst, die Sprache des feineren geselligen Verkehrs. Es bildet sich eine eigene, den Bedürfnissen und Zuständen der Zeit angemessene Ausdrucksweise, in der man sich mit Leichtigkeit bewegt. Einen sehr bedeutenden Einfluß auf diese Sprache übt natürlich der kirchliche Gebrauch; nicht nur finden wir überall die Ausdrücke der Bibel und der Kirchenväter angewandt, sondern man erkennt auch nicht selten den Chorgesang wieder in dem rhythmischen Klang der Prosa;

Lateinisch blieb vor allem die reiche Geschichtsliteratur, wie sie sich an den Fürstenhöfen, den Dom- und Klosterschulen bis dahin entwickelt hatte. Es ist unmöglich, ihren unabsehbaren Reichtum in einem gedrängten Bilde vorzuführen, noch weniger tunlich, ihre einzelnen Erscheinungen eingehender zu würdigen. Die großen Sammelwerke mittelalterlicher Geschichte, wie die Monumenta Germaniae, die Scriptores rerum Italicarum von Muratori, die französische Quellensammlung Bouquets, die einschlägigen Teile der Bollandisten und der Migneschen Patrologie, die englischen Urkundensammlungen usw., sind weder völlig abgeschlossen noch erschöpfend. Was allein Deutschland aufzuweisen hat, ist aus den summarischen Darstellungen von Wattenbach und Lorenz nur annähernd zu ersehen. Die Forschung fördert noch beständig neues Material oder bedeutende Ergänzungen zu Tage[1].

Eine ganz hervorragende Stelle nehmen in der älteren Geschichtsliteratur die Lebensbilder der Heiligen (Vitae Sanctorum) ein, durch welche die neueren Länder Europas mit dem Christentum zugleich die christliche Gesittung erhielten. Sie bilden gewissermaßen den erklärenden Text zu den Domen, Stiften und Klöstern, Altären und Heiligenschreinen, Statuen und Gemälden, Werken der Kleinkunst und Miniatur, welche das Andenken jener Heiligen in religiöser und künstlerischer Weise verewigten und es sichtbar und handgreiflich bezeugen, daß unsere moderne Zivilisation ihre tiefsten Grundlagen und Wurzeln der Kirche dankt[2].

Des hl. Bonifatius, Columban, Gallus und anderer ruhmreicher Bahnbrecher der christlichen Zivilisation haben wir schon gedacht. Sie wie ihre Biographen fanden Nachfolger und Nacheiferer in den verschiedensten Gauen.

So schrieb der Friese Liudger das Leben seines Lehrers, des hl. Gregorius von Utrecht, welcher in großer Anzahl Missionäre für die Sachsen heranbildete; Altfrid schilderte dann Liudgers großartige Missionstätigkeit, welche in der Gründung von Münster (Mimigardefort) ihren Abschluß fand. Weitere Nachrichten über die Sachsen und deren Bekehrung bietet das von Hukbald geschriebene Leben des hl. Lebuin (Liafwin). Einen viel weiteren Ausblick auf die Christianisierung des Nordens eröffnet Rimberts Leben des

häufig sind sogar die Satzteile mit unvollkommenen Endreimen versehen, eine Entartung, die schon im vorigen Zeitraum hin und wieder sich zeigt" (Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter II[5] 5 6).

[1] Übersicht bei A. Potthast, Bibliotheca Medii Aevi I[2], Berlin 1896. Sammel- und Miszellenwerke der Geschichtschreiber des Mittelalters III—CXLVII. W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts[5], Berlin 1885; 6. Aufl. ebd. 1893/94. — O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter seit der Mitte des 13. Jahrhunderts[2], Berlin 1876. — Histoire littéraire de la France, 32 Bde, Paris 1733—1898.

[2] Übersicht bei A. Potthast a. a. O. II[2] 1131—1646.

hl. **Ansgar**, der seinerseits das Leben seines Vorgängers, des hl. Willehad, ersten Bischofs von Bremen, schrieb. Der hl. **Adalhard**, ein Enkel Karl Martells, begründete von Corbie aus das Kloster Corvey, eine Leuchte der sächsischen Lande, der hl. Meinulf das Nonnenkloster Böddeken. **Wandalbert** zu Prüm beschrieb das wunderbare Leben, das der hl. Goar am Rhein führte, ein unbekannter Verfasser das erste Leben des hl. Lambert, des Patrons von Lüttich. Der hl. Rupert führt uns nach Salzburg, der hl. Bernward nach Hildesheim, der hl. Adalbert nach Prag, der hl. Ulrich nach Augsburg, der hl. Wolfgang nach Regensburg. Es gibt keine bedeutendere Stadt, keine Kultusstätte, welche nicht durch das Andenken eines Heiligen geweiht und mit dessen Lebensgeschichte, Wundern und Gnadenerweisungen aufs innigste verwachsen wäre. Man mag an diesen alten Heiligenleben vielfach den Mangel an nüchterner Tatsächlichkeit, panegyristische Breite, Wundersucht, stilistische Fehler der verschiedensten Art tadeln, in ihrer Gesamtheit stellen sie doch eine große Summe bedeutsamer geschichtlicher Tatsachen dar und haben dieselben mit einem Zauber religiöser Poesie umgeben, welcher Kunst, Literatur und Leben zugleich gehoben hat.

In innigstem Zusammenhang mit den Heiligen und ihren Biographen stehen vielfach die **Annalen** und **Chroniken** der Klöster, Bistümer und Stifter. So reihen sich z. B. an die Lebensgeschichte der hll. Gallus und Othmar die *Casus S. Galli*, eine Klosterchronik, welche mit geringer Unterbrechung (883—890) bis zum Jahre 1233 reicht, — an die Lebensgeschichte der hll. Bonifatius und Sturmius die für die gesamte Reichsgeschichte bedeutenden **Annalen von Fulda**, die bis 901 reichen, eine Geschichte der Äbte von Fulda und verschiedene Einzelschriften. Von weiterer Bedeutung sind auch die **Annalen von Hersfeld**, die **Chronik des Regino** (die sich zu einer Art Weltgeschichte erweitert), die Annalen von Xanten, die Bistumsgeschichte von Verdun, die Annalen des Prudentius, fortgesetzt durch Hinkmar von Reims, die Annalen von Saint-Vaast, das Buch Abbos von der Belagerung von Paris (776—805), die Geschichte der Bistümer Auxerre und Le Mans, die Chronik von Monte Cassino, Erchemperts Geschichte der Langobardenfürsten zu Benevent, die von Agnellus verfaßte Geschichte des Bistums Ravenna. In der Ottonenzeit mehren sich dann die Aufzeichnungen derart, daß man fast alle Klöster und Bischofssitze aufzählen müßte, um die Menge der Chroniken, Annalen und kleineren Geschichtsquellen zu verzeichnen. Walteten im ganzen auch lediglich praktische Zwecke vor, und sahen es die Chronisten nicht auf eine kunstvolle Darstellung ab, so sind doch viele dieser Aufzeichnungen ganz gut und oft fesselnd geschrieben und bringen in ihrer eigenartigen Darstellungsweise den urwüchsigen poetischen Geist des Volkes und der Zeit zum Ausdruck. In manchen tritt eine reiche, vielseitige Bildung, in andern sogar gezwungener Schwulst und

Bombast zu Tage. Eine kurze Gesamtcharakteristik ist deshalb nicht möglich. Wir begegnen allen Tonarten des Stils und der Sprache.

Eine sehr mannigfaltige Gelehrsamkeit legt z. B. Heinrich von Auxerre an den Tag, der in tironischen Noten Erklärungen zu den astronomisch-chronologischen Werken des Beda schrieb und zum Lobe des hl. Germanus sogar Verse aus Petronius verwendete. Eine noch viel größere Belesenheit (Horaz, Vergil, Terenz, Ovid, Juvenal, Cicero) zeigt Liudprand, Kanzler des Königs Berengar und 949 dessen Gesandter in Konstantinopel, später als Flüchtling Gast am Hofe Ottos und von ihm zum Bischof von Cremona erhoben, 968 von ihm als Brautwerber für Otto II. abermals nach Konstantinopel entsandt. Seine Antapodosis (Buch der Vergeltung), eine Geschichte seiner Zeit, welche aber bis in die Zeit Karls III. (des Dicken) zurückgreift, entspricht zwar nicht allerwegs den Forderungen höherer Geschichtschreibung, bietet indes in ihrer „behaglichen, memoirenartigen Art zu erzählen einen Einblick in die Sitten, Zustände und Denkweise der Zeit, der von höchstem Wert ist“ [1].

Lange nicht so viel Gelehrtheit besitzt Widukind, der Mönch von Corvey, welcher es in der Glanzzeit Ottos I. (967) unternahm, die Geschichte der Sachsen zu schreiben; es wird ihm oft schwer, seine Gedanken in die Sprache Sallusts zu drängen; über manches war er auch nicht unterrichtet genug; doch die Liebe zu seinem Volke gibt seiner Auffassung eine lebenswarme Einheit und Kraft, welche nicht nur sehr anziehend poetisch wirkt, sondern auch treu das Denken, Sinnen und Leben seiner Sachsen spiegelt. Begeistert sieht er in Ottos Siegen über die Slaven, Ungarn und Westfranken den Triumph seines Stammes, den Gott und St Veit an die Spitze der Christenheit gestellt haben.

Ein anderer Sachse, Thietmar, von 1009 bis 1019 Bischof von Merseburg, beschrieb die Errichtung dieses Bischofssitzes durch Otto I., dessen Zerstörung durch den zweiten Bischof Gisiler und die Wiederherstellung desselben nach Gisilers Tode, mischte der Erzählung aber alles mögliche bei, was ihn gerade interessierte, sowohl was er in andern Büchern gelesen, als was er selbst erlebt, so daß sein Buch nicht den einheitlichen Guß hat, der die Chronik Widukinds auszeichnet, aber als Geschichtsquelle großen Wert besitzt.

Hermann der Lahme (Contractus), ein Sohn des schwäbischen Grafen Wolverad, schon mit sieben Jahren der Klosterschule von Reichenau übergeben, zeitlebens durch Gichtbrüchigkeit an den Krankenstuhl gebannt, aber sonst lebhaften, tüchtigen Geistes, erwarb sich bei all seinen Leiden ein hohes Maß von Kenntnissen und verfaßte neben wertvollen Dichtungen auch

[1] Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter I[5] 393.

eine Weltchronik, die von Christi Geburt bis auf sein Todesjahr 1054 herabreicht, viel vollständiger als alle bisherigen Versuche, die in dieser Richtung angestellt worden, und durchweg mit verständiger Stoffwahl, wenn auch eine pragmatische Durchdringung des gesamten Stoffes noch fehlt.

Der skandinavische Norden fand seinen ersten Historiographen an dem Magister Adam, der 1069 urkundlich als Domscholaster von Bremen erwähnt wird, und mit Vergil, Horaz, Lucan wie mit der kirchlichen Literatur vertraut, sich als Historiker besonders Sallust zum Vorbild erkor. Er sah sich persönlich am Hofe des Dänenkönigs Sven Estrithson um Aufschlüsse um, verwertete sorgfältig die Urkunden der hamburgisch-bremischen Kirche, zog auch emsig Material aus bereits vorhandenen Werken herbei und verarbeitete es in wohlgruppierter übersichtlicher Darstellung.

Als Vermittler zwischen der griechischen Welt und dem Abendlande ist Anastasius bemerkenswert, von 867—879 Bibliothekar der römischen Kirche. Lange ist ihm der sog. Liber Pontificalis zugeschrieben worden, ein chronistisches Werk über die römischen Päpste, das von Petrus bis in das Pontifikat Hadrians II., also in die Zeit des Anastasius, reicht, später noch weitergeführt wurde. Dieses bedeutsame Werk, zum Teil ein Quellenwerk ersten Ranges, hat aber nicht ihn zum Verfasser, sondern ist vom 6. Jahrhundert an gruppenweise entstanden. Dagegen hat Anastasius viele griechische Schriften, darunter die Akten des siebenten allgemeinen Konzils, ins Lateinische übertragen. Von hervorragender Bedeutung ist auch seine Übersetzung der vereinten Geschichtswerke des Theophanes, Nicephorus und Georg Syncellus, wenn auch die umfassendere Kirchengeschichte, welcher diese Übersetzung einverleibt werden sollte, nicht zur Vollendung gelangte und sein Latein schwerfällig, oft ziemlich barbarisch ist. Einige Jahrhunderte weiter reicht die Kirchengeschichte, welche Ordericus Vitalis, Abt in der Normandie, um 1140 in dreizehn Büchern vollendete. Noch umfangreicher ist diejenige des Dominikaners Bartholomäus von Lucca, auch Ptolemäus de Fiadonibus genannt, welche sich in vierundzwanzig Büchern bis zum Jahre 1312 erstreckt.

Einen trefflichen Geschichtschreiber erhielt die fränkische Kirche an Flodoard, der, um 893 geboren, 936 Rom besuchte, 948 der Synode von Ingelheim beiwohnte, 952 zum Bischof von Tournay gewählt wurde, aber an der Besitzergreifung seines Bistums gewaltsam verhindert, seine Tage 966 als Abt zu Reims beschloß. Seine „Geschichte der Kirche von Reims“ (die in vier Büchern von den ältesten Zeiten bis 948 reicht) sowie seine „Annalen“ zeichnen sich durch sorgfältigste Kenntnis alles archivalischen Materials, Genauigkeit, Treue und Zuverlässigkeit aus und sind für die Staats-, Kirchen- und Literaturgeschichte Frankreichs von hervorragendster Bedeutung.

Der große Kampf zwischen Papsttum und Kaisertum um die kirchliche Freiheit und Selbständigkeit, welche mit den Fragen über Laieninvestitur und Cölibat untrennbar zusammenhing, beschäftigte viele Schriftsteller. Der hervorragendste derselben ist Lambert von Hersfeld, ein Thüringer, der erst als gereifter Mann (1058) ins Kloster trat, kaum aufgenommen ohne Erlaubnis des Abtes eine Pilgerfahrt nach Jerusalem unternahm, dann aber reuig ins Kloster zurückkehrte und fürder treu zur Kirche hielt. Bis zum Jahre 1040 sind seine Angaben ziemlich spärlich, dann werden sie immer reichhaltiger und entwickeln sich 1073 bis 1077 zur umfassendsten Erzählung. Über die Verhältnisse durchweg wohl unterrichtet, den berechtigten Forderungen des Kaisertums nicht abgeneigt, aber sie nach streng objektiven Normen bemessend, maßvoll in seinem Urteil und in seiner Darstellung, läßt er die Vertrautheit mit Sallust und andern Klassikern durchblicken, ohne sie mühsam nachzuahmen, in Sache wie Form ein tüchtiger, selbständiger Historiker. Merkwürdig ist die Nachricht, Lambert habe in jungen Jahren denselben Zeitraum zuerst in einem Epos behandelt, diese Form aber aufgegeben, weil ihm Mangel an Wahrheit vorgeworfen worden sei. Es dürfte wohl hiermit ein allgemeiner Grund angedeutet sein, weshalb bei so überreichem epischen Stoff die kräftigsten Talente sich eher dem praktischen Leben oder der Geschichtschreibung zuwandten, indem die merkwürdigsten Ereignisse noch zu nahe lagen, als daß die Zeitgenossen eine freie poetische Behandlung derselben ertragen hätten, das öffentliche Leben aber selbst zu bewegt war, als daß die Verherrlichung älterer Zeiten viel Eindruck hätte machen können.

Der Belgier Sigebert, Mönch zu Gembloux, war weniger mit der Politik Gregors VII. einverstanden als Lambert, im ganzen aber doch kirchlich gesinnt. Er gab sich große Mühe, die legendarischen Überlieferungen der Kirchengeschichte mit der Chronologie in Einklang zu bringen, und so erwuchs seine ansehnliche Chronik, welche sich mit dem Jahre 381 an Eusebius-Hieronymus anschließt und bis 1111 reicht. Andere setzten sie dann bis 1148 weiter.

Die umfassendste Weltchronik aber schrieb Ekkehard, Mönch in dem Kloster Aura (bei Kissingen), der 1101 eine Pilgerfahrt nach Jerusalem machte, 1106 dem Konzil von Guastalla beiwohnte und 1108—1125 das Kloster Aura leitete, wieder ein viel gereister und viel studierter Mann. Mit ausdauerndstem Fleiße hat er manche Teile wiederholt neu durchgearbeitet. Reichhaltigkeit und gute, übersichtliche Anordnung, gesundes Urteil und klare, gefällige Sprache machen das Werk zu dem besten dieser Art.

Auf ihr fußen zum Teil die Chronik und andere historische Arbeiten des gelehrten Bischofs Otto von Freising[1], Halbbruders des Königs

---

[1] Seine Werke herausgeg. von R. Wilmans in den Monum. Germ. SS. XX 83—496. Literarische Charakteristik ebd. XX 93—100.

Konrad und Oheims Friedrichs I. Barbarossa, der, in Paris gebildet, sich erst dem Cistercienserorden anschloß und Abt des Klosters Morimund ward, bald aber, zum Bischof von Freising erwählt, in die Reihe der einflußreichsten Kirchenfürsten trat. Die sieben ersten Bücher seiner Chronik sind annalistisch gehalten; doch zeigt sich da und dort eine geschichtsphilosophische Auffassung, welche im achten Buch dann vollständig in den Vordergrund tritt und nach dem Vorbilde des hl. Augustin in seinem Werke De civitate Dei die Schicksale der Welt in die erhabenste religiöse Beleuchtung rückt. Weit reicher an geschichtlichen Einzelheiten sind seine (später von Ragewin fortgesetzten) „Taten des Kaisers Friedrich". In beiden Werken hat der ausgezeichnete, in der Theologie wie in den kaiserlichen Archiven wohlbewanderte Kirchenfürst auch der Darstellung große Sorgfalt zugewandt und dürfte den Klassikern des Mittelalters beigezählt werden, wenn diese Ausdrucksweise üblich wäre.

Denselben Namen verdiente für die Zeit der Kreuzzüge Wilhelm von Tyrus. Er wurde um 1130 in Syrien oder Palästina geboren, machte aber seine Studien im Abendlande, wahrscheinlich zu Paris, ward 1167 Archidiakonus in Tyrus, im folgenden Jahre Gesandter in Konstantinopel, 1170 Erzieher des Prinzen Balduin und, als dieser als Balduin IV. (1170) König wurde, dessen Kanzler und 1175 Erzbischof von Tyrus. Im Jahre 1178 wohnte er dem Laterankonzil bei, um 1185 ist er gestorben. Er hat zwei größere Geschichtswerke hinterlassen. Das erste behandelte die Geschichte des Orients von Mohammed bis herab auf seine Zeit. Es fußte ganz auf arabischen Quellen, besonders dem Geschichtswerke des Patriarchen Eutychius (Saïd-ibn-Batrik) von Alexandrien. Es ist leider verloren. Das andere behandelt die Geschichte der Kreuzzüge und des Königreichs Jerusalem von 1095—1184 in 23 Büchern. Das letzte vermochte Wilhelm indes, überwältigt von Schmerz über das namenlose Unglück des Heiligen Landes, seiner Heimat, nicht mehr zu vollenden.

„Es läßt keine der Forderungen, die man an einen großen Geschichtschreiber macht, ganz unbefriedigt. Er war in der Lage, sich den reichlichsten Stoff verschaffen zu können; die Gesundheit des Urteils, die überall das Wahre herauszufinden weiß, die Unbestechlichkeit eines hohen Sinnes, die den Beruf des Geschichtschreibers in seiner ganzen Größe auffaßt, zeigt sich auf jeder Seite. Dazu besitzt er in höchster Ausbildung jene Eigenschaften, welche der Geschichtschreiber mit dem Dichter gemein haben muß, vor allem die Gabe der anschaulichen Darstellung. Wer ein lebendiges Bild von jener Zeit bekommen will, wird es nur durch diesen Geschichtschreiber erhalten, der sein Werk in derselben Begeisterung niederschrieb, welche die Kreuzzüge hervorrief, und der selber einer der größten Charaktere jener Periode war, deren gelehrte, kirchliche und politische Bildung er in sich vereinigte." [1]

---

[1] E. u. R. Kausler, Geschichte der Kreuzzüge und des Königreichs Jerusalem, aus dem Lateinischen des Erzbischofs Wilhelm von Tyrus[2], Stuttgart 1844, Vorwort IV.

In ungünstigem Gegensatz zu Otto von Freising und seinen Fortsetzern Ragewin (Rahevin) und Otto von St Blasien (der die Chronik bis 1209 weiterführte) steht Gottfried von Viterbo, dessen Abkunft und Nationalität nicht sicher bekannt ist. Er war lange Jahre hindurch Hofkaplan König Konrads und dann Friedrich Barbarossas, in deren Diensten er von Deutschland aus vierzigmal nach Rom kam und noch viele andere Sendungen nach Sizilien, Frankreich und Spanien übernahm. In seinen Mußestunden dichtete er zuerst für den jungen König Heinrich VI. den „Königsspiegel" (Speculum Regum), worin die Franken von den Römern abgeleitet und beide Völker zugleich in Karl d. Gr. verherrlicht wurden, dann eine Fortsetzung dazu, welche die Taten Friedrichs I. feierte, flocht dann beide Gedichte in eine Art Weltchronik ein, die er zuerst Memoria Saeculorum, dann nach mehrfachen Umarbeitungen (1186 bis 1191) das „Pantheon" nannte, ein wunderliches Gemengsel von Geschichte und Sagen und Fabeln aller Art, von Prosa und Versen [1]. Dabei führte er die Neuerung ein, die metrischen Partien nicht in Distichen oder Hexametern abzufassen, sondern je zwei Hexameter mit einem Pentameter zu unterbrechen, — ein nicht bloß ungewohntes, sondern auch in sich unharmonisches Gefüge. Stofflich schließt das Pantheon eine Menge poetischer Sagen und Fabeln ein und zeugt darum von einer gewissen poetischen Veranlagung des Verfassers. Das neunzehnte Buch z. B. enthält eine sinnige Auslegung des kaiserlichen Krönungsschmuckes. Im achtzehnten Buch findet sich neben andern englischen Stoffen auch schon ein Teil der Merlin- und Artussage in der eben angegebenen Weise versifiziert. Die künftige Geburt des Königs Arthur verkündet der „Prophet" Merlin folgendermaßen:

Hic erit Arturus rex summus in orbe futurus,
Proelia gesturus, loca Gallica rex habiturus,
Nomine magnus erit, vulneribusque perit.

Nec perit omnino, maris observabitur imo.
Vivere perpetuo poterit ex ordine primo:
Ista tibi refero, cetera claudo sinu.

Arturi qui tantus erat, si bella requiris,
Omne solum variis potuit devincere miris,
Viribus et gladiis praefuit ipse viris [2].

Ein solches massenhaftes Hineintragen von Sagenstoffen und sagenhafter Ausschmückung in die Geschichte konnte auf die Geschichtschreibung natürlich

[1] Godofridi Viterbensis Pantheon seu Memoria Saeculorum, herausgeg. von Muratori (Script. rer. Italic. VIII) und Migne, Patr. lat. CXCVIII 871 bis 1044.

[2] Migne a. a. O. CXCVIII 1008.

nicht günstig wirken. Nimmt darum auch von dem 13. Jahrhundert an die Zahl geschichtlicher Schriften zu, so ist in der Geschichtschreibung selbst ein deutlicher Verfall bemerkbar. Hochstehende Männer, Reichsfürsten, Kirchenfürsten nehmen sich derselben kaum mehr an; sie gerät zusehends in die Hände der Bürgerlichen, zersplittert sich mehr und mehr ins Lokale. Die Bettelorden widmeten sich vorzugsweise der Predigt, den theologischen und philosophischen Studien, der Askese. Auf praktische Ziele in diesem Sinne sind die Sammelwerke berechnet, die uns nun begegnen, wie die „Goldene Legende" (Legenda Aurea) des Jacobus a Voragine, eines Dominikaners, der 1292—1298 Erzbischof von Genua war; das große Legenden- und Evangelienbuch des Thomas von Chantimpré (Cantipratensis) und die Wundergespräche des Cisterciensers Cäsarius von Heisterbach, ausgezeichnet durch die schlichte, fromme Anmut der darin gebotenen Erzählungen, die für die Kulturgeschichte jener Zeit überaus reichhaltig sind. Eine Schatzkammer der merkwürdigsten Sagenpoesie für den skandinavischen Norden bildet die (bis 1168 reichende) „Dänische Geschichte" des seeländischen Ritters Saxo Grammaticus, aus welcher Shakespeare die Gestalt seines Hamlet erhalten hat.

Die „Goldene Legende"[1], deren ursprünglicher Titel einfach „Legende der Heiligen" lautete, erlangte in den nächsten zwei Jahrhunderten eine Verbreitung, wie sie nur wenigen Schriften des Mittelalters zu teil ward. Die Handschriften sind fast unzählbar; bis 1500 einschließlich zählt man über siebzig lateinische Drucke derselben, dazu dreizehn niederdeutsche, acht italienische, fünf französische, je drei englische und böhmische Druckausgaben. Schon von den Humanisten wurde sie sowohl wegen des Inhalts als wegen der Form stark angefochten.

„Wie unwürdig der Heiligen und aller Christenmenschen", schreibt sogar Ludwig Vives, „ist jene Geschichte der Heiligen, welche die ‚Goldene Legende' genannt wird. Ich weiß nicht, warum man sie die goldene nennt. Ein Mann mit eisernem Mund und bleiernem Herzen hat sie geschrieben. Was kann man Häßlicheres nennen als dieses Buch? Was ist es für uns Christen eine Schmach, daß die ausgezeichnetsten Taten unserer Heiligen nicht richtiger und sorgfältiger aufgezeichnet sind, sowohl für die Kenntnis als Nachahmung so großer Tugend!"[2]

Johannes Bolland, der Begründer des großen Bollandistenwerkes, weist diesen Ausfall als ungerecht und übertrieben zurück und schreibt ihn dem Einflusse des Erasmus zu, dessen kecke Kritik nichts unangefochten ließ und

---

[1] Neuere Ausgaben von G. Brunet (französisch), Paris 1843; Th. Gräffe, Dresden und Leipzig 1846; 2. Aufl. 1850. — Literaturangaben bei Chevalier, Répertoire, col. 1150 2666. — Vgl. R. v. Nostitz-Rieneck, Art. „Jacob de Voragine", in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon VI² 1178—1182.

[2] De caussis corruptarum artium c. 2.

vieles verurteilte, was er selbst nicht genügend konnte. Er hält Jakob de Voragine deshalb für entschieden glaubwürdiger, wenn er auch zugibt, daß eine sorgfältigere Aufzeichnung der Taten der Heiligen wünschenswert gewesen wäre[1].

Wie die zahllosen Einzellegenden jener Zeit war auch die Sammlung der sog. „Goldenen Legende" nicht auf ein streng geschichtliches Werk, sondern auf ein volkstümliches Erbauungsbuch berechnet, welches den Geist und die Macht der Heiligen zum Ausdruck bringen, zu ihrer Nachahmung und Anrufung anregen sollte. Über den kindlichen Glauben an das Wunderbare, der darin hervortritt, gilt die Bemerkung Friedrichs von Hurter:

„Fast alle Schriftsteller dieses Zeitalters (12. und 13. Jahrhundert) berühren dergleichen außerordentliche Ereignisse, einige haben sogar Sammlungen derselben angelegt: insgesamt Beweise, wie allverbreitet, wie in das Leben eingegangen der Glaube an Wunder gewesen sei. Manchen derselben sieht man wohl das Märchenhafte an; andere dürften durch den Schmuck, womit Tatsachen allmählich umgeben wurden, diese Gestalt gewonnen haben; bei einzelnen möchte die Kritik, insofern sie mit bloßem Verneinen sich nicht gleichstellen will, ihre Unzulänglichkeit erklären. Wofür man sich auch entscheiden möge, eine Wahrheit liegt unverkennbar in dieser Wunderfülle, daß dieselbe auf den Wandel von Tausenden und Tausenden ohne Einfluß nicht bleiben konnte. Es muß doch dadurch manches Christenherz geweckt, es muß doch dadurch mancher Christenwille gelenkt, es muß doch dadurch manches Christenleben bewahrt worden sein. Man mag unbedenklich viele dieser Wunder kindisch, ungereimt nennen, dennoch blickt durch diese Schlacke das Gold der Anerkennung einer alles erfüllenden, in allem waltenden, allenthalben gegenwärtigen, die Frommen väterlich beschirmenden, die Wankenden erschütternd mahnenden, die Frevler oft furchtbar zermalmenden höheren Macht." [2]

Das wachsende Interesse für das Mittelalter und dessen bunte Lebenserscheinungen hat übrigens die gute Folge gehabt, daß auch diese mittelalterlichen Legendenschriftsteller und Legendensammler richtiger aufgefaßt, gerechter gewürdigt und liebevoller aufgenommen worden sind, als es in den Zeiten des Humanismus und der Glaubenstrennung möglich war.

„Cäsarius von Heisterbach, der einst so verspottete Typus mittelalterlicher Dumpfheit, gilt jetzt als einer der interessantesten Autoren des 12. und 13. Jahrhunderts, als eine Hauptfundgrube für Kulturgeschichte, Mythologie und Sagenkunde, als geschätzter Biograph und gelehrter Theologe, besonders

[1] Acta SS. Bolland. Ianuar. I xix f.

[2] Fr. v. Hurter, Innocenz III. IV 537. — Vgl. St. Beissel, Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland während der zweiten Hälfte des Mittelalters, Freiburg 1892, 106—111.

auf dem Gebiete der Moral und Homiletik. Man rühmt ihn endlich als gewandten Erzähler und Darsteller, der in zwei novellistischen Werken Ernstes und Erschütterndes wie Anmutiges und Launiges zu schildern verstanden hat." [1]

Wie in diesen geistlichen Legendenbüchern sich ein fester geschichtlicher Kern vielfach mit dichterischen Ausschmückungen und sogar freien Erfindungen verbindet, so hatte schon lange auch auf profanem Gebiete die Geschichte der Sage die Hand gereicht. Das schönste und einflußreichste Werk dieser Art sind „die Taten Karls des Großen" beschrieben von dem „Mönche von St Gallen", der Kürze halber wohl auch einfach Monachus Sangallensis genannt [2]. Es wurde in den Jahren 884—887 niedergeschrieben, auf Wunsch Karls des Dicken, der im Dezember 883 einige Zeit im Kloster verweilte. In einem Kranz der gemütlichsten Anekdoten und Erzählungen tritt hier die Gestalt des großen Kaisers vor uns, wie sie in der Erinnerung der Mönche, der Krieger, des Volkes weiterlebte, verklärt von der lebendigen Glaubensinnigkeit, die in ihm hauptsächlich den Schutzherrn der Kirche und der höchsten geistigen Güter erblickte. Der erste Teil beschäftigt sich denn auch zunächst mit der Frömmigkeit Karls und mit seiner Sorge für die kirchlichen Angelegenheiten, der zweite erst mit seinen Kriegsfahrten; ein dritter Teil hätte wahrscheinlich noch das häusliche Leben des Kaisers schildern sollen, schon der zweite aber bricht beim 31. Kapitelchen unvollendet ab. Man kennt nicht einmal den Namen des alten Mönches, der die bunten Geschichten gesammelt hat, in St Gallen selbst hat sich keine Handschrift derselben erhalten; aber auswärts wurden sie mit Einhards Geschichtswerk vervielfältigt und haben viele spätere Poeten mit Stoff versorgt. Die kurze Einleitung rückt das anziehende Bild in die erhabenste, weltgeschichtliche Beleuchtung.

Wie wunderlich aber die Karlssage sich später weiter entwickelte, davon geben die Gesta Caroli Magni der Regensburger Schottenlegende ein höchst merkwürdiges Zeugnis [3].

---

[1] A. Kaufmann, Wunderbare und denkwürdige Geschichten aus den Werken des Cäsarius von Heisterbach 1. Tl (Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein XLVII, Köln 1888, 2). Vgl. die ebenso treffliche Monographie desselben Verfassers, nach dessen Tode von H. Cardauns herausgegeben, über den Cäsarius geistesverwandten „Thomas von Chantimpré", Köln 1899. — A. Meister, Die Fragmente der Libri VIII Miraculorum des Cäsarius von Heisterbach, Rom 1901.

[2] Herausgeg. von Pertz (Monum. Germ. Hist. SS. II 726—763); Jaffé (Bibliotheca IV 619—700); Migne (Patr. lat. XCVIII 1369—1410); übersetzt von W. Wattenbach, Berlin 1850; 2. Aufl. 1877.

[3] A. Dürrwächter, Die Gesta Caroli Magni der Regensburger Schottenlegende zum erstenmal ediert, Bonn 1897.

Dreizehntes Kapitel.

Epische Versuche und historische Zeitgedichte.

Zahllose Scharen späterer Dichter haben aus den Chroniken und Legendensammlungen des Mittelalters Stoff und Anregung geschöpft; das Mittelalter selbst aber ist zu keinem weiteren lateinischen Epos gelangt, das gleich den Epopöen des Altertums die kommenden Jahrhunderte überdauert hätte.

Eine bevorzugte Stelle nimmt in der Epik des Mittelalters, wie schon früher, die Heiligenlegende ein. Wohl kein Dichter seit Prudentius hat sie aber in so umfassender Weise bearbeitet, ihr Wesen und ihre Bedeutung so tief und großartig erfaßt als der bereits erwähnte Flodoard, der Geschichtschreiber von Reims, in einem Werke, das er (etwa um das Jahr 938) dem gelehrten Erzbischof Rotbert von Trier widmete[1]. In drei Büchern hat er die Heiligen Palästinas, in zwei andern diejenigen von Antiochien, endlich in vierzehn diejenigen Italiens besungen, so daß seine Legende Morgenland und Abendland, ja in ihren Hauptumrissen nahezu die ganze Kirchengeschichte des ersten christlichen Jahrtausends umspannt. Den einheitlichen Grundgedanken, welcher die bunte Gestaltenfülle zusammenfaßt, drückt der Titel aus: „Von den Triumphen Christi und seiner Heiligen“ oder, noch genauer gefaßt, „Von den Triumphen Christi in seinen Heiligen“. Die „Anrufung“ an der Spitze des Gedichtes reiht die Legende, unter einem noch weiteren Ausblick, der gesamten Weltordnung ein und erklärt aufs befriedigendste die hohe Wertschätzung, welche die Legende der Heiligen im Leben und in der Poesie des Mittelalters wie der katholischen Völker durch alle folgenden Jahrhunderte gefunden hat.

Gott! unendliches Licht! der du strahlend erhellest das Weltall,
Der du mit ewigem Glanz den Äther lieblich durchflutest,
Der du den Himmel geschmückt mit zahllos funkelnden Sternen,
Der du vom Meere das Land mit göttlichem Machtspruch geschieden,
Gabst den Beschwingten die Luft, den Schwimmern die Wogengefilde,
Statteteſt aus mit Gräsern und Wald die grünenden Fluren,
Fülltest sie an mit unendlichen Reihen der lebenden Wesen,
Hoch über alle bestelltest den Menschen zum König der Schöpfung,
Der du nach göttlichem Bild hast seine Züge gestaltet,
Ihm die Seele verliehn, geformt nach himmlischem Gleichnis,

[1] Flodoardi Canonici Remensis Opuscula metrica. De triumphis Christi Sanctorumque Palaestinae libri tres (Migne, Patr. lat. CXXXV 491—550); De triumphis Christi Antiochiae gestis libri duo (ebd. CXXXV 549—596); De triumphis Christi apud Italiam libri XIV (ebd. CXXXV 595—886). — Vgl. Histoire littéraire de la France VI 313—329. — Bähr, Geschichte der röm. Literatur im Karoling. Zeitalter 274.

Und, mit dem strahlenden Kranz erhabenen Lichtes gekrönet,
Glorreich über die Schar ihn der übrigen Wesen erhoben.
Als er durch finstre Gewalt sich trennte vom ewigen Lichte,
Und in die Tiefe versank, verdammt zum nächtlichen Abgrund,
Sandtest zum Lehrer du ihm das Licht, das strahlende, selber,
Riefest ihn wieder zu dir und schicktest ihm himmlische Führer,
Daß die göttliche Macht sich zeigte im höchsten Triumphe.

Du, erleuchte mein Herz, du Licht vom ewigen Lichte,
Du, erfülle den Geist, auf daß die erhabenen Siege
Feiern möge mein Lied, mit denen du krönest die Deinen!
Lasse die göttliche Kraft durchbringen mein Sinnen und Fühlen,
Daß mein Singen und Flehn verherrliche deine Triumphe
In den Jüngern, die du im Himmel bekrönst und auf Erden.
Denn auf den Schwingen der Tugend sie streben empor zu den Sternen
Und des Abgrunds Tiefen mit himmlischem Licht sie durchbringen,
Goldene Blüten und selige Frucht sie dankend dir tragen;
Über die Reiche der Welt erhebt sie ihr Glauben und Hoffen
Siegreich empor und machet sie würdig des himmlischen Thrones,
Wo sie in seliger Lust am Quell des Lichtes sich laben
Und erhellen die Welt mit ihren Taten und Worten[1].

Das ist der Standpunkt des Dichters. Von einer Vergötterung oder Anbetung der Heiligen, wie im Heroenkult der Alten, ist nicht die leiseste Spur. Alle ihre Vorzüge und Verdienste, all ihre Glorie im Jenseits und hienieden gehen von Gott aus und werden auf ihn zurückbezogen. Die Triumphe der Heiligen sind nur Triumphe Christi und die Siege des Menschensohnes nur Erweise seiner göttlichen Macht. Alle Schönheit und Herrlichkeit der sichtbaren Schöpfung wird anerkannt, mit tieferem Gefühl, als es bei den Alten der Fall war. Der Mensch erscheint als die Krone der Schöpfung, aber nicht wie ein Juppiter oder Apollo selbst zum Gott erhöht, sondern als Werk des ewigen, unendlichen, unsichtbaren Gottes. Über der sichtbaren Welt tut sich eine viel erhabenere, unsichtbare, geistige Welt auf, welche aber durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes in die sichtbare Schöpfung herniedersteigt und den Menschen zu einem neuen, höheren Dasein erhebt. Das ist das Reich der Gnade, das nunmehr die sichtbare Schöpfung verklärt und das kurze Leben hienieden mit dem ewigen Leben der Glorie verbindet. Wie Gott die Fülle seines Seins in den zahllosen Reihen der natürlichen Wesen spiegelt, so offenbart sich seine sittliche Schönheit und Vollkommenheit in der unabsehbaren Mannigfaltigkeit der Heiligen, die vereint in der Liebe und Nachfolge Christi, jeder wieder in verschiedener, individueller Weise seine Gesinnung zum Ausdruck bringt. In der Kirche hat diese erhabene Ordnung der Gnade, welche die ganze Menschheit vereint, auch

---

[1] Migne, Patr. lat. CXXXV 491 492, übersetzt vom Verfasser.

sichtbare soziale Gestalt hienieden gewonnen. Ihre Geschicke sind nur ein Fortleben Christi in der Menschheit, ihre Heiligen die Blüten der von Christus erlösten, jetzt noch von ihm geleiteten und begnadigten Menschheit.

So faßte das Mittelalter die Legende auf. Sie ist im Grunde nur der schlichte, epische Ausdruck für die Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen, wie sie schon das Apostolische Glaubensbekenntnis enthält und wie sie jeder Christ nicht als etwas Fremdes, Außergewöhnliches, sondern als eigenste, religiöse Familienbeziehung betrachtet. Wir sind Söhne und Brüder der Heiligen. Den Heiligen dankt nicht nur Deutschland und Italien, sondern das ganze Abend- und Morgenland seine christliche Kultur.

Das alles tritt nun in Flodoards Legende gar schön und anmutig zu Tage. Anknüpfend an die heiligen Stätten Palästinas läßt er zuerst das ganze Leben Christi an unserem Blick vorübergleiten. Dann zeichnet er uns in kurzen Zügen die Apostel und vorzüglichsten Jünger des Herrn. Durch längere Schilderung ist Stephanus, der erste der Märtyrer, ausgezeichnet. Ein großes Gedicht beschreibt darauf in gewaltigen Zügen die Zerstörung Jerusalems, als das furchtbare Gottesgericht, das die Synagoge durch die Verwerfung des Messias auf sich herabgezogen, ein kürzeres Gedicht den Versuch Julians, die Weissagung Christi Lügen zu strafen. Dann führt uns der Dichter die Heiligen vor, welche an den Stätten der Erlösung lebten und wirkten, in ausführlicher Darstellung den gelehrten Hieronymus und seine Schülerin, die fromme Pilgerin Paula. Im ganzen umfaßt der erste Teil 49 Gedichte.

In Antiochien wurden die Anhänger Jesu zuerst Christen genannt; die Stadt blieb lange ein Mittelpunkt für die Ausbreitung des Christentums im Morgenlande. Ihre Heiligen feiert der zweite Teil der Legende in zwei Büchern mit 27 Gedichten. Am reichlichsten sind hier der hl. Julian und die hl. Basilissa, der hl. Hesychius, der hl. Simeon der Säulensteher und die heilige Büßerin Pelagia bedacht.

Weit umfangreicher ist der dritte Teil ausgefallen, der in seinen vierzehn Büchern 229 größere und kleinere Gedichte zählt und außer den Heiligen Italiens auch viele andere Heiligen des Abendlandes behandelt. Zu ansehnlicheren Epyllien sind die folgenden Stoffe erweitert:

Der Streit des hl. Petrus mit Simon Magus. — Das Martyrium der hll. Apostel Petrus und Paulus. — Die Schüler der Apostel und der hl. Apollinaris. — St Clemens. — St Alexander und seine Gefährten. — Papst Zephyrin und der hl. Kalixtus. — St Urban und Cäcilia. — St Lucius und Stephanus. — Die hl. Eugenia. — St Sixtus und Laurentius. — Chrysanthus und Daria. — Die hll. Marcellian, Marcus und Sebastian. — Chrysogonus und Anastasia. — Der hl. Marcellus. — St Sylvester. — Gregorius d. Gr. — Gregorius II. und der hl. Bonifatius. — Papst Stephanus II. — Papst Hadrian. — Leo III. (und Karl d. Gr.). — Leo IV. — Translation des hl. Kalixtus.

Am Schlusse des zwölften Buches erzählt Flodoard, wie er auf seiner Pilgerfahrt nach Rom von Papst Leo VII. überaus gütig aufgenommen, geistig und leiblich gespeist, reich beschenkt und mit liebevollem Segen in seine Heimat entlassen wurde.

In den folgenden zwei Büchern werden zahlreiche Heilige nachgetragen, welche zuvor übergangen worden. Am glänzendsten werden die hll. Ambrosius, Benedikt von Nursia und Columban gefeiert.

Die Ausführung ist sehr ungleichartig. Wo der Stoff selbst und frühere poetische Bearbeitungen es ermöglichen, läßt Flodoard der Erzählung freien Lauf und erhebt sich nicht selten zu wirklich poetischer Darstellung; wo der Stoff dürftig, begnügt er sich mit wenigen Versen, die sich mitunter nur durch das Metrum von Prosa unterscheiden. Weitaus die meisten Legenden sind in Hexametern abgefaßt, nur wenige in Senaren. Dem ersten Teil geht die mitgeteilte „Anrufung" in Hexametern voraus, dem zweiten ein Gedicht in sapphischen Strophen, dem dritten eine Vorrede in Asklepiadeen. Die Verse sind zum Teil recht gut gebaut, die Sprache ist reich, wenn auch nicht von klassischer Reinheit. Flodoard versteht es, nicht bloß fesselnd zu erzählen, sondern auch meisterhaft zu schildern, wie dies z. B. in dem Gedicht von der Zerstörung Jerusalems zu Tage tritt.

All die zahlreichen metrischen Legenden des Mittelalters hier einzeln aufzuführen, liegt über den Rahmen unserer Aufgabe hinaus. Als bedeutsamer in literarischer Hinsicht mögen erwähnt werden: Die Lebensbeschreibungen des hl. Suitbert[1] und des hl. Lebuin[2] (verfaßt von Ratbod, der 917 als Erzbischof von Utrecht starb), die „Passion des hl. Mauritius und der thebäischen Legion" (gedichtet von Sigebert von Gembloux zwischen 1074 und 1078[3]), die „Metrische Theophil-Geschichte", das „Gedicht von den sieben Makkabäischen Brüdern", die „Verse vom hl. Laurentius", die „Passion des heiligen Märtyrers Victor", die „Passion des hl. Mauritius und seiner Gefährten", das „Leben der hl. Thais" (nach griechischer Vorlage), die „Passion der heiligen Märtyrer Felix und Abauctus", das „Leben des seligen Bekenners und Bischofs Maurilius" (sämtlich Marbod zugeschrieben, der 1123 als Bischof von Rouen starb)[4].

Für Kunst- und Literaturgeschichte zugleich bedeutsam ist „Das Leben und Leiden des heiligen Märtyrers Christophorus", die älteste lateinische Bearbeitung

---

[1] Acta SS. Bolland. Mart. I 84—86.

[2] Migne, Patr. lat. CXXXII 553—558.

[3] Passio S. Mauritii etc. auctore Sigeberto Gemblacensi, herausgeg. von E. Dümmler (Philos. und histor. Abhandlungen der k. Akademie d. Wissensch., Berlin 1893, 44—125).

[4] Migne a. a. O. CLXXI 1593—1604. — Sechs kleinere Gedichte über den hl. Martin veröffentlichte E. Dümmler (Neues Archiv für ältere deutsche Geschichte XI [1886] 460—466); acht Gedichte über denselben Heiligen H. Delehaye S. J. (Analecta Bolland. VII [1888] 307—320).

der in Deutschland so volkstümlichen St Christophslegende, als Schulübung verfaßt von Walter von Speier[1]. Derselbe studierte unter Bischof Balderich von Speier (970—987) an der Domschule daselbst, wurde Magister an derselben, später selbst Bischof von Speier (von 1004—1031). Auf den Wunsch Bischof Balderichs verfaßte er als Subdiakon das Leben des hl. Christophorus sowohl in Prosa, wobei er Cicero nachahmen sollte, als in Versen, wobei er sich Vergil zum Vorbild nahm.

Im ersten Buche seines Gedichtes beschreibt er den Studiengang, den er bis dahin durchgemacht und der ihn zu seiner Aufgabe vorgebildet hatte. Die ersten zwei Jahre waren dem Unterricht im Lesen, Schreiben und Chorgesang gewidmet. Im dritten folgten dann Grammatik und etwas Mythologie, woran der angehende Poet sich sehr ergötzte. Gelesen wurden der lateinische Homer, Martianus Capella, Horaz, Persius, Juvenal, Boëthius, Statius, Lucan, vor allem aber Vergil. Zur Einführung in die Dialektik diente die „Einleitung" des Porphyrius in der Übersetzung des Boëthius, die Rhetorik wurde nach Cicero, die Arithmetik und Musik nach Boëthius, die Geometrie nach Martian Capella erklärt[2].

In den übrigen fünf Büchern erzählt Walter dann seine Legende. Christophorus ist darin ein Kananäer, ist von riesiger Gestalt und hat den Kopf eines Kynocephalen. Er heißt ursprünglich Reprobus, führt aber schon vor der Taufe ein christliches Leben und wandert von seiner Heimat aus, um einen Führer zum wahren Glauben zu suchen. An der Grenze von Syrien erscheint ihm ein Engel, unterrichtet ihn, tauft ihn und gibt ihm den Namen Christophorus. Nun zieht er weiter gen Samon, die Hauptstadt von Syrien, wo der christenfeindliche König Dagnus herrscht. Durch Predigt und Wunder bekehrt er viele Einwohner. Zweihundert Mann, welche der König gegen ihn aussendet, können seinen Blick nicht aushalten, sondern kehren unverrichteter Sache heim. Zweihundert andere werden nun ausgeschickt, denen er freiwillig folgt. Vor dem Glanz seiner Augen stürzt der König selbst zu Boden, bedroht aber den Heiligen mit dem Tode und läßt ihn ins Gefängnis werfen. Allein die vierhundert Mann, die gegen ihn ausgesandt worden waren, bekehren sich und sterben als Märtyrer. Ebenso bekehren sich die zwei Buhlerinnen Nicäa und Aquilina, welche der König zu ihm in den Kerker schickt, um ihn zu verführen. Auch sie erleiden heldenmütig den Martertod. Nun wird Christophorus selbst mit Ruten

---

[1] Vita et passio S. Christophori martyris, auctore Walthero Spirensi subdiacono, libri sex, metrice, herausgeg. von Pez (Thesaurus anecd. II 3, 27—97) und W. Harster, München 1878. — Vgl. W. Harster, Walther von Speier, ein Dichter des 10. Jahrhunderts, Speier 1877.

[2] Vgl. F. A. Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, Stuttgart 1885, 114.

gestrichen, ihm ein glühender Helm aufgesetzt. Drei Hofleute, die den König wegen seiner Grausamkeit tadeln, werden mit dem Tode bestraft und sterben als Märtyrer. Der Heilige wird nun auf einen glühenden Rost gelegt; aber während dieser von der Glut verzehrt wird, bleibt Christophorus unverletzt. Jetzt läßt der König mit Pfeilen auf ihn schießen; doch keiner der Pfeile trifft. Als der König selbst zu schießen versucht, verletzt er sich das Auge und erblindet. Christophorus verkündet ihm, er selbst werde morgen die Märtyrerkrone erwerben, der König aber mit seinem Blute sich die Stirne bestreichen und wieder sehend werden. So geschieht es. Der Heilige wird enthauptet. Der König, durch sein Blut geheilt, nimmt das Christentum an und läßt es in seinem ganzen Reiche verkündigen.

Die Erzählung ist lebendig ausgeführt, die Verse sind gut gebaut, die Sprache zwar von Vergil beeinflußt, aber doch mit Wahrung einer gewissen Selbständigkeit, welche der Schule Walters alle Ehre macht.

Der großen Sagenstoffe bemächtigten sich jetzt weltliche, ritterliche Dichter und führten sie in ihren Nationalsprachen aus. Die geistlichen Dichter wandten sich mit Vorliebe der religiösen Lyrik, der philosophischen Didaktik und einer halb epischen halb lyrischen Gelegenheitspoesie zu. In reicher Menge wurden zeitgenössische Erlebnisse in Lobgedichten, Festgesängen, Trauerliedern behandelt, biblische und antike Stoffe in größeren Epen ausgeführt, auch Ereignisse der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit in der hergebrachten Schulform des Kunstepos besungen; doch ein höherer Kunstwert läßt sich den meisten dieser Erzeugnisse nicht beilegen, wenn auch einige derselben zeitweilig hohe Bewunderung fanden, gelesen, studiert, wiederholt vervielfältigt wurden und darum einen gewissen literarischen Einfluß erlangten.

Kleinere Zeitgedichte, in welchen sich das epische Element meistens mit dem lyrischen mischt, begleiten gleichsam die ganze Geschichte, spärlich von der Völkerwanderung, häufiger von Karl d. Gr. an, und bilden einen nicht ganz unerheblichen Teil der Geschichtsquellen mancher Perioden[1].

So begegnen uns Lieder auf die Zerstörung von Aquileja (in sapphischen Strophen), auf den Sieg Chlotars über die Sachsen, auf den Tod Erichs, Grafen von Friaul, auf den Tod Karls d. Gr., auf die Thronbesteigung Karls des Kahlen, auf die Schlacht von Fontenay (25. Juni 841), auf die Thronbesteigung Lothars.

Andere Lieder besingen einen Abt Hugo (?), den eben verstorbenen Fulko, Erzbischof von Reims, den Sieg von Brunauborf (936 oder 937),

[1] Édélestand du Méril, Poésies populaires latines antérieures au 12e siècle, Paris 1843, 234—294. — Monum. Germ. Hist. Poetae latini aevi Carolini I—IV, Berolini 1881—1899.

die Niederlage des Königs Albert, den Tod Heriberts, Erzbischofs von Köln, den Tod des Konstantius, Schulvorstehers des Klosters Luxeuil.

Weiter treffen wir Gesänge auf den Tod Heinrichs II., auf die Krönung Konrads des Saliers, auf den Tod des Schulmeisters Hubert in Orléans, auf den Tod Wilhelms des Eroberers.

Ein noch aus dem 9. Jahrhundert stammendes Gedicht feiert in sapphischen Strophen das Lob des Bischofs Adalhard von Verona (876—914), ein längeres Gedicht in gutgebauten Hexametern den „Kaiser" Berengar, d. h. den italienischen König Berengar, den Papst Johann X. 916 zum Kaiser krönte. Mehr als anderswo erhielt sich in Italien durch Schulüberlieferung ein gewisser Rest guten Geschmacks und technischer Gewandtheit in der Handhabung der lateinischen Sprache und Metrik. Fast überall sonst ward die Reinheit der antiken Form kaum beachtet, der Hexameter mit Vorliebe gereimt und mit den vertracktesten Künsteleien mißgestaltet. In solchen gereimten Hexametern faßte Wipo, der Kaplan Konrads II., den „Tetralogus" ab, welchen er an Weihnachten 1041 dem König Heinrich III. überreichte und worin er mit taktvollem Lob allerlei gute Räte und Ermahnungen verband. In gereimten, rhythmischen Versen ist das herzliche Trauerlied abgefaßt, das er dem verstorbenen Konrad II. widmete:

Qui vocem habet serenam, hanc proferat cantilenam
De anno lamentabili et damno ineffabili,
Luget omnis homo, forinsecus et in domo,
Suspirat populus dominum, vigilando per somnum,
Rex Deus, vivos tuere et defunctis miserere.

Anno quoque millesimo nono et trigesimo
A Christi nativitate nobilitas ruit late,
Et Caesar caput mundi, et cum illo plures summi,
Occubuit Imperator Cunradus legis amator.
Rex Deus, vivos tuere et defunctis miserere[1].

Von guter klassischer Bildung zeugt das „Epos vom Sachsenkriege" (Gesta Heinrici imperatoris metrice), in welchem ein unbekannter Sänger nach dem Siege Heinrichs IV. über die Sachsen bei Homburg (9. Juni 1075) den ganzen Krieg von seinen Anfängen an in begeisterter Teilnahme für den siegreichen König feiert. Die Kriegsereignisse, besonders die Belagerung und die Verteidigung der Burgen, sind darin sehr anschaulich geschildert. Die Verse fließen oft sehr gut und in leidlich reiner Sprache, doch sind sie oft wieder leoninisch gereimt und durch die allgemein verbreiteten Freiheiten und Nachlässigkeiten entstellt[2]. Eine „Elegie auf

[1] Schubiger, Die Sängerschule von St Gallen 91.

[2] Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen II⁵ 80—82.

den Tod Heinrichs IV." verfaßte der Flanderer Blittero, von der aber nur bekannt ist, daß sie, anknüpfend an den Tod des Kaisers, das Elend der Welt beklagte. Dagegen wimmelt die Lobschrift, welche Bischof Benzo von Alba in gereimter und rhythmischer Prosa auf denselben Kaiser schrieb, von unwürdigen Schmeicheleien sowie von den gemeinsten Schimpfreden auf seinen gewaltigen Gegner Gregor VII. und dessen Anhänger[1].

In alphabetischen Rhythmen charakterisierte Adelmann, Lehrer zu Lüttich, später (um 1048) Bischof von Brescia, die Männer seiner Zeit, welche aus der Lüttticher Schule hervorgingen, ein überaus anziehendes Kleinbild der Gemütlichkeit und des literarischen Interesses, das an jener Schule unter der Leitung Fulberts und Adelmanns herrschte, und des Einflusses, den sie bis nach Paris und Tours, nach Burgund und ins Land der Allobroger, nach Verdun und Köln, ja bis nach Italien hinüber ausübte[2].

Andere Zeitgedichte beschäftigen sich mit dem Siege der Pisaner über die Sarazenen (1088), mit der Belagerung und Eroberung der Stadt Como, mit den Waffentaten der Einwohner von Perugia (Historia metrica de rebus a Perusinis gestis), mit dem Lobe der Stadt Bergamo. Ascellin Adalbero, Bischof von Laon (977—1030), richtete an Robert „den Großen" ein satirisches Gedicht. Abbo behandelte in einem größeren Gedichte die Belagerung von Paris, Wilhelm von Apulien die Taten der Normannen, der Bischof Donizo das Leben der Markgräfin Mathilde. Wohl noch aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts stammt das älteste lateinische Gedicht auf den Cid Campeador in sapphischen Strophen.

Zahlreiche Gedichte riefen natürlich die Kreuzzüge hervor, besonders der Kampf um Jerusalem. Das Lied Ierusalem mirabilis enthält eine allgemeine Aufforderung zum Kreuzzug, das Lied Nomen a sollemnibus einen Jubelgesang auf die Eroberung von Jerusalem. Andere Gedichte behandeln die Niederlage der Kreuzfahrer durch Emad-eddin Zenki (1146), den Feldzug Amalrichs nach Ägypten (1168), den Fall von Jerusalem (1187) und den darauffolgenden Kreuzzug, den Krieg mit Saladin und den Fall von Accon (1291)[3].

Von dem Solymarius, einem größeren Gedicht, das die Taten der ersten Kreuzfahrer feierte, sind bis jetzt nur einzelne Fragmente aufgefunden

---

[1] Ebd. II⁵ 202.

[2] Adelmanni Rhythmi alphabetici (Migne, Patr. lat. CXLIII 1295 bis 1298).

[3] du Méril, Poésies populaires latines antérieures au 12ᵉ siècle (1843) 297 ff; Poésies populaires latines du moyen-âge (1847) 255 ff. — Wattenbach a. a. O. II⁵ 437.

worden[1]. Der Verfasser, der dasselbe selbst als Jugendarbeit bezeichnet, widmete in reiferen Jahren dem Kaiser Friedrich I. Rotbart ein sorgfältig durchgearbeitetes Epos in zehn Gesängen (6576 Versen), welches die Taten dieses Kaisers bis zum Jahr 1160 unter dem Titel Ligurinus besingt. Es sticht durch seine Abrundung wie durch bessere Sprache und Versbau vor allen Erzeugnissen dieser Zeit hervor. Doch war es völlig verschollen, bis Konrad Celtes eine Handschrift desselben in dem fränkischen Kloster Ebrach fand und es 1507 drucken ließ. Später (1737) von Senckenberg als Fälschung erklärt, ist es von neueren Forschern, A. Pannenborg und Gaston Paris, wieder als echt verteidigt worden[2].

Gunther, der Verfasser der zwei Gedichte, unterschreibt sich bei dem einen derselben als „Scholastikus". Den Solymarius widmete er Konrad, dem vierten Sohne des Kaisers, den er seinen Zögling nennt; er ist also sein Erzieher gewesen. Später ist er in das Cistercienserkloster Päris (oder Pairis) bei Urbeis im Elsaß eingetreten und dessen Prior geworden. Ein asketischer Traktat über Gebet, Fasten und Almosen läßt ihn als einen Theologen von gediegenster Bildung und reicher Belesenheit, zugleich als einen Meister lateinischen Prosastils erkennen. Eine andere von ihm verfaßte Schrift über die Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer, welche auf Mitteilungen seines Abtes Martin von Päris fußt, gehört zu den wertvollsten Quellen, welche über den vierten Kreuzzug vorhanden sind. Über Friedrich I. war er nicht bloß durch das Werk Ottos von Freising und seines Fortsetzers Rahewin sehr genau unterrichtet, sondern auch mit anderweitigen Berichten über seine Zeit vertraut.

Indem er nun die nächstliegende Zeitgeschichte zum Vorwurf seiner Dichtung nahm, mußte er natürlich auf die dankbarste Aufgabe des Epikers, die eigentliche Fiktion, die freie Gestaltung eines gleichsam flüssigen Sagenstoffes, verzichten. Friedrich der Rotbart war für ihn noch nicht der ehrwürdige Bewohner des Kyffhäusers, sondern der waffengewaltige Hohenstaufe,

---

[1] Herausgeg. von Wattenbach, Archives de l'Orient Latin I (1881); 551—561.

[2] Guntheri poetae Ligurinus sive de rebus gestis Imp. Caes. Friderici Aug. cognomento Aenobarbi libri decem: Augsburg 1507; Straßburg 1531 usw. C. G. Dümgé, Heidelberg 1812; abgedruckt bei Migne, Patr. lat. CCXII 327 bis 476. Deutsch von Theod. Vulpinus, Der Ligurinus Gunthers von Pairis im Elsaß, Straßburg 1889. — A. Pannenborg, Über den Ligurinus und andere Abhandlungen, in Forschungen zur deutschen Geschichte XI (Göttingen) 163 ff; XIII 227 ff; XIV 185 ff; XIX 611 ff. — Ders., Der Verfasser des Ligurinus. Programm des Gymnasiums Göttingen (1883). — Gast. Paris, Dissertation critique sur le poème latin du Ligurinus, attribué à Gunther, Paris 1872. — E. Michael, Geschichte des deutschen Volkes vom 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters III, Freiburg i. B. 1903, 297—302.

der gegen den Papst und gegen die Welfen zu Felde zog, der größte Herrscher, den seit Augustus und Karl dem Großen die Welt gesehen. Er mußte sich darauf beschränken, die allgemein bekannten politischen und kriegerischen Nachrichten in Verse zu bringen. Soweit sich darin poetische Begabung entfalten konnte, zeigt sie sich in ungewöhnlichem Maße. Das Latein ist ihm durchaus keine ungewohnte, mühsam angequälte Waffenrüstung; er beherrscht es völlig als natürliches, wie angegossenes Gewand; er weiß darin in lebhaftester, natürlichster Darstellung zu erzählen, zu zeichnen, zu charakterisieren, zu reden, zu fesseln, hinzureißen.

So schildert er z. B.[1] in wahrhaft ergreifender Weise, wie Papst Hadrian dem herannahenden Kaiser entgegenzieht, gleich einem greisen Vater, der dem nach langer Abwesenheit zurückkehrenden Sohne sein Leid klagt, wobei freilich gegen alles kanonische Recht dem kaiserlichen Sohne alle Herrschaft und Gewalt im Hause zugeteilt wird. Meisterlich wird dann der Haupturheber der Wirren, Arnold von Brescia, gezeichnet:

> Der Stifter all des Unheils, all des Gewirres war
> Arnold, den zum Verderben uns Brescia einst gebar;
> Mit großen Kosten hat ihn Frankreich bei sich ernährt,
> In Schranken ihn gehalten, ihm gastlich Dach gewährt,
> Bis er zum Heimatlande dann endlich wieder kam
> Und mit hochweisen Reden das Volk gefangen nahm,
> Die Klerisei verfolgte mit grimmem Spott und Haß,
> Den Mönchen Feindschaft säte und Streit ohn' Unterlaß,
> Um feiles Lob den Pöbel mit Schmeichelei betrog,
> Von Priestern, selbst vom Papste die schlimmsten Mären log,
> Und aller Ohren füllte mit ketzerischem Rat,
> Mit unerhörter Lehren verweg'ner Drachensaat:
> Nicht Geld, nicht Grund und Boden der Kirche sei gewährt,
> Verlustig aller Güter sei Mönch und Pfaff erklärt,
> Kein Abt steh' etwas höher als Bürger oder Knecht,
> Kein Bischof könne geben Gesetz und schaffen Recht.

Nachdem der Dichter dann auch manche Mißstände jener Zeit erwähnt, bemerkt er sehr richtig, daß Arnold sie ausgebeutet habe, um das Volk zu täuschen.

> Manch gute Mahnung gab er, die konnte heilsam sein,
> Ward sie befolgt; doch mischte er immer Falsches drein.
> Fürwahr, die Kunst zu täuschen er säuberlich verstand,
> Indem er Falsches, Wahres in einen Knäuel wand.
> Das Falsche liebt ja keiner: nur durch der Wahrheit Schein
> Schleicht wie ein Dieb der Irrtum sich in die Seelen ein.
> So ging auch mit dem Glauben er gar betrüglich um;

[1] Lib. 3, V. 242 ff.

Nicht wahre Ehrfurcht hegt' er vor Gott und Heiligtum,
Nicht fest an Überlieferung hielt er und Gottes Schrift;
In fromme Honigworte mischt' ruchlos er sein Gift.

Ein moderner Zeitungsschreiber möchte den gewandten Ghibellinen um den fein stilisierten Brief beneiden, welchen dieser durch den Erzbischof Rainald von Dassel gegen die zeitliche Gewalt des Papstes und den Besitz des Kirchenstaates schreiben läßt[1]. Diese ghibellinische Begeisterung läßt es erklärlich erscheinen, daß das Gedicht, lange nachdem das Papsttum siegreich aus dem Kampfe gegen die Hohenstaufen hervorgegangen war, noch auf den Index gesetzt wurde. Doch formell hat es zweifelsohne hohe Vorzüge — und auch andere von der Politik unberührte Stellen, wie die verschiedenen Kampfesschilderungen, besonders die Erzählung vom Falle Mailands, der Schlußkatastrophe des Ganzen, verraten ein glänzendes poetisches Talent[2]. So kann nur ein wirklicher Dichter erzählen und schildern.

Einen durchschlagenden Erfolg hatte von den epischen Versuchen dieser Zeit nur die Alexandreis des Walter von Châtillon, etwa um das Jahr 1180 nach fünfjähriger Arbeit vollendet und dem Erzbischof Wilhelm II. gewidmet, der von 1176 bis 1201 die Diözese Reims regierte. Der Dichter stammte eigentlich aus Lille; doch blieb ihm der Name von Châtillon hängen, wo er seine Jugend verbrachte. Er wurde später Propst der Stiftsherren von Tournai. Das Gedicht, das 5464 Hexameter in zehn Büchern umfaßt, kennt noch nicht die Alexandersage, wie sie der Orient in buntester Fülle ausgestaltet hatte, der Geist der Kreuzzüge dann mit ritterlichen Anschauungen durchwob. Walter folgt einfach dem Bericht des Quintus Curtius und spinnt dessen Erzählung etwas weiter aus, in einer Sprache und Darstellung, welche, wie jene des Ligurinus, eine gründliche Schulung an Vergil und den späteren lateinischen Epikern verrät, aber dieselben keineswegs sklavisch nachahmt, sondern mit dem erworbenen Sprachschatz frei schaltet und waltet, allerdings im Rahmen eines würdevoll abgemessenen Schulgeschmacks, ernst und pathetisch, aber ohne tiefe, mächtige Leidenschaft und ohne Fühlung mit dem Volksleben jener Zeit. Eine gewisse Einheit erhalten die verschiedenen Kriegsabenteuer nicht nur in der Person und dem Charakter des macedonischen Eroberers, sondern auch in der tief tragischen, zugleich ernst religiösen Auffassung des Dichters, der in dem verfrühten Zusammenbruch der macedonischen Weltherrschaft das allgemeine Gesetz der irdischen Vergänglichkeit, eine verdiente Strafe stolzen Übermutes, das Walten einer höheren Vorsehung betrachtet.

Am vollsten klingt diese Betrachtung in der ergreifenden Schlußparabase aus:

---

[1] Lib. 4, V. 567 ff. [2] Lib. 10, V. 320 ff.

Glücklich der Menschen Geschlecht, wenn stets es die ewigen Güter
Hätte vor Augen und stets im Bangen harrte des Endes,
Das dem Hohen der Welt so gut wie dem armen Plebejer
Unversehens sich naht, indes er mit großer Gefährde
Ringet nach Gut und nach Geld, und die blöden sterblichen Augen
Flüchtig umflattert der Ruhm mit seinen trüg'rischen Schwingen.
Während nach käuflichen Ehren wir fruchtlos haschen und jagen,
Pflügen die Fluten des Meers, und überdrüssig des Lebens,
Haupt und Waren zugleich den schäumenden Wellen vertrauen,
Während wir trotzen dem Frost der Alpen und drohenden Räubern,
Um nur des geizigen Roms Schutzwälle und Zinnen zu schauen,
Und vom gewonnenen Ziel vielleicht auf glücklichen Pfaden
Heimwärts lenken den Schritt zu dem Lande, das uns geboren,
Siehe, da faßt uns im Nu ein winziges Fieber und schleudert
Alles in Trümmer, was wir in langem Leben gesammelt.
Alexander, dem nicht genügten die Grenzen des Erdballs,
Schau', ihm genügt jetzt ein Grab, aus Marmorfelsen gehauen, —
Fünf Fuß mißt der Palast — da ruht die Leiche des Helden,
Spärlich mit Erde bedeckt — sein Reich, bis daß Ptolemäus,
Der Ägypten von ihm als König geerbt, die verehrten
Überreste, voll Scheu von dem ganzen Erdkreis betrachtet,
Führt in die herrliche Stadt, die des Fürsten Namen verewigt[1].

Das sind nicht nur schöne, kunstvolle Verse, das ist wirkliche Poesie. Solche Stellen sind aber nicht nur vereinzelt und kümmerlich vorhanden; die ganze Dichtung ist reich an schönen Zügen, treffenden Schilderungen und gehaltreichen Sprüchen, die sich dem Gedächtnis einprägen.

Frei von erotischem Beisatz, war das Gedicht wie gemacht zur Jugend- und Schullektüre. Es ist darum nicht zu verwundern, daß es schon ein Jahrhundert später, zur Zeit des Heinrich von Gent (1280), in den Grammatikschulen so sehr geschätzt wurde, daß die Lesung der lateinischen Klassiker darüber zurücktreten mußte. Auch an Widerspruch fehlte es zwar nicht. Des Dichters Zeitgenosse und Landsmann Alanus von Lille nannte ihn einen „Mävius", d. h. schlechten Dichter und brannte ihm folgende Kritik auf:

. Illic
Maevius, in caelos audens os ponere mutum,
Gesta ducis Macedum tenebrosi carminis umbra
Pingere dum tentat, in primo limine fessus
Haeret et ignavam queritur torpescere musam.

Dies tat indes dem Gedichte keinen Eintrag. Andere Dichter, wie Wilhelm Brito, legten die größte Wertschätzung dafür an den Tag. Es hielt sich vielfach in den Schulen, wurde von 1513 an häufig neu gedruckt[2]

---

[1] Migne, Patr. lat. CCIX 572.

[2] Alexandreis sive gesta Alexandri Magni libris X comprehensa auctore Gualtero de Castellione: Straßburg 1513; Ingolstadt 1541; Lyon 1558;

und noch 1693 von dem Benediktiner P. Athanasius Gugger in St Gallen wieder herausgegeben. Seine Wirksamkeit hat sich also bis ins 18. Jahrhundert hinein erstreckt.

Neben andern Schwächen künstlicher Schulpoesie leidet die Alexandreis auch an der Neigung zur Allegorie, wo solche keineswegs in der Sache begründet ist, sondern in frostiger Weise an die Stelle des Wirklichen und Konkreten tritt. So wird z. B. im zehnten Buche der frühe Tod Alexanders nicht durch menschliche oder einfach religiöse Elemente motiviert, sondern durch allegorische Figuren, welche jenen des Martianus Capella nachgebildet sind. Ganz erbost darüber, daß Alexander den Erdkreis für seinen Ehrgeiz zu enge fand, steigt die „Natur" in die Unterwelt hinab, wo in dem von tausend Kaminen (mille caminis) brodelnden Höllenfeuer die Superbia, die Libido, die Ebrietas, die Gula, die Ira, die Proditio, die Detractio, der Livor und die Hypokrisis gequält werden, und klagt ihnen ihren Verdruß, worauf sich die Proditio erhebt und rasche Hilfe verspricht, indem sie dafür sorgen will, daß Antipater den König vergiftet. Auch diese Stelle ist an sich gut ausgeführt, in lebhafter Charakteristik und treffendem Ausdruck; aber all das vermag eben die abstrakten Lasterbegriffe nicht zu konkreten, lebensvollen Gestalten umzuwandeln.

Fast ohne poetischen Wert ist das episch-didaktische Poem vom „Machomet" (Otia Walterii de Machomete lege) in 544 Distichen[1]. Walter stützt seine Erzählung auf den Bericht seines Abtes Warnerius, dieser hinwieder auf einen wackern Kleriker an der Kirche von Sens, namens Paganus (cui nomen erat Paganus, honestus, clericus et Senonum magnus in ecclesia), und dieser endlich auf die Nachricht eines bekehrten Arabers, der von Jugend auf in der Lehre Mohammeds unterrichtet und, obwohl Sklave, in allen freien Künsten wohl bewandert war, und den er zeitweilig bei sich hatte. Das älteste Manuskript ist vom 15. Juli 1199 datiert. Du Méril vermutete als Verfasser einen Gualterus von Compiègne, der Mönch zu Marmoutiers war, wo 1170 ein Warnerius als Abt genannt wird.

Ein anderes Gedicht über Mohammed (über 1100 Verse) verfaßte Hildebert (Historia Mahumetis). — An die lateinischen Gedichte lehnt sich der altfranzösische Roman Mahomet von Alexander du Pont.

Bei Walter sagt der Einsiedler (Bohaïra ou Bahira) dem Mohammed also voraus:

Ulm 1559; St Gallen 1659 1693; nach der St Galler Ausgabe von 1659 abgedruckt bei Migne, Patr. lat. CCIX 463—574. — Neuausgabe von Mülbener, Leipzig 1863. — Ein noch unediertes Gedicht Walters herausgeg. von Fr. Novati (Mélanges Paul Fabre, Paris 1902, 265—278).

[1] É. du Méril, Poésies populaires latines du moyen-âge (1847) 379 bis 415.

Wahrlich, sag' ich dir, du bist in des Teufels Krallen:
Glauben und Religion wird vor dir zerfallen;
Ehe wirst und Jungfrauschaft du zugleich vernichten,
Keuschheit wirst als Ehebruch du verdammend richten,
Willkür wird mit schnöder Macht heil'ges Recht erdrücken,
Gottentfremdung wird im Keim Frömmigkeit ersticken;
Fleischliche Beschneidung wirst du statt der der Seelen,
Statt der Taufe heil'gem Bad, aller Welt befehlen;
Kurz den alten Adam wirst wieder du erwecken,
Sitten aber und Gesetz ganz zu Boden strecken[1].

Gegen Ende der Regierung Heinrichs II. von England (1154—1189) widmete Joseph von Exeter (Iseanus) dem Erzbischof Balduin von Canterbury ein episches Gedicht über den trojanischen Krieg in sechs Büchern. Er schrieb auch eine Antiocheis, in welcher er die Kreuzfahrt des Richard Löwenherz verherrlichte, von welcher aber nur ein Bruchstück erhalten ist[2]. Der bereits erwähnte Wilhelm Brito, um 1150 in der Bretagne geboren, Hofkaplan des Königs Philipp August von Frankreich, besang diesen König in seiner Philippis (9201 Hexameter in zwölf Büchern) zwischen den Jahren 1214 und 1224[3]. Ein ähnliches episches Lobgedicht widmete Nikolaus de Braja dem König Ludwig VIII. (Gesta Ludovici VIII.) um 1226, Theodorus Valliscolor dem 1265 verstorbenen Papste Urban IV. Einen nicht geringen Ruf als Dichter erwarb sich Peter (von) Riga, Stiftsherr zu Reims, mit seiner Aurora, worin er in mehr als 15 000 Versen das Alte und Neue Testament, vorzugsweise nach der beliebten allegoristischen Seite hin bearbeitete[4]. Aegidius von Paris, der auch ein größeres Werk über Karl d. Gr. (Carolinus) verfaßte, ergänzte das unvollendete Werk, und Guido von Vicenza, Bischof von Ferrara, ahmte es ein Jahrhundert später in seiner Margarita Biblica nach. Eine Fortsetzung der Aurora ist auch der Hortus deliciarum des Hermann, Kustos zu Verden.

In 500 Distichen verherrlichte der Magister und Schulmeister Justinus zu Lippstadt (zwischen 1259 und 1264) den Stammherrn Bernhard von Lippe, von dessen elf Kindern drei Söhne Bischöfe wurden und der selbst noch Mönch und Abt wurde und endlich als Missionär dem Bischof Albert

---

[1] V. 57—66.

[2] H. Morley, English Literature 65 66.

[3] Herausgeg. von J. Meyer, Antwerpen 1534; P. Pithou, Frankfurt 1596; Barth, Leipzig 1657.

[4] Das Werk erfreute sich der größten Beliebtheit. Ungewöhnlich viele Handschriften desselben sind darum erhalten; die königliche Bibliothek zu Paris allein besaß deren fünfzehn. Ganz gedruckt wurde es indes nie. Proben bei P. Leyser, Historia poetarum medii aevi, Magdeburgi 1721, 692 f; Migne a. a. O. CCXII 17—42; Histoire littéraire de la France XVII, Paris 1832, 26—35. — Vgl. Migne a. a. O. CCXII 41—46. — Hist. litt. de la France XVII 36—69.

von Riga nach Livland folgte. Der flandrische Mönch Walther de Muda besang (um 1284) den Bischof Trophimus in Norwegen, Heinrich Rosla aus Niemburg den Kampf, der 1287 von Heinrich dem Wunderbaren, Herzog von Braunschweig, um die Feste Herlingsberg geführt ward. Franz de Keysere (der sich Cäsar nannte) schrieb um 1293 ein versifiziertes Leben des hl. Bernhard.

Die meisten dieser epischen Versuche haben geringen poetischen Wert, bezeugen aber immerhin, daß die antiken lateinischen Dichter eifrig gelesen wurden und daß ein reges literarisches Streben vorhanden war.

Vierzehntes Kapitel.

Die Humanisten und die Schulpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts.

Aus der vorangegangenen Darstellung erhellt zur Genüge, daß das Studium und die Kenntnis der altklassischen Literatur, besonders der lateinischen, nie ganz untergegangen, sondern bald in größerem, bald in geringerem Umfang die Grundlage der literarischen Bildung geblieben ist. Weder Theologie und Philosophie noch Geschichtschreibung und Poesie vermochten sich davon freizumachen und haben dies im Grunde auch nicht angestrebt. Neben einer Latinität, welche sich fast nur um den neueren christlichen Gehalt kümmert und daher die altklassische Schönheit von Form und Sprache völlig vernachlässigt, finden wir fast durch alle Jahrhunderte Versuche, auch den antiken Geschmack und Formsinn wieder zu erneuern. Von Minucius Felix läßt sich dieses Streben nach einer Renaissance an einer langen Reihe von Namen bis in die Nähe Dantes verfolgen, der gewöhnlich als der erste Vorläufer der „Renaissance“ und des „neueren Humanismus“ gepriesen zu werden pflegt. Ambrosius, Prudentius, Priscian, Sedulius, Ennodius, Boëthius, Cassiodor, Venantius Fortunatus, Aldhelm, Beda, Bonifatius, Alkuin, Hroswitha, Hildebert von Tours, Johann von Salisbury, Alanus ab Insulis, Peter von Blois bezeichnen die Hauptringe einer Überlieferung, die nie völlig unterbrochen worden ist.

Daß in der Wertschätzung des Mittelalters die Theologie den ersten Rang einnahm, die Philosophie den zweiten, die übrigen Wissenschaften und die Literatur erst an dritter Stelle kamen, rührt keineswegs von ehrgeizigen oder herrschsüchtigen Bestrebungen der Kirche her, sondern liegt in der Natur der Sache selbst begründet. Selbst bei den Hellenen wurde die Poesie durch Politik und Rhetorik, diese durch die Philosophie und schließlich auch diese durch die encyklopädische Gelehrsamkeit der Alexandriner zurückgedrängt, und

auch bei den Römern hat die forensische und philosophische Bildung vor der bloß poetischen und literarischen fast beständig den Vorrang behauptet. Man kann darum auch der mittelalterlichen Scholastik kaum einen Vorwurf daraus machen, wenn sie zeitweilig das Interesse für die literarischen und historischen Studien zurückgedrängt hat. Die größten Theologen des Mittelalters, wie Thomas von Aquin und Bonaventura, huldigten übrigens durchaus keiner solchen Einseitigkeit. Dieselbe zeigt sich erst seit dem Aufkommen der Universitäten und ist lediglich der Konkurrenz, der Disputiersucht und dem Strebertum zuzuschreiben, das sich an denselben entwickelte. Es fehlte auch nicht an Männern, welche den Wert der humanistischen Studien wohl zu würdigen verstanden und nachdrücklich für sie eintraten.

In die Zeit der ersten Salier hinein reicht Marbod, etwa um 1034 in der Bretagne geboren, von 1067—1081 Scholastikus an der Domschule von Angers, dann zum Bischof von Rennes erhoben[1]. Nach achtundzwanzigjähriger Verwaltung des Bistums zog er sich als schlichter Benediktinermönch in das Kloster des hl. Albinus zu Angers zurück und starb hier 1123. Er hat die Poesie eigentlich schulmäßig betrieben und darum eine beträchtliche Anzahl kleiner Werke in Versen hinterlassen: ein „Büchlein von den drei Feinden" (den Weibern, dem Geiz und der Ehrsucht), die bereits erwähnten Legendendichtungen über Theophilus, die makkabäischen Brüder, den hl. Laurentius, das Martyrium des hl. Viktor, des hl. Mauritius und seiner Genossen, der hll. Felix und Adauctus, den heiligen Bischof und Bekenner Maurilius. Daran reiht sich eine Sammlung kleinerer Gedichte, eine Sammlung didaktischer Sprüche über die „Redefiguren" (De ornamentis verborum) und ein größeres didaktisches Gedicht (Liber decem capitulorum)[2]. Nahezu alles ist in leoninischen, d. h. gereimten Hexametern oder Distichen abgefaßt, in welchen Marbod nicht geringe Gewandtheit entwickelt. Er scheint sich dabei mehr der allgemeinen Mode unterworfen zu haben, als seinem eigenen Geschmack gefolgt zu sein. Das „Buch von den zehn Kapiteln" wenigstens, das er erst in seinem siebenundsechzigsten Jahre schrieb, ist in gewöhnlichen (nicht gereimten) Hexametern abgefaßt, die im ganzen gut fließen und feineres Formgefühl verraten als viele der leoninischen Reimereien[3]. Das merkwürdige Gedicht, wohl von Prudentius angeregt, beginnt mit einer Art Widerruf seiner jugendlichen Gedichte, die er ungeziemender Leichtfertigkeit anklagt. Er will es nun besser machen,

---

[1] L. Ernault, Marbode évêque de Rennes; sa vie et ses œuvres (1035 à 1123), Rennes 1890.

[2] Ausgaben: Edit. princeps, Paris 1531; Köln 1539; Basel 1555; Göttingen 1799; von Beaugendre, Paris 1708; danach bei Migne, Patr. lat. CLXXI 1457—1784.

[3] Migne a. a. O. CLXXI 1694—1716.

stellt Normen für eine ernstere, würdigere Schriftstellerei auf, schildert dann den mannigfachen Jammer der verschiedenen Lebensalter in sehr trübseligen Farben, und behandelt in den weiteren Kapiteln das verhängnisvolle Treiben schlechter Weiber, das segensvolle Wirken braver Frauen, Lasten und Freuden des Greisenalters, die Torheiten des Fatalismus und der Astrologie, die Falschheit des Epikureismus, das Glück wahrer Freundschaft, den Nutzen und die Vorteile des Todes und endlich die Auferstehung der Leiber[1]. Weit mehr Anklang als dieses ernste Mahn- und Trostbüchlein des greisen Bischofs fand sein „Buch von den Steinen", eine Beschreibung der Eigenschaften und Kräfte, welche der damalige Volksglaube den einzelnen Edelsteinen und Steinen zuschrieb[2]. Es wurde wohl schon gleichzeitig ins Altfranzösische übersetzt. Mehr poetischen Wert haben einige von Marbods kleineren religiösen Gedichten, die in zwei Gruppen gesammelt sind.

Marbods Gedichte sind zuerst als Beigabe zu den Werken des Hildebert von Tours gedruckt worden, eines etwas jüngeren Zeitgenossen, der aber als Dichter ihn weit überragt und neben Adam von St Victor den größten Hymnendichtern des Mittelalters beizuzählen ist. Hildebert wurde 1056 als Sohn eines Verwalters auf dem Schlosse Lavardin (bei Montoire) geboren und erhielt eine sorgfältige Ausbildung; wo, ist ungewiß. Bischof Hoel von Le Mans übertrug ihm die Leitung seiner Domschule und ernannte ihn (1091) zum Archidiakonus. Nach dem Tode des Bischofs (1096) wurde Hildebert selbst zu dessen Nachfolger erwählt. Als Bischof erwarb er sich mitten in schwierigen Zeitläufen um die Kirche die vielseitigsten Verdienste, nahm 1119 Anteil an dem Konzil, das Papst Calixtus II. in Reims hielt, und wurde 1125 auf den ehrwürdigen Metropolitansitz von Tours erhoben. Als Erzbischof entfaltete er eine ebenso segensreiche Tätigkeit bis zu seinem Tode (1133). Seine ausgebreiteten klassischen Studien und poetischen Werke fallen hauptsächlich in die Zeit seiner Wirksamkeit als Domscholaster zu Le Mans; er scheint der Poesie auch nachher nicht ganz untreu geworden zu sein, aber sie war für ihn nicht eigentlicher Lebensinhalt und Hauptstreben, sondern nur eine freundliche Zuspeise des Lebens. Dennoch hat er ziemlich viele Gedichte hinterlassen, und in mehreren derselben zeigt sich ungewöhnliche Begabung[3].

---

[1] Oratio ad Dominum, bei Trench, Sacred Latin Poetry[3] 280 281. — Gebet an Gott den Vater Universae Creaturae bei Fortlage, Gesänge der christlichen Vorzeit 275. — Bußlied Cum recordor, quanta cura ebd. 273.

[2] Carmina varia bei Migne, Patr. lat. CLXXI 1647—1685 1713—1736.

[3] Venerabilis Hildeberti opp. tam edita quam inedita edd. Antonius Beaugendre, Parisiis 1708. — Migne a. a. O. CLXXI 1—1458. Déservilliers, Un évêque du douzième siècle, Hildebert et son temps, Paris 1876. — Hébert-Duperron, De venerabilis Hildeberti vita et scriptis,

Umfangreichere Gedichte behandeln: „Die heilige Messe", „Die heilige Eucharistie", „Das Sechstagewerk", „Die Weltordnung", „Den Schmuck der Welt", ausgewählte Stellen aus den „Büchern der Könige", „Die Geschichte der Susanna", „Die Makkabäer", „Den hl. Vincentius", „Das Martyrium der hl. Agnes", „Die Auffindung des heiligen Kreuzes", „Das Leben der hl. Maria von Ägypten". Daran reihen sich zwei Sammlungen kleinerer Gedichte: eine von moralischen Sprüchen aus dem Alten Testament, die andere von christlichen Inschriften. Wieder ein längeres Gedicht führt uns die Tiergestalten des Physiologus in Hexametern vor, während ein anderes (in leoninischen Distichen, in sechzehn Gesänge geteilt) das Leben des Pseudopropheten Mohammed in überaus merkwürdiger Fassung erzählt, ein noch unvollendetes (in fünfzehn Gesängen — Liber dictus mathematicus) gegen die Astrologie gerichtet ist. Eine erste Sammlung „Vermischter Gedichte" umfaßt hundertvierzig Nummern, eine zweite siebzehn, ein Supplement noch neun weitere[1]. Ist auch unter der kritischen Forschung neuerer Zeit die Zahl der Gedichte, die ganz unzweifelhaft von Hildebert herrühren, ziemlich zusammengeschmolzen, so behalten erstlich doch alle nahezu ausnahmslos ihren Wert als Erzeugnisse dieser Periode, und für Hildebert selbst bleiben ihrer genug gerettet, um seine hervorragende literarische Bedeutung, seine vielseitige Bildung, seine Formgewandtheit, sein wirklich poetisches Genie sicherzustellen[2].

Am meisten Anklang von seinen Gedichten fanden bei den Zeitgenossen zwei „Römische Elegien". Die erstere erwähnen nicht nur Helinand und Vincenz von Beauvais, Wilhelm von Malmesbury nahm sie unter dem Namen des Verfassers ganz in seine Chronik „Von den Taten der Englischen Könige" auf, obwohl sie kaum in den Text paßte. Die zwei Gedichte verdienten die Aufmerksamkeit. Sie spiegeln den lebendigen Eindruck, den die Trümmer des antiken Rom, wie die Leiden des päpstlichen Rom

---

Bajocis 1855. — Hauréau, Mélanges poétiques d'Hildebert de Lavardin, Paris 1882. — Dieudonné, Hildebert de Lavardin, Évêque du Mans, Archevêque de Tours. Sa vie, ses lettres, Paris 1898.

[1] Hauréau a. a. O. 217 218.

[2] Sicher von Hildebert stammen die Versus de Sacrificio Missae, De operibus sex dierum, Inscriptionum christianarum libellus, Vita Mariae Aegyptiacae; von den Carmina miscellanea Nr 40 48 50—54 58 63 64 71 75 79 106 110 112 127 130 140; von den Carmina indifferentia Nr 2 4 14. Wahrscheinlich von ihm ist die Historia de Mahometo, ebenso zahlreiche der Carmina miscellanea et indifferentia. — Strengerer Untersuchung harren noch: De ordine mundi, Carmen in libros regum, Versus de S. Vincentio, De inventione S. Crucis, Lamentatio peccatricis animae. — Die Bearbeitung des Physiologus wird von Hauréau Tibald zugeschrieben, der Liber mathematicus Bernhard von Chartres (Sylvester), die Passio S. Agnetis dem Petrus von Riga.

unter Paschalis II. auf den ebenso kirchlich gesinnten als humanistisch gebildeten Bischof machten[1].

Nichts wiegt, Rom, dich auf, ob auch du beinah' in Ruinen;
Wie gewaltig du warst, lassen die Trümmer noch sehn.
Alter zerstörte die Pracht und die stolzen Bogen der Kaiser,
Götter und Tempelgepräng liegen begraben im Sumpf.
All die errungene Macht stürzt, die der grimme Araxes
Fürchtete, da sie stand, da sie gesunken, beklagt;
Welche der Könige Schwert, des Senates sorgliche Weisheit,
Welche die höchste Gewalt selber zum Haupte ersehn;
Welche lieber allein, mit Verbrechen beladen sich wählte
Cäsar, als daß er sie fromm hätte mit andern geteilt.
Alles beuget sein Stolz ins Joch, Freund, Feinde, Verbrechen,
Zwingt mit Gesetzen das Recht, kauft sich mit Geldern das Volk,
Alles förderte einst der Weltmacht Werden, der Ahnen
Sorge, das gastliche Recht, Freundschaft und Wasser und Land.
Steine und Kräfte zum Bau, Geld sandte der Nord und der Süden,
Und zur gewaltigen Burg dehnten die Hügel sich aus.
Schätze spendeten dann die Fürsten und Segen das Schicksal,
Künstler beharrlichen Fleiß, einige Hilfe die Welt.
Dennoch fiel die Stadt: was läßt sich Würdiges sagen
Als nur das eine von ihr: Rom war, — das einzige — Rom!
Nicht die Länge der Zeit indes, nicht Flamme, nicht Eisen
Konnte raffen dahin alle die schimmernde Pracht.
Menschlicher Kunst gelang's, so groß dies Rom zu gestalten,
Daß zu zerstören es ganz nimmer den Göttern gelang.
Möchten vereinen sich auch zum Neubau Marmor und Schätze,
Neue fürstliche Gunst, trefflicher Künstler Geschick,
Nimmer zur Mauer empor wird rücken doch die Maschine,
Noch aus den Trümmern heraus wieder sich heben der Bau.
So viel bleibt noch bestehn, so viel sinkt, daß nie das Neue
Würdig das Alte ersetzt noch das Zerstörte ergänzt.
Götter bewundern hier selbst die hehren Göttergestalten,
Und dem erdichteten Bild möchten sie gleichen gar gern;
Nimmer vermochte Natur den Göttern ein Antlitz zu formen,
Wie es menschliche Kunst strahlend von Schönheit erschuf.
Was zu Göttern sie macht, das ist ihr Antlitz; Verehrung
Finden sie nicht durch sich, nur durch die Wunder der Kunst.
Glückliche Stadt, wärst du nur endlich der Herrscher entledigt
Oder für Glauben und Recht hätten die Herrscher Gefühl!

---

[1] Datur in praedam civitas Romanorum et apostolici sedes fastigii cruentis Saxonum direptionibus profanatur. Adducitur papa captivus et iniquorum pedibus pontificalis infula conculcatur. Desolata moeret cathedra sanctitatis, et, cui omnes tribus et linguae servierant, Roma redigitur sub tributo. Polluerunt Ecclesiam Dei canes immundi et Germanorum cruda barbaries divinae legis iugulat filios et captivat ministros (Hildeberti Epistolae lib. 2, ep. 21; Migne, Patr. lat. CLXXI 232). — Die zwei Elegien (Carmina miscellanea n. LXIII LXIV) bei Migne a. a. O. CLXXI 1409 1410, übersetzt vom Verfasser.

Mit den „Herrschern“ können nur die Ghibellinen gemeint sein, welche damals in schlimmster Weise die kirchliche Freiheit mit Füßen traten.

Den Gegensatz des christlichen zum antiken Rom zeichnet der Dichter in der folgenden Elegie, indem er dieselbe der Stadt selbst in den Mund legt:

Als noch der alte Olymp mir, die leeren Götzen behagten,
Ragten mir herrschend empor Krieger und Mauern und Volk.
Aber seitdem ich gestürzt die falschen Altäre und Bilder,
Und mich zum Dienste versprach ewig dem einzigen Gott,
Sind die Burgen gestürzt, gesunken der Götter Paläste,
Ward zum Sklaven das Volk, ward auch der Ritter zum Knecht,
Weiß ich kaum, wer ich bin, hat Rom sich selber vergessen,
Gönnet mein Fall mir kaum, daß man noch meiner gedenkt.
Doch willkommener ist der Verlust mir als das Verlorne,
Größer bin ich im Fall, reicher, von allem enterbt.
Mehr als der Adler gilt mir das Kreuz, mehr Petrus als Cäsar,
Mehr als der Feldherren Schwarm bot mir das wehrlose Volk.
Ragend einst zwang ich die Welt, zerstört bekämpf' ich die Hölle,
Ragend gebot ich dem Leib, niedergeschmettert dem Geist.
Damals zagender Plebs, den Fürsten der Nacht jetzt gebiet' ich;
Städte waren damals, jetzo der Himmel mein Reich.
Daß es nicht schiene, ich dankt' es den Waffen oder Cäsaren,
Daß nicht täuschender Glanz mich und die Meinen umfing,
Sank mein kriegerischer Ruhm und der Schimmer des hehren Senates,
Stürzten die Tempel dahin, fielen Theater in Staub,
Stehen die Rostra leer, nicht gibt's mehr Edikte noch Kriegslohn,
Bauern fehlen dem Feld, Recht und Gerichte der Plebs.
Träge der Adel erschlafft, der Richter läßt sich bestechen,
Und der Freiheit entwöhnt, schmiegt sich dem Joche das Volk.
All das lieget im Staub, daß nicht meine Bürger ihr Hoffen
Setzen daran und das Kreuz drüber verlöre den Wert.
Andere Tempel verheißt und andere Ehren das Kreuz uns,
Seinem Waffengefolg spendend ein ewiges Reich.
Unterm Kreuze dient der König als Freier, die Krone
Löset ihn nicht vom Gesetz, Liebe veredelt die Furcht.
Reichlich der Geizige gibt und gewinnt und sammelt sich Zinsen;
Sicher bewahret sein Gut, wer ob den Sternen es birgt.
Welches Cäsarenschwert, welch' konsularische Klugheit,
Welche Rhetorenkunst, welches bewährteste Heer
Hat mir so Großes verschafft? Ihr Eifer hat mir erobert
Länder; doch nur das Kreuz hat mir den Himmel gebracht.

Die Übersetzung vermag die klassische Abrundung und Schönheit der beiden Elegien nicht wiederzugeben. „Wir nehmen an“, sagt Hauréau, „daß Hildebert diese beiden Stücke nach seiner langen Reise durch Italien verfaßte. Ein feinfühliger, empfänglicher und wissenschaftlich gebildeter Mann wie er, der sich durch beständiges Studium des Vergil und Horaz fast zu deren Landsmann, wenn nicht Zeitgenossen gemacht hatte, ein ebenso leiden=

schaftlicher Verehrer aller lateinischen Herrlichkeiten, konnte durch den Anblick der römischen Ruinen nur aufs tiefste ergriffen werden. Diese Ergriffenheit diktierte ihm das erste Gedicht, weitere Betrachtung das zweite."

Dieselbe klassische Formvollendung zeigt sich in andern, mehr weltlichen wie religiösen Gedichten. Sie hat unzweifelhaft mit beigetragen, daß Hildebert auch in rein rhythmischen Gedichten eine ungewöhnliche Schönheit und Fülle der Form entfalten konnte[1].

Von einer außerordentlichen metrischen Fertigkeit, klassischer Schulung, poetischer Erfindungsgabe und Darstellungskunst zeugt das erwähnte Fragment, das den Titel Liber mathematicus[2] trägt, das man aber am besten wohl „Das Horoskop" überschreiben könnte. Den Vorwurf der breit angelegten, in fünfzehn Kapitel geteilten Erzählung bilden die tragischen Verwicklungen, welche die abergläubische Furcht vor einem schreckhaften Horoskop hervorruft. Mag das Gedicht nun von Hildebert herrühren, wie Beaugendre meinte, oder von dem Philosophen Bernhard von Chartres (Sylvester), welchem Hauréau es zuschreibt, jedenfalls gehört es derselben Zeit und durchaus derselben humanistischen Richtung an. Dem Dichter war es sichtlich darum zu tun, dem Glauben an Astrologie, der damals noch lebhaft in vielen Gemütern spukte, ein Schnippchen zu schlagen; doch drängt sich diese Tendenz nirgends unmittelbar auf; sie liegt einfach in dem Stoffe, den der Dichter, ohne zu moralisieren, dichterisch ausführt und objektiv wirken läßt. Die Handlung ist in das alte Rom versetzt und trägt vorwiegend antikes Kolorit, aber doch öfter recht naiv mit mittelalterlichen Anschauungen vermischt; die Verwicklung erinnert in ihren Hauptumrissen an die Oedipussage, die Ausführung aber, besonders die leicht dahinfließenden, wohllautenden Distichen, an die Fasti und Elegien des Ovid.

Niemand ist hienieden vollkommen glücklich; es fehlt immer an irgend einem Punkte — das bringt das menschliche Dasein mit sich. So fängt die Geschichte an. Ein reicher, vornehmer, mit Kriegsruhm geschmückter Römer lebt in glücklichster Ehe mit seiner durch alle nur erdenklichen Vorzüge ausgestatteten Frau. Nur eines mangelt zu ihrem Glücke: Kindersegen. Der Mann altert schon zusehends; die Hoffnung auf Nachkommenschaft nimmt immer mehr ab. Da wendet sich die Frau an einen Sterndeuter und läßt sich das Horoskop stellen. Es wird ihr ein Sohn verheißen, und

---

[1] Seine Legende der „hl. Maria von Ägypten", schließt sich, abweichend von der lateinischen Bearbeitung des Paulus Diaconus, so genau der ursprünglich griechischen Fassung an, daß die Bollandisten sogar die Vermutung aussprachen, er hätte dieselbe nach der griechischen Vorlage ausgeführt, also griechisch verstanden. Seine Briefe deuten freilich auf keine nähere Bekanntschaft mit dem Griechischen hin, wohl aber auf große Vertrautheit mit Ovid, Vergil, Horaz, Terenz, Seneca und Boëthius.

[2] Migne, Patr. lat. CLXXI 1365—1380.

zwar einer, der zugleich Paris, Achilleus, Krösus und Ulysses in deren Einzelvorzügen übertreffen, die Herrschaft über Rom erhalten, aber — das ist ebenso gewiß — schließlich seinen Vater umbringen soll. Mehr ängstlich und sorgenvoll als hoffnungsfroh kehrt sie nach Hause zurück und, von ihrem Gemahl um ihren Kummer befragt, eröffnet sie ihm die erhaltene Weissagung. Dem Manne tut es leid, daß Juppiter ihm nur unter so schrecklicher Bedingung einen Sohn gewähren will; aber als rauher Soldat tritt er dem drohenden Unheil mit grausamer Entschlossenheit entgegen und nimmt seiner Frau das Versprechen ab, falls sie einen Knaben zur Welt bringe, denselben sofort zu töten (Cantus I und II). Die Frau verspricht das. Wie sie aber eines allerliebsten Knäbleins genest, bringt sie es nicht übers Herz, das schreckliche Versprechen zu halten, sondern übergibt das arme Kindlein insgeheim fremden Leuten, um es aufzuziehen. Es erhält den Namen Patricida, damit es schon von Kindheit an abgeschreckt würde, je das Verbrechen zu begehen, das die Sterne von ihm verkündigten. Das Kind wächst zum schönsten, talentvollsten Knaben heran und erhält nun die auserlesenste Erziehung. Der Dichter läßt sich die Gelegenheit nicht entgehen, bei dieser Gelegenheit die Studien des Triviums und Quadriviums in eleganten Versen zu charakterisieren. Nachdem die Studienlaufbahn vollendet, tritt der wackere Jüngling alsbald ins Heer, um allen Gefahren eines untätigen Schlaraffenlebens zu entgehen. Rasch steigt er zum höchsten Kriegsruhm empor und wird „Bannerträger des Ausonischen Reiches" (III).

Nun bricht Krieg zwischen Rom und Karthago aus, aber nicht der weltbekannte Punische Krieg; Rom hat einen König. Von Hannibal und einem Alpenübergang ist nicht die Rede. Zur See bringen die Karthager plötzlich ein riesiges Heer nach Italien, das Rom mit dem Äußersten bedroht. Der König und die höchsten Heerführer werden gefangen. Rom wäre verloren, wenn ihm in diesem kritischen Augenblick nicht der jugendliche Patricida zu Hilfe käme. Mit seinen Scharen durchbricht er die Reihen der Punier und gewinnt einen vollständigen Sieg (IV). Der befreite König meldet den Triumph nach Rom und bewirbt sich um den Lorbeer. Der Senat antwortet zweideutig, dem Sieger solle der verdiente Lorbeer zu teil werden. Da ist der König denn doch ehrlich und klug genug, den wirklichen Sieger anzuerkennen. In einer prächtigen Rede legt er seine Würde nieder und übergibt Scepter und Reich dem tapfern Patricida. Dieser wird gekrönt und auf schneeweißen Pferden, umjubelt von Senat und Volk, zur Juppiterstatue auf dem Kapitol geführt (V).

Eine unermeßliche Freude überströmt die Mutter, welche insgeheim dem Schicksale ihres geretteten Sohnes gefolgt ist. Aber die Macht, welche nun in seinen Händen ruht, die bisher wörtliche Erfüllung alles dessen, was der Sterndeuter ihm verheißen hat, läßt den letzten Teil der Weissagung

jetzt doppelt bedrohlich erscheinen. In ihrem Herzen entspinnt sich ein furchtbarer Kampf zwischen Mutterliebe und Gattenliebe. Ihr Kummer ist dem Gatten unbegreiflich. Zuletzt kann sie das schreckliche Geheimnis nicht mehr bei sich behalten (VI).

Ehliche Treue und Recht verpflichteten sie zu gestehen,
 Was mit beſſ'rem Erfolg wäre geblieben verhehlt.
„Heil'ge Natur“, sprach sie, „ich könnte bei dir mich beklagen,
 Die du niemals ans Werk legst die vollendende Hand!
Hast du auch viel mir gewährt, du ließest zum Weibe mich werden,
 Und dies eine schon hat wichtige Gunst mir versagt.
Denn so ist mein Geschlecht — es hasset nun einmal die Tugend,
 Ist zu allem geneigt, was es an Frevel nur gibt.
Könnten die Himmlischen nur ausrotten für immer der Weiber
 Böses Geschlecht, dem Mann wäre gesichert die Welt.
Pestluft, Schlachtengewühl und Meeresstürme verderben
 Nicht der Männer so viel, als das gefühllose Weib.
Für Jahrhunderte hegt der Baum und die Pflanze sich Samen
 Und erhalten am Blühn also ihr eignes Geschlecht:
So auch heget das Weib in sich die Wurzeln des Frevels,
 Nähret den treibenden Keim stets sich erneuernder Schuld.
Käm' auch zurück uns die Zeit der alten Einfalt und Güte,
 Schwände der findige Geist überverfeinter Kultur,
Wäre das Weib schon im stand zu erneuern die schädlichen Künste
 Und zu erfinden dazu noch ein verderbliches Werk.
Grimmige Löwen vermag die Zeit, die mächt'ge, zu zähmen,
 Tiger und Bärinnen kann bändigen ihre Gewalt;
Einzig das Weib beharrt bei seiner Bosheit und ändert
 Niemals im Laufe der Zeit seine verdrehte Natur.
Hätte ein Weib sein Geschlecht jemals von Grund aus verleugnet,
 Wären ein Wunder nicht mehr Raben von blendendem Weiß.
Doch, wozu der Natur, wozu den herrschenden Sitten
 Schreibe, Verwegene ich, eigenen Frevel zur Last?
Wenn ich schändlich und schlecht, grausam, nichtswürdig gehandelt,
 Warum lass' ich mit Schmach haften dafür mein Geschlecht?
Ach, es findet sich nichts, was färben könnte mein Unrecht,
 Noch, was ich frevelnd beging, könnte entziehen dem Blick!
O mein Gemahl! so lang hintergangen — du hast eine Gattin,
 Welche nicht Gattin für dich, nein, eine Feindin dir war.
Vielleicht hast du gewähnt, mit tausend Erweisen der Liebe,
 Tausend Diensten der Huld dir zu erobern mein Herz:
Denn dein einz'ger Gedanke war ich von der ersten Begegnung,
 Einziges Sehnen und Ziel, einzige Sorge für dich.
Ach, dein Lieben, es ward dir nicht gebührend erwidert,
 Was du Gutes mir tatst, ward dir unwürdig gelohnt:
Liebe vergolten mit Haß, Wohltat mit schmählichem Undank,
 Freundliches Lob mit Schmach, Treue mit schwarzem Verrat!
Sinne, mein Gatte, darum auf neue, schreckliche Strafe,
 Reiße mein Herz aus dem Leib, spanne die Glieder aufs Rad!

Reichlich hab' ich verdient, was nach Rhadamantischem Spruche
Duldet der sündige Schwarm drunten im Tartarusschlund. — —

Doch du zweifelst und starrst, weißt nicht, was die Worte bedeuten —
Nun, wohlan, so vernimm, was meine Rede bezweckt.
Einst, du erinnerst dich noch, gebar ich den Sohn, dem die Sterne
Numas heil'ge Gewalt, Scepter verhießen und Thron.
Doch sie verhießen zugleich — ach, Tränen sind besser als Worte! —
Wehe! der schreckliche Sohn brächte den Vater ins Grab. —
Schaudernd vor dem Bericht hast du die Mutter gewaffnet
Wider ihr eigenes Kind, hast es zum Tode verdammt.
Aber mächtiger war die Natur als Mahnung und Drohung,
Hat ihr eigenes Gebot sonder Bedenken erfüllt.
Meiner Lüge du glaubst, du wähnst das Kindlein getötet,
Aber es lebt und gedeiht, sorglich von andern gepflegt.
Magst du Sünde es nun, magst du Verbrechen es nennen,
Freudig lachet dem Kind auch noch der heutige Tag.
Jener, der ist dein Sohn, den du so oft schon bewundert,
Dessen Reden und Tat du schon so häufig belobt.
Jener, der ist dein Sohn, den in sieben Gürteln der Erde
Weithin alles Volk kennet und staunend verehrt.
Jener, der ist dein Sohn, von dem zu lügen kein Neider,
Nicht der erbittertste Feind, selber die Fama nicht wagt.
Jener, der ist dein Sohn, von dem überwunden Karthago,
Wenn es auch Hannibals denkt, nimmer erniedrigt sich fühlt.
Jener, der ist dein Sohn, der thronet auf fürstlichem Sitze,
Siehe, voll strahlenden Ruhms führet das Scepter der Welt!
Alles hat sich erfüllt, was der Deuter der Sterne verheißen,
Übrig bleibet nur eins: das, was dein Schicksal betrifft.
Aber es ziehen dahin die Sterne nach ew'gem Verhängnis:
Zeigen muß es sich bald, was dir das Fatum beschied." [1]

Sprachlos starrt der Vater über die unerwartete Kunde. Doch er ist keine jähzornige, leidenschaftliche Natur. Er schwankt lange zwischen Freude und Furcht; aber still wägt er die Ehre und das Glück, das ihm in seinem Sohne zu teil geworden, gegen die Gefahr, die ihm zufolge des Horoskops von demselben Sohne droht, und je länger er überlegt, desto mehr siegt die Vaterliebe über jedes Bangen. Er tröstet seine Gattin, er dankt ihr, er wünscht ihr Glück, er sieht in dem Ruhm des Sohnes nur mehr seinen eigenen. Einmal muß man ja doch sterben. Was kann es Besseres geben, als in einem solchen Sohne fortzuleben? Er will sich gerne in das geweissagte Todeslos ergeben, wenn es ihm nur vergönnt ist, den herrlichen Sprößling liebend in seine Arme zu schließen (VIII).

So ziehen denn Vater und Mutter zum Kapitol. Patricida führt eben den Vorsitz in der Senatssitzung. Den Vater kennt er nicht; aber

[1] Migne, Patr. lat. CLXXI 1371 1372, übersetzt vom Verfasser.

die Mutter erkennt er alsbald, erhebt sich, steigt von seinem Throne nieder und geht ihr entgegen. Sie bittet ihn um eine geheime Unterredung (IX). Ihre Bitte wird alsbald gewährt. Vater, Mutter und Sohn weilen nun zum erstenmal beisammen. In langer Rede ergießt die Mutter ihre Herzensfreude und stellt endlich den Sohn dem gerührten Vater vor (X). Die erste Seligkeit des Zusammenfindens wird durch keinen Schatten getrübt; dann aber greift der Vater zum Wort, um den Sohn mit dem Horoskop, mit seinem eigenen Blutbefehl, mit der düstern Aussicht in die Zukunft bekannt zu machen. Zum voraus wälzt er alle Schuld des künftigen Vatermordes von dem Sohne ab. In schneidender Schärfe charakterisiert er die schaudervollen Folgen des Fatalismus. Tief ergreifend ist die Liebe gezeichnet, mit welcher, trotz der entsetzlichen Weissagung, Sohn und Eltern aneinander hängen (XI). Der folgende Gesang meldet die Betrachtungen, welche Patricida bei sich anstellt: der Höhepunkt des Glücks ist für ihn ein Fall ins tiefste Unglück geworden (XII). Er ruft Senat und Volk zusammen, hält ihnen seine bisherigen Verdienste vor und bittet sie, ihm eine Gunst zu gewähren (XIII). Was er immer nur wünschen mag, wird ihm zugestanden. Er bittet sie nun um die Gnade, sterben zu dürfen, und setzt ihnen zur Begründung dieser Bitte die Voraussagung des Sterndeuters auseinander (XIV). Verschiedene Redner suchen ihn umzustimmen, aber alles prallt an seinem festen Entschluß ab. Er beruft sich auf die ihm bereits zugestandene Gunst, und um frei zu werden, legt er Krone und Scepter nieder. Hier bricht das Fragment ab (XV).

Die häufigen klassischen Reminiscenzen, die breiten Reden und ihre rhetorische Ausführung, sowie manches andere verraten das kleine Werk als Schuldichtung. Die feine psychologische Behandlung der drei Hauptcharaktere, die dramatische Lebendigkeit der Erzählung, die Wahrheit und Frische des Affektes und vorab die schönen Verse bezeugen aber doch auch wieder die Tatsache, daß Schule und Dichtung sich durchaus nicht immer gegenseitig ausschließen. Wie wenig aber der Dichter die Rhetorik überschätzte, beweisen die feinen Distichen, mit welchen Patricida im letzten Gesang des Fragments die kunstvollen Einreden der römischen Rhetoren zurückweist:

Eloquitur, vultumque sui sermonis inaurat
  Pollio, facundi pectoris arma movet.
Suadet, adornat, agit, oratoremque colorat,
  Alterat arte modos, alterat arte vires.
Non ea depictae venus est aut gratia vocis,
  Quae mea pervertat vota meumque mori.
Agrestis tam voce fuit quam veste Camillus,
  Gratus apud superos rusticitate sua.
Non pictis nugis rigidi placuere Catones,
  Sermo patens illis et sine veste fuit.

Agresti Latio monstravit Graecia blandum,
Graecia perplexum, Graecia grande loqui.
O gravis illa dies, qua simplex et rude verum
Sorduit et picti plus placuere soni!
Aequor inaccessas utinam fecisset Athenas,
Non foret eloquii Roma nitore nocens.

Ländlich war wie das Kleid so die Rede des wackern Camillus,
Grade so bäuerlich schlicht war er den Göttern genehm.
Nicht durch künstlichen Tand gefielen die strengen Catonen,
Unbemäntelt und klar lautet ihr offenes Wort.
Hellas erst lehrte zu Rom die Kunst, einschmeichelnd zu reden,
Hellas verwickelten Kniff, Hellas erhabenen Stil.
Unglück brachte der Tag, an welchem die schlichte und rechte
Wahrheit nimmer gefiel, nur mehr gekünstelter Schmuck.
Hätte das Meer doch Athen uns unzugänglich gestaltet,
Nimmer durch schädliche Kunst, hättest du, Roma, geglänzt!

Wie sich feine humanistische Bildung mit der innigsten religiösen und kirchlichen Lyrik vertrug, davon ist Hildebert von Tours wohl das glänzendste Beispiel [1]. Aber auch die mittelalterliche Scholastik stand der humanistischen Bildung gar nicht so wildfremd und gegensätzlich gegenüber, wie die späteren Humanisten des 16. Jahrhunderts der Welt glauben machen wollten. Schon das Ansehen und der Einfluß des Boëthius bildete hier eine verbindende Brücke. Gab es nun auch spekulative Köpfe, welche, einzig um die abstrakte Wahrheit bekümmert, wenig oder nichts auf stilistische Darstellung gaben, so fanden sich doch wieder andere, welche für beides Neigung und Verständnis besaßen. Der bedeutendste Vertreter dieser Richtung ist der gelehrte Engländer Johannes von Salisbury (Ioannes Sarisberiensis).

Um 1120 zu Salisbury geboren, widmete er sich über zwölf Jahre in Frankreich, zumeist in Paris, dem Studium der Philosophie und Theologie, hörte Abälard, Meister Alberich von Reims, Robert von Melun, Wilhelm von Conches, den Deutschen Hardewin, Meister Theodorich, Wilhelm von Soissons, Meister Gilbert de la Porrée, Robert Pullus und andere Lehrer, ward dann auf Empfehlung des hl. Bernhard Sekretär des Erzbischofs Theobald von Canterbury und seines Nachfolgers, des hl. Thomas

---

[1] Ainsi, grâce à sa largeur d'esprit, cet homme d'action d'un caractère doux et généralement ferme, ce galant homme qui donna par sa présence un lustre de bon ton et d'urbanité à la société féodale de son temps, ce savant docteur, poète à ses heures, allie à une foi hors de tout soupçon un goût très prononcé de la raison; pétri des enseignements de saint Augustin, il conserve une main dans la main des auteurs anciens, qu'il connaissait et jugeait si précieux pour leur esprit pratique, pour leurs réflexions morales et leurs consolations (A. Dieudonné, Hildebert de Lavardin, Paris 1898, 285).

Becket, und endlich nach dessen Tod (1170) selber Bischof von Chartres, in welcher Würde er 1180 starb, nachdem er das Jahr zuvor dem lateranensischen Konzil angewohnt hatte[1].

Zehnmal in seinem vielbewegten Leben verließ er England und überschritt die Alpen, zweimal durchwanderte er Apulien, wiederholt führten ihn wichtige Geschäfte nach Rom, wiederholt durchreiste er England und Frankreich[2]. Seinem Erzbischof und der Kirche in den ernstesten kirchenpolitischen Zeiten unbedingt ergeben, beständig in die wichtigsten Gesandtschaften und Geschäfte verwickelt, fand der geistvolle Mann noch Zeit, die wissenschaftlichen Bewegungen jener Tage mit größtem Interesse zu verfolgen und außer vielen denkwürdigen Briefen noch mehrere Schriften zu verfassen, die von der außerordentlichen Vielseitigkeit seiner Kenntnisse Zeugnis geben. Das umfangreichste Werk, Polycraticus, sive de nugis curialium et vestigiis philosophorum libri octo, widmete er 1159 dem damaligen Kanzler Thomas Becket. Es ist weniger ein einheitliches Werk als eine Sammlung publizistischer Essays, in welchen die wichtigsten Zeitfragen bald mit schulmäßigem Ernste, bald mit satirisch-ironischen Seitenhieben, immer aber mit einer gewissen Eleganz der Darstellung und mit Heranziehen vieler antiker Schriftsteller, Dichter wie Prosaiker, abgehandelt werden. Die ersten Bücher verbreiten sich über die Zerstreuungen des vornehmen Hoflebens, wie Jagd, Würfelspiel, Musik, Schauspiel, Minnesang, Wahrsagerei und Astrologie, welche mit hohem sittlichen Ernste abgeschätzt, das Erlaubte zugestanden, das Verbotene und die schädlichen Auswüchse ironisch zurückgewiesen werden. Noch schärfer geht Johannes im dritten Buch der höfischen Schmeichelei, Kriecherei und Intrigenwirtschaft zu Leibe. Im vierten und fünften werden hauptsächlich die Pflichten eines Königs besprochen, im sechsten jene des Adels. In den zwei letzten Büchern wendet sich Johannes von dem höfischen Leben und Treiben der ernsten Wissenschaft zu und würdigt der Reihe nach die philosophischen Systeme der Alten.

Wie zuvor die Schmeichler und Intriganten, so bekämpft Johannes hier hauptsächlich die Dialektiker, welche ihr Fach, die Dialektik, aus einem Mittel zum Zweck machen und so durch leere Formalistik, Streiterei, einseitige und rationalistische Behandlung der Theologie und der Wissenschaft überhaupt den mannigfachsten Schaden beibringen[3]. Angriffe von seiten solcher einseitigen Dialektiker veranlaßten ihn, sich in einem zweiten Werk, dem Metalogicus, ebenfalls dem hl. Thomas Becket gewidmet, in vier

---

[1] Metalogicus lib. 2, c. 10 (Migne, Patr. lat. CXCIX 867—869).

[2] Metalogicus lib. 3, prooem. (Migne a. a. O. CXCIX 889).

[3] Ioannis Saresberiensis Opera omnia nunc primum in unum collegit J. A. Giles, 5 Bde, Oxonii 1848, abgedruckt bei Migne a. a. O. CXC 195 f; CXCIX 1—1039.

Büchern zu verteidigen, indem er den Unterschied der wahren von der falschen Wissenschaft noch einläßlicher zeichnete. Weniger bedeutend ist die kleine Schrift De septem septenis. In sehr würdiger, anziehender Form sind die Biographien der beiden heiligen Erzbischöfe Anselm und Thomas von Canterbury gehalten.

Dem Polycraticus ist eine längere poetische Einleitung in Distichen vorgesetzt, welche den Titel Entheticus führt und einen reichen Kranz der geistreichsten Sittensprüche in sich vereinigt. Denselben Titel Entheticus de dogmate philosophorum führt eine Sammlung von Spruchgedichten, die sich auf 1852 Verse beläuft. An dieselbe schließt sich ein längeres allegorisches Gedicht, De membris conspirantibus, das unter dem Bilde einer Verschwörung der übrigen Glieder gegen den Bauch in artiger und witziger Weise eine vernünftige Mäßigkeit empfiehlt. Die Epigramme sind nicht gleichwertig; doch zeigt sich auch in ihnen ein mit Witz und feinem Kunstgefühl ausgestatteter Geist, der sich an der Lektüre der Klassiker und vielseitigem Studium sowohl ein reiches Wissen als große Formgewandtheit erworben hat.

Den Aristoteles charakterisiert er folgendermaßen (De Aristotele et dogmate eius):

Magnus Aristoteles sermonum possidet artes
  Et de virtutum culmine nomen habet.
Iudicii libros componit et inveniendi
  Vera, facultates tres famulantur ei:
Physicus est moresque docet, sed logica servit
  Auctori semper officiosa suo.
Haec illi nomen proprium facit esse, quod olim
  Donat amatori sacra Sophia suo;
Nam qui praecellit, tituli communis honorem
  Vindicat, hoc fertur iure poeta Maro.

Die Irrtümer des Aristoteles bezeichnet er in den folgenden Distichen (De errore Aristotelis):

Sed tamen erravit, dum sublunaria casu
  Credidit et fatis ulteriora geri.
Non est arbitrii libertas vera creatis,
  Quam solum pleno dicit habere Deum.
Quidquid luna premit, de quattuor est elementis,
  Et quae transcendunt, simpliciora putat.
Illaque perpetua definit pace vigere,
  Quae supra solem circulus altus habet.
Nam ibi committunt aliquod contraria bellum,
  Nam tranquilla quies ulteriora fovet [1].

[1] Migne a. a. O. CXCIX 983.

Wie Johannes von Salisbury ist auch Alanus de Insulis (Lille oder Ryssel), der gefeierte Doctor universalis, zugleich Scholastiker und Humanist, allerdings noch mehr Philosoph, nicht praktischer Politiker und Diplomat wie jener. Er soll um 1114 geboren, um 1202 gestorben sein. Nach einigen war er Cistercienser, wurde 1152 Bischof von Auxerre, verzichtete 1167 auf seinen Bischofssitz, kehrte nach Clairvaux zurück und starb hier in klösterlicher Zurückgezogenheit; das beruht aber auf Verwechslung mit einem andern Alanus, der den Beinamen Flandrensis führt. Zugeschrieben werden ihm: ein kurzer Abriß der Theologie unter dem Titel: Regulae de sacra Theologia, eine etwas umfangreichere Summa der gesamten Theologie: De arte sive de articulis catholicae fidei, ein Tractatus de fide catholica contra haereticos (wahrscheinlicher von einem andern Cistercienser desselben Namens, Alanus de Podio, verfaßt)[1]. Alanus ist der erste christliche Philosoph, der die pseudo-aristotelische Schrift Liber de causis erwähnt, und bei dem sich also der Einfluß arabischer Philosophie deutlich geltend macht. Gewiß interessant ist es, daß ein solcher Gelehrter auch zugleich noch Humanist war, und zwar in der Art des Martianus Capella. Denn an die „Hochzeit des Merkur mit der Philologie“ erinnert zumeist sein allegorisches Lehrgedicht Anticlaudianus, das etwa 5880 Verse zählt. Dasselbe hängt aber auch aufs innigste mit seiner Philosophie zusammen, in welcher die „Natur“, hauptsächlich nach dem Timäusfragment des Platon und nach Boëthius, als Stellvertreterin und Schülerin Gottes in der Organisation und Entwicklung des Weltalls sehr poetisch aufgefaßt, eine Hauptrolle spielt[2].

Um ihre bisherigen Werke durch eine Meisterleistung zu krönen, ruft die Natur ihre Schwestern zur Beratung zusammen: Concordia, Copia und Favor, Juventus und Risus, Modestia und Pudor, Ratio, Honestas, Decus und Prudentia, Pietas, Fides, Liberalitas und Nobilitas. Der Palast, wo sie sich versammeln, liegt auf einem hohen Berg, von herrlichem Wald umgeben, in einer Paradieseslandschaft, wo die Pflanzen zugleich Früchte und Blüten treiben, der Zauber des Lenzes sich mit der Fülle des Herbstes vereint. Der Bau selbst ist mit den herrlichsten Malereien geschmückt, so

---

[1] Alani Magni de Insulis Opera moralia paraenetica et polemica, ed. Carolus de Visch, Antverp. 1654. — Vollständigste Sammlung der ihm zugeschriebenen Werke bei Migne a. a. O. CCX 9—1056. — De planctu naturae, Lips. 1494. — Anticlaudianus sive de officio viri in omnibus virtutibus perfecti, Basil. 1536, Venet. 1582, Antverp. 1611 1621, Paris. 1612.

[2] M. Baumgartner, Die Philosophie des Alanus de Insulis im Zusammenhang mit den Anschauungen des 12. Jahrhunderts dargestellt, Münster 1897 (Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters, herausgeg. von C. Bäumker und G. v. Hertling, Bd 2, Heft 4). — Vgl. Allgem. Literaturbl. (Wien) 1899, Nr 5, S. 136.



lebendig, daß sie in die Wirklichkeit selber übergehen. In feierlicher Programmrede, tiefbetrübt, trägt die Natur die begründeten Klagen vor, die gegen ihre bisherigen Leistungen laut geworden sind, und fordert die Hilfe ihrer Schwestern, um einen Menschen hervorzubringen, dessen allseitige Vollkommenheit jenen Mängeln abhelfen könnte.

Nicht nach irdischem Stoff, nach Staub und Moder geartet,
Nein, ein himmlischer Mensch soll fürder die Erde bewohnen,
Und uns trösten für das, was unsere Werke geschädigt.
Wohnen soll sein Geist in den Himmeln, der Leib nur auf Erden;
Menschlich hienieden er sei, doch göttlich über den Sternen.

In langer, sorgfältiger Beschreibung wird zuerst die Phronesis oder Prudentia vorgeführt, die so ziemlich der Vorstellung der alten Minerva entspricht. Sie stimmt allerwegen der Natur bei, sagt aber nichts eigentlich Entscheidendes. Das ist der Ratio vorbehalten, die drei Spiegel der Erkenntnis trägt, einen gläsernen, silbernen und goldenen, in welchen die verschiedenen Reiche des Erkennbaren zu schauen sind. Ihre Rede läuft darauf hinaus, daß die Natur mit ihren sämtlichen Schwestern zu dem geplanten Werke nicht ausreiche, sondern daß man sich um übernatürliche Hilfe an Gott wenden muß.

Was die Natur gemacht, das vollendet der göttliche Schöpfer;
Göttliches schafft er aus nichts, sie bildet nur aus Vorhand'nem
Dinge, die wieder vergehn; Gott herrscht, sie leistet ihm Dienste;
Was er befiehlt tut sie; er lehrt, sie hat nur zu lernen.

Als passendste Botin an Gott wird die Prudentia vorgeschlagen. Die Concordia, bei deren Beschreibung und Lob der Dichter sehr lange verweilt, gewinnt ihre Zustimmung, und es werden die nötigen Vorbereitungen zu ihrer Gesandtschaftsreise an den himmlischen Hof getroffen. Den prächtigen Staatswagen bauen ihr die Künste des Triviums und Quadriviums. Die Grammatik besorgt die Deichsel, die Logik die Achse, die Rhetorik verziert die Deichsel mit Gold und die Achse mit Blumen. Die Arithmetik liefert ein marmornes Rad, die Musik ein ehernes, die Geometrie ein bleiernes, die Astronomie ein goldenes. Dabei wird auch der Hauptautoren ehrenvolle Erwähnung getan, bei der Grammatik des Donatus, Aristarchus, Priscianus, bei der Logik des Porphyrius, Aristoteles, Zeno, Boëthius, bei der Rhetorik nur des Cicero, von dem es heißt, die Rhetorik sei nicht nur seine Adoptivtochter, sondern seine wirkliche Tochter und könnte darum eigentlich Tullia genannt werden. Als Lehrer der Arithmetik figurieren Nikomachus, Gilbertus, Pythagoras, Chrysippus, als Lehrer der Musik Gregorius und Michalus, als Lehrer der Geometrie Euklid, als solcher der Astronomie Albumasar (?). Nachdem Concordia die einzelnen Teile des

Wagens schön aneinander gefügt, schirrt Ratio als Pferde die fünf Sinne an, läßt Prudentia einsteigen und übernimmt dann die Leitung des Fünfgespanns.

Die Luftfahrt ins Jenseits hat insofern einiges Interesse, als sie zwischen jener des Martian Capella und derjenigen Dantes sich ungefähr in der Mitte hält und die kosmographischen Vorstellungen jener Zeit mit Anklängen verbindet, die schon zu Dante überleiten. Prudentia macht ihre meteorologischen Beobachtungen, denen zufolge die Wolken die Ausdünstung der schwitzenden Erde, zugleich auch die Gläser und Flaschen bedeuten, in welchen sich der dunstige Phöbus die verschiedenartigen Spritz-, Land- und Platzregen bereit hält; sie trifft in dem Luftraum aber auch Scharen unglückseliger Geister, die zur Strafe ihrer Sünden dahin gebannt sind. Vom Luftkreis geht's dann weiter in denjenigen des Feuers, des Mondes, des Merkur, der Venus, der Sonne, des Mars, des Juppiter, des Saturn und endlich in den Zodiakus. Über den Zodiakus kommen aber die fünf Sinne nicht mehr hinaus. Die Theologie erscheint hier der kühnen Himmelsreisenden Prudentia, ein Buch in der Rechten, ein Scepter in der Linken, und bietet sich ihr als weitere Führerin an. Nur das Gehör (fides ex auditu) ist aber jetzt noch brauchbar; die übrigen vier Sinne müssen ausgespannt werden. So gelangt Prudentia weiter durch die Wunder des Kristallhimmels oder das Primum Mobile in die Herrlichkeit des eigentlichen Himmels, wo die Seligen wohnen — Caelum empyreum.

> Stätten ewiger Lust erklimmt sie, Stätten der Gnade,
> Auserlesen von Gott, vom Allmächtigen selber erkoren.
> Keine Wolke verscheucht das Licht, kein Trauern das Lächeln;
> Ewig währet die Lust, und mangellos sprudelt die Wonne.
> Haß ist ewig verbannt, kein Mühen störet die Ruhe.
> Ewig funkelt der Strahl der wahren Sonne; dem Aufgang
> Folgt kein Untergang; stets währt der lieblichste Morgen.

Begeistert wird nun der Himmel selbst geschildert, dann die Chöre der Engel, die Scharen der Heiligen und Seligen, vor allem aber die wunderbare Glorie der allerseligsten Jungfrau und ihres göttlichen Sohnes. Die Dichtung tritt hier aus dem künstlichen Bereich der philosophischen Allegorie heraus und schlägt die wärmsten Töne religiöser Mystik an.

Für die irdische Prudentia ist aber solcher Glanz und solche Schönheit zu viel. Unvermögend, sie zu ertragen, sinkt sie wie starr in Ekstase. Die Theologie hilft ihr indes schwesterlich, richtet sie auf, stärkt sie und ruft die Fides herbei, welche sie aus ihrer Ekstase erhebt und neu belebt und sie mittels eines Spiegels in die übernatürlichen Geheimnisse, wenn auch nur dunkel, einweiht. Von Theologia und Fides geleitet, dringt Prudentia nun bis zum Throne Gottes vor, wirft sich anbetend vor ihm nieder und unterbreitet ihm das Gesuch der Natur. Voll Huld und Liebe willigt Gott

in die Bitte ein und verspricht ihr eine mit allen Tugenden geschmückte Menschenseele. Alsbald wird auch das Versprechen erfüllt, und Prudentia kehrt mit der herrlich ausgestatteten Menschenseele zur Natur zurück. Diese bereitet derselben aus den Elementen einen würdigen Leib; Concordia verbindet ihn mit der Seele, Kunst und Tugenden schmücken sie verschwenderisch mit den höchsten Gaben aus.

Doch nun erhebt sich Alekto in grimmigem Haß und Neid, ruft alle Laster zum Kampfe auf, und der neue, gerechte Mensch sieht sich in einen Krieg auf Tod und Leben verwickelt. Mit Hilfe der Tugenden wird indes ein Laster um das andere in die Flucht geschlagen, und ein paradiesisches Glück belohnt den glücklichen Sieger und vollendet den von der Natur so heiß ersehnten Triumph.

Der Epilog gesteht uns mit naiver Offenheit, daß der Dichter viel Mühe und Schweiß auf sein Opus verwendet habe und dabei nun noch die Kritik fürchten müsse; er habe es auch nicht den alten Dichtern gleichtun wollen, sondern begnüge sich mit einem bescheidenen Tamariskenkranz. Trotz der oft frostigen und lehrhaften Allegorie enthält das Gedicht doch manche schöne Stelle; die Philosophie des Alanus selbst hat einen entschieden platonischen, poetischen Zug, und religiöse Begeisterung belebt nicht selten den schulmäßigen Aufbau des Ganzen mit frischer, lebendiger Wärme.

Eine ähnliche Verbindung von Poesie und Philosophie stellt der Liber de planctu naturae dar, welcher, mit elegischen Klagen über die Mißachtung des Sittengesetzes beginnend, nach dem Vorbilde des Boëthius zum Teil in Prosa, zum Teil in Versen geschrieben ist. Die eingestreuten Gedichte sind meist sehr gehaltvoll und schön, während die Allegorien des prosaischen Rahmens mitunter ins Barocke hinüberspielen[1].

Peter von Blois (1130—1200), ein Schüler Johanns von Salisbury, hinterließ außer wertvollen theologischen Prosaschriften auch einige Gedichte, darunter einen Traktat in Hexametern über die „hochheiligen Geheimnisse der Eucharistie" (in 26 Kapitelchen geteilt), ein gereimtes Lied über den „Kampf zwischen Fleisch und Geist", ein längeres gereimtes Klagegedicht „Gegen die der Wollust ergebenen Kleriker".

Johann von Hantville, ein Normanne, schildert in seinem Architrenius vorwiegend allegorisch die Nöten und Gefahren, welche dem Erdenpilger hienieden die verschiedenen Leidenschaften bereiten. An den Gärten der Wollust, dem Berge des Ehrgeizes, dem Drachen des Geizes vorbei gelangt der jammernde Wanderer indes glücklich nach Thule, wo er von

[1] Migne, Patr. lat. CCVII 1127—1158. — Über den Einfluß des Wilhelm von Conches, Alanus de Insulis, Johann von Salisbury auf einige Partien bei Thomasin von Zerkläre vgl. A. E. Schönbach, Die Anfänge des deutschen Minnesangs, Graz 1898.

sämtlichen Philosophen des Altertums anphilosophiert wird. Zuletzt kommt er zur Natur, welche ihm „Mäßigung“ als Universalmittel anempfiehlt und ihn glücklich verheiratet [1].

Die Gestalten der Natura, des Fatum und der Fortuna kehren auch in andern Dichtungen dieser Zeit wieder. So in der Elegia de diversitate fortunae et philosophiae consolatione [2] des Heinrich von Settimello, eines Pfarrers in der Nähe von Florenz, den Ehrgeiz und Habsucht seines Bischofs um alles brachten und der nun als unsteter Verbannter (zwischen 1192 und 1194) in diesem Gedichte seine Leiden bejammerte. So auch in der Controversia Hominis et Fortunae [3] des Heinrich von Mailand, der wahrscheinlich als Parteigänger der Nobili um 1259 von seiner Heimatstadt vertrieben wurde und nun ebenfalls in Versen über sein Schicksal philosophierte. Der schmerzlich bewegte Toskaner kommt nicht viel über bloße Klagen hinaus. Nach ihm ist die Fortuna wohl eine Göttin, aber recht eigentlich die Göttin der Ungerechtigkeit, der Gesetzlosigkeit, des von keinem höheren Prinzip geleiteten Wechsels; der Mensch kann daher nichts Besseres tun, als sich ganz von ihr loszusagen, von ihr weder zu fürchten noch zu hoffen. Tiefer faßt Heinrich von Mailand die Sache auf. Nach ihm ist die Fortuna keine willkürliche Ursache, sondern eine gerechte, jedem treugesinnte Mutter. Nur den Namen hat sie mit der altheidnischen Glücksgöttin gemein, und darum hat die Masse der Dichter ihr fälschlich ein blindes Walten beigelegt. Sie stammt nicht von den Gestirnen. Ihr Vater ist der göttliche Geist. „Als seine Tochter geht sie durch die Welt, die königliche, und erleuchtet, was lange verborgen war; sie führt den Willen des höchsten Künstlers aus und verkündet seine Beschlüsse. Die höchste Vernunft ist ungeteilt und bei sich selber, durch die himmlischen Körper ergossen, verschmäht sie die schwankenden Wechsel. Dann von den höheren Kreisen auf das Wandelbare (die Natur) übertragen, ändert sie ihren Namen und wird Fatum genannt; Formen, Lagen, Zeiten, Bewegungen des Einzelnen leitet das Fatum in schöner Ordnung und nach weisem Gesetz. Und dieses Gesetz überträgt auf den untersten Kreis (den irdischen) wie ein treuer Dolmetsch die Fortuna; aus freiem Entschluß befolgt der Mensch ihre Gebote.“ [4]

---

[1] Herausgeg. von J. Badius Assensius, Paris 1517.

[2] Gedruckt bei Loyser, Hist. poetarum et poematum medii aevi. Magdeburgi 1721, 453—496. Separatausgabe von Domin. Maria Manni, Florenz 1730, mit italienischer Übersetzung aus dem 13. Jahrhundert. — Biographisches über den Verfasser bei Villari, Liber de civitatis Florentiae famosis civibus, ed. Galetti, Florentiae 1847, 31.

[3] Duo libri, ed. Cyprianus Popma, Coloniae 1570, 1584.

[4] K. Francke, Zur Geschichte der lateinischen Schulpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts, München 1879, 53 54. Er vergleicht damit Dante, Inferno VII 79 ff und Purgatorio XVI 79 ff.

Wie die Briefe des Johannes von Salisbury, so ist auch die reiche Briefsammlung des Peter von Blois ein schönes Denkmal echt kirchlicher Gesinnung, weitreichender religiöser Wirksamkeit, hoher geistiger Veranlagung und vielseitiger Bildung. Sie gewährt einen überaus interessanten Einblick in das ganze geistige Leben jener Zeit, ihre verschiedenen Strömungen und Interessen, auch in den gelegentlichen Konflikt, in welchen die bisherige humanistische Studienrichtung mit der aufblühenden Scholastik und deren vorwiegend spekulativer Richtung geriet.

Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht ein Brief des Peter von Blois an den Archidiakonus von Nantes, welcher ihm seine zwei Neffen zur Ausbildung zugesandt hatte, einen älteren Wilhelm, der mit Überspringung der humanistischen Studien schon philosophischen Unterricht genossen hatte, und einen jüngeren Johann, der noch ein Knabe war und bislang nicht studiert hatte. Der Oheim knüpfte an die Vorbildung des ersteren die stolzeste Hoffnung; Peter von Blois teilte aber seine Ansicht nicht.

„Während Ikarus", schreibt er, „sich im jugendlichen Leichtsinn zum Himmel erhebt, geht er in den Meeresfluten unter. Auch solche, die sich in den philosophischen Studien (artibus) verwegen erheben, kommen zu Schaden. Einige werden, bevor sie noch den nötigen Elementarunterricht genossen, zu gelehrten Untersuchungen angeleitet über Punkt, Linie und Fläche, über die Quantität der Seele, das Schicksal, die Neigung der Natur, den Zufall und den freien Willen, die Materie und die Bewegung, über die konstitutiven Elemente der Körper, über die Progressionen, über die Teilung der Größen, über Zeit, Raum und Ort, über Identität und Verschiedenheit, über Teilung, Teilbarkeit und Unteilbarkeit, über Substanz und Form des Worts, über das Wesen der Universalbegriffe, über Ursprung, Nutzen und Zweck der Tugend, über die letzten Ursachen der Dinge, über Ebbe und Flut, über den Ursprung des Nils, über die verschiedenen verborgenen Geheimnisse der Natur, über die verschiedenen Formen der Prozesse, die in den Kontrakten und Quasikontrakten, Malefizien und Quasimalefizien entstehen, von dem ersten Ursprung der Dinge und zahlreichen andern Sachen, welche die Grundlage eines umfangreichen Wissens und schon bedeutenden Verstand erheischen. In früheren Zeiten beschäftigte sich das zarte Alter mit den Regeln der Grammatik, mit den Analogien, den Barbarismen und Solözismen, den Tropen und Figuren; der Theorie all dieser Dinge wandten Donatus, Servius, Priscianus, Isidorus, Beda, Cassiodorus den eingehendsten Fleiß zu; das hätten sie wahrlich nicht getan, wenn man ohne sie eine wissenschaftliche Grundlage haben könnte. Denn auch Quintilian, der dieses Fach lehrt und für dessen Betreibung einsteht, erhebt es mit solchen Lobsprüchen, daß er öffentlich versichert, ohne dasselbe könne eine wissenschaftliche Bildung nicht bestehen. C. Cäsar gab Bücher „von der Analogie" heraus, weil er wußte, daß ohne diese Wissenschaft keiner leicht zur Klugheit gelangen kann, in welcher er ausgezeichnet war, noch zur Beredsamkeit, die er gewaltig beherrschte. M. Tullius eifert seinen Sohn, den er zärtlich liebte, aufs angelegentlichste zur Grammatik an, wie aus seinen zahlreichen Briefen hervorgeht. Und was hat es für einen Nutzen, die Philosophiehefte abzublättern, die Auszüge wörtlich auswendig zu lernen, die Schliche der Sophismen umzudrehen, die Schriften der Alten zu verurteilen und alles zu tadeln, was nicht in den Schulheften ihrer Magister steht? Es steht geschrieben: bei den Alten ist die Wissenschaft. Und Jeremias kommt nicht aus

dem Gefängnis, bis ihm an Stricken alte und abgetragene Kleider hinabgelassen werden. Denn aus den Tiefen der Unwissenheit steigt man nicht zum Lichte der Wissenschaft empor, wenn man nicht mit eifrigem Studium die Schriften der Alten liest. Hieronymus rühmt sich, viel Mühe und Fleiß auf die Schriften des Origenes verwendet zu haben. Auch Horaz tut sich etwas darauf zu gute, wieder und wieder den Homer gelesen zu haben.

> Qui, quid sit pulchrum, quid turpe, quid utile, quid non,
> Plenius ac melius Chrysippo et Crantore dicit.

„Ich weiß, wie sehr es mir genützt hat, daß, als ich als Kleiner im Versemachen unterrichtet wurde, ich mir den Stoff, nach Anweisung des Lehrers, nicht aus Fabeln, sondern aus der wirklichen Geschichte nahm. Es nützte mir, daß ich als Knabe die durch Eleganz des Stiles und feine Höflichkeit hervorragenden Briefe Hildeberts, Bischofs von Le Mans, auswendig lernen und aus dem Gedächtnis hersagen mußte. Außer den übrigen, in den Schulen allgemein bekannten Büchern nützte es mir, häufig den Trogus Pompejus, Josephus, Suetonius, Hegesippus, Q. Curtius, Cornelius Tacitus, Titus Livius anzusehen, welche in die von ihnen berichteten Geschichten vieles verweben, was zur sittlichen Erbauung und zum Fortschritte höherer Bildung dient. Ich habe auch andere gelesen, welche nicht über Geschichte handeln, es sind ihrer unzählige. Aus all diesen kann sich der Fleiß der Neueren wie in Gärten duftende Blumen pflücken und in feingewählter Anmut des Ausdrucks sich Honig bereiten.“ [1]

Einen Theoretiker fanden Poesie und Rhetorik zugleich an dem Engländer (oder Normannen) Geoffrey Vinsauf (oder de Vino Salvo), der, erst in Oxford, dann in Paris und an italienischen Schulen weiter ausgebildet, während seines Aufenthaltes in Rom (1195) keinem Geringeren als dem Papste Innocenz III. selbst seine in 2138 Hexametern abgefaßte Poetik (De Nova Poetria)[2] widmete, mit der etwas überschwenglichen Anrede:

> Lux publica mundi,
> Digneris lucere mihi, dignissima rerum,
> Dulce tuum partire tuo. Dare grandia solus
> Et potes et debes et vis et scis. Quia prudens
> Scis; quia clemens vis; quia magnus origine debes;
> Et quia papa potes.

In leichter, oft sehr eleganter Diktion führt er die Regeln für die einzelnen Arten der Dichtung aus und belegt sie mit Beispielen, die gelegentlich der Zeitgeschichte entlehnt sind; vor allem erklärt er sich gegen

---

[1] Ep. CI ad R. Archidiac. Nannet. Petri Blesensis Epistolae I (ed. Giles) 316—317. — H. Denifle, Chartularium Univ. Parisiensis I, Paris 1889, 28 29.

[2] De Nova Poetria, gedruckt bei Leyser, Hist. poetarum et poematum medii aevi 863—978. — In andern Handschriften führt das Werk die Titel: Ars dictandi, Artificium loquendi, Enchiridion cum medulla grammaticae, Poetica novella. — Vgl. Histoire littéraire de la France XVIII 305—312.

die gereimte rhythmische Poesie, welche durch die fahrenden Sänger damals allgemeine Beliebtheit erlangt hatte, und fordert die Zeitgenossen auf, wieder zu den Versmaßen der Alten und zu der strengen Metrik und Kritik des Horaz zurückzukehren.

Die Poetik des geistreichen, welterfahrenen Engländers enthält manche feine, gewinnende Züge.

„Er verlangt, daß der ganze Kreis der Dichtung erst ausgemessen sei und bereits als deutliches Bild in der Vorstellung des Dichters schwebe, ehe mit der Ausführung des Einzelnen begonnen werde. Er vergleicht die Dichtkunst mit einem Edelknaben, der am Anfang des Gedichtes den zu Besingenden feierlich empfängt, dann im Verlauf desselben als vornehmer Gastgeber ihn an eine glänzende Tafel führt und schließlich mit Heroldston ihn ehrfurchtsvoll entläßt. Er fordert die möglichst harmonische Übereinstimmung von Inhalt und Form und warnt vor der eiteln Tünche leeren Wortzierrats. Er redet der Vermenschlichung der Natur das Wort und erklärt den Reiz einer solchen Vermenschlichung daraus, daß wir uns gerne selbst im Spiegel der Natur erblicken. Er hält eine zarte Mischung von Gegensätzen, von Anmut und Würde, von Gewandtheit und Kraft für die höchste Kunst. Er billigt das Wort der Alten, man müsse sprechen wie die Vielen und denken wie die Wenigen." [1]

Viel handwerksmäßiger aufgefaßt erscheint die Poesie in der Poetik des Eberhard von Béthune aus Artois (Eberhardus Betuniensis), welche den Titel führt: Labyrinthus sive carmen de miseriis rectorum scholarum [2]. Der sog. Graecismus, eine von demselben Lehrer abgefaßte lateinische Grammatik (welche besonders die aus dem Griechischen abgeleiteten Wörter berücksichtigte), erlangte vom Jahre 1212 an eine sehr weite Verbreitung [3]. Der Verfasser selbst aber schildert sich als einen armen Schlucker und das Schulmeisterhandwerk als das kläglichste von der Welt. Umsonst sieht sich die Natur vor seiner Geburt um ein glückliches Vorzeichen um, kein freundliches Gestirn will ihm leuchten. Wenn andere die Bücher des Alten und Neuen Testamentes lesen können, oder Ptolemäus, Euklid, Guido von Arezzo, Boëthius, Cicero, Aristoteles, Galen, Florus, Makrobius, Platons Timäus, Gratians oder Justinians Gesetzbücher, so wird es ihm vorbehalten sein, die Fibel zu studieren und die Donate und Catone.

Es kann also kein Zweifel sein, daß die Grammatik an antiken Lesestücken eingepaukt wurde. Aus den Klagen des vielgequälten Schulmeisters aber zu folgern, daß alle die grammatische und rhetorische Schulmeisterei für die allgemeine Bildung ganz nutzlos gewesen, oder nach diesen Klagen

[1] K. Francke, Zur Geschichte der lateinischen Schulpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts, München 1879, 12.

[2] Gedruckt bei Loyser a. a. O. 796—854.

[3] C. Daniel S. J. (deutsch von J. M. Gaißer), Klassische Studien in der christlichen Gesellschaft, Freiburg i. B. 1855, 103.

den gesamten Bildungsstand überhaupt bemessen zu wollen, das wäre sicher zu weit gegangen.

Als Lesestoff seiner Schule (um 1212) sind bei Eberhard von Béthune (Tract. III 1 f) folgende Schriften und Autoren bunt zusammengestellt:

Die Sentenzen des Cato, die Ekloge des Theodulf (saec. X), Avian (saec. IV), Aesop (wohl Phädrus), Maximians Elegien über die Leiden des Alters, Pamphilus de vetula, des Vitalis Blesensis Amphitruo (saec. XII), Claudians Raub der Proserpina, Statius' Achilleis, Ovid, Horaz' Satiren, Juvenal, Persius, der Architrenius des Johannes Hantvillensis (saec. XII), Vergil, des Statius Thebais, Lucan, Walters Alexandreis, Claudians „Gegen Rufinus" und „Preis des Stilicho", Dares Phrygius, der lateinische Homer, Sidonius, der Solymarius, Aemilius Macer (Marbod) de lapidibus et gemmis, die Aurora des Petrus de Riga, das Carmen paschale des Sedulius (saec. V), Arator, Prudentius, der Anticlaudian des Alanus, der Tobias des Matthäus Vindocinensis, die Ars nova scribendi des Gaufredus, das Doctrinale des Alexander de Villa-Dei, der Gräcismus des Eberhard, Prosper (saec. V), des Matthäus Vindocinensis Satire auf die Curialen, die Synonymik des Johannes de Garlandia, Martianus Capella, Boëthius, Bernhards von Chartres Megakosmus und Mikrokosmus, die Allegorien des Physiologus, Paraklitus, Sidonius über das Alte und Neue Testament.

Ein vollständiges Bild damaliger Lektüre gibt dies nicht. Johann von Salisbury schätzte den Terenz, Peter von Blois den Plautus, Alanus den Martial, den er in seinen Epigrammen nachbildete.

Die Schätzung war eine eigenartige. Walter von Châtillon bevorzugte Lucan und Claudian vor Vergil; Wilhelm der Bretone hielt Lucan hoch, Statius niedriger als Vergil; Bernhard von Chartres bevorzugte Lucan und Statius vor Vergil und Terenz (weil ordo artificialis besser als naturalis). Derselbe Bernhard und Heinrich von Settimello ahmten Boëthius nach[1].

Eine außerordentliche Belesenheit in den altlateinischen Schriftstellern, aber ohne besondere Vorliebe zu einem derselben, verrät der Schulmeister Konrad von Mure (Muri), der 1259 Kantor an der Propstei in Zürich und Vorstand der dortigen Schule wurde und bis zu seinem Tode 1281 die besondere Gunst des Königs Rudolf von Habsburg genoß. Wie sein Stil trotz all dieser Erudition nichts weniger als mustergültig ist, so tritt auch in seinem „Neuen Gräcismus" und in seinem „Fabularius"[2] schon

[1] K. Francke, Zur Geschichte der lateinischen Schulpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts 23 24.

[2] Der „Fabularius" wurde 1470 in Basel gedruckt unter dem Titel Repertorium vocabulorum exquisitorum oratoriae, poësis et historiarum etc. Editum a doctissimo litterarum amatore Magistro Conrado, Turicensis ecclesiae cantore et completum anno Dñi MCCLXXII. — Vgl. Gall Morel, Konrad von Mure (Neues Schweiz. Museum III, Basel 1865, 29—62).



mehr die Neigung hervor, die Jugend mit Realkenntnissen zu bereichern, als sie zu feinerem Kunstverständnis heranzubilden.

Schon die lange Reihe von Autoren, welche Eberhard von Béthune aufführt, läßt es, bei der beschränkten Zeit der humanistischen Studien, nahezu als unmöglich erscheinen, daß sie in der Schule alle ganz gelesen und erklärt worden sind. Man muß also notwendig an eine Auswahl denken. Die Gleichstellung des Prudentius, Prosper, Juvencus, Sedulius, Arator, sogar zeitgenössischer christlicher Dichter wie Peter de Riga mit den alten Klassikern, ja die ganze Richtung der Erziehung bürgt genugsam dafür, daß bei der Auswahl der Lektüre religiös-sittliche Gesichtspunkte, wenn auch nicht ausschließlich, maßgebend waren. Wenn darum noch bei Nikolaus von Bibera (13. Jahrhundert) und Hugo von Trimberg (1280) die erotischen Werke Ovids und die Elegien Maximinians (eines anrüchigen Elegikers des 6. Jahrhunderts) in den Verzeichnissen der Schullektüre vorkommen, sogar Schuleinleitungen zu solchen bedenklichen Werken erhalten sind, so wird man auch hier nicht sofort verallgemeinern dürfen, sondern an Einschränkung und pädagogische Schutzmaßregeln denken müssen. Schon Konrad von Hirschau erklärte sich (um die Mitte des 12. Jahrhunderts) entschieden gegen die Lesung Ovids. Um Maximinianus und dessen Nugae für immer aus der Schule zu verbannen, schrieb Alexander de Villa-Dei (Villedieu in Manche), Lehrer zu Dol in der Bretagne, 1199 sein „Doctrinale", eine lateinische Grammatik, die rasch allgemeine Verbreitung fand und bis zum Ende des Mittelalters eines der beliebtesten Schulbücher geblieben ist. Bei manchen Humanisten des 12. und 13. Jahrhunderts tritt allerdings in Bezug auf erotische Poesie eine Nachsicht zu Tage, welche sich stark der Ungebundenheit der Renaissance nähert, manche unschöne Produkte hervorrief und öfters starke Opposition gegen die klassischen Studien überhaupt herbeiführte[1].

Auffallend ist, wie seit der Zeit Hildeberts der Hexameter fast ganz durch das elegische Distichon verdrängt wird. Nicht bloß mehr Epigramme und Elegien, sondern selbst die weitschweifigsten epischen Gedichte, wie die „Aurora" des Peter de Riga, sind in solchen Distichen geschrieben, nicht selten mit Aufbietung der barockſten Künsteleien. In etwas besseren Distichen ist auch der „Troilus" abgefaßt, eine Bearbeitung der sog. „Trojanischen Geschichte" des Dares in 5320 Versen, welche der als Annalist geschätzte

[1] Vgl. D. Reichling, Das Doctrinale des Alexander de Villa-Dei (Monum. Germ. Paedagogica XII, Berol. 1893, XIX XX XXXVII XXXVIII). — F. A. Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, Stuttgart 1885, 99—101. — R. Stölzle, Das Didaskalon des Konrad von Hirschau. Ein Beitrag zur Schulgeschichte des Mittelalters („Der Katholik" II, Mainz 1888, 413).

Albert von Stade, erst Benediktiner, seit 1240 Franziskaner, nach seiner eigenen Angabe in sechs Monaten zu stande brachte. Diese Bevorzugung des Distichons rührt offenbar von den Schulen her, in welchen mehr die technische Fertigkeit als der Geschmack gepflegt wurde.

So erklärt es sich, daß auch die Bekanntschaft mit Plautus und Terenz zu keinen Versuchen in dramatischer Form führte. Vitalis von Blois bearbeitete gegen Ende des 12. Jahrhunderts den „Amphitryo“ des Plautus, aber nicht als Drama, sondern als Erzählung unter dem Titel „Geta“, in 262 solcher Distichen, mit vielen satirischen Seitenhieben gegen die damals aufblühende scholastische Philosophie. Nicht unmittelbar nach Plautus' „Aulularia“, sondern nach einer späteren Bearbeitung derselben, dem „Querulus“, dichtete er ebenfalls die Geschichte vom Geizhals in eine komische Epopöe (von 395 Distichen) um, gleichfalls mit allerlei Anspielungen und Ausfällen auf die Scholastik. Sein Latein ist nicht von erster Güte, aber die Versifikation gewandt, die Darstellung lebendig und reich an Witz[1].

Schlimmer wirkte die Nachahmung der römischen Erotiker und Komödiendichter bei andern, welchen es an Sprach- und Formgewandtheit wie an Geschmack gebrach und bei welchen sich die Nachahmung deshalb auf die Wahl anstößiger oder verfänglicher Stoffe und die Ausführung derselben in meist überkünstelten und geschmacklosen Distichen beschränkte. Das ist mit drei längeren Gedichten des Matthäus von Vendôme (Vindocinensis) der Fall, welche sämtlich anrüchige Ehebruchsgeschichten behandeln. Das erste (Comoedia Milonis oder De Milone Constantinopolitano)[2] behandelt eine solche Geschichte aus dem Syntipas; das zweite (Comoedia de glorioso milite)[3] hat mit der gleichnamigen Komödie des Plautus so gut wie nichts gemein, sondern erzählt nur in derb-naiver Weise die Abenteuer eines verwegenen Galan; das dritte, die Comoedia Lydiae, hat Aufnahme in den Decamerone[4] des Boccaccio gefunden. Es ist gleichfalls eine stark gepfefferte Ehebruchsgeschichte.

---

[1] Geta, herausgeg. von Angelo Mai (Classici Scriptores e Vaticanis codicibus editi V, Romae 1828—1833, 463—478); F. Osann, Darmstadt 1836; danach Th. Wright (Early mysteries etc.), London 1838; J. Geel, Leiden 1852; C. W. Müller, Bern 1840; A. de Montaiglon, Paris 1848. — Querolus, herausgeg. von K. Rittershuis, Heidelberg 1595; F. Osann, Darmstadt 1836. — Vgl. Histoire littéraire de la France XV, Paris 1820, 428—434; XXII ebd. 1852, 39—50. — K. v. Reinhardstöttner, Plautus, Leipzig 1886, 124—129 270—274.

[2] Herausgeg. von M. Haupt, Exempl. poes. lat. medii aevi, Vindobonae 1834.

[3] Herausgeg. von Éd. Duméril, Origines du théatre moderne, Paris 1849, 285—297.

[4] Decamerone, Giornan. 7, nov. 9.

Die Personen werden also bezeichnet: Pyrrhus, eques; Decius dux est et Lydia coniux; — est ducis hic fidus; hic gravis; ista levis. Lydia ist ein Ausbund weiblicher Schlechtigkeit. Sie tut alles, um Pyrrhus zu verführen. Dieser macht seine Einwilligung von drei Bedingungen abhängig: daß sie dem Lieblingsfalken des Dux den Hals umdrehe, ihm fünf Barthaare ausraufe und ihm einen Zahn ausreiße. All das leistet sie. Pyrrhus wettet, Decius werde seinen eigenen Augen nicht trauen, wenn er sie in flagranti ertappe. Auch das wird noch geleistet.

Der Verfasser, der den Titel Grammaticus führte, gehört dem Ende des 12. Jahrhunderts an und war ein sehr geachteter Schriftsteller, den sowohl Eberhard von Béthune in seinem „Labyrinth" als Walter von Châtillon in seiner „Alexandreis" lobend erwähnen. Seinen „Tobias", eine weitschweifige und geschmacklose Epopöe von 2200 Versen[1], widmete er seinem Landsmanne Bartholomäus von Vendôme, von 1174—1206 Erzbischof von Tours. Es ist nicht zu bezweifeln, daß er ein ganz anständiger und frommer Mann war, aber aus übertriebenem Respekt vor den Alten meinte, in der Literatur könne man sich schon allerlei Freiheiten verstatten[2].

Gewandter und feiner in der Form, aber noch weit schmutziger, teilweise geradezu pornographisch ist die Elegie Alda[3], nach der Aussage des Dichters einer Volkserzählung nachgebildet, die aus einem vielleicht damals noch vorhandenen, jetzt verlorenen Stücke des Menander herrührte:

> Venerat in linguam nuper peregrina latinam
> haec de Menandri fabula rapta sinu.
> Vilis et exul erat, et rustica plebis in ore
> quae fuerat comis vatis in ore sui.

Der gehackte und oft dunkle Ausdruck, das Haschen nach Wortspielen und andern schöngeistigen Künsteleien, die cynische Derbheit in Gedanken und Wort verleihen dem Gedicht große Ähnlichkeit mit jenen des Matthäus von Vendôme; die leichtere und geschicktere Handhabung des Verses ließe sich allenfalls dadurch erklären, daß er es erst in späteren Jahren verfaßt hätte[4]. Er wird indes nirgends als Verfasser genannt, wohl aber wird eine „Komödie" Alda als Werk des Wilhelm von Blois erwähnt, in einem Briefe seines Bruders Peter, worin dieser ihm gratuliert, daß er wieder wohlbehalten aus Sizilien zurückgekehrt sei[5].

---

[1] Gedruckt bei Éd. Duméril, Poésies inédites du moyen-âge, Paris 1854, 353—373.

[2] Vgl. Histoire litt. de la France XV 420—428; XXII 55—67. — Er ist nicht zu verwechseln mit Matthieu de Vendôme, dem berühmten Minister des hl. Ludwig IX. Vgl. ebd. XX 1 2.

[3] Éd. Duméril a. a. O. 425—442. — Guilelmi Blesensis Aldae comoedia ed. C. Lohmeyer, Lips. 1892.

[4] Éd. Duméril a. a. O. 422.

[5] Petri Blesensis Opera omnia I (ed. Giles) 290.

„Denn jenes höllische Land," schreibt er, „das seine Einwohner aufzehrt, ließ mich an Eurer Rückkehr verzweifeln; jetzt aber trinkt Ihr durch Gottes Gnade wieder die heimische Luft und die Weine von Blois, während Euch Sizilien, wenn es Euch noch länger festgehalten, vergifteten Wein gereicht haben würde. Ja, Bruder, Ihr läget jetzt schon in marmornem Grabe, auf dem vielleicht, zum Gewinn eitlen Ruhmes, die Inschrift stände: ‚Guilelmus Blesensis Matinensis abbas hic iacet.' Bruder, nach des Dichters Zeugnis ‚ist es leicht, das Grab zu missen' (levis est iactura sepulcri). Ein längeres empfehlendes Andenken werden deinem Namen deine Tragödie über Flaura und Marcus, deine Verse von dem Floh und der Mücke, deine Komödie von der Alda, deine Predigten und deine übrigen theologischen Werke gewähren; möchten sie nur weiter verbreitet und noch ruhmreicher bekannt sein! Mehr Ehre ist Euch aus Euern Werken erwachsen als aus vier Abteien!"

Danach ist wohl kaum zu zweifeln, daß Wilhelm von Blois das Gedicht verfaßt hat und daß ein allzufreier Humanismus schon im 12. Jahrhundert auf dieselben Abwege geführt hat, welche eine übermäßige und schrankenlose Verehrung der altklassischen Poesie später in den Tagen der Renaissance zur Heerstraße der wahren Bildung rechnete.

Anständiger ist die „Geschichte von Paulin und Polla", etwa 500 Distichen[1]. Sie ist einem Kaiser Friedrich gewidmet, also Friedrich II. (1212—1250) oder Friedrich III. (1452—1493), von einem Richter Richardus, der sich Venusinae gentis alumnus nennt. Es ist eine Erzählung, aber die Reden der handelnden Personen nehmen einen so breiten Raum ein, daß sie, einige Übergänge abgerechnet, fast dramatisch wird.

Materiam nostri, quisquis vis, nosce libelli;
haec est: Paulino nubere Polla petit.
Ambo senes: tractat horum sponsalia Fulco.

Die erste Scene spielt sich zwischen Fulco und der überaus geschwätzigen Polla ab, die erst nach langen Kreuz- und Querwegen mit ihrem Heiratsprojekt herausrückt, gegen welches Fulco zuerst Einwände erhebt, aber dann gleich die Sache juristisch anfaßt und die Finanzbestimmungen regelt. Polla hat nicht viel.

Sex ego pensa boni filati, brachia centum
panni subtilis, binaque pepla dabo,
septem gallinas cum gallo, quae generare
non cessant; ovis sedulo dives erit.
Hoc ego polliceor, sic ut sandalia, thecas
corrigiamque novam deferat ipse mihi.

Nachdem Polla endlich gegangen, überlegt Fulco, ob er nun erst frühstücken oder nüchtern zu Paulin gehen sollte. Er entscheidet sich für das

---

[1] De Paulino et Polla libellus, gedruckt bei Duméril (Anecdota Poetica etc.) 374—416.

erstere, und wie er kaum das Essen bereitet, kommt Paulinus und wird eingeladen mitzuessen. Er nimmt jedoch nicht an. Nach dem Essen geht Fulco zu ihm und wird nun seinerseits zum Essen eingeladen, nimmt aber ebenfalls nicht an. Zurückgekehrt findet er einen Dieb im Hause, der ihm die Reste seiner Mahlzeit forträgt. Er verfolgt ihn mit Steinen, wird aber selbst von einem Wurf getroffen und sinkt ohnmächtig zusammen. Nachdem er sich, wieder erwacht und noch schlimmer ausgeraubt, in einem langen Monolog zu trösten gesucht, kommt Paulinus, um zu vernehmen, was er ihm denn zu sagen habe. Fulco glaubt zu träumen, und um sich der Wirklichkeit zu versichern, gibt er dem Besucher eine Maulschelle, welche dieser sofort erwidert. Nach längerem Wortwechsel richtet Fulco endlich die ihm aufgetragene Brautwerbung aus, die erst abgewiesen wird. Bis es ihm endlich gelingt, die Heirat zu stiften, bricht die Nacht herein. Als höflicher und umständlicher Mann begleitet er den alten Paulinus nach Hause. Auf dem Rückweg wird er aber von Hunden angefallen, flieht, fällt in eine Grube, muß da die ganze Nacht zubringen, wird am Morgen beinahe gesteinigt, weil die Leute des Hundelärms wegen meinen, es sei ein Wolf in die Grube gefallen. Nachdem er gerettet, wird er von einem Bauern als Dieb angeklagt und vor Gericht geschleppt, zum Tode verurteilt und erst auf schriftliche Eingabe vom Herzog befreit. Dann erst kann er die Sponsalienangelegenheit zu Ende führen, und Polla erhält ihren Paulinus. Es ist schon eine rechte Bauernkomödie, mit viel barocker Schulweisheit gespickt — ein wirklicher Übergang der Schulpoesie zur Volkspoesie.

Fünfzehntes Kapitel.

Satirische Dichtung. Die Goliarden.

Wie die Kirche von ihren frühesten Anfängen an mit Irrtümern und Irrlehren zu ringen hatte, so auch mit Fehlern und Mißbräuchen, die sich infolge menschlicher Gebrechlichkeit unter ihren Gläubigen und sogar unter ihren Hirten entwickelten. Von Jahrhundert zu Jahrhundert ertönen deshalb neben den gewaltigen Mahnrufen der Päpste, der Bischöfe, heiliger Priester und Mönche auch in der Literatur trübe Klagen der verschiedensten Art, scharfer Tadel, herbe Sittenschilderungen und auch wohl bittere Satire. Andere hinwieder nahmen die Dinge weniger ernst und suchten in der komischen Seite derselben Stoff zu leichtem Spott, Scherz und Humor. Daß sich solche Stimmen erhoben, ist nicht als Zeichen hoffnungslosen Verfalls, sondern vielmehr kräftigen inneren Lebens und gesunder Reaktion

zu betrachten. In diesem Sinne sind unzweifelhaft die Satiriker aufzufassen, welche unter der Regierung Heinrichs II. von England sich gegen die obwaltenden kirchlichen Mißstände erhoben.

Längst vor den ernsten kirchenpolitischen Kämpfen, welche sich unter diesem König abspielten, war England zu einem hohen Grad literarischer Bildung gelangt. Die normännische Eroberung hatte das Land in innigere Verbindung mit dem hochentwickelten Frankreich gebracht. Eine Menge Schulen waren rasch emporgeblüht. Zahlreiche Gelehrte kamen vom Festland herüber, während junge Engländer zu Paris und an andern kontinentalen Schulen sich ausbildeten. Männer wie Lanfranc, Anselm von Canterbury, Osborn zu Gloucester, Robertus Pullus, Hugo von Rouen und Robert von Melun vertraten die Theologie; Gerland, Roger Infans, Athelard von Bath und Robert de Retines pflegten Mathematik und Astronomie. Godfrid von Winchester und Laurence von Durham zeichneten sich als Epigrammatiker aus, Reginald von Canterbury als Legendendichter. Besonders blühte die Geschichte durch Ernulf, Eadmer von Canterbury, Odericus Vitalis, später Wilhelm von Malmesbury, Geoffrey von Monmouth, Wilhelm Fitzstephen, Thomas von Ely, Wilhelm von Newbury, Radulphus de Diceto, Roger von Hoveden und den originellen Gerald du Barri (Giraldus Cambrensis), dessen „Topographie von Irland", „Geschichte der irischen Eroberung" und „Reise durch Wales" zu den interessantesten Prosawerken jener Zeit gehören. Als Vertreter des Humanismus begegnen uns neben Johannes von Salisbury Joseph von Exeter und Alexander Neckam [1]. Schon bei Johannes von Salisbury spielen Humor und Satire eine hervorragende Rolle; man braucht deshalb auch die andern Satiriker, die sich an ihn reihen, nicht allzu tragisch zu nehmen. Sie standen auf entschieden kirchlichem Boden, und ihre Satire galt darum nicht den Institutionen, welche die Kirche geschaffen, sondern lediglich den Mißbräuchen, welche sich in dieselben eingeschlichen hatten.

Der derbste derselben, Nigel Wireker, war Präcentor in dem Benediktinerstift zu Canterbury und befreundet mit William von Longchamp, dem späteren Bischof von Ely, welchem er einen Traktat „Über die Mißstände in der Kirche" widmete. Sein Hauptwerk aber war Brunellus sive speculum stultorum, ein satirisches Gedicht in 3800 elegischen Versen [2].

---

[1] Ex rerum Anglicarum scriptoribus (Monum. Germ. Hist. SS. XXVII). — B. ten Brink, Geschichte der englischen Literatur I, Berlin 1877, 159—170 228 bis 232. — H. Morley, A first sketch of English literature I, London 1873, 43—71.

[2] Brunellus seu speculum stultorum, Paris 1506. — Nigaldi Wiroker Angli Bardi speculum stultorum, Paris 1601. — Thom. Wright, Delectus poeseos medii aevi etc. Fasc. I Satyrica poemata Ioh. Hanvil, Nigelli Wireker et aliorum poetarum anglorum complectens, Paris 1836. — Die Fabel benutzt von Chaucer, in The Tale of the Nun's Priest (der Esel heißt hier Don Burnells Ass). — Vgl. H. Morley a. a. O. 55 56.



Die Satire ist hauptsächlich gegen diejenigen gerichtet, welche mit ihrer schlichten klerikalen Stellung nicht zufrieden, möglichst viele Prioreien und Abteien an sich zu ziehen suchen. Diese verspottet er unter dem Bilde des „Brunellus".

„Brunellus ist der Name eines aus Cremona gebürtigen Esels, den es grämt, einen gar so kurzen Schwanz zu haben. Er wendet sich darum an den weisen Galienus (Galenus) mit der Bitte, ihm zu einem neuen zu verhelfen. Galen rät ihm von einem so gefährlichen Experimente ab und erinnert ihn an das Beispiel einer Kuh, der es in ähnlichem Falle sehr schlimm gegangen. Er richtet aber mit seinen Mahnungen nichts aus und gibt daher schließlich scheinbar seine Einwilligung zu dem Plane. ‚Geh nach Salerno,' sagt er, ‚und kaufe dort folgende Medikamente: Marmorfett, ein wenig Gänsemilch, etwas Schneckengeschwindigkeit und Wolfsfurcht, ein Pfund Pfauengesang, frischgefallenen Schnee aus der Johannisnacht usw. Alles das verpacke wohl in Schachteln und Kästchen, nimm es auf die Schultern und komm dann wieder zu mir. Und nun gehab dich wohl! Möge es auf deiner Reise an Wasser und Disteln nicht fehlen; möge die Erde dein Lager und Tau deine Decke sein; Hagel, Schnee und Regen mögen dich beschützen und dein Freund, der Bullenbeißer, dich überall begleiten.' Dankbar und vergnügt trabt der Esel von dannen, läßt sich durch keinen Unfall bekümmern und erreicht nach zwölf Tagen sein Reiseziel. Hier gerät er einem englischen Kaufmann[1] in die Hände und macht es diesem durch sein dummstolzes Auftreten leicht, ihn zu betrügen. Er kauft unbesehens eine ganze Menge von Töpfen und Schachteln und tritt froher Hoffnung seinen Rückweg an. Natürlich läuft er bei seiner Vaterstadt vorbei, gerät über die Alpen und trabt eines Tages in der Nähe von Lyon querfeldein, als ihn von dem nahegelegenen Kloster aus ein Cistercienſermönch erblickt und seine Hunde auf ihn hetzt. Wütend wird er von diesen angefallen, der unglückliche Schwanz beinahe ganz abgebissen, die ganze Bagage geht in tausend Scherben. An dem rohen Mönch freilich nimmt der Mißhandelte gebührende Rache, indem er ihn hinterrücks in die Rhone wirft; was soll er selbst jetzt aber anfangen? nach Hause zurückkehren? in diesem jämmerlichen Zustande und als ein Spott für die ganze Stadt? Nein, das will er nicht, nur mit Ruhm will er wieder heimkehren. Darum will er jetzt seine körperlichen Gebrechen durch geistige Vorzüge ersetzen, er will studieren, Theologie und Jurisprudenz, und dann sollen sie sich zu Hause später wundern, wenn er als Magister und berühmter Rechtsgelehrter wieder kommt. Voll schöner Zukunftsbilder macht er sich auf den Weg nach Paris, findet angenehme Begleitung und Unterhaltung an einem wandernden Scholaren, und bald

---

[1] Der Name des Kaufmanns trufator = Gauner.

ist ihr gemeinsames Ziel erreicht. Brunellus badet sich, läßt sich scheren, kauft sich bessere Kleider und beginnt nun mit aller Kraft das Studium. Vorzüglich imponieren ihm die Engländer durch ihr vornehmes Betragen, ihre Freigebigkeit und ihr maßloses Trinken; an sie schließt er sich deshalb enger an und hofft von ihrem Umgang besondern Gewinn. Doch soviel er auch mit ihnen verkehrt und soviel er sich anstrengt, in seinen Kopf will nichts hinein: sieben Jahre lang läßt er sich von den Lehrern bearbeiten, läßt sich an den Ohren zausen und den Prügel auf seinem Rücken tanzen — er wird nur immer älter und lernt nichts außer seinem alten J-ah. Da geht er in sich und denkt: ‚Ach, wäre ich doch in Cremona geblieben. Nun bin ich schon so lange in Frankreich und kann noch nicht einmal ein Wort Französisch, mein Kopf ist schwer wie Blei und in meinem ganzen Körper kein Blutstropfen. Jetzt erinnere ich mich, daß meine Mutter mich einst verflucht und mir hungrige Wölfe auf den Hals gewünscht hat; ja ich werde gewiß noch ein schreckliches Ende nehmen. — Doch wer kann sein Schicksal voraussagen? Jeden erreicht es, wie es vorher bestimmt ist, und ist mir nicht vielleicht noch etwas Großes bestimmt? Warum sollte ich nicht noch einmal Bischof werden? Werden nicht heutzutage viele Bischöfe, die es nicht verdienen? Ich aber, wenn ich es einmal werde, ich will nicht sein wie die meisten, ich will ein wahrer Priester und Hirt meiner Herde sein, mir soll auf der ganzen Welt keiner gleichen! O was werden meine Mutter und mein Vater sagen, wenn mir der Klerus aus der Stadt entgegenzieht und in feierlichem Gepränge mich empfängt?‘ Er sagt also seinen Freunden Lebewohl und verläßt Paris. Als er aber vor dem Tore auf die Stadt zurückblickt, da ruft er aus: ‚Ja, was sind denn das für Häuser? Ist das nicht Rom? Ist Rom denn so nahe? Oder wie heißt eigentlich diese Stadt?‘ Erst von einem vorübergehenden Bauern erfährt er den Namen, und nun ist er freudenfroh; dieses Wort Paris beschließt er mit nach Hause zu bringen, das werde gewiß großen Eindruck machen. Auf dem ganzen Wege sagt er dieses eine Wort leise vor sich her, dem Gruße der Vorübergehenden antwortet er nicht; was ihm auch begegnen mag, er bleibt stumm, um das Wort nicht zu verlieren. Doch auch jetzt bleibt das Unglück nicht aus; in der Nähe von Vienne muß er mit einem Rompilger zusammen übernachten und anhören, wie dieser fortwährend sein Paternoster herbetet; er spricht nun wohl in Gedanken die Worte desselben mit, oder wie es sonst gekommen sein mag — genug, plötzlich ist ihm sein einziges französisches Wort wieder entflohen. Anfangs ist er natürlich wieder niedergeschmettert, aber ebenso rasch erholt er sich auch. Allzugroße Weisheit sei nur vom Übel, und was helfe dem Menschen überhaupt sein Wissen? Dem Tode könne er doch nicht entgehen, die Zukunft nicht erkennen. Deren könne uns nur die Religion versichern, und darum sei es für ihn das beste, jetzt in

den Mönchsstand zu treten. Er versucht es nun der Reihe nach mit den verschiedenen Orden; da er es aber in keinem derselben aushält, so verfällt er auf den Plan, sich einen eigenen, ganz neuen zu gründen. Dieser soll eine Mischung aller bestehenden Orden werden. Von den Templern will er die schönen Pferde aufnehmen, von den Hospitalitern die Freiheit, zu lügen, von den Cluniacensern, am Freitag Fettes zu essen[1], von den Cisterciensern, nachts ohne Hosen zu liegen, von den Grammontensern die Ungebundenheit im Reden, von den Kartäusern die Beschränkung der Messe auf einmal im Monat, von den regulierten Chorherren die Erlaubnis des Fleischessens, von den Prämonstratensern das weiche Hemd, und so weiter. ‚So ist denn nichts mehr nötig als die Bestätigung des Papstes. Und wie sollte mir diese verweigert werden? Denn gerechte Bitten weist der Papst gewiß nicht zurück; nach Rom also will ich eilen und meinen Antrag vorbringen.‘ Armer Brunellus! Noch wiegt er sich in diesen Hoffnungen, da schießt ihm plötzlich ein Blutstrahl aus der Nase. Das scheint ein böses Vorzeichen; auch in der Nacht, ehe ihm die Hunde den Schwanz abbissen, war ihm dasselbe begegnet; er schreckt daher zusammen und betet zu Gott, er möge doch die Gefahr, die ihm den nächsten Morgen drohe, abwenden und auf seine Feinde lenken. Kaum aber hat er so gesprochen, da tritt der Bauer, sein alter Herr, in den Stall, schließt die Türe hinter sich, packt den unglücklichen Esel und wirft ihm die Halfter über. Auch die Ohren schneidet er ihm ab, und so treibt er ihn wieder nach Cremona zurück und an seine alte Arbeit. Brunellus aber gibt noch immer nicht die Hoffnung auf, daß er einst zu Ruhm und Ehren kommen werde.“[2]

Das ist freilich eine verwegene Hoffnung. Denn nach siebenjährigem Aufenthalt in Paris hat Brunellus noch nicht einmal den Namen der Stadt behalten, tröstet sich indes damit, daß er in der Rhetorik gehört, es könnte wohl auch der Teil für das Ganze (pars pro toto) gelten.

Derselben Zeit gehört Walter Map (Mapus, auch wohl Mapes genannt) an, etwa um 1143 an der Grenze von Wales geboren; er studierte in Paris, kam dann an den Hof Heinrichs II., ward dessen Kaplan, wohnte 1179 dem Lateranensischen Konzil bei, wurde Kanonikus zu St Paul in London, später (1196) Erzdiakon zu Oxford und starb im Beginn des nächsten Jahrhunderts (1210)[3]. In dem Kampfe zwischen dem König und

[1] Dies steht im Widerspruch mit den Cluniacenserregeln (Hurter, Innocenz III. IV 109).

[2] K. Francke, Zur Geschichte der lateinischen Schulpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts 83—86.

[3] Thomas Wright, The Latin Poems commonly attributed to Walter Mapes, London 1841, Camden Society; Gualteri Mapes De nugis curialium distinctiones quinque. Edited from the unique manuscript in the Bodleian library at Oxford by Thom. Wright, ebd. 1850. — Phillips, Walter Map (Sitzungs-

dem hl. Thomas von Canterbury stand Map auf seiten des Königs und ward zum bittern Verfolger des Cistercienserordens, gegen den er schon zuvor Abneigung gehegt hatte. Bischof Gaufrid von Ely forderte ihn auf, dem „Polykratikus" des Johannes von Salisbury nachzueifern und ein Gedicht über „die noch nicht beschriebenen Reden und Taten" abzufassen. Walter wollte nun nachweisen, daß ein solches Unternehmen sich bei Hofe nicht ausführen lasse, kam aber von diesem Plane ab und reihte eine Menge von Geschichten, Einfällen, Legenden und Anekdoten aneinander, wie sie ihm in den Jahren 1182—1189 in die Feder kamen, ohne einheitliche Durcharbeitung in fünf Distinktionen und diese wieder in kleine Kapitelchen geteilt [1]. Das bunte Quodlibet erhielt den Titel De nugis curialium; es ist für die Kulturgeschichte jener Zeit von höchstem Interesse. Zuerst vergleicht Map das Leben bei Hofe mit den Qualen des Tartarus, daran knüpfen sich dann verschiedene Hofanekdoten, Mönchsgeschichten, eine ergreifende Klage über die Einnahme Jerusalems durch Saladin, Geschichtchen über verschiedene Orden, bittere Ausfälle über die Cistercienser, gegen die er einen unversöhnlichen Groll trug, auch gegen den hl. Bernhard, den er sehr giftig bespöttelt, Nachrichten über zeitgenössische Ketzereien, besonders die Waldenser, an deren offizieller Untersuchung er beim Lateranensischen Konzil (1179) persönlich beteiligt war, allerlei Mönchs- und Einsiedlerlegenden, dann wieder wallisische Sagen und Märchen, die seltsamsten Liebesgeschichten (besonders eine von Gerbert, dem späteren Papst Silvester II.), endlich wieder geschichtliche und halbgeschichtliche Züge aus der Geschichte der Normannenkönige. Sprache und Stil sind sehr ungleich. Rhetorische Breite und gezwungener Stil stören mitunter den Fluß der Erzählung; doch spricht aus allem ein feingebildeter und geistreicher Mann, ein erfahrener Höfling und Menschenkenner, voll Witz und Humor, aber trotz seiner Schimpfereien auf die grauen Mönche, trotz seiner Vorliebe für Abälard und Arnold von Brescia und trotz mancher Derbheiten ein tüchtiger, der Kirche ergebener Kleriker.

Offenbar seine Jovialität und freiere weltliche Richtung haben Anlaß geboten, eine Menge anonymer zeitgenössischer Satiren und Spottgedichte auf seinen Namen zu setzen, ja ihn sogar zu einem der Häupter der sog. Goliarden zu machen. Die schlimmsten dieser Gedichte scheint er indes, nach neueren Forschungen, nicht verfaßt zu haben, und seine Autorschaft ist auch für die übrigen keineswegs verbürgt [2].

---

berichte der Wiener Akademie. Phil.-histor. Klasse X [1853] 319 ff); Vermischte Schriften III, Wien 1860, 115 ff.

[1] Charakteristik der Schrift bei Wright, The Latin Poems commonly attributed to Walter Mapes IX—XI.

[2] As Walter Map, who was precentor, chancellor, and afterwards archdeacon in the diocese of Lincoln, seems to have lived on more or less intimate

Goliarden[1], nach ihrem Patrone Golias, nannten sich vom 12. Jahrhundert an die vagabundierenden Studenten, welche teils an den Universitäten teils an Klöstern und in Städten herumschweiften, sich vom Bettel ernährten, und soweit es ihre Zehrung erlaubte, ein feucht-fröhliches Dasein führten. Die Anfänge dieses sog. Goliardenwesens scheinen ganz harmlos gewesen zu sein. Arme Studenten ersangen sich ihr Almosen von Tür zu Tür, wie in dem folgenden herzbewegenden Bettellied:

Exul ego clericus ad laborem natus, tribulor multotiens paupertati datus.	Bin ein fahrend Schülerlein, Muß mich mühn und plagen; Sauer wird's mir oft und viel, Nur mich durchzuschlagen.
Literarum studiis vellem insudare, nisi quod inopia cogit me cessare.	Dem gelahrten Studium Möcht' ich gerne leben; Leider, daß der Mangel mich Zwingt, es aufzugeben.
Ille meus tenuis nimis est amictus, saepe frigus patior calore relictus.	Ach, was ist mein Mäntelein Dünne zum Erbarmen, Bittre Kälte steh' ich aus, Kann oft kaum erwarmen.

terms with St. Hugh (dem hl. Hugo, Bischof von Lincoln), it is worth while to point out that nothing can be more uncertain than the authorship of much of the literary work commonly attributed to him. It is no doubt, true that he allowed himself a good deal of freedom in his criticisms of men and things, inveighing especially against the monks with much bitterness — this we may learn from his undisputed work, the *De nugis curialium* and from Giraldus. But we may acquit him of any connection with the scurrilous and ribald verse which has been fathered upon him. The famous drinking-song, in particular, *Meum est propositum in taberna mori*, though this perhaps is less open to objection than some others amongst his supposed works, has no claim to be known as his. See Mr. *H. L. Ward's Catalogue of Romances in the British Museum*, and the Article on Map in the *Dictionary of National Biography* (H. Thurston, The life of Saint Hugh of Lincoln, London 1898, 427 428).

[1] W. v. Giesebrecht, Die Vaganten oder Goliarden und ihre Lieder (Allgemeine Monatsschrift für Literatur 1853, 10 ff 344 ff). — O. Hubatsch, Die lateinischen Vagantenlieder des Mittelalters, Görlitz 1870. — Édélestand du Méril, Poésies populaires latines antérieures au douzième siècle, Paris 1843; Poésies populaires latines du moyen-âge, ebd. 1847; Poésies inédites du moyen-âge, ebd. 1854. — J. A. Schmeller, Carmina Burana (Bibliothek des literarischen Vereins XVI), Stuttgart 1847; 3. Aufl. ebd. 1894. — Flacii Illyrici Varia doctorum piorumque virorum de corrupto ecclesiae statu poemata, Basileae 1556. — K. Francke, Zur Geschichte der lateinischen Schulpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts, München 1879. — Gaudeamus! Carmina vagorum selecta, Lips. 1879. — L. Laistner, Golias (übersetzt), Stuttgart 1879. — Jaffé, Cambridger Lieder (Zeitschrift für deutsches Altertum XIV 491 ff).

Interesse laudibus non possum divinis, nec missae nec vesperae, dum cantetur finis.	Nicht einmal beim Gottesdienst Halt' ich aus so lange, Bis die Vesper oder Meß' Kam zum Schlußgesange.
Ergo mentem capite similem Martini, vestibus induite corpus peregrini.	Von Sankt Martins Vorbild laßt Euern Sinn erwecken, Reicht dem Fremdling ein Gewand, Seinen Leib zu decken.
Ut vos Deus transferat ad regna polorum, ibi dona conferat vobis beatorum.	Daß in seinem Himmel einst Gott euch heiße wohnen Und mit ew'ger Seligkeit Möge reichlich lohnen!

Wenn sich diese Vaganten auch fahrende Kleriker nannten, so ist dieses Wort aber nicht in strengerem Sinne zu nehmen, sondern nur in einem weiteren, indem die größte Zahl der Studenten überhaupt an den Universitäten sich der Philosophie und Theologie widmete, eine Art geistlicher Kleidung trug und Anstellung im kirchlichen Dienste suchte oder im Auge hatte. Sie waren indes noch Studenten, nicht durch die strengen Pflichten des Priestertums gebunden. Mit dem Beginn der Universitäten selbst aber entstanden manche Mißverhältnisse. Die Dom- und Klosterschulen sanken von ihrer bisherigen Bedeutung herab, während sich an den Universitäten eine Übermasse von jungen Leuten häufte, die, ohne genügende Zucht und Einschränkung, vielfach die Studien vernachlässigten, sich dem Müßiggang, dem Laster ergaben, planlos dies und jenes trieben, ihre Zeit in Streitereien und Klopffechtereien verloren oder auch wohl halb und ganz verbummelten. In dieser Sphäre der Bummelei, bei Becherklang und Zitherspiel ist größtenteils die sog. Vaganten- oder Goliardenpoesie entstanden; sie schloß indes keineswegs auch bessere Elemente aus.

Als Ausgangspunkt der Goliardenpoesie ist Paris und überhaupt Nordfrankreich zu betrachten. Von hier verpflanzte sie sich sowohl nach England als nach Deutschland, während sie in Italien weniger Anklang fand. Abälard mit seiner freigeistigen, unkirchlichen Richtung, seinen Liebesabenteuern, seinem erstaunlichen Formtalent, seiner Beliebtheit, die ihm stets eine außerordentliche Menge von Schülern aus aller Herren Ländern zuführte, dürfte auf das Entstehen des Goliardenwesens nicht ohne Einfluß gewesen sein. Bemerkenswert ist, daß der hl. Bernhard in einem Briefe an Papst Innocenz II. Abälard als „Golias" bezeichnet[1]. Heloise schreibt

[1] Procedit Golias procero corpore nobili illo suo bellico apparatu circummunitus, antecedente quoque eius armigero Arnaldo de Brixia (S. Bern., Epist. 189; Migne, Patr. lat. CLXXXII 355). — Map erwähnt den als Brief an Papst Eugen gerichtet, was irrig ist (De nugis curial. dist. I, c. 24; ed. Wright 41).

gerade seiner Verskunst es zu, daß er alle Damenherzen zu gewinnen verstanden und sie selbst durch seine Lieder zu allgemeiner Berühmtheit gebracht habe[1]. In ihm steckt schon zu gutem Teil der spätere Goliarde. Wie er, so schrieb auch sein Schüler Hilarius Gedichte im Stile der Vaganten. Abälards Name figuriert ebenfalls bedeutsam in einem der größeren Goliardengedichte, der Metamorphosis Goliae Episcopi[2].

Literaturgeschichtlich ist diese Metamorphosis wohl eines der merkwürdigsten Goliardenlieder, wenn nicht das bedeutsamste, indem es die Stellung der Goliarden zu dem bisherigen Humanismus einigermaßen näher bezeichnet[3]. Es erinnert lebhaft an die Nuptiae Philologiae et Mercurii des Martianus Capella. Man möchte es fast als eine Travestie derselben betrachten. Denn was dort hochpathetisch, breitspurig und feierlich abgehandelt wird, erscheint hier in einem leichten, leichtsinnigen, gedrängten, urfröhlichen Miniaturbild. Bei Frühlingsanfang im Freien träumend, sieht sich der Poet in einen wunderherrlichen Hain versetzt, wo der Winter keinen Zutritt hat, der Frühling ewig blüht. Im Rauschen der Zweige, im Gesumme der Bienen, im tausendfachen Gesang der Vögel klingt das ewige Lied der Liebe, die Harmonie der Sphären wieder.

Hic auditur avium vox dulcicanarum,
quarum nemus sonuit voce querelarum;
sed illa diversitas consonantiarum
praefigurat ordinem septem planetarum.

Dort erklingen hell und süß trauter Vöglein Lieder,
Von der Liebe Klageton hallt das Wäldchen wieder.
Doch ein Nachklang sind sie nur, unserm Ohr zu zeigen
Himmelssphärenharmonie und Planetenreigen.

Mitten in dem Haine öffnet sich ein blumiges Gefilde, vom buntesten Blütenflor durchwogt, vom süßesten Blütenduft erfüllt. Da erhebt sich auf

---

[1] Duo autem, fateor, tibi specialiter inerant, quibus feminarum quarumlibet animos statim allicere poteras, dictandi videlicet et cantandi gratia. . . . Cum me ad temporales olim voluptates expeteres, crebris me epistolis visitabas, frequenti carmine tuam in ore omnium Heloissam ponebas. Me plateae omnes, me domus singulae resonabant (Petri Abaelardi Opera; Migne a. a. O. CLXXVIII 185 188). Abälard selbst schreibt an Heloise: Quorum (amatoriorum) etiam carminum pleraque adhuc in multis, sicut et ipsa nosti, frequentantur et decantantur regionibus, ab his maxime quos vita similis oblectat (ebd. col. 128). Noch deutlicher sagt Heloise: Amatorio metro vel rhythmo composita reliquisti carmina quae, prae nimia suavitate tam dictaminis quam cantus saepius frequentata, tuum in ore omnium nomen incessanter tenebant, ut etiam illiteratos melodiae dulcedo tui non sineret immemores esse (ebd. col. 185 186).

[2] Th. Wright, The Latin Poems attributed to Walter Mapes 21—30.

[3] Th. Wright fand das Gedicht nur in einer Handschrift: Harleian Mss. 978, Fol. 121, V°.

hehren Säulen ein prachtvolles Königsschloß, dessen Boden von Jaspis, dessen Wände von Hyazinthen, dessen Dach von Gold strahlt. Innen und außen ist es mit den herrlichsten Bildern geschmückt, wie sie nur Vulkans Götterhand zu stande bringen konnte. Da waren die neun Musen und die Sternzeichen und Mars und Adonis und Diana. Aber all das waren nur Sinnbilder, geheimnisvolle Allegorien. Das Haus stellt die Schöpfung selbst dar, das Werk des höchsten Künstlers, der ewigen Güte, die alle Wesen und Formen zum harmonischen Ganzen gefügt.

Ista domus locus est universitatis,
res et rerum continens formam cum formatis,
quam creator optimus qui praeest creatis,
fecit et disposuit nutu bonitatis.

Dieser herrliche Palast sind des Weltalls Hallen
Mit den Wesen, mit dem Stoff, mit den Formen allen,
Die des Schöpfers ewige Huld, so ob allem waltet,
Hat mit einem mächt'gen Wink liebevoll gestaltet.

Damit ist dem antiken Mythos die heidnische Anschauungsweise abgestreift, und der Dichter wagt es darum, denselben im folgenden mit sichtlicher Liebe symbolisch weiter auszuspinnen. In Juppiter sieht er die unerschöpfliche Macht des Ewigen vorgebildet, in Juno die unermeßliche Fruchtbarkeit, in der jungfräulichen Pallas die erhabene Schöpferweisheit, die den gesamten Weltplan gestaltet hat und zur Durchführung bringt:

Haec mens est altissimi, mens divinitatis,
quae naturae legibus imperat et fatis;
incomprehensibilis res est deitatis,
nam fugit angustias nostrae parvitatis.

In ihr lebt des Höchsten Geist, lebt der Gottheit Fülle;
Schicksal und Naturgesetz lenkt der ew'ge Wille.
Unermeßlich groß ist Gott, nimmerdar zu fassen:
Unser winzig Sein verschwimmt vor den Riesenmassen.

Es folgt nun die Hochzeit Merkurs mit der Phronesis, der menschlichen Einsicht, durch welche das göttliche Wissen sich mit dem menschlichen verbindet, eine durch das ganze Mittelalter weiter vererbte volkstümliche Vorstellung, statt in Hexametern hier einmal in leichten, klingenden Rhythmen kurz und heiter ausgeführt. Bräutigam und Braut prangen im Schimmer der freudigsten Jugend. Schöner als eine Rose am Morgen strahlt die Braut. Ihre lichten Geschmeide bedeuten ebensoviele Vorzüge der Erkenntniskraft. Das Gefolge des Brautpaars bilden zunächst die neun Musen und die drei Grazien; dann gesellt sich ihnen auch der fröhliche Schwarm der Bacchanten, Silenus mit den Satyrn, Venus und Amor.

Hier nimmt das Gedicht eine sichtlich leichtfertigere Wendung. Mit Behagen verweilt der Dichter bei diesem Teile des Hochzeitszugs, ohne indes das Bild durch einen unwürdigen Zug zu entstellen. Die Macht der Sinnenliebe ist vielmehr in dem kleinen Amor sehr treffend und sehr artig symbolisiert. Der Venus wird auch die erhabenere Gestalt der Pallas gegenübergestellt; aber der Dichter wagt nicht zu entscheiden, welche der beiden Göttinnen die größere Macht besitzt.

Hic diversi militant et diversae vitae,
qui ab uno solito dissident invite;
quibus an plus valeat Pallas Aphrodite,
adhuc est sub pendulo, adhuc est sub lite.

Gegenüber stehn sich hier zwei verschied'ne Leben,
Die ihr Ziel verlassen nur mit viel Widerstreben.
Ob und wie der Pallas ist Venus überlegen,
Das ist fraglich, Zweifel kann man darüber hegen.

Spielerisch und wohl nicht ohne ironische Bosheit läßt der Dichter nun im Brautzug auch die Philosophen und Dichter des Altertums aufmarschieren und gibt zu verstehen, daß die letzteren alle mit Aphrodite und Amor zu schaffen haben:

Secum suam duxerat Cetam Ysopullus,
Cynthiam Propertius, Doliam Tibullus;
Tullius Terentiam, Lesbiam Catullus;
Vates huc convenerat sine sua nullus.

Versus fingunt vario metra variantes,
cothurnatos, lubricos, enodos, crepantes,
hos endecasyllabos, illos recursantes,
totum dicunt lepide, nihil rusticantes.

Jeder bracht' sein Schätzchen mit, Ceta Ysopullus,
Cynthia Propertius, Delia Tibullus,
Tullius die Terentia, Catull auch sein Liebchen,
Kurz, kein Dichter da erschien ohne Herzensdiebchen.

Verse wurden da gemacht, traun, von allen Sorten,
Hocherhaben, schlüpfrig leicht, knapp und voll in Worten,
Jetzt Elfsilber, jetzt ganz kurz, jetzt mit Wechselreimen,
Aber alles glatt und nett, ohne grob zu leimen.

Der alte Sittenernst ist gebrochen. Von Vergil ist nicht mehr die Rede. Die römischen Elegiker stehen als Dichtungsvirtuosen und Muster im Vordergrund. Der Geschmack verfeinert sich. Die Versmaße werden mannigfaltiger, doch Form und Witz drängen auch den Gehalt zurück.

Das Gedicht, bis dahin hochpoetisch, verläßt nun seinen allgemeinen Standpunkt und wird zum persönlichen, boshaften Gelegenheitsgedicht. Offen=

bar nur in satirischer Absicht werden in langer Reihe auch die scholastischen Philosophen aufgeführt: Ivo von Chartres, Petrus von Poitiers, Adam von Petit-Pont, sogar Petrus Lombardus, Ivo von Tours, Helyas Petrus, Bernardus (von Chartres?), zahlreiche Schüler Abälards, Reginaldus, Robertus, Manerius, Bartholomäus (von Exeter?) und Robertus Amiclas. Nur einer fehlt. Umsonst sieht sich die Braut nach dem Philosophen von Palais — ihrem Palatinus — um. Abälard, der „göttliche Seher", ist durch das „verderbliche Kuttenvolk", die Mönche, verdrängt, und der Dichter, erbost darüber, verwendet deshalb die letzten Strophen zu den maßlosesten Ausfällen gegen die Mönche mit dem Schlußwort:

Cucullatus igitur grex vilipendatur
et a philosophicis scholis expellatur.

Drum den Kuttenträgern sei ewig Spott und Schande,
Jagt aus Schul' und Philosophie fort die arge Bande!

Das, abgesehen vom Schluß, so schöne, formgewandte Gedicht ist also von einem Schüler und Verehrer Abälards verfaßt, ein Racheakt gegen die Einschließung des vielgefeierten Gelehrten, welche, auf Anregung des hl. Bernhard, das Konzil von Sens über denselben verhängt und Innocenz II. (16. Juli 1141) bestätigt hatte. Die Goliardenpoesie steht mithin in Beziehung zu Abälard und dessen Schülern[1].

Die Hauptmasse der Goliardengedichte ist in zwei Sammlungen erhalten, die aus dem 13. Jahrhundert stammen. Die eine ist englischer Abkunft (das Harleian-Manuskript Nr 978 zu Oxford); die andere, deutscher Abkunft (jetzt in München), rührt aus dem Kloster Benediktbeuren her, wonach die darin enthaltenen Gedichte den Namen Carmina Burana erhielten. Die englische, 1839—1844 durch Th. Wright herausgegeben, enthält vorzugsweise die ernsteren Gedichte, während in der deutschen das joviale Element vorwiegt. Die Verfasser auch nur der Hauptgedichte mit Sicherheit herauszufinden, ist bisher nicht geglückt. Wohl hat man versucht, aus denselben einen „Archipoeta" zu konstruieren, der, alle übrigen an Geist, Witz und Formgewandtheit übertreffend, im Gefolge des Kölner Erzbischofs Rainald von Dassel über die Alpen gezogen sein soll, um, bei unversieglichem Durst, in ewig fröhlichem Saus und Braus das Deutschtum in Gestalt Friedrich Barbarossas und dessen antipäpstliche Politik zu verherrlichen[2]; allein diese burschikose Lieblingsgestalt mancher modernen Schriftsteller entbehrt noch gar

[1] H. Denifle O. Pr., Abälards Sentenzen und die Bearbeitungen seiner Theologie (H. Denifle O. Pr. und F. Ehrle S. J., Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters I, Berlin 1885, 605 606).

[2] Über die Vermutung, dieser „Archipoeta" sei Walter von Châtillon (Lille), vgl. O. Hubatsch, Die lateinischen Vagantenlieder, Görlitz 1870, 86 ff.



sehr der festen geschichtlichen Unterlage, während ihr Doppelgänger, der englische und französische Golias oder Bischof Golias der Phantasie einen ebenso freien Spielraum gewährt. Denn wie sich die einzelnen Gedichte auf Frankreich, England, Deutschland und Italien verteilen, ist noch sehr wenig aufgehellt.

Wie in Bezug auf das nationale Element, so stellen die beiden Sammlungen und was sich sonst noch an Goliardenliedern findet, ein kunterbuntes Sammelsurium dar. Schüchtern-wehmütige Bettellieder begegnen sich darin mit den unverschämtesten Ausfällen auf Papst, Bischöfe und Prälaten, tiefinnige, liebliche Minnelieder mit den krassesten Nachklängen altrömischer Erotik, anmutige Frühlingsklänge mit dem wilden Gejohle berauschter Zechbrüder, denen alle vier Jahreszeiten längst in eine verschwommen sind, Elegien auf Dido und Aeneas mit latinisierten Schnadahüpfeln des ausgesprochensten deutschen Gepräges, fromme Kreuzfahrergesänge mit den giftigsten Spottweisen auf das christliche Rom, das Lob der makellosen Jungfrau und Gottesmutter mit den gemeinsten Zerrbildern des kirchlichen Cölibats.

Eine Scheidung hätte hier vor allem Not getan. Aus dem Gewirr üppiger Sumpfpflanzen und stachlichter Dornen heraus hätte sich ein freundlicher Blütenstrauß echt mittelalterlicher Poesie gewinnen lassen. Voll frischen Lenzesduftes, eine wahre Perle des Minnesangs, ist z. B. das tenzonenartige Gedicht „Von Phyllis und Flora“ [1], das folgendermaßen beginnt:

In des Jahres Blütezeit, da der Himmel strahlet,
Bunt der reichste Blumenflor alle Wiesen malet,
Als der Sterne Heer verscheucht rosig schon Aurora,
Wachten früh vom Schlummer auf Phyllis wie auch Flora.

Beiden Mädchen schien erwünscht eine Morgenrunde;
Denn von beiden scheucht den Schlaf eine Herzenswunde.
Also gleichen Schrittes ziehn hin sie auf die Auen,
Die zum Spielen laden ein und gar hold zu schauen.

Beide waren Mädchen noch, königlich von Range.
Flora trug ihr Haar geziert, Phyllis frei und lange.
Traun, nicht irdisch, himmlisch sind ihre Huldgestalten,
Traun, für Morgensonnenschein magst ihr Bild du halten.

Adlig ist ihr Wuchs und Schmuck, fürstlich ihre Mienen,
Von der Jugend Sonnenglanz minniglich beschienen.
Eins nur trennet ihren Sinn, macht sie etwas bitter:
Diese einen Dichter liebt, jene einen Ritter.

---

[1] Carmina Burana, Stuttgart 1847, Nr 65, S. 155—165; bei Wright, Poems attributed to Walter Mapes 258—267; englische Übersetzung ebd. 364—371. — Schon früher veröffentlicht von Docen in Aretins Beiträge IX 302—309.

Sonst sind sie an Leib und Geist nirgendwie verschieden,
Zwischen beiden lebt und webt schwesterlicher Frieden.
Wie die eine denkt und sinnt, auch die andre sinnet,
Nur daß jede still für sich einen andern minnet.

Sie lagern sich nun in einer schattigen Laube, an einem Bächlein, und jede sucht in echt mädchenhaftem Geplauder das Ideal ihrer Liebe zur Geltung zu bringen. Da sie sich nicht einigen können, besteigen sie zwei prächtige Zelter und reiten zu Amors Schlosse, einem ganz wundersamen Märchenpalast. Hier wird ihnen nach feierlicher Beratung der Bescheid zu teil, daß der gelehrte Poet vor dem Ritter den Vorzug verdiene. Das alles ist so harmlos, gemütlich und zugleich echt künstlerisch ausgeführt, daß kein vernünftiger Mensch daran Anstoß nehmen kann. Aber weil der gelehrte Poet in dem Gedichte nach mittelalterlichem Brauch „Klerikus“ genannt ist, das Stück zwischen den häßlichsten Satiren steht, wurde es ebenfalls als giftiger Hohn auf den Cölibat gedeutet und zu Skandal mißbraucht.

Das berühmteste dieser Gedichte ist wohl die sog. Confessio Goliae, die parodistische Beicht eines verlotterten Genies, das sich in keckem Jugendübermut widerstandslos der Wollust, dem Spiel und der Trunksucht überantwortet und darin die besten Kräfte aufgezehrt hat, alle seine Verirrungen aber nicht nur als unvermeidlich entschuldigt, sondern sich geradezu derselben rühmt, sich den Tod im Wirtshaus wünscht und die Weinseligkeit als Hauptprinzip der Poesie erhebt, in leichtfertigstem Kontrast zum Schluß von Reue faselt und um Buße und Verzeihung bittet. In einer englischen Fassung des Gedichts ist dieses Schlußgebet an den Bischof von Coventry (Praesul Coventrensium), in einer deutschen an einen erwählten Erzbischof von Köln (Electe Coloniae) gerichtet. Die letztere Angabe wird auf Rainald von Dassel, den Erzkanzler Friedrich Barbarossas, bezogen, der zwischen 1162—1165 erwählter Erzbischof von Köln war und damals am Hoflager von Pavia weilte, das nach Strophe 8 und 9 derselben Fassung als die Stadt zu betrachten wäre, wo das Gedicht entstanden ist. In andern Fassungen ist jene Stelle mehr verallgemeinert und die Strophe über Pavia weggelassen. Die fahrenden Sänger änderten das Gedicht je nach Bedarf ab.

Giraldus Cambrensis, der von 1147—1216 lebte, erwähnt das Gedicht in seinem „Kirchenspiegel“ [1] mit Bezug auf ein anderes, das gegen die römische Kurie gerichtet ist, folgendermaßen:

„Item, hat in unsern Tagen ein gewisser Schmarotzer namens Golias, durch seine Schlemmerei und Liederlichkeit gleich berüchtigt, der den Namen Golias um so

[1] Notice of Golias, from the Speculum Ecclesiae of Giraldus Cambrensis (Ms. Cotton. Tiberius B. XIII, fol. 126, V° bei Th. Wright, Poems attributed to Walter Mapes xxxvii ff).

besser verdient, weil er sich ganz und gar dem Fressen und Saufen ergeben, doch auch ziemlich literarisch gebildet, aber weder gut gesittet noch in den besseren Wissenszweigen bewandert ist, zu wiederholten Malen zahlreiche metrische und rhythmische Spottgedichte gegen den Papst und die römische Kurie ausgespien."

Nachdem Giraldus dann den größeren Teil eines solchen Gedichtes „nicht zu dessen Gutheißung und Nachahmung, sondern zu dessen Verabscheuung und Verurteilung" mitgeteilt, fährt er fort:

„Was verdient der Ankläger dafür, daß er sein Maul so weit aufreißt? Wenn die römische Kurie gegen die Delinquenten leibliche Strafen verhängte, so hätte dieser Mensch nicht nur den Strang, sondern auch den Scheiterhaufen verdient. Aber wie vermöchte es einer, andere in seinen Schriften mit bissiger Mißhandlung zu verschonen, der es nicht über sich brachte, in einem längeren rhythmischen Gedicht, das er über sein eigenes Treiben und erbärmliches Leben gleichsam als eigene Grabschrift verfaßt hat, sich selbst zu schonen. Denn aus des Herzens Überfülle sagt er darin:

Tertio capitulo memoro tabernam,
Illam nullo tempore sprevi neque spernam,
Donec sanctos angelos venientes cernam,
Cantantes pro mortuo requiem aeternam.
Meum est propositum in taberna mori;
Vinum sit appositum morientis ori,
Ut dicant cum venerint angelorum chori:
Deus sit propitius huic potatori.

„Zwei Verse des Magisters Marbod, der die verschiedenen rhetorischen Stilfärbungen und den Wort- und Satzschmuck in trefflichen Versen erläutert hat, mögen hier nicht unpassende Anwendung finden:

Wer sich selber nicht schont, wie schonte der deiner und meiner?
Wer sich selber verhöhnt, wird deine Schmach er verschweigen?

„Eine ungewöhnliche Verwegenheit, eine ungewöhnliche Frechheit und Unklugheit ist es also, wenn es ein Mensch wagt, überhaupt den Nachfolger Petri, den Statthalter Christi, den höchsten Seelenhirten auf Erden, in Wort oder Tat, mit Mund oder Hand zu beleidigen. Mag ein solcher auch der menschlichen Strafe sich entziehen, so wird er doch keineswegs dem göttlichen Zorne entgehen, der keine Sünde ungerächt läßt, sofern nicht volle Buße erfolgt ist."

Einige Strophen (12—17) wurden auch als eigenes Gedicht aus dem Verband des Ganzen abgelöst und haben als Trinklied die weiteste Verbreitung erlangt:[1]

Meum est propositum in taberna mori:
vinum sit appositum morientis ori,
ut dicant cum venerint angelorum chori:
„Deus sit propitius huic potatori."

Poculis accenditur animi lucerna;
cor imbutum nectare volat ad superna:
mihi sapit dulcius vinum in taberna,
quam quod aqua miscuit praesulis pincerna.

Loca vitant publica quidam poetarum,
et secretas eligunt sedes latebrarum;
sudant, instant, vigilant, nec laborant parum,
et vix tandem reddere possunt opus clarum.

Ieiunant et abstinent poetarum chori,
lites vitant publicas et tumultus fori;
et ut carmen faciant quod non possit mori,
moriuntur studio, subditi labori.

Unicuique proprium dat natura munus;
ego numquam potui scribere ieiunus;
me ieiunum vincere posset puer unus;
sitim et ieiunium odi tamquam funus.

Unicuique proprium dat natura donum;
ego versus faciens bibo vinum bonum;
et quod habent melius dolia cauponum:
tale vinum generat copiam sermonum.

Tales versus facio quale vinum bibo;
nihil possum scribere nisi sumpto cibo,
nihil valet penitus quod ieiunus scribo;
Nasonem post calices carmine praeibo[1].

Die übrigen größeren Goliardenlieder, zumal diejenigen, die unter dem Namen des Golias selbst zirkulierten, sind fast sämtlich Satiren und Invektiven auf die zeitgenössischen Mißstände in Kirche und Klerus. In der „Apokalypse des Bischofs Golias" nimmt die übermütige Lästerung geradezu die Form einer Parodie auf die biblische Apokalypse an, die schon durch ihre Frivolität abstoßend wirken muß, in vielen Zügen aber genugsam zu erkennen gibt, daß der Spötter an der dargestellten Verkommenheit seinen eigenen redlichen Anteil hat und mit Behagen in dem Schmutze wühlt. Ernster gehalten ist die „Predigt des Golias". Dagegen wird die römische Kurie in dem Gedicht Utar contra vitia carmine rebelli mit dem derbsten Schimpf und Spott übergossen; ebenso wütend fällt Golias in dem Gedicht Dilatatur impii regnum Pharaonis über die „gottlosen Prälaten" her. Derselbe Spott über die Habsucht, den Geiz, die Unenthaltsamkeit, Schlechtigkeit und Lasterhaftigkeit des Klerus kehrt dann in einer Menge von Gedichten in den mannigfachsten Formen wieder. Andere machen sich in wahrhaft cynischer Weise über den Cölibat und dessen Verletzung lustig, im Tone eines Menschen, der nicht nur den Glauben an die Jungfräulichkeit, sondern jedes ernstere, sittliche Gefühl über Bord geworfen. Flacius Illyricus

[1] Th. Wright, Walter Mapes 73 74. Vgl. Édélestand du Méril, Poésies pop. lat. 205 206. — Die Varianten desselben Gedichts ebd. 206 207.

hat sie später mit sichtlicher Vorliebe aufgegriffen und neu bekannt gemacht, um gegen den kirchlichen Cölibat anzustürmen.

Gar zu ernst und tragisch ist indes die Satire der Goliarden nicht aufzufassen. Sie trifft nicht die kirchlichen Institutionen und Würden als solche, sondern nur den Mißbrauch derselben durch unwürdige Inhaber und Träger der kirchlichen Gewalt. In dem großen Gedicht De diversis ordinibus hominum bleibt die Klage durchaus nicht bei Papst, Kardinälen, Prälaten, Mönchen und Priestern stehen, sondern liest auch dem Schreibervolk, den Bürgern, den Kaufleuten, den Bauern und sogar den Bettlern den Text[1]. Bei allen wird zuerst der Stand und dessen soziale Bedeutung gerühmt, dann der Abfall der Mitglieder von ihren Zielen und Pflichten gegeißelt, und zwar nicht etwa in dem gereizten, heftigen, giftigen Ton, den die Satiriker der Reformationszeit anschlugen, sondern mit einer derben Redlichkeit, Biederkeit und Gutmütigkeit, die, mit Gottes Gnade, an einer Besserung der Verhältnisse noch gar nicht verzweifelt, viel weniger alles Bestehende über den Haufen werfen will.

Von den Bürgern heißt es:

Burgenses sunt otio valde mancipati;
horum deus venter est et ciphi praelati;
in nugis et aleis sunt exercitati;
sed graviora pati nequeunt istis curiati.

Den Kaufleuten wird angehängt:

Fides mercatoribus non est adhibenda,
deiurant quotidie pro merce vendenda;
decima non solvitur de iure solvenda;
est gravis haec menda, lucra talia sunt abolenda.

Die Bauern werden als Nährstand zuerst glänzend herausgestrichen:

Seminant agricolae, germinant frumentum,
et boves enutriunt et greges bidentum;
mundus ab hiis maxime capit nutrimentum,
sunt fundamentum patriae, patres sapientum.

Ruralis conditio merito laudatur:
nam sancta rusticitas iure veneratur:
pater primus omnium sic conservabatur,
Sic manifestatur quod in hiis mundus solidatur.

Aber wie treiben es nun die Bauern?

Sex dies agricola finit in labore,
panem suum comedit sedens in sudore,
bona sua subtrahunt, nati cum uxore,
improbat in ore sibi coniux mota calore.

---

[1] Th. Wright a. a. O. 229—236.

Et dies dominicus datus requiei
ad gulam tribuitur, rubor faciei
denotat facillime reos huius rei;
sic praecepta Dei deludunt ut Pharisaei.

Und erst die Bettler!

Pauperes in spiritu dicuntur beati;
verum nostri pauperes nimis sunt elati,
iuxta leges saeculi vix cedunt ingrati;
si sunt pulsati, plangant quasi mortificati.

Pauper mavult hodie terram circuire,
quam mercedem cupiens gregem custodire;
non est elimosina tali subvenire,
non vult servire, malit namque fame perire.

Das weltliche Hof- und Privatleben aber, welches bereits John von Salisbury in seinem „Polykratikus" treffend gegeißelt hatte, erhielt gegen Ende des 12. Jahrhunderts einen neuen, witzigen Censor an Bernard von Gest, so genannt nach dem Dorfe bei Münster in Westfalen, später Stiftsherr zu St Mauritius in dieser Stadt. In leoninischen Versen gibt sein Palponista (Betrüger) satirische Anweisung, wie ein Streber bei Hofe sich zu höherer Stellung und Einfluß emporschwindeln kann[1].

Lebhaft in die späteren goliardischen Kreise versetzt uns die Parallele, welche der Chronist Salimbene (zum Jahre 1247) zwischen den französischen und den italienischen Weinen, zwischen den Weißweinen und Rotweinen zieht. Er teilt dabei einen französischen Spruch mit, demzufolge ein guter Wein drei **t** und sieben **f** haben muß:

El vin bon et bel sel dance
Forte et for et fin et france,
Freits et fras et fromijant.

Daran fügt er ein goliardisches Weinlied des Magister Morandus, der zu Padua Grammatik lehrte:

Vinum dulce gloriosum
Pingue facit et carnosum,
Atque pectus aperit.

Et maturum gustu plenum,
Valde nobis est amoenum,
Quia sensus acuit.

---

[1] Palponista, Dyalogus metricus magistri Berhardi palponiste de variis mundi statibus optime tractans. Coloniae A. D. post iubilaeum proximum (1501). Kurze Analyse bei Francke, Zur Geschichte der lateinischen Schulpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts 75—80.

Vinum forte, vinum purum
Reddit hominem securum
Et depellit frigora.

Sed acerbum linguas mordet,
Intestina cuncta sordet,
Corrumpendo corpora. . . .

Vinum rubeum subtile
Non est reputandum vile,
Nam colorem generat.

Auro simile citrinum,
Valde fovet intestinum,
Et languores suffocat[1].

Bereits im 13. Jahrhundert trieben es die Goliarden mit Verhöhnung jeglicher Autorität, Spott mit allem Heiligen, Unfug aller Art und unsittlichem Lebenswandel so arg, daß nicht nur von den Bischöfen, sondern auch von zahlreichen Konzilien gegen sie eingeschritten werden mußte. Infolge der gegen sie erlassenen Maßregeln verschwanden sie in Frankreich so ziemlich gegen das Ende dieses Jahrhunderts. In Deutschland trieben sie ihr Unwesen bis ins 15. Jahrhundert weiter fort, so daß sich noch zahlreiche Synoden genötigt sahen, gegen sie aufzutreten. Der Literatur haben sie, trotz ihrer Ausschreitungen, manchen nicht unerheblichen Dienst geleistet. Sie haben die Poesie, welche in den strengen Schulformen ganz zu verknöchern drohte, wieder etwas in frischen, lebendigen Fluß gebracht, Lust an einfacher, natürlicher Lyrik geweckt, durch Pflege der äußeren Technik, leichte und gefällige Rhythmen, Anwendung des Reims, mannigfaltigen Strophenbau, sangbare Melodien, Verwendung der Tenzonen und anderer Formen vorteilhaft auf die Entwicklung der neueren nationalen Literatur eingewirkt. Selbst die kirchliche Hymnik ist von dem feinen Formgefühl nicht unberührt geblieben, das manche dieser leichtsinnigen Poeten besaßen. Mehr als einer von ihnen scheint, nach wild durchtobter Jugend, wieder zur Besinnung gekommen zu sein und gleich Abälard sein Talent würdigeren Zielen gewidmet zu haben.

Sechzehntes Kapitel.

Die geistlichen Schauspiele.

Das antike Theater, das in der Zeit des Aeschylus und Sophokles die höchste Blüte hellenischer Bildung zum Ausdruck brachte, war in der römischen

[1] Fratris Salimbene de Adam Chronica. Monumenta historica ad provincias Parmensem et Placentinam pertinentia, Parmae 1857, 91 92.

Kaiserzeit zu einem solchen Pfuhl der schmachvollsten Unsittlichkeit herabgesunken, daß von Tertullian an die christlichen Lehrer und Kirchenväter dasselbe einstimmig aufs strengste verurteilten und in den abschreckendsten Mahnrufen davor warnten. Theater und Vergötterung der Unzucht waren gleichbedeutend geworden. Qui iocari voluerit cum diabolo, non poterit gaudere cum Christo — „Wer mit dem Teufel scherzen will, der kann sich nicht mit Christus freuen." Dieses Wort des hl. Petrus Chrysologus von Ravenna (406—450) drückt in kürzester Fassung die Stellung der christlichen Kirche in ihren ersten Jahrhunderten zum Theater aus. Dieses wohlverdiente allgemeine Anathem hat auch in den nächsten Jahrhunderten weitergewirkt und es unmöglich gemacht, daß sich, im Anschluß an die Formen der alten Tragödie und Komödie, eine christliche Dramatik heranbilden konnte. Es verlor sich sogar allmählich die Vorstellung des alten Theaters und wich der Meinung, ein einziger Rezitator hätte die Stücke, die sich handschriftlich erhalten hatten, vorgetragen. Selbst Hroswitha dachte nicht an eine Aufführung ihrer Stücke; sie wollte nur der Lesung des Terenz entgegentreten.

So ist das lateinische Theater durch Jahrhunderte der ausschließliche Anteil der verfallenden heidnischen Gesellschaft geblieben und schließlich mit dieser ausgestorben. Nahezu ein Jahrtausend hat die aufblühende christliche Welt ohne Theater gelebt. Einem modernen Theaterschwärmer mag dies ganz ungeheuerlich erscheinen; aber es ist so. Die eigentliche Kultur hat darunter nicht gelitten; an menschenwürdiger Erholung und Freude hat es auch in dieser theaterlosen Zeit nicht gefehlt. Aus dem Leben der christlichen Völker aber ist später eine dramatische Poesie herausgewachsen, welche sich kühn der antiken an die Seite stellen konnte und sie an Reichtum weit überflügelt.

An einen Ersatz für das Theater haben übrigens weder die Christen der Katakomben noch die großen Lehrer der Väterzeit noch die Apostel der germanischen Völker noch die Mönche und Ritter des Mittelalters gedacht, aus dem einfachen Grund, weil sie den Mangel desselben gar nicht empfanden. Sie hatten Wichtigeres zu tun, als sich zur Abspannung von Volksversammlungen, Kriegen und alltäglichen Geschäften in ein Theater zu setzen, um sich stundenlang an den Schauergeschichten mythischer Götter und Helden zu ergötzen.

Für den Hellenen, dem seine Religion weder für Geist noch für Herz völlige Befriedigung bieten konnte, mochten jene Peripetien und Chorgesänge, in welchen die höhere Macht des Göttlichen zu dunklem, wenn auch erhabenem Ausdruck kam, erziehlich und veredelnd wirken, ihm einen geistigen Genuß verschaffen, der über seine Religion hinauslag. Für den Christen mußte der Reiz der schönsten Mythen verblassen, da ihm die Offenbarung nicht nur

die erhabenste Poesie, die tiefste Philosophie, sondern auch den innigsten Trost, die mächtigste sittliche Kraft, eine wirkliche Vereinigung mit Gott bot. Vor den großen Tatsachen der Erlösung, vor dem Opfertode des Gottessohnes auf Golgatha, vor seiner glorreichen Auferstehung, vor der Verwirklichung seines Gottesreiches auf Erden mußten die tiefsinnigsten Erfindungen antiker Poesie in den Schatten treten. Was sie dunkel und rätselhaft ahnend von den höchsten Problemen des Menschendaseins andeuteten, ward durch Christi Person und Lehre wunderbar aufgehellt. Sein Leiden und Sterben, schon vorgebildet durch die Typen und Weissagungen des Alten Bundes und fortwirkend in der Entwicklung des Neuen Bundes, in den Geschicken der Einzelnen wie der Kirche, war unendlich ergreifender und tragischer als die Sagen von Oedipus und Prometheus. Die Ratschlüsse ewiger Weisheit und Liebe, welche das antike erbarmungslose Schicksal verdrängten, ließen den Kampf zwischen Gut und Böse, Freiheit und Notwendigkeit, göttlichen und menschlichen Interessen, Sünde, Schuld, Leiden, Tod und Ewigkeit in einem neuen, wunderbaren Lichte erscheinen.

Schon die Predigt der evangelischen Lehre wog weit die Weisheit eines Plato und Aristoteles, die Poesie eines Aeschylus und Sophokles auf. Was sie verkündete, war aber kein bloßer historischer Bericht, keine bloße philosophische Lehre, durch die Mysterien des Christentums lebte Christus selbst in seiner Kirche und der einzelnen Menschenseele fort, pulsierte göttliches Leben durch die ganze Menschheit. Durch die sieben Sakramente erneuerten sich täglich die Erweise der Gnade, die Christus in seinem sterblichen Leben gewirkt, durch das Opfer des Neuen Bundes erneuerte sich täglich das Opfer, das er einst am Kreuze dargebracht. Dieses Opfer ward zum Mittelpunkt eines liturgischen Gottesdienstes, der in seinen Gebeten, Gesängen, Lesungen und symbolischen Zeremonien die schönsten Erinnerungen des Alten Bundes mit dem Leben des Neuen, das Andenken Christi mit dem seiner Heiligen verband und die Jahreszeiten der Natur zum religiösen Festjahr verklärte.

Die Opferfeier selbst hatte dramatischen Charakter, indem sie sich an höheren Festen an den Priester, die Altardiener, die Sänger und das Volk verteilte. Die kirchliche Architektur, Skulptur und Malerei, Poesie und Musik, der würdevollste Schmuck, die schönste symbolische Gewandung, der Glanz der Kerzen und der Duft des Weihrauchs wirkten zusammen, den erhabensten Akt der Religion auch für den sinnlichen Menschen mit dem Zauber eines fesselnden Schauspiels zu umgeben, das um so tiefer wirkte, als sein innerer Wert von dem äußeren Gepränge völlig unabhängig war, alles Äußere nur dazu diente, die Seele zu Gott emporzuheben und mit ihm zu vereinigen.

Die Mannigfaltigkeit der Feste gab der Liturgie nach und nach die reichste Verschiedenheit und verkörperte sich nicht nur in den feierlichsten

Hymnen und Chorgesängen, sondern auch in dialogischen Formen, welche ein eigentlich dramatisches Gepräge hatten. In Bezug auf diese hielt die Kirche indes strenge Schranken inne, um die Würde des Gottesdienstes zu wahren. Sie bilden aber gerade die Wurzel, aus welcher erst die Oster- und Weihnachtsspiele, später das geistliche und weltliche Schauspiel der neueren Völker hervorgewachsen sind [1].

Ansätze der Osterspiele lassen sich bis ins 10. Jahrhundert zurückverfolgen. Eine St Galler Handschrift aus dieser Zeit enthält einen Tropus, der die Begegnung der Frauen mit dem Engel am Grabe — allerdings nur in vier Versen — dialogisiert:

Quem quaeritis in sepulchro, o Christicolae?
Iesum Nazarenum crucifixum, o Coelicolae. —
Non est hic, surrexit, sicut praedixerat.
Ite, nuntiate, quia surrexit de sepulchro! [2]

Die ersten drei Verse finden sich vom 10. Jahrhundert an in den liturgischen Büchern aller europäischen Nationen wieder. Aus einer Gottesdienstordnung für englische Klöster (von 967) erhellt, daß dieselben wirklich zu einer dramatischen Osterfeier dienten [3]. Das Kreuz wurde am Karfreitag in ein Tuch gehüllt und in feierlicher Prozession zu einem Ort neben dem Altar gebracht. Hier blieb es bis zur Nacht vor Ostern. Nach der Matutin erschien ein Kleriker, mit der Albe angetan, einen Palmzweig in den Händen,

[1] Das Theater im Mittelalter und das Passionsspiel in Oberammergau (Histor.-polit. Blätter VI, München 1840, 1—37). — F. J. Mone, Schauspiele des Mittelalters I, Karlsruhe 1846. — H. Alt, Theater und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnisse, Berlin 1846. — E. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst I, Leipzig 1848, 10—74. — Pichler, Über das Drama des Mittelalters in Tirol, Innsbruck 1850. — K. Hase, Das geistliche Schauspiel. Geschichtliche Übersicht, Leipzig 1858. — E. de Coussemaker, Drames liturgiques au moyen-âge, Paris 1861. — H. Reidt, Das geistliche Schauspiel des Mittelalters in Deutschland, Frankfurt a. M. 1868. — A. Réville, Le drame religieux du moyen-âge jusqu'à nos jours (Revue des Deux Mondes LXXVI, Paris 1868, 84—119). — E. Wilken, Geschichte der geistlichen Spiele in Deutschland, Göttingen 1872. — Callenberg, Das geistliche Schauspiel des Mittelalters in Frankreich, Mühlhausen i. Th. 1875. — G. Milchsack, Die Oster- und Passionsspiele I, Wolfenbüttel 1880. — L. Gautier, Histoire de la poésie liturgique au moyen-âge. Les Tropes I, Paris 1886. — W. Creizenach, Geschichte des neueren Dramas I, Halle a. S. 1893. — R. Heinzel, Beschreibung des geistlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter. — Verzeichnis der erhaltenen Spiele bei K. Gödeke, Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung I², Dresden 1884, 200—202. — W. Bäumker, Art. „Theater", in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon XI², Freiburg 1899, 1457—1473.

[2] L. Gautier a. a. O. I 221.

[3] W. Creizenach a. a. O. I 48 ff.

und setzte sich an dem leeren Grabe nieder. Dann kamen drei andere Kleriker in Chormänteln, mit Weihrauchfässern, langsam herangeschritten, als ob sie etwas suchten. Sobald sie der Engel nahen sah, begann er den Wechselgesang: Quem quaeritis? Die drei antworteten: Iesum Nazarenum. Auf das Non est hic wendeten sie sich zum Chor und sangen: Alleluia. Surrexit Dominus. Der Engel sang darauf: Venite et videte locum, ubi positus erat Dominus, hob die Decke auf, mit welcher das Grab bedeckt war und zeigte das darin befindliche Leinentuch. Die drei Kleriker breiteten dasselbe dann vor dem Volke aus, indem sie sangen: Surrexit Dominus de sepulchro, worauf der Prior am Altar das Tedeum anstimmte.

Ein französisches Graboffizium aus Rouen[1] stimmt hiermit nahezu wörtlich überein, nur erscheint hier statt des Klerikers, der den Engel darstellt, ein Knabe, und fügt der Schlußmahnung die Worte hinzu: Et euntes dicite discipulis eius et Petro, quia surrexit. Daran reiht sich dann eine weitere Scene.

Statt des Knaben lassen sich zwei Priester in Alben an dem Grabe nieder, während drei andere von außen dem Grabe nahen. Der mittlere stellt Magdalena dar. Die zwei Engel singen:

Mulier, quid ploras?

Magdalena antwortet:

Quia tulerunt Dominum meum, et nescio ubi posuerunt eum.

Die zwei Engel erwidern:

Quem quaeritis viventem cum mortuis, non est hic, sed surrexit; recordamini, qualiter locutus est vobis, dum adhuc in Galilaea esset vobis dicens: quia oportet filium hominis pati et crucifigi et tertia die resurgere.

Die drei Marien küssen nun den Boden und schicken sich an, das Grab zu verlassen; da tritt ihnen von der linken Seite des Altars her ein Priester in Albe, mit Stole entgegen, der ein Kruzifix trägt und singt:

Mulier, quid ploras? quem quaeris?

Die mittlere der Frauen antwortet:

Domine, si tu sustulisti eum, dicito mihi, et ego eum tollam.

Der Priester zeigt ihr das Kreuz und singt:

Maria.

Sie fällt ihm rasch zu Füßen und singt:

Rabboni.

---

[1] Officium Sepulchri (Migne, Patr. lat. CXLVII 139—142).

Der Priester winkt ihr und singt:

Noli me tangere, nondum enim ascendi ad Patrem meum; vade autem ad fratres meos, et dic iis: Ascendo ad patrem meum et patrem vestrum, Deum meum et Deum vestrum.

Darauf begibt er sich auf die rechte Seite des Altars und singt, während die drei vor dem Altar vorübergehen:

Avete, nolite timere, ite, nuntiate fratribus meis, ut eant in Galilaeam; ibi me videbunt.

Jetzt tritt er zurück. Die drei Frauen verneigen sich vor dem Altar und wenden sich dann zum Chor, mit voller Stimme:

Alleluia. Resurrexit Dominus, surrexit Leo fortis, Christus Filius Dei.

Sodann stimmt der Erzbischof oder an seiner Stelle einer der Priester das Tedeum an.

Ein Bamberger Troparium schickt dem Gespräche der Frauen am Grabe den Satz voraus: Et dicebant ad invicem: quis revolvet nobis lapidem ab ostio monumenti? Am Schluß aber singen die Frauen: „Seufzend sind wir zu dem Grabe gekommen, wir haben den Engel des Herrn dort sitzen sehen, der sagte: Jesus ist erstanden!"

In andern Bearbeitungen ist auch der Wettlauf der Apostel Petrus und Johannes zum Grabe eingefügt; wieder in andern ist mehr Christus selbst hervorgehoben, der als Besieger von Tod und Hölle in glänzenden Prachtgewanden erscheint, die Kreuzesfahne in seiner Rechten. Im 13. Jahrhundert wurde auch der Gang nach Emmaus in eigener Darstellung am Ostermontag vorgeführt. In das eigentliche Osterspiel aber führte der Volkshumor um diese Zeit schon den Salbenkrämer ein, bei welchem die frommen Frauen ihre Spezereien kaufen: eine Person, die bald mehr und mehr ins Komische gezogen, die würdevolle Haltung des Ganzen verdarb.

Ähnliche liturgische Scenen wie für Ostern kamen für Weihnachten auf. Eine Oxforder Handschrift des 11. Jahrhunderts verlegt eine solche vor den Anfang der dritten Messe. Zwei Diakonen in Dalmatiken singen hinter dem Altar: „Wen suchet ihr in der Krippe, Hirten, saget an?" Zwei Sänger im Chor antworten: „Den Heiland, Christum den Herrn, als Kindlein, in Windeln gewickelt, nach den Worten des Engels." Darauf singen die Diakonen: „Hier ist das Kindlein mit Maria, seiner Mutter, von der Isaias der Prophet weissagte: Siehe, die Jungfrau wird empfangen und gebären. Und verkündet und saget es, daß er geboren ist." Nun singt der Kantor mit hoher Stimme: „Alleluja! Alleluja! Nun wissen wir, daß Christus geboren ist auf Erden; von ihm singet alle: Ein Knabe ist uns geboren usw." Daran schließt sich unmittelbar der Introitus der Messe.

Rouen hatte im 13. Jahrhundert ein bereits ausgebildetes Krippenspiel. Hinter dem Altare wurde eine Krippe aufgestellt nebst einer Statue der seligsten Jungfrau. Vor dem Chor auf einer Erhöhung verkündete ein Knabe, als Engel, die Geburt Christi. Darauf zogen fünf Kleriker als Hirten durch die große Türe des Chores ein, während vom Gewölbe her Kinderstimmen das Gloria sangen. An der Krippe wurden die Hirten von zwei Klerikern in Dalmatiken begrüßt, welche ihnen das Kindlein zeigten. Darauf erfolgte die bereits erwähnte Frage nebst Antwort, worauf die Hirten sich entfernten und die Messe begann.

Ungemein lieblich und anmutig sind auch die Scenen, mit welchen man zu Rouen an Epiphanie den Hauptgottesdienst eröffnete[1]. Nach der Terz erschienen drei höhere Kleriker in Rauchmänteln und mit Kronen geschmückt als heilige drei Könige, der mittlere trug an einem Stabe den Stern. Ihnen folgten niedere Kleriker als Geleit. Noch hinter dem Altar beginnen sie zu singen:

1. König. Der Stern flammt in herrlichem Glanz.
2. König. Er bedeutet, daß der König der Könige geboren.
3. König. Dessen Ankunft die Propheten verkündigten.

Vor dem Altar angelangt, umarmen und küssen sich die Könige und singen:

Darum ziehen wir aus und suchen wir ihn auf, und bringen wir ihm Gaben, Gold, Weihrauch, Myrrhen.

Während die Prozession dann in das Schiff der Kirche hinunterzieht, wird am Kreuzaltar ein Lichterkranz in Gestalt eines Sternes angezündet, und die Könige singen:

Siehe! der Stern, den wir im Orient gesehen, zieht wieder leuchtend vor uns her. Ja, dieser Stern zeigt uns den Neugeborenen, von dem Balaam sang: Aufgeht ein Stern aus Jakob und ein Mann aus Israel, und er wird zerschmettern alle Führer der fremden Völker, und die ganze Erde wird ihm zu eigen sein.

Darauf folgt die Anbetung des Kindes, die Darbringung der Gaben und die Rückkehr der drei Könige, alles in gedrängten, weihevollen Worten. Dann hebt die Messe an.

Nachdem auch das Fest der Unschuldigen Kinder eine ähnliche liturgisch-dramatische Feier erhalten, lag es nahe, die sämtlichen Weihnachtsgeheimnisse in einer Darstellung zusammenzufassen. Ebenso wurden die kurzen Osterspiele erweitert, indem man auch die Gegensätze, Judas, Pilatus, die Juden, die Soldaten hineinzog. Dies geschah bereits im 11. Jahrhundert. Da sich die Vorstellungen aber dadurch zu sehr in die Länge zogen, so wurden

[1] Officium stellae seu trium regum (Migne, Patr. lat. CXLVII 135—140).

sie als eigentliche Spiele (ludus) vom Gottesdienst (officium) abgelöst und für sich nachmittags nach der Vesper gehalten.

Wie bunt sich diese Stücke nun gestalteten, zeigen ein Weihnachtsspiel und ein Osterspiel aus dem 13. Jahrhundert, welche unter den Carmina Burana in dem berühmten Codex von Benediktbeuren erhalten sind[1].

Vor der Kirche ist ein Thron aufgeschlagen, auf welchem der hl. Augustinus sitzt, rechts von ihm Isaias, Daniel und andere Propheten, links der Synagogenvorsteher und andere Juden. Zuerst treten die Propheten auf und verkünden ihre Weissagungen: Isaias, Daniel, die Sibylle, Aaron mit dem blühenden Stab, Balaam auf seinem Esel. Die Juden widersprechen. Es erhebt sich ein großer Tumult und Disput. Der „Bischof der Knaben" verweist die Streitenden an Augustinus; an diesen wenden sich die Propheten, dessen Entscheid aber der Archisynagogus unter lautem Gelächter abweist. Augustinus sucht ihn ruhig zu belehren, aber vergeblich. Die jungfräuliche Geburt ist den Juden Res neganda, dem hl. Augustinus Res miranda. In kurzen Wechselversen zeichnen die Propheten und Augustinus die Herrlichkeit des kommenden Messias, und Augustinus kündigt feierlich seine Ankunft an.

Zwei ganz kurze Scenen führen die Verkündigung und den Besuch Mariä bei Elisabeth vor. Dann wird die Geburt Christi verkündigt, der Stern erscheint, und in längerer Darstellung folgt das Geheimnis der Epiphanie, die Anbetung der Hirten, der Kindermord in Bethlehem, die Flucht nach Ägypten und der Triumph des Christkindes über die heidnischen Götter, deren Bilder bei seiner Ankunft zusammenstürzen. Durch Herodes, die Juden, den Teufel und den Antichrist kommt lebhafter Gegensatz in die letzteren Scenen. Heidentum, Synagoge und Kirche erscheinen in der Schlußscene als allegorische Personen, wie in den Autos des Calderon.

Vor der Ankunft der heiligen Familie in Ägypten tritt der König von Ägypten mit großem Gefolge auf und hält eine heidnische Frühlingsfeier. Der Chor singt:

Ab aestatis foribus
amor nos salutat.
Humus picta floribus
faciem commutat.
Flores amoriferi
iam arrident tempori,
perit absque Venere
flos aetatis tenerae.

Omnium principium
dies est vernalis,
vere mundus celebrat
diem sui natalis.
Omnes huius temporis
dies festi Veneris,
Regna Iovis omnia
haec agant sollemnia.

---

[1] Carmina Burana. Lateinische und deutsche Lieder und Gedichte einer Handschrift des 16. Jahrhunderts aus Benediktbeuren, Stuttgart 1848 (Bibliothek des Literarischen Vereins XVI 80—107).

Vereint mit dem Chor singt dann das königliche Gefolge:

Ad fontem philosophiae
sitientes currite,
et saporis tripartiti
septem rivos bibite,
uno fonte procedentes,
non eodem tramite,
quem Pythagoras rimatus
excitavit physicae,
inde Socrates et Plato
honestarunt ethicae,
Aristoteles loquaci
desponsavit logicae.
Ab his sectae multiformes
Athenis materiam
nactae hoc liquore totam
irrigarunt Graeciam,
qui redundans infinite
fluxit in Hesperiam.

Während die heilige Familie auftritt, stürzen die Götterbilder von ihren Thronen. Die Ägypter stellen sie aber wieder auf, zünden ihnen Weihrauchopfer an und singen:

Hoc est numen salutare,
cuius fundat ad altare
preces omnis populus.
Huius nutu reflorescit,
si quandoque conmarcescit
manus, pes vel oculus.
Honor Iovi cum Neptuno!
Pallas, Venus, Vesta, Iuno
mirae sunt clementiae,
Mars, Apollo, Pluto, Phoebus
dant salutem laesis rebus
insitae potentiae[1].

Der Schluß des Ganzen ist aus einem älteren „Spiel vom Antichrist“ herübergenommen, das sich überall, bis in den skandinavischen Norden, verbreitete. Wird auch in dem Stück das ernst-religiöse Element schon etwas durch das weltliche, halb-komische zurückgedrängt und ist auch in der ägyptischen Frühlingsfeier der Geist und Ton der Goliardendichtung leicht erkennbar, so läßt sich gegen das Ganze doch kaum ein ernstes Bedenken erheben.

Wieviel gemütlichen Humor das Mittelalter in religiösen Dingen ertragen konnte, beweisen nicht nur die komischen Bildwerke, mit welchen so viele mittelalterliche Kathedralen geschmückt sind, sondern mehr noch, daß an dem allerdings nur auf Frankreich beschränkten „Narren“- oder „Esels“-Fest am Neujahrstage der „Herr des Festes“, der Praecentor stultorum, den feierlichen Festgottesdienst (Vesper und Hochmesse) abhalten durfte. Aus dem Gottesdienst selbst war allerdings alles Profane und Unwürdige verbannt. Der Humor beschränkte sich auf das Lied (die Prosa), welche vor Beginn der Vesper mehrstimmig gesungen wurde, während man von der Kirchtüre zum Chore zog. Das harmlose Lied lautet:

Aus dem Morgenlande kam
Uns ein Esel lobesam,
Esel schön und tapfer sehr,
Keine Last ist ihm zu schwer.
He, Herr Esel, he!

Goldbeladen kam I-ah
Fernher aus Arabia,
Fern aus Saba hat beschafft
Gold und Weihrauch Eselskraft.
He, Herr Esel, he!

[1] Carmina Burana (ebd. XVI 91—93).

Ruben zog auf Sichems Höhn
Auf dem Esel stark und schön,
Durch des Jordans Bette tief,
Er gen Bethlem hurtig lief.
He, Herr Esel, he!

Während er im Karren keucht
Und gar schwere Lasten zeucht,
Mahlt sein starkes Backenbein
Hartes Futter kurz und klein.
He, Herr Esel, he!

Also zierlich tanzt einher
Rehlein, Zicklein nimmermehr,
Also hurtig traben kann
Kein Kamel aus Madian,
He, Herr Esel, he!

Gerstenstroh mit Acheln dran,
Disteln er verknausen kann,
Auf der Tenne mit Bedacht
Drischt von früh er bis zur Nacht.
He, Herr Esel, he!

Amen spricht nun Eselein,
Wirst wohl satt vom Essen sein,
Amen, Amen, früh und spät,
Alles Alte sei verschmäht.
He, Herr Esel, he! [1]

Die Grenzen zwischen harmlosem und unzulässigem Humor sind indes nicht so leicht zu ziehen. Das Urteil einzelner Individuen wie ganzer Völker und Zeiten geht darüber vielfach auseinander. Gewiß ist, daß nirgends so leicht wie auf diesem Gebiete sich Übermaß, Unfug, Mißbrauch einschleichen kann. So ist es nicht befremdlich, daß sich schon bald nach dem Aufkommen der geistlichen Spiele, vom 12. Jahrhundert an, nachdrückliche Stimmen dawider erhoben. Gerhoh von Reichersberg verpönt sie geradezu als Teufelserfindungen und Entweihung des Gotteshauses [2]. Herrad von Landsperg urteilt, sie wären zwar in ihren Anfängen löblich und nützlich

[1] Übersetzt von G. M. Dreves, Zur Geschichte der fête des fous (Stimmen aus Maria-Laach XLVII [1894] 571—587; daselbst reichhaltige Literaturangaben).

[2] Quantum ad muros, magna erat ecclesia, sed nulla seu parva erat in ea disciplina ecclesiastica. Cohaerebat ipsi ecclesiae (in Augsburg) claustrum satis honestum, sed a claustrali religione omnino vacuum, cum neque in dormitorio fratres dormirent, neque in refectorio comederent, exceptis rarissimis festis, maxime in quibus Herodem repraesentarent, Christi persecutorem, parvulorum interfectorem, seu ludis aliis aut spectaculis quasi theatralibus comportaretur symbolum ad faciendum convivium in refectorio aliis pene omnibus temporibus vacuo. Cogor hic reminisci propriae stultitiae in amaritudine animae meae dolens et paenitens, quod non semel talibus insaniis non solum interfui, sed etiam praefui utpote magister scholarum et doctor iuvenum, quibus ad istas vanitates non solummodo fraenum laxavi, sed etiam stimulum addidi pro affectu stultitiae, quo tam infectus eram et in quo supra multos coaetaneos meos profeceram (Gerhohi praepositi Reicherspergensis Commentarius in Psalm. opera et studio B. Pez, Aug. Vindel. 1728, 2040). Vgl. Gerhohi De investigatione Antichristi lib. 1, n. 5. De spectaculis theatricis in ecclesia Dei exhibitis (Monum. Germ. Hist. Libelli de lite III, Hannov. 1897, 315 316). — J. Bach, Propst Gerhoch von Reichersberg, ein bayrischer Scholastiker, über die Schulfeste in Augsburg im 12. Jahrhundert (bei Kehrbach, Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte VII, Berlin 1897, 1—5).

gewesen, seien aber später ins Ungeziemende und Unwürdige ausgeartet. Gegen Mißbräuche bei dem Eselsfest in Sens schritt 1199 der Erzbischof Eudes de Sully von Paris ein. Gegen ähnliche Mißstände ist ein Decretale Innocenz' III. von 1210 gerichtet. Eine Synode von Trier (1226) sprach sich gegen das Abhalten von Schauspielen in den Kirchen aus, ebenso die Utrechter Synode von 1293. Auch in Spanien, England und Frankreich traten Verbote ein. Die geistlichen Schauspiele wurden aus den Kirchen auf die öffentlichen Plätze verdrängt, wo sie sich mit geringerer Gefahr der Profanation freier entfalten konnten. Damit ward auch die Abfassung derselben in lateinischer Sprache überflüssig; sie wurden fürder in den jeweiligen Landessprachen gedichtet.

Einen Übergang bezeichnet bereits das Osterspiel von Benediktbeuren, das mehrere deutsche Stellen aufweist, und zwar gerade da, wo der Stoff etwas weiter ausgeführt ist. Denn der größte Teil des Spieles ist völlig skizzenhaft.

Zuerst treten Pilatus und seine Frau auf und gehen an ihre Plätze, ebenso Herodes mit seinen Soldaten, die Hohenpriester, der Krämer und seine Frau und Maria Magdalena. Nur in einigen wenigen biblischen Worten wird dann die Berufung des Petrus und Andreas vorgeführt, die Heilung des Blindgeborenen, die Berufung des Zachäus, der Einzug in Jerusalem.

Jetzt erst folgt eine etwas mehr entwickelte Scene. Der Pharisäer ladet Jesus zu Gast. Während das Mahl bereitet wird, begibt sich Magdalena mit den Mädchen zum Krämer, der ihnen seine Schminke anpreist. Darauf singt Magdalena auf deutsch eine Liebesarie, die einen Liebhaber herbeilockt. Dann kauft sie die Schminke und legt sich zum Schlummer nieder. Zweimal erscheint ihr im Traume ein Engel und ruft sie zum Erlöser. Das erste Mal antwortet sie mit einigen Versen voll Weltlust, das zweite Mal faßt sie Reue über ihre Sünden; sie legt ihren Putz ab und vertauscht ihn mit Bußkleidern. Während der Liebhaber und der Teufel abtreten, kauft sie bei dem Krämer eine köstliche Salbe und geht zu Jesus. Erst in einer lateinischen, dann in zwei deutschen Strophen beweint sie ihre Schuld und fleht um Verzeihung. Der Pharisäer murrt. Jesus belehrt ihn durch die Parabel von den zwei Schuldnern und vergibt dann Magdalena ihre Sünden. Sie aber beweint nochmals schmerzlich ihr Sündenleben.

Alles folgende ist wieder nur skizziert: der Tod und die Erweckung des Lazarus, der Verrat des Judas, das Gebet im Ölgarten, die Gefangennehmung, die Verleugnung des hl. Petrus, die Ratsitzung über Christus, seine Verurteilung durch Kaiphas, Herodes, Pilatus, die Verzweiflung des Judas, die Kreuztragung und Kreuzigung.

Erst hier ist wieder eine größere lyrische Stelle eingeflochten, die Marienklage, zunächst in vier deutschen Strophen, dann in einigen lateinischen Versen.

Wieder ganz abgerissen folgen die Worte am Kreuz, der Tod Christi und der Lanzenstich. In einer deutschen Strophe bittet dann Joseph von Arimathäa um die Erlaubnis, den Herrn zu bestatten, welche ihm Pilatus, ebenfalls in einer deutschen Strophe, gewährt.

Schlichter und einfacher hätte das moderne Drama kaum beginnen können; indes gilt von diesen keimartigen Anfängen doch Hurters Wort: „So hat die Kirche auch hierin etwas angeregt, was in seiner erstaunlichen Entfaltung, nachdem es von derselben sich abgelöst hatte und häufig mehr als in einer Beziehung ihr und ihren Bestrebungen an den Menschen gegenüber getreten ist, unendlich viele Kräfte in Bewegung setzte, die erhabensten Geister befruchtete und zum unentbehrlichen Bedürfnisse für Tausende geworden ist.“ [1]

Poetisch weit bedeutender als die sich unmittelbar an die Weihnachts- und Ostergeheimnisse anschließenden Spiele ist das bereits erwähnte, aus dem 12. Jahrhundert stammende „Osterspiel von der Ankunft und dem Untergang des Antichrist“, das hauptsächlich durch eine Handschrift des Klosters Tegernsee weiter bekannt geworden ist [2]. Es bringt in wahrhaft großartiger Weise die damalige religiös-politische Auffassung des römischen Kaisertums und des Kreuzzuges zur Darstellung.

Der Schauplatz ist Jerusalem; gen Osten liegt der wiederhergestellte Tempel. Vor ihm steht der Thron des Königs von Jerusalem und der Synagoge. Im Westen erhebt sich der Thron des römischen Kaisers; neben diesem sitzen die Könige der Deutschen und der Franzosen. Südwärts steht der Thron des Königs der Griechen; ganz nach Mittag derjenige des Königs von Babylon und des Heidentums.

Wie in den andern Stücken ist die Bühne anfangs leer. Die handelnden Personen erscheinen in feierlichem Aufzug und nehmen unter Gesang ihre Plätze ein: erst der König von Babylon mit seinem Gefolge, dann die Synagoge; die Kirche als hehre Frau gekleidet mit Panzer und Krone, ihr zur Seite ebenfalls in weiblichem Kostüm die Barmherzigkeit mit dem Ölkrug und die Gerechtigkeit mit Wage und Schwert; ihr folgen rechts der Papst mit dem Klerus, links der römische Kaiser mit dem Heer, endlich die andern Könige mit ihren Scharen.

Das Heidentum und der König von Babylon singen das Lob der Vielgötterei; die Synagoge mit den Juden feiert den Bundesgott Israels mit schroffer Wendung gegen Heiden und Christen; die Kirche verkündet

---

[1] F. v. Hurter, Innocenz III. Bd IV, Hamburg 1842, 650.

[2] Herausgeg. von B. Pez, Thesaur. Anecdot. II, 2, 185 f; danach bei Migne, Patr. lat. CCXIII 949—960. — Neuausgabe von W. Meyer, Der Ludus de Antichristo und über die lateinischen Rhythmen (Separatabdruck aus den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften, München 1882).

mit dem Hymnus Alto consilio die Lehre der Menschwerdung, und die Ihrigen antworten mit der Wechselstrophe:

Haec est fides, ex qua vita,
In qua mortis lex sopita,
Quisquis est qui credit aliter,
Hunc damnamus aeternaliter.

Die drei Gesänge werden im Laufe des Stückes mehrfach wiederholt. Das Ganze ist überhaupt als Oratorium oder Oper gedacht und ausgeführt, nicht als Tragödie.

Die Handlung selbst zerfällt in zwei Hauptteile: der erste entwickelt prophetisch die Weltaufgabe des Kaisertums, der zweite die Schicksale des Antichrist, so jedoch, daß in der Charakteristik des ersten Teils das Verhalten der einzelnen Mächte zum Antichrist wohl motiviert ist.

Fußend auf dem Boden der altrömischen Weltherrschaft fordert der römische Kaiser die durch Trägheit und Sorglosigkeit verzettelte Macht zurück und sendet zu diesem Zwecke Gesandte an die übrigen Potentaten. Der französische König verweigert die Unterwerfung, wird aber sofort bekriegt und besiegt und huldigt nun als Vasall dem römischen Weltmonarchen. Die Könige von Griechenland und Jerusalem leisten ohne Widerstand die geforderte Unterwerfung. Wie aber der König von Babylon die ganze Christenheit unter einem Haupte vereint sieht, rüstet er zum Vernichtungskriege gegen dieselben und belagert zunächst Jerusalem. Der König von Jerusalem ruft die Hilfe des Reiches an. Der Kaiser sammelt ein Heer, führt es zum Kriege, überwindet den König von Babylon im Zweikampfe und zieht in den Tempel ein. Hier sinkt er zum Gebete auf die Knie, nimmt die Krone vom Haupte und legt Krone, Scepter und Herrschaft auf dem Altare nieder, indem er singt:

Suscipe quod offero, nam corde benigno
Tibi Regi Regum imperium resigno,
Per quem reges regnant, qui solus imperator
Dici potes et es cunctorum gubernator.

Während der Kaiser nach diesem wahrhaft königlichen Gebete auf seinen Thron zurückkehrt, bleibt die Kirche in Jerusalem zurück und nimmt von dem Tempel Besitz. Die Chorgesänge am Anfang werden nun wiederholt und leiten zum zweiten Teile über. Der große religiöse Weltkampf zwischen Christentum, Judentum und Heidentum beginnt.

Den neuen Kampf leiten die Heuchler ein, die unter dem Schein der Demut mit vielen Verbeugungen und Komplimenten allüberall die Gunst der Laien zu gewinnen suchen. Zuletzt schmeicheln sie sich bei der Kirche und dem König von Jerusalem ein, der sie ehrenvoll aufnimmt und ihrem

Rate lauscht. Jetzt tritt im Panzerkleid der Antichrist auf, die Heuchelei zur Rechten, die Häresie zur Linken. Seine Zeit ist gekommen: er will die Herrschaft dieser Welt an sich reißen und sinnt darum, Christus aus den Herzen der Menschen zu verdrängen. Das scheint schwer, aber Heuchelei und Häresie stellen sich ihm zur Verfügung. Sein Tagesbefehl lautet an die Heuchelei:

Tu favorem laicorum exstrue,

an die Häresie:

Tu doctrinam clericorum destrue.

So zieht er gen Jerusalem. Die Heuchler daselbst nehmen ihn freudig auf, entkleiden den König von Jerusalem seines Schmuckes, rauben ihm, mit entblößten Schwertern, seine Herrschaft, setzen den Antichrist auf seinen Thron und huldigen diesem.

Der entthronte König von Jerusalem klagt dem König der Deutschen sein Leid. Solange der Kaiser Schutzherr der Kirche gewesen, blühte diese in vollen Ehren; seitdem die Zwietracht eingerissen, ist der Aberglaube ans Ruder gelangt. Inzwischen hält der Antichrist seinen feierlichen Einzug in den Tempel. Die Kirche wird unter Schmähungen und Schlägen daraus vertrieben und zieht sich auf den päpstlichen Thron zurück. Der Antichrist aber sendet der Reihe nach die Heuchler als Gesandte an die Könige der Griechen, der Franzosen und der Deutschen, um ihre Unterwerfung unter seine Oberhoheit zu fordern. Der Grieche und der Franzose lassen sich von der trügerischen Botschaft rasch gefangennehmen, nicht so der wackere, redliche Deutsche. Er durchschaut die Schliche der Gesandten und weist sie ab. Ergrimmt ruft der Antichrist die übrigen Könige zum vereinten Kampf wider den deutschen König auf; doch die deutschen Waffen siegen. Aber dem Antichrist stehen noch Mittel zu Gebot, denen weder der redliche Sinn noch der starke Arm des deutschen Königs gewachsen ist. Wieder erscheinen die Heuchler als Boten vor ihm. Im Namen des Antichrist heilen sie vor ihm einen Lahmen und einen Aussätzigen; sie wecken sogar einen scheinbar Toten zum Leben auf. Jetzt wankt auch der deutsche König in seinem Glauben an Christus. Er hält den Antichrist für einen neuen Gottgesandten, legt ihm seine Krone zu Füßen und nimmt sie als Lehen von ihm zurück.

Es sind nun bloß noch der König von Babylon mit dem Heidentum, die Synagoge und die Kirche übrig. Der König von Babylon weist die Gesandtschaft des Antichrist ab, wird aber im Kampfe überwunden und zur Huldigung gezwungen. Die Synagoge dagegen läßt sich rasch betören, zieht dem Antichrist entgegen und begrüßt in ihm den verheißenen Messias und Erlöser. Doch in diesem entscheidenden Moment erscheinen die zwei Propheten Henoch und Elias, warnen die Synagoge vor dem verhängnisvollen Schritt und legen erhabenes Zeugnis für Christus ab. Da fällt die

Binde von den Augen der Synagoge. Sie durchschaut den Trug des Antichrist und bekennt feierlich die heiligste Dreifaltigkeit. Sie wird mit den Propheten vor den Antichrist geschleppt, der die Propheten zum Tode führen läßt. Während sie sterben, bekehrt sich die Synagoge zu Christus, und die Kirche singt: „Ein Myrrhenbüschlein ist mir mein Geliebter!"

Siegesstolz prunkt nun der Antichrist und läßt sich von allen Königen zugleich als Gott der Götter anbeten. Doch seine Herrlichkeit dauert kurz. Unter ungeheurem Dröhnen trifft ihn ein Blitzschlag. Er sinkt tot zusammen. Alle fliehen. Die Kirche singt: „Siehe den Mann, der Gott nicht zum Helfer nahm! Ich aber bin wie eine blühende Olive im Hause des Herrn!" Alle kehren nun zum Glauben zurück, und die Kirche singt: „Singet Preis unserem Gotte!"

„Der Dichter hat es in ausgezeichneter Weise verstanden, den Stoff auf seine wesentlichen Bestandteile zurückzuführen, ihn einerseits mit sorgfältigem Anschluß an die Überlieferung, anderseits mit hoher Freiheit aufzufassen und fortzubilden, überall Maß zu halten und die Gestalten, die er braucht, zu charakterisieren, wobei die gewandten, intrigierenden Heuchler, die tapfern, aber eiteln und stolzen Franzosen und die treuherzig-bescheidenen, geradsinnigen und im Krieg unwiderstehlichen Deutschen besonders hervortreten."

So urteilt W. Scherer[1]. Wenn er es dem „geschmackvollen und patriotischen Mann" zu ganz besonderem Verdienste anrechnet, daß er den Papst entweder gar nicht oder nur im Gefolge der Kirche auftreten läßt, ihn als stumme Person behandelt, von der nicht die Rede ist, so dürfte aber vielleicht gerade hierin eine Schwäche der Dichtung zu erblicken sein. Die Kirche, welche im Papst ihren sichtbaren welthistorischen Vertreter hat, ist so ohne alle Not zur allegorischen Figur verblaßt, die sich nahezu völlig passiv verhält, wo doch im großen Weltkampf mit dem Irrtum ihr, und nicht dem Kaisertum, das entscheidende Wort gebührte. Für die rein melodramatische Wirkung mag es günstig sein, daß gerade drei Frauengestalten: Ecclesia, Gentilitas, Synagoge, dem Antichrist gegenüber die drei religiösen Hauptmächte vertreten; aber die dramatische Handlung und der Gehalt der Dichtung selbst haben darunter entschieden gelitten, wenn auch das Ganze von innigem christlichen Geiste beseelt ist.

Wie sich aus den Osterspielen auch das Legendendrama entwickelte, davon geben drei Stücke des Hilarius Zeugnis, welcher um 1125 ein Schüler Abälards war[2]. In dem einen, „Die Auferstehung des Lazarus", ist dieses Wunder, das in dem Osterspiel von Benediktbeuren nur mit wenigen Worten skizziert wird, zum selbständigen Stücke ausgestaltet. Ein dramaturgischer

[1] Geschichte der deutschen Literatur[3], Berlin 1885, 79.

[2] M. Champollion-Figeac, Hilarii Versus et Ludi, Paris 1838. — Vgl. J. L. Klein, Geschichte des Dramas XII, Leipzig 1876, 301—312.

Vermerk besagt, am Schluß solle das Tedeum gesungen werden, wenn die Aufführung am Morgen stattfinde, das Magnifikat aber, wenn sie mit der Vesper verbunden würde. Die Aufführung fand also in der Kirche statt. Die zwei andern Stücke behandeln schon Stoffe, die mit den Oster- und Weihnachtsspielen in keiner näheren Verbindung stehen. Das eine, „Daniel", führt das „Gastmahl Balthassars" vor, das andere, „Spiel vom Standbild des hl. Nikolaus", mischt in echt mittelalterlicher Weise Ernst und Scherz. Diebe stehlen den Schatz, den ein Heide (Barbarus) an der Statue des hl. Nikolaus verborgen hat. Erbost über den Raub, macht Barbarus den Heiligen dafür verantwortlich, schilt und schlägt sein Standbild. Darauf erscheint ihm der Heilige und gibt ihm den geraubten Schatz zurück. Das Wunder überwältigt den armen Heiden, und er bekehrt sich zum Christentum.

An der Schule zu Dunstaple, welche zu der Abtei St Albans gehörte, ließ der aus Frankreich herübergekommene Kleriker Geffrey bereits 1119 ein „Spiel von der hl. Katharina" aufführen, das älteste Mysterienspiel, das in England erwähnt wird, aber leider nicht erhalten ist.

Siebzehntes Kapitel.

Religiöse Lyrik und Hymnenpoesie.

Die schönsten Blüten zeitigte die lateinische Poesie zunächst auf dem Gebiete der kirchlichen Hymnik, dann auf jenem der religiösen Lyrik überhaupt. Es ist hier sogar in Sprache, Form und Technik ein Fortschritt bemerkbar, der auch den romanischen Volkssprachen zu gute kam, allerdings nicht in stetiger Entwicklung, noch in deutlich geschiedene Perioden zerlegbar, sondern in unregelmäßigen Anläufen und Unterbrechungen, je nachdem begabtere oder minder begabte Kräfte sich daran beteiligten. Denn die Produktion wurde eine geradezu massenhafte. Schon vom frühesten Mittelalter an wurden fast an allen Klöstern und Stiften eigene Hymnen gedichtet; später traten ebenso zahlreich die Tropen und Sequenzen hinzu; endlich kamen förmliche Reimoffizien auf, d. h. Tagzeiten, in welchen außer den Psalmen, Lektionen und Gebeten alles übrige metrische oder rhythmische Form erhielt. Bot nun auch das Wachsen des Heiligenkalenders dabei neue stoffliche Elemente, so blieb doch der übrige religiöse Stoff im wesentlichen derselbe, und so konnte es nicht ausbleiben, daß dieselben Grundgedanken, Bilder und Stimmungen in hundertfachen Variationen wiederkehrten und Tausende von Hymnen ein mehr oder weniger glücklicher, oft ein sehr abgeschwächter

Widerhall früherer Hymnen wurden und mitunter das einzige Neue die allzu gekünstelte Form war [1].

Im allgemeinen aber zeugt diese Unmasse religiöser Lieder, die in stets neuen Melodien und Variationen von Jahrhundert zu Jahrhundert weiterklingen [2], nicht nur von einem mächtigen Geiste der Andacht, Liebe, Freude und Poesie zugleich, sie sind auch vielfach ein Ausdruck dichterischen Könnens, wie es als Bestandteil allgemeiner Bildung von einem Geschlecht auf das andere sich vererben mag und gleich der technischen Schulung in den bildenden Künsten im stillen Revier der Klöster sich wirklich weiterpflanzte. In der Hand genialer Künstler aber wird die erworbene und vererbte Fertigkeit in kleineren oder größeren Zwischenräumen zum Werkzeug neuen, wahrhaft köstlichen Sanges, und so wächst der alte Sangeshort zu einem Reichtum an, den der abgemessene Rahmen der allgemeinen kirchlichen Liturgie nicht mehr zu bergen weiß. Viele meisterliche Lieder sind auf die besondern Liturgien und Feste einzelner Orden und Diözesen angewiesen, andere verhallen im Laufe der Zeit und sind uns nur mehr handschriftlich erhalten. Von den erhaltenen kennt man oft die Verfasser nicht; die spätere Überlieferung hat sie vielfach ganz andern Urhebern und sogar andern Zeiten

---

[1] Guyet S. J., Heortologia, Venetiis 1729. — J. B. Thomasius, Hymnarium (Opera II), Romae 1747. — Rambach, Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten, 4 Bde, Altona und Leipzig 1817—1822. — E. Fortlage, Gesänge christlicher Vorzeit, Berlin 1844. — Daniel, Thesaurus hymnologicus, 5 Bde, Halis et Lips. 1841—1856. — Neale, Hymni Ecclesiae, London 1851/52. — Norman, Hymnarium Sarisburiense, London 1851. — Mone, Lateinische Hymnen des Mittelalters, 3 Bde, Freiburg i. B. 1853—1855. — Kehrein, Katholische Kirchenlieder, Hymnen, Psalmen, 3 Bde, Würzburg 1853—1863. — J. F. H. Schlosser, Die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte [2], 2 Bde, Freiburg i. B. 1863. — Simrock, Lauda Sion. Altchristliche Lieder (lateinisch und deutsch), Köln 1850. — Königsfeld, Lateinische Hymnen und Gesänge aus dem Mittelalter, Bonn 1865. — Gall Morel, Lat. Hymnen des Mittelalters, 2 Bde, Einsiedeln 1866 1868. — J. Kayser, Anthol. hym. lat., Paderb. 1865. — R. C. Trench, Sacred Latin Poetry [3], London 1874. — C. Blume S. J. et G. M. Dreves S. J., Analecta hymnica medii aevi, 44 Bde, Lips. 1886—1904 (Umfassendstes Hauptwerk. „Die bändereichen Analecta hymnica von Dreves und Blume können sich nunmehr getrost neben die epochemachende Hymnographie de l'Église grecque des Kardinals Pitra O. S. B. stellen" [J. E. Weis, Julian von Speier, gest. 1285. Forschungen zur Franziskus- und Antoniuskritik, zur Geschichte der Reimoffizien und des Chorals, München 1900, 66]). — Misset et Weale, Thesauri hymnol. supplementum amplissimum, London 1888 f. — P. Julian, A Dictionary of Hymnology, Sheffield 1893. — Léon Gautier, Histoire de la poésie liturgique au moyen-âge, Paris 1886.

[2] Das von U. Chevalier im Anschluß an die Analecta Bollandiana veröffentlichte Repertorium Hymnologicum ist im Supplement (Anal. Boll. XXIII, Fasc. III, Bruxellis 1900) bei Nr 34 540 angelangt.



zugeteilt. So gleicht die Hymnik und religiöse Lyrik des Mittelalters auch hierin noch einem in tausendfachem Blütenschmuck prangenden tropischen Walde, der noch kaum gelichtet ist, dem Spezialforscher noch tausend ungelöste Rätsel aufgibt. Um uns nicht in diesem Gewirre zu verlieren, müssen wir uns begnügen, von den hervorragendsten Sängern und Liedern einige namhaft zu machen, welche einigermaßen als leitende Typen oder wichtige Haupterscheinungen gelten mögen.

Haben wir auch der älteren Vertreter der Hymnik bereits gedacht, so mag es doch immerhin nützlich sein, sie mit ihren Nachfolgern in eine Übersicht zusammenzustellen:

4.—7. Jahrhundert: Hilarius, Ambrosius, Paulinus von Nola, Prudentius, Sedulius, Victorinus Afer, Papst Gelasius I., Ennodius, Elpis, Flavius von Châlons, Venantius Fortunatus, Papst Gregor d. Gr.

8. Jahrhundert: Beda Venerabilis, Paulus Diakonus, Alkuin, Paulinus von Aquileja.

9. Jahrhundert: Theodulf von Orléans, Sedulius Scottus, Paulus Albarus, Hrabanus Maurus.

10. Jahrhundert: Notker, Hartmann von St Gallen, Tutilo, die Ekkeharde, Odo von Clugny.

11. Jahrhundert: Odilo von Clugny, Hermann Contractus, Fulbert von Chartres, König Robert von Frankreich, Heribert von Eichstätt, Petrus Damiani.

12. Jahrhundert: Anselm von Canterbury, Sigebert von Gembloux, Baldrich von Bourgueil, Hildebert von Lavardin, Rupert von Deutz, Bernhard von Morlas, Abälard, Bernhard von Clairvaux, Petrus Venerabilis (Abt von Clugny), Metellus von Tegernsee, Adam von St Victor.

13. Jahrhundert: Guido von Bazoches, Papst Innocenz III., Robert von Lincoln, Julian von Speier, Thomas von Celano, St Thomas von Aquin, St Bonaventura, Engelbert von Salzburg, Jacopone da Todi, John Peckham.

14. Jahrhundert: Papst Benedikt XII., Johannes Gallicus zu Würzburg, Konrad von Gaming, Erzbischof Johann von Jenstein in Prag, Henricus Decanus, der Mönch von Salzburg, Petrus de Blarovico, Adam Wernher von Themar, Konrad von Haimburg, Albert von Prag, Ulrich von Wessobrunn.

Bis in die karolingische Zeit blühen die antiken metrischen Vers- und Strophenformen noch neben den neuen rhythmischen weiter und beeinflussen sichtlich die letzteren; von der karolingischen Zeit an erlangen die rhythmischen Formen in den Tropen und Sequenzen entschieden das Übergewicht, wobei die Anwendung des Reimes immer mehr zunimmt und zu den reichsten künstlichsten Gestaltungen führt. Mit der Einführung der großen Mendikantenorden endlich (am Beginn des 13. Jahrhunderts) drängen die rhythmischen Verse mit Reim — in den sog. Reimoffizien — die früheren Formen völlig zurück, so daß sich danach drei Hauptperioden aufstellen ließen: 1. der Hymnen, 2. der Tropen und Sequenzen, 3. der Reimoffizien.

Besondere Beachtung verdient aber wohl der Umstand, daß wir es hier nicht mit einer Zunft professioneller Poeten zu tun haben, sondern daß an

dieser religiösen Poesie die gesamte Kirche beteiligt ist. Päpste und Könige, Kardinäle und Bischöfe, die größten Leuchten der Wissenschaft und einflußreiche Politiker und Diplomaten, schlichte Mönche und einfache Lehrer werden uns als Hymnendichter genannt, und wenn die Autorschaft sich auch nicht in jedem Falle nachweisen läßt, so bleibt die Überlieferung doch ein sprechendes Zeugnis des frommen Gemeingeistes, der hier waltete. Man hat sich diese religiöse Hymnik auch nicht als eine Gegenströmung zur klassischen Bildung zu denken, da mehrere der gewandtesten Rhythmendichter gerade am meisten Kenntnis der Alten und dieselbe Gewandtheit in antiken Versmaßen an den Tag legen. Ebensowenig bezeichnet diese Hymnik irgend einen Gegensatz zur damaligen Scholastik, Mystik oder biblischen Forschung; gerade die Vielseitigkeit und Universalität der religiösen Bildung, die Harmonie des Verstandeslebens mit dem Gemütsleben verlieh der religiösen Poesie jenen Reichtum und jene Tiefe, jene Fülle und Innigkeit, welche selbst den Nichtgläubigen unwiderstehlich anzieht[1].

Eine wahrhaft erhabene Dichtergestalt ist vorab der hl. Petrus Damiani (geb. 1007, gest. 1072), der berühmte Kardinal von Ostia, vor und mit Hildebrand, dem heiligen Papst Gregor VII., die Seele der kirchlichen Reform im 11. Jahrhundert, einer jener wahren Reformatoren, die den Kampf gegen jedwedes Böse bei sich beginnen und durchführen, dann mit wunderbarem Erfolg auf die Kirche, auf die gesamte Mitwelt ausdehnen und aus Trümmern neues Leben hervorzuzaubern wissen. Zahllose Klöster, ganze Bistümer hatte er schon mit neuem, religiösem Leben beseelt, als er 1070 als päpstlicher Legat auf dem Reichstage zu Frankfurt vor Kaiser Heinrich IV. trat, um ihn von der geplanten unrechtmäßigen Ehescheidung abzubringen. Der unermüdliche Seelenhirt und Sittenprediger, durch seine Strenge und Sittenreinheit selbst seinen Gegnern verehrenswert, fand neben seinen zahllosen Arbeiten noch Zeit zum Dichten[2]. Etwa sechzig

---

[1] „Die lateinischen Rhythmen des Mittelalters verdienen eifrige Erforschung, nicht nur um des Inhalts, sondern auch um der Formen willen. Dichtungen wie viele der Carmina Burana, manche des Archipoeta, sehr viele Hymnen und Sequenzen werden stets zu den Perlen der Weltliteratur gehören. Dann haben die lateinischen Rhythmendichter besonders im 11. und 12. Jahrhundert mit feinem Gefühle für den inneren Bau der Zeilen Gesetze aufgestellt, welche auf die romanische Dichtung im Mittelalter großen Einfluß gehabt haben und zum Teil noch jetzt fortwirken, wie z. B. der romanische Versbau noch heute auf dem damals gelegten Grunde ruht" (W. Meyer, Der Ludus de Antichristo und Bemerkungen über die lateinischen Rhythmen des 12. Jahrhunderts [Sitzungsberichte der königl. bayr. Akademie der Wissenschaften 1882, philosoph.-philolog. Klasse I 43]); vgl. ebd. 113.

[2] Petri Damiani Carmina sacra et preces (Migne, Patr. lat. CXLV 917—986). — Gedichte ebd. 925 926 930 f 986. — Über seine Stellung zu den

Gedichte werden ihm zugeschrieben, von denen wohl manche nicht ihm angehören, die aber doch sehr anschaulich seine Denkart spiegeln[1].

Das geschichtlich sehr interessante Gedicht „Gegen die Simonisten" kann nicht von ihm sein, da es Anspielungen enthält, die über seine Lebenszeit hinausgehen. Als höchst zweifelhaft ist auch der Rhythmus „Von dem Elend der Äbte" anzusehen, der aber auf die Zeitlage die merkwürdigsten Streiflichter wirft und den ganzen Jammer zeichnet, mit welchem der gewaltige Reformator zu ringen hatte. Von echt poetischer, zündender Lebendigkeit sind die Betrachtungen über Tod, Gericht und Hölle, welchen als meisterhaftes Gegenbild der herrliche Rhythmus über „Die Glorie des Paradieses" folgt, das bekannteste und gefeiertste der dem Heiligen zugeschriebenen Gedichte, das auch hier eine Stelle verdient.

Zu des ew'gen Lebens Quellen ist der durst'ge Geist entbrannt,
Und die eingeschloss'ne Seele sprengte gern des Körpers Band,
Kämpft und ringt in der Verbannung, strebt empor zum Vaterland.

Während sie in Schmerz und Kummer aus dem Drucke seufzt empor,
Muß sie stets den Glanz betrachten, den durch Abfall sie verlor;
Des verscherzten Glücks Gedächtnis ruft vorhand'nes Leid hervor.

Denn wer schildert das Entzücken in des Friedens ew'gem Strahl,
Wo sich aus lebend'gen Perlen hebet der Paläste Zahl,
Wo von Gold die Tische schimmern in dem hochgewölbten Saal?

Ganz aus Edelsteinen fügt sich dieser Häuser stolzer Bau,
Reines Gold, kristallen schimmernd, gibt der Straße Grund zur Schau,
Aller Unrat und Verwesung ist verbannt von dieser Au.

Winters Kälte, Sommers Hitze wüten nie an diesem Ort,
Wo im ew'gen Frühling blühen Purpurrosen fort und fort;
Lilien schimmern, Safran glühet, Balsam schwitzt aus Stauden dort.

---

klassischen Studien und Profanwissenschaften überhaupt vgl. F. Neukirch, Das Leben des Petrus Damiani, Göttingen 1875, 14—16 31—33.

[1] 35. 36. 37. 38. De S. Cruce. 40. Rhythmus paschalis. 41. De ascensione. 44. In annuntiatione B. V. 47. In assumptione B. V. 48—60. Reimoffizium De B. V. 61. Rhythmus de B. V. 62—65. De B. V. 72. De S. Petro. 74. De S. Paulo. 75. De Andrea apostolo. 76. Divisio. 77—79. De B. Ioanne B. 93. 94. De gestis apostolorum. 95. De S. Vincentio mart. 96. De S. Vitale mart. 97. In festum S. Anthimi. 98. In solemne S. Ursicini. 102—116. Reimoffizium De B. Apollinari. 117. 118. De S. Ruffino. 119—121. De S. Donato. 122. De S. Fidele. 123. De S. Gregorio papa. 124—126. De S. Benedicto abb. 218. Adversus Simoniacos rhythmus. 220. Rhythmus paenitentis monachi. 221. De abbatum miseria. 222. De omnibus ordinibus omnium hominum in hoc saeculo viventium rubrica. 223. De die mortis rhythmus. 224. In eos qui de regis ultione securi sunt, sed Christum evadere nequeunt. Rhythmus. 225. Hucusque de adventu, hinc de poenis inferni. 226. De gloria paradisi. Rhythmus. 227. In mortem Widonis.

Grüne Wiesen, reife Saaten, Honigbäche weit und breit,
Wo der Duft von edeln Hölzern und Aromen sich verstreut,
Wo in grünen Wäldern reifen Früchte der Unsterblichkeit.

Sonn' und Mond sind hier erloschen, wie auch der Gestirne Heer,
Denn das Lamm taucht selbst den Wohnort ein in seines Lichtes Meer;
Ein nicht untergeh'nder Tag ist; Nacht und Zeiten sind nicht mehr.

Auch die Heil'gen glänzen, jeder wie die Sonne hell und klar,
Bringen nach vollbrachtem Siege jubelnd Preis und Ehre dar,
Überzählend ihre Kämpfe, der besiegten Feinde Schar.

Aller Fehl ist abgewaschen, alle Lockung, aller Schmerz,
Und das Fleisch ist Geist geworden, Leib und Geist ist nur ein Herz;
Sie genießen ew'gen Frieden, aller Streit sank niederwärts.

Und sie ziehn in ihren Ursprung, vom Beweglichen befreit,
Schaun die gegenwärt'ge Wahrheit ohne Schein und ohne Kleid,
Trinken aus lebend'gen Quellen urgeborne Süßigkeit.

Daher schöpfen sie des Lebens ewige Erneuerung,
Klar, lebendig, lieblich ohne jegliche Verminderung,
Ohne Krankheit immer blühend, ohne Alter ewig jung.

Daher ziehn sie unvergänglich's Dasein, denn es starb der Tod;
Daher blühn sie hell und grünen, denn in Not kam hart die Not;
Und das Recht ist abgerungen, womit lang der Tod gedroht.

Die den schaun, der alles schauet, was bleibt denen unbekannt?
In der Fremden Brust Geheimnis dringt ihr heiliger Verstand,
Und ihr Wollen und Nichtwollen ruht auf einem Gegenstand.

Und wenn jeder gleich der eig'nen Arbeit Früchte ernten muß,
Streut die Liebe allen reich doch aus von ihrem Überfluß,
Und so wird, was einer erntet, allen andern zum Genuß.

Um den heil'gen Leichnam sammeln sie wie Adler sich entzückt,
Wo mit Engeln und mit Heil'gen sich der Seelen Schar erquickt,
Wo die Bürger zweier Welten sind zu einem Mahl gerückt.

Und Genuß dort und Verlangen quillt in unerschöpftem Fluß,
Denn Verlangen schafft nicht Qual dort, Sättigung nicht Überdruß.
Der Genuß treibt zum Verlangen, das Verlangen zum Genuß.

Stimmen dort voll Anmut singen wechselreiche Melodie,
Instrumente, süß den Ohren, tönen jauchzend Harmonie;
Denn sie singen Preis dem König, welcher ihnen Sieg verlieh.

Glücklich, glücklich ist die Seele, die vor ihrem König steht,
Unter der in tiefem Grunde sich des Weltalls Achse dreht,
Sonn' und Mond mit den Gestirnen ferne nur vorübergeht.

Christus, Palme tapfrer Kämpfer, die gesiegt im heißen Streit,
Führe mich in diese Ruh'statt nach gelöstem Waffenkleid,
Mache mich zum Mitgenossen in der Stadt der Seligkeit.

Stähle meine Kraft im Kampfe, auszudauern jeden Schlag.
Und nach harter Kriegesarbeit, laß mich schaun den Ruhetag.
Wo als Siegeslohn ich deiner ewiglich mich freuen mag.

Dem Reichenauer Mönch und Chronisten Hermannus Contractus[1] von Vöhringen (gest. 1054) werden die Antiphonen Alma redemptoris mater und das Salve regina zugeschrieben, dem Abte Petrus Venerabilis von Clugny (gest. 1156) die Hymnen Inter aeternas und Claris coniubila auf den hl. Benedikt im Benediktinerbrevier.

Von Marbod, Bischof von Rennes (geb. 1035, gest. 1125), soll das schöne Gebet Deus-homo, Rex caelorum, miserere miserorum, das Gebet an Gott den Vater Universae creaturae, das ergreifende Bußlied Cum recordor, quanta cura stammen[2].

Den glänzendsten Dichtern des Mittelalters ist der schon erwähnte Hildebert von Lavardin, Erzbischof von Tours (geb. 1055, gest. 1134), zuzuzählen[3].

Kaum ein anderer Hymnendichter hat es ihm darin gleichgetan, den schwierigsten spekulativen Begriffen und Offenbarungswahrheiten eine so korrekte und deutliche wie zugleich poetische Fassung zu geben, wie dies z. B. in seinem Rhythmus an die heilige Dreifaltigkeit der Fall ist. Das Abstrakte weiß er durch konkrete Umschreibung und Vergleich den Sinnen näher zu rücken, die haarscharfen Distinktionen der Scholastik in spielende Melodien umzuwandeln.

Alpha et O, magne Deus,	A und O, Gott, Weltgestalter,
Heli, Heli, Deus meus,	Weltregierer, Welterhalter,
Cuius virtus totum posse,	Dessen Kraft nichts widerstehet,
Cuius sensus totum nosse,	Dessen Kenntnis nichts entgehet,
Cuius esse summum bonum,	Dessen Sein das höchste Gut ist,
Cuius opus, quidquid bonum,	Dessen Werk, was immer gut ist,
Super cuncta, subter cuncta,	Über, unter allem thronst du,
Extra cuncta, intra cuncta:	Außer, inner allem wohnst du:
Intra cuncta, nec inclusus,	In dem All, nicht eingeenget,
Extra cuncta, nec exclusus,	Draußen, nicht hinausgedränget,
Super cuncta, nec elatus,	Überm All, doch nicht entrücket,
Subter cuncta, nec substratus;	Unterm All, doch nie bedrücket;
Super totus, praesidendo,	Drüber ganz, beherrschend, waltend,
Subter totus, sustinendo,	Drunter ganz, begründend, haltend,
Extra totus, complectendo,	Draußen ganz, das All umschlingend,
Intra totus es implendo;	Drinnen ganz, das All durchdringend;

[1] Vgl. H. Hansjakob, Herimann der Lahme von der Reichenau, Mainz 1875, 68—93.

[2] Trench, Sacred Latin Poetry 280. — Fortlage, Gesänge christlicher Vorzeit 273 275.

[3] Sammlung seiner Gedichte bei Migne, Patr. lat. CLXXI 1177—1458. — Proben bei Trench a. a. O. 108; Fortlage a. a. O. 11 188 254 263 277.

Intra, numquam coarctaris,	Nicht im Drinnen eingeschlossen,
Extra, numquam dilataris,	Nicht im Draußen ausgegossen,
Super, nullo sustentaris,	Droben ohne Stütze ragend,
Subter, nullo fatigaris.	Drunten nie belastet tragend;
Mundum movens non moveris,	Regungslos die Welt erregend,
Locum tenens non teneris,	Ohne Zeit die Zeit bewegend,
Tempus mutans non mutaris,	Ohne Raum den Raum umschließend,
Vaga firmans non vagaris,	Nie in Fluß, was fließt, ergießend,
Vis externa et necesse	Kraft von außen, Zwang von innen,
Non alternant tuum esse.	Nichts beeinflußt dein Beginnen.
Heri nostrum, cras et pridem	Unser Morgen, Heut und Nimmer
Semper tibi nunc et idem,	Ist vor dir ein ew'ges Immer,
Tuum, Deus, hodiernum	Ewiglich dein Jetzt verweilet,
Indivisum, sempiternum.	Unverändert, unzerteilet,
In hoc totum providisti,	Drin du alles vorgesehen,
Totum simul perfecisti	Alles riefest ins Entstehen,
Ad exemplar summae mentis	Nach der ewigen Weisheit Normen
Formam praestans clementis.	Gabst dem Urstoff seine Formen[1].

So wird im Vater hauptsächlich die göttliche Natur selbst mit ihren Attributen gezeichnet; nicht minder schön tritt im folgenden der Unterschied der drei göttlichen Personen und ihre Wechselbeziehung hervor, und dann gestaltet sich die poetische Beschauung zum innigsten Gebete. In den anschaulichsten Bildern, den herzlichsten Tönen klagt der Betende dem dreieinigen Gott seine Not hienieden und die ewigen Gefahren, welche die Sünde in sich schließt, wirft aber zuletzt einen hoffnungsvollen Blick in die Wonne der ewigen Seligkeit und grüßt dieselbe sehnsüchtig von ferne:

Urbs caelestis, urbs beata,	Stadt der Himmel, werte, traute,
Supra petram collocata,	Auf den Felsengrund gebaute,
Urbs in portu satis tuto,	Friedenshafen, Heimat, süße,
De longinquo te saluto,	Aus der Ferne ich dich grüße.
Te saluto, te suspiro,	Ja, dich grüß' ich, dich umfang' ich,
Te affecto, te requiro!	Nach dir seufz' ich, dein verlang' ich!

Während scholastische Philosophie und Poesie im Leben Hildeberts in vollster Harmonie standen, treten sie bei dem etwas jüngeren Abälard in seltsamen Gegensatz. Als Philosoph und Theologe hat er fast nur Verwirrung, Streit und Unheil angerichtet, als Hymnendichter ist er völlig orthodox. Als philosophischer Oppositionsmann hat er die ganze Welt mit dem Lärme seiner kecken Behauptungen erfüllt; als Dichter war er bis in die letzte Zeit völlig verschollen. Sein poetisches Hauptwerk beschränkt sich auf ein liturgisches Hymnarium, welches er seiner „in Christo ehrwürdigen und liebenswerten Schwester Heloise" und deren geistlichen Töchtern im Kloster

[1] Übersetzt von G. M. Dreves, Der Dreifaltigkeits-Hymnus Hildeberts von Lavardin (Stimmen aus Maria-Laach XLIX [1895] 411—418).

Paraklet widmete und welches denn auch nicht weit über die Mauern dieses Klosters hinausgedrungen zu sein scheint. Es ist ein durchaus einzeln stehender Versuch, an die Stelle der vorhandenen, im Laufe der Zeit langsam angewachsenen liturgischen Hymnensammlungen eine einheitliche, neue zu setzen, welche alle durch die Tagzeiten und Feste gegebenen Stoffe in völlig neuen, eigenartigen und künstlichen Metren durcharbeitete, ein subjektivistisches Unternehmen, das ganz dem kecken Individualismus Abälards entsprach. Allerdings zeigt er in diesen Hymnen nicht nur herzliche Frömmigkeit, sondern auch poetisches Genie und staunenswerte Formgewandtheit; aber ein Einzelner konnte unmöglich verdrängen, was im Laufe eines Jahrtausends langsam herangereift war, und so ist seine Dichtergabe für die Weltliteratur ziemlich erfolglos geblieben. Einiges in Abälards Hymnen ist auch entschieden gesucht, barock und geschmacklos, so wenn er z. B. an die Stelle der ergreifenden alten Hymnen auf die „Unschuldigen Kinder“ folgenden anekdotenhaften Zug aus Macrobius setzt:

Ad mandatum	Est a caede.	De immiti	Prodest magis
Regis datum	Ad Augustum	Digne lusit.	Talis regis
Generale	Hoc delatum	Malum, inquit,	Esse porcum.
Nec ipsius	Risum movit	Est Herodis	
Infans tutus	Et rex mitis	Esse natum	

Jedenfalls war Abälard ein formgewandter Dichter. Als solchen weisen ihn die schon früher bekannten biblischen Klagelieder aus[1]; weit mehr das Hymnenbuch, das er für Heloise und das von ihr geleitete Kloster Paraklet (in drei Teilen) verfaßte[2]. Verkappte Liebesgedichte, wie Greith meinte, sind die sechs Trauerlieder nicht, sondern wirklich ergreifende, echt lyrische Bearbeitungen der zu Grunde liegenden biblischen Stoffe. Auch das Hymnenbuch und dessen Vorrede sind durchaus religiös und würdig gehalten, ohne einen Zug, der an das alte Liebesverhältnis erinnert, als das Wort: Soror mihi, Heloisa, in saeculo quondam cara, nunc in Christo

[1] I. Planctus super Dinam. II. Planctus Iacob super filios suos. III. Planctus virginum Israelis super filia Iephtae Galaditae. IV. Planctus Israel super Samson. V. Planctus David super Abner, filio Ner, quem Ioab occidit. VI. Planctus David super Saul et Ionathan (gedruckt bei Greith, Spicilegium Vaticanum, Frauenfeld 1838, 123—131). — Guil. Meyer, Planctus virginum Israel super filia Ieptae, Monachii 1885; Planctus I II IV V VI, Erlangen 1890. — Vgl. É. du Méril, Poésies popul. lat. antérieures au 12me siècle 174; Poésies popul. lat. du moyen-âge 434—438.

[2] Petri Abaelardi, Peripatetici Palatini, Hymnarius Paraclitensis (ed. G. M. Dreves S. J., Paris. 1891). — Weitere Literaturangaben ebd. 1 2. — G. M. Dreves, Der Philosoph von Palais als Hymnopoet (Stimmen aus Maria-Laach XLI [1891] 426—448). — É. du Méril, Poésies d'Abailard; Poésies popul. lat. du moyen-âge 416—449.

carissima — „Heloise, einst in der Welt meine liebe, jetzt in Christo allerliebste Schwester.“ — Was die Hymnen auszeichnet, ist besonders die Mannigfaltigkeit und Neuheit der Rhythmen, d. h. der Zeilenformen bei ziemlich einfachen Strophenformen. In Schönheit des Ausdrucks, bei Tiefe des theologischen Gehalts kommt er oft Hildebert von Tours nahe, die bezaubernde Form- und Bilderfülle Adams von St Victor erreicht er jedoch nicht.

Eine weit erfreulichere Erscheinung für die Literaturgeschichte wie für die Kirchengeschichte als Abälard ist sein geistiger Antipode, der hl. Bernhard, Abt von Clairvaux, der berühmte Prediger des zweiten Kreuzzuges, der Berater des Papstes Eugen III., der Ruhm und die Zierde des Cistercienserordens. Ein bildschöner Jüngling, von allen Lockungen der Welt umwoben, sagte er ihr Lebewohl, ehe ein Hauch sündigen Treibens den lichten Spiegel seiner Seele getrübt hatte. Die ganze Minne seines liebeglühenden Herzens galt der ewigen Liebe, die sich in Bethlehem mit unserem Fleisch umkleidet, die auf Golgatha in unnennbarem Schmerz sich auf ewig der Menschheit angetraut. Diese Minne machte ihn auch zum Verkünder der Jungfrau, die den Welterlöser auf ihren Armen trug und am Fuß des Kreuzes sein Leiden teilte. Kein Minnesänger hat so innig, so sehnsüchtig, so liebesselig und wonnetrunken von irdischer Liebe gesprochen, wie Bernhard von der leidenden Liebe des Erlösers, von dem Triumph der ewigen Liebe im Kreuze. Keiner der alten Kirchenväter hat so süß, so lieblich von den Wundern des Namens Jesu gepredigt wie er. Seine Reden über den Psalm Qui habitat und über das Hohelied sind mehr Triumphgesänge mystischer Liebe und Gottbegeisterung als rhetorische Werke. Seine Festpredigten, voll der anmutigsten Bilder, in melodischer Sprache dahingleitend, wiegen die schönsten Rhythmen auf. Es ist darum ziemlich gleichgültig, daß ihm die moderne Kritik eine Anzahl Hymnen abgestritten hat, welche bis in dieses Jahrhundert hinein unter seinem Namen gebetet, gelesen und gesungen wurden und Tausende von Herzen erquickten. Wer immer sie gedichtet haben mag, sie tragen die Züge seines Geistes, sie sind ein Widerhall seiner Predigten und werden darum auch in weiterer Überlieferung mit ihm verkettet bleiben, und Tausende werden auch fürder in seinem Geiste weitersingen:

Iesu dulcis memoria,	Jesu, dein süß Gedächtnis macht,
Dans vera cordis gaudia,	Daß mir das Herz vor Freude lacht:
Sed super mel et omnia	Doch süßer über alles ist,
Eius dulcis praesentia.	Wo du, o Jesu, selber bist [1].

Als Herold einer solchen religiösen, durch und durch von übernatürlicher Weihe durchsättigten Poesie stand Bernhard nicht allein. Als er 1153,

[1] W. Bremme (Der Hymnus Iesu dulcis memoria in seinen lateinischen Handschriften und Nachahmungen sowie deutschen Übersetzungen, Mainz 1899, 111 bis 362) führt nicht weniger als siebzig deutsche Übersetzungen auf.

erst 62 Jahre alt, starb, sang schon lange **Adam von St Victor**, der poetische Vertreter der um die Theologie, besonders die mystische, hochverdienten Schule der Viktoriner, neben Hildebert von Tours der gewandteste Formkünstler mittelalterlicher Hymnik, eine echte Sängernatur, wie es nur je eine gab, dem gleichsam jedes Wort zu Reim und Melodie ward. Vielleicht wäre er in bloße Spielereien herabgesunken, aber tiefes theologisches Wissen und die innigste Gottesliebe waren die Seele seines Liedes und gaben ihm mächtige Schwingen himmelan[1].

Prosawerke, von welchen eines schwierige Worte der Bibel erklärt (die sog. Summa Britonis), ein anderes die sämtlichen Prologe des hl. Hieronymus zur Bibel behandelt, ein drittes, philosophisches, den Unterschied von anima, spiritus und mens bespricht, bezeugen, daß auch Adam zunächst ein gelehrter Theologe war, und Wilhelm von St Lô versichert, daß die zwei ersten, exegetischen Werke das höchste Ansehen genossen.

Aber auch seine Poesie fand schon während des Mittelalters hohe Anerkennung. Nach einer Überlieferung belobte und bestätigte Innocenz III. selbst auf dem vierten Laterankonzil (1215) feierlich seine Sequenzen (ob-

---

[1] His most zealous admirers will hardly deny that he pushes too far, and plays overmuch with, his skill in the typical application of the Old Testament. So too they must own that sometimes he is unable to fuse with a perfect success his manifold learned allusion into the passion of his poetry. . . . Sometimes too he is overfond of displaying feats of skill in his versification, of prodigally accumulating, or curiously interlacing, his rhymes, that he may show his perfect mastery of the forms which he is using, and how little he is confined or trammelled by them. These faults it will be seen are indeed of them but merits pushed into excess. And even accepting them as defects, his profound acquaintance with the whole circle of the theology of his time, and eminently with its exposition of Scripture — the abundant and admirable use, with indeed the drawback already mentioned, which he makes of it, delivering as he thus does his poems from the merely *subjective* cast of those, beautiful as they are, of St. Bernard — the exquisite art and variety with which for the most part his verse is managed and his rhymes disposed — their rich melody multiplying and ever deepening at the close — the strength which often he concentrates into a single line — his skill in conducting a story — and most of all, the evident nearness of the things which he celebrates to his own heart of hearts — all these and other excellencies render him, as far as my judgment goes, *the foremost of the sacred Latin poets of the middle ages.* He may have no single poem to vie with the austere grandeur of the *Dies irae*, nor yet with the tearful passion of the *Stabat Mater*, although concerning the last point there might well be a question; but then it must not been forgotten that these stand well-nigh alone in the names of their respective authors, while from his ample treasure-house I shall enrich this volume with a multitude of hymns, all of them considerable, some of the very highest merit. Indeed were I disposed to name any one who might dispute the palm of sacred Latin poetry with him, it would not be one of these, but rather Hildebert, Archbishop of Tours (Trench, Sacred Latin poetry 59 60).

wohl die Akten des Konzils dies nicht ausweisen), und viele derselben gingen in die Meßbücher der meisten Länder über[1]. Nur Deutschland hing zähe an den älteren Sequenzen Notkers fest. Von diesen unterschieden sich diejenigen Adams durch ihren kunstvollen Strophenbau. Die häufigste Form der Strophe bietet das folgende Osterlied, das zugleich Adams Vorliebe für die alttestamentliche Typik zum Ausdruck bringt:

Zyma vetus expurgetur,
Ut sincere celebretur
  Nova resurrectio;
Haec est dies nostrae spei,
Huius mira vis diei
  Legis testimonio.

Fort mit altem Sauerteige,
Neu gereinigt alles steige
Mit dem Heiland aus dem Grab!
Dieser Tag trägt unser Hoffen,
Seine Wunderkraft liegt offen,
Da der Bund ihm Zeugnis gab.

Haec Aegyptum spoliavit,
Et Hebraeos liberavit
  De fornace ferrea:
His in arctis constitutis
Opus erat servitutis
  Lutum, later, palea.

Er hat Mizraim zerstreuet.
Der Hebräer Volk befreiet,
Von des eh'rnen Ofens Glut,
Da sie in bedrängter Lage
Mühsam fronten alle Tage
Und vom Ziegeln nie geruht.

Iam divinae laus virtutis,
Iam triumphi, iam salutis
  Vox erumpat libera,
Haec est dies quam fecit Dominus,
Dies nostri doloris terminus,
  Dies salutifera.

Drum so singt des Höchsten Ehre,
Drum Triumph, drum Jubelchöre,
Schallet laut, laßt nimmer nach.
Diesen Tag hat selber der Herr gemacht,
Dieser Tag hat Leiden ein End' gebracht,
Dieser Heil- und Freudentag!

Adam liebt es aber auch, die Zahl derselben Reime noch zu erhöhen und so noch kunstreichere und schwierigere Strophen zu bilden, die im wesentlichen indes einen ähnlichen Charakter haben. So in der prachtvollen Sequenz auf „Mariä Himmelfahrt“:

Ave virgo singularis,
Mater nostri salutaris,
Quae vocaris stella maris,
  Stella non erratica;

Gruß, o Jungfrau, einzig Eine,
Mutter Jesu, allzeit reine,
Meeresstern von lichtem Scheine,
Stern, der nimmer täuscht noch trügt;

[1] 36 Sequenzen, zuerst herausgeg. von Clichtoveus, Elucidarium ecclesiasticum, 2°, Basileae 1517; abgedruckt bei Migne, Patr. lat. CXCVI 1421 bis 1534. — Kritische Ausgabe von L. Gautier, Oeuvres poétiques d'Adam de Saint-Victor [1], Paris 1858/59; [2]1881; [3]1894. — Eugène Misset, Essai philologique et littéraire sur les œuvres poétiques d'Adam de Saint-Victor. Les Lettres chrétiennes II 76 ff 238 ff; III 353 ff; IV 204 ff 371 ff; V 344 ff. — G. M. Dreves, Adam von St Victor (Stimmen aus Maria-Laach XXIX [1885] 278—295 416—441). — R. Ch. Trench, Sacred Latin Poetry [3], London 1874, 55—85 113—115 125—128 155—158 163—173 179—183 189—196 204—207 214—218 221 222 232—238. — Fortlage, Gesänge christl. Vorzeit 400 ff (Übersetzung von 16 Sequenzen).

Nos in huius vitae mari
Non permitte naufragari,
Sed pro nobis salutari
Tuo semper supplica.

Daß nicht in des Meeres Welle
Unser Lebensschiff zerschelle,
Unsre Bitten dem bestelle,
Der da alles lenkt und fügt.

Saevit mare, fremunt venti,
Fluctus surgunt turbulenti,
Navis currit, sed currenti
Tot occurrunt obvia;
Hic sirenes voluptatis,
Draco, canes, cum piratis
Mortem paene desperatis
Haec intentant omnia.

Schäumend bäumt, ein Spiel der Winde,
Sich die Meeresflut, die blinde,
Und das Schifflein pfeilgeschwinde
Stürmt durch Fährlichkeit und Not;
Ferneab Sirenen singen,
Ungeheuer es umringen,
Räuber dräun es zu bezwingen,
Alles dräut umher den Tod.

Post abyssos nunc ad caelum
Furens unda fert phaselum,
Nutat malus, fluit velum,
Nautae cessat opera;
Contabescit in his malis
Homo noster animalis,
Tu nos, mater spiritalis,
Pereuntes libera.

Himmelwärts aus Abgrunds Rachen
Wirft die Woge nun den Nachen,
Rahen knirschen, Maste krachen,
Und des Schiffers Arm, er sinkt;
Ach, das Leid ist nicht zu zählen,
Und schon will der Mut uns fehlen;
O du Mutter unsrer Seelen,
Hilf, da Untergang uns winkt!

Tu, perfusa caeli rore,
Castitatis salvo flore,
Novum florem novo more
Protulisti saeculo;
Verbum Patri coaequale
Corpus intrans virginale
Fit pro nobis corporale
Sub ventris umbraculo.

Reich vom Himmelstau begossen,
Blieb dein Lilienkelch verschlossen,
Drin auf Wunderweise sprossen
Jenes Wunderröslein sollt';
Denn in deinem Schoß, o Reine,
Als ein Menschenkindlein kleine
Sich des Vaters Sohn, der eine,
Fleischeshülle nehmen wollt'.

Te praevidit et elegit
Qui potenter cuncta regit,
Nec pudoris claustra fregit,
Sacra replens viscera,
Nec pressuram nec dolorem
Contra primae matris morem
Pariendo Salvatorem
Sensisti, puerpera.

Dein von Ewigkeit gedenket,
Der da mächtig alles lenket,
Der, ob reichste Frucht er schenket,
Doch die reinste Zucht nicht kränkt;
Ohne Wehen, ohne Klagen,
Unerhört seit Evas Tagen,
Hast den Höchsten du getragen
Und das Heil der Welt geschenkt.

O Maria, pro tuorum
Dignitate meritorum
Supra choros angelorum
Sublimaris unice:
Felix dies hodierna,
Qua conscendis ad superna!
Pietate tu materna
Nos in imo respice.

O Maria, hoch im Throne,
Höchster Tugend höchste Krone,
Prangest du zunächst dem Sohne
Über aller Engel Schar.
O des Tages, hoch zu loben,
Der dich also hoch erhoben!
Wend' dein Auge auch von droben
Zu uns nieder mild und klar.

Radix sancta, radix viva,	Würzlein kräftig, Würzlein reine,
Flos et vitis et oliva,	Rebstock, Ölzweig, Blümlein feine,
Quam nulla vis insitiva	Das aus Himmelskraft alleine
Iuvit, ut fructificet,	Frucht getragen, himmlisch schön;
Lampas soli, splendor poli,	Himmelsleuchte, Licht der Erde,
Quae splendore praees soli,	Über Sonnenglanz Verklärte,
Nos assigna tuae proli,	Wenn der Richter greift zum Schwerte,
Ne districte iudicet.	Deinem Sohne uns versöhn'!
In conspectu summi regis	Vor dem höchsten König stehe
Sis pusilli memor gregis,	Und der kleinen Herd' erflehe,
Qui transgressor datae legis	Daß für Recht ihr Huld geschehe,
Praesumit de venia:	Ob sie gleich sich schwer verging.
Iudex mitis et benignus,	O des Richters, des geduld'gen,
Iudex iugi laude dignus,	Dem mit Danke stets zu huld'gen,
Reis spei dedit pignus,	Daß, ein Hoffnungspfad den Schuld'gen,
Crucis factus hostia.	Er am Kreuz als Opfer hing.
Iesu, sacri ventris fructus,	Sohn der Jungfrau, die wir loben,
Nobis inter mundi fluctus	Sei uns in des Sturmes Toben
Sis via, dux et conductus	Weg und Führer nach dem Droben
Liber ad caelestia.	Und ein himmlisch Freigeleit.
Tene clavum, rege navem;	Lenk das Schifflein, leit' sein Steuer,
Tu, procellam sedans gravem,	Meer und Winde mach geheuer,
Portum nobis da suavem	Lenk als Bootsmann, als getreuer,
Pro tua clementia.	In den Port der Seligkeit.

Es ist das gemeinsame Los aller bedeutsamen poetischen Formen, daß sie, meist durch unvollkommene Versuche vorbereitet, von einem glücklichen Meister endlich zur Vollendung gebracht, in die Hände von Epigonen geraten, welche dieselben wohl stümperhaft, automatisch nachzubilden, aber nicht mit zündendem Lebensgeist zu beseelen wissen, bis, oft erst nach langer Zeit, ein verwandter Künstler gleichsam unvermutet auch die geistige Erbschaft an sich reißt und der zur handwerksmäßigen Schablone herabgesunkenen Form wieder neue Lebenskraft eingießt und mittels ihrer Schöpfungen von bleibendem Werte gestaltet. So ist es auch den melodischen Strophen Adams von St Victor ergangen. Hunderte von wohlmeinenden, aber ungeschickten Sängern haben sie nachgeklimpert, Hunderte aber auch mit mehr oder weniger Glück nachgebildet und variiert. Alle Geheimnisse des Kirchenjahres, alle Heiligen des allgemeinen Festkalenders, alle Heiligen besonderer Diözesen und Klöster sind darin besungen worden. Mißverständnis und Ungeschmack haben sie zu den wunderlichsten Zerrgestalten und zum ungenießbarsten Singsang entstellt. Poetischer Feinsinn und Empfänglichkeit haben aber auch sehr schöne Nachbildungen geliefert, und schon im nächsten Jahrhundert sind gerade in dieser Form, und vielleicht angeregt durch ihre Eigenart, die schönsten Sequenzen entstanden, welche die gesamte abendländische Kirche in

ihr Meßformular aufgenommen und bis auf den heutigen Tag bewahrt hat: das Lauda Sion Salvatorem des hl. Thomas von Aquin, das Stabat mater des Jacopone von Todi und das Dies irae des Thomas von Celano.

Um übrigens solche Meisterwerke, wie die anderweitige unabsehbare Menge liturgischer Poesie richtig zu würdigen, muß man stets vor Augen behalten, daß sie gleich der bildenden Kunst des Mittelalters und in innigster Verbindung mit ihr aus derselben gemeinsamen Wurzel hervorgegangen sind: der tiefen, unerschütterlichen, lebendig wirkenden Überzeugung, daß das unmittelbare Lob Gottes die erste, schönste und erhabenste Aufgabe ist, welche der Mensch sich hienieden stellen kann. Diese Überzeugung hat Tausende und aber Tausende in die Klöster geführt, den Gottesdienst zu ihrer Hauptaufgabe gemacht, Baukunst, Skulptur, Malerei, Kleinkunst, Poesie und Tonkunst auf dieses eine Ziel bezogen und so die Liturgie zu einem Kunstwerk gestaltet, das den Bund der Künste unter sich und mit der Religion in erhabenster Weise verwirklicht. Dieser Bund verrät sich nicht bloß in großen monumentalen Werken der mittelalterlichen Architektur, sondern selbst in den Miniaturen, mit welchen ein unerschöpflicher Kunstfleiß mit Vorliebe die liturgischen Gesangbücher geschmückt hat.

Den Mittelpunkt der Liturgie bildete, wie wir früher gesehen, einerseits das heilige Meßopfer, anderseits das kirchliche Stundengebet; beide vereinten sich jeden Tag in der gemeinsamen Idee des Fest- oder Tagesoffiziums.

Was den Dichtern und Tonkünstlern (sehr oft in einer Person vereint) zumeist reichen Stoff bot, waren die beweglichen oder veränderlichen Teile des Meßritus, d. h. jene Teile, welche für jedes Fest oder Offizium ihren eigenen Text hatten und vorzugsweise von den Sängern und dem Chore vorgetragen wurden: Introitus, Graduale, Alleluja, Sequenz, Tractus, Offertorium, Communio und Postcommunio; nur die nach den Festen wechselnde Präfatio wurde von den Priestern selbst gesungen. Diese Gesänge vermehrten sich mit der Zahl der Feste und wurden in eigenen liturgischen Büchern (Troparien, Antiphonarien, Gradualien, Sequentiarien, Prosarien und Prozessionalien) gesammelt und meist prachtvoll ausgestattet. Vor allem waren es die Sequenzen, welche sich im Laufe der Zeit zu längeren, auch für sich abgeschlossenen und bedeutungsvollen Kompositionen entfalteten[1].

---

[1] V. Thalhofer, Handbuch der katholischen Liturgik II, Freiburg i. Br. 1890, 70 ff 95—117 292 293. — L. Gautier, Histoire de la poésie liturgique au moyen-âge, Paris 1886. — Dreves, Analecta hymnica. Prosarium Lemovicense VII (Prosen von Limoges aus dem 10. bis 12. Jahrhundert); Sequentiae ineditae VIII IX X XXXIV XXXVII XXXIX XL XLI[a] (Christian von Lilienfeld) XLII XLIV.

Wie die Messe ihren unabänderlichen Kern in den eigentlichen Opfergebeten besaß, so hatte das Stundengebet einen solchen festen Kern in den vorgeschriebenen Psalmen und Lektionen eines jeden Festes oder Tages. Veränderlich waren dagegen die Antiphonen vor und nach jedem Psalm, die Responsorien zwischen Psalmen und Lektionen, der Versikel vor der Oration, vor allem aber der Hymnus, der gewöhnlich für jede Gebetsstunde ein anderer war[1]. Auch hier war nun wieder der Tätigkeit der Dichter und Tonkünstler ein reiches Feld eröffnet. Ihre Leistungen wurden ebenfalls in reichgeschmückten Büchern, den Hymnarien und Antiphonarien, gesammelt[2].

In den ältesten Zeiten war die eigentliche Kunstlyrik im Stundengebet allerdings auf Hymnen beschränkt; für die übrigen beweglichen Teile des Offiziums wurden Verse aus der Heiligen Schrift oder kürzere Prosasprüche, seltener eigentliche Verse verwendet. Der unverkennbare Vorteil war, daß die einzelnen Teile des Offiziums dadurch größere Gleichartigkeit erlangten, und obwohl metrischer Kunst entratend, besitzen z. B. die Offizien der hl. Agnes und des hl. Martin eine poetische Schönheit, welche von keiner späteren metrischen Umgestaltung übertroffen oder auch nur erreicht wird. Bereits vom 9. Jahrhundert an treten indes Offizien auf, deren Verfasser es sich angelegen sein ließen, nicht nur die Hymnen, sondern auch die Antiphonen, Versikel und Responsorien metrisch zu gestalten und so gewissermaßen dem ganzen Offizium einen metrischen oder rhythmischen Rahmen zu verleihen. Dabei wurde auch zugleich angestrebt, die einzelnen Teile zu einem möglichst vollständigen und treffenden Gesamtbilde des Festheiligen oder des Festgeheimnisses zu machen. In den Antiphonarien wurden deshalb solche Offizien nicht unpassend mit dem Titel Historia (rhythmata oder rimata) eingetragen. In neuerer Zeit ist ihnen aber der Name „Reimoffizien" beigelegt worden. Auf die Offizien, die vom 9. bis zum Ende des 12. Jahrhunderts verfaßt wurden, paßt derselbe weniger, da die Antiphonen noch vorwiegend in antik-metrischen Formen oder in rhythmischen Versen ohne Reim abgefaßt wurden. Vom 13. Jahrhundert an hat der Ausdruck aber seine volle Berechtigung, da die Offizien ganz in gereimten Strophen gedichtet wurden[3].

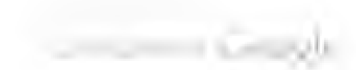
Von mehr als fünfhundert Heiligen sind bis jetzt solche Reimoffizien bekannt; auf die hl. Anna sind ihrer einundzwanzig, auf die hl. Margareta

---

[1] Dreves, Analecta hymn. Hymnarius Moissiacensis II; Hymnarius Severianus (Neapel) XIV[a]; Hymnodia Hiberica (spanische Hymnen) XVI; Hymnodia Gotica (mozarabische Hymnen) XXVII; Hymni inediti IV XI XIX XXII XXIII XLI[a] (Christan von Lilienfeld) XLI[b] (Boncore di Santa Vittoria) XLIII.

[2] Thalhofer a. a. O. II 393.

[3] Cl. Blume S. J., Zur Poesie des kirchlichen Stundengebetes im Mittelalter (Stimmen aus Maria-Laach LV [1898] 132—145).



siebzehn, auf die hl. Barbara sechzehn, auf die hl. Ursula vierzehn, auf andere Heilige sechs bis zwölf solcher Offizien vorhanden[1].

Die große Verbreitung dieser Kunstform scheint mit der Gründung und außerordentlich raschen Ausbreitung des Franziskanerordens zusammenzuhängen, dessen Heilige (Franziskus, Antonius, Klara, Elisabeth) bald nach ihrem Tode in allen Ländern zu hoher Volkstümlichkeit gelangten.

Zwischen 1228 und 1249 verfaßte der deutsche Franziskaner Julian von Speier (Theutonicus), Chormeister im Franziskanerkonvent zu Paris, Text und Musik zu den zwei Reimoffizien auf den hl. Franziskus von Assisi und den hl. Antonius von Padua, welche sich durch die zahlreichen Niederlassungen des Ordens rasch in allen europäischen Ländern verbreiteten[2]. Bei dem ersteren Offizium beschränkt sich seine Autorschaft allerdings auf die Antiphonen und auf die musikalische Komposition; die Hymnen dazu verfaßten Papst Gregor IX. und die Kardinäle Thomas von Capua, Rainerius Cappocius von Viterbo und Otho Candidus de Alerano. Julian bleibt indes das nicht geringe Verdienst, die biographischen Lücken, welche die Hymnen offen ließen, in den Antiphonen so kunstvoll ausgefüllt zu haben, daß das ganze Offizium gewissermaßen ein poetisch verklärtes Lebensbild des Heiligen darstellt, wobei der überaus reiche Stoff mit vollendeter Meisterschaft in die knappste Form gedrängt ist, die klangvollen Rhythmen in schönem Ebenmaß sich unter sich und mit der musikalischen Komposition verbinden, das Ganze von der innigsten, weihevollsten Frömmigkeit durchweht ist. Ein ebenso harmonisches Gebilde stellt das Reimoffizium des hl. Antonius dar, nur daß hier, wo das epische Element weniger Mannigfaltigkeit darbot, das lyrische um so voller zu seinem Rechte kam. „Das metrische Schema hält die rechte Mitte zwischen Einförmigkeit und Regellosigkeit, und die Reime sind anmutig verschlungen und oft wiederkehrend.“

Die von Julian begründete Kunstform wurde, mit bald engerem bald freierem Anschluß, in einer Menge anderer Reimoffizien auf die verschiedensten Heiligen sowohl des Franziskanerordens als auch andere angewandt, so auf die hl. Klara (G. Dreves, Analecta hymnica V 157 f XXV 209 ff), die fünf Franziskanermärtyrer in Marokko (XXVIII 148 ff), den hl. Bernhardin von Siena (XXV 152 ff 156), den hl. Bonaventura (XXV 172 ff), die Wundmale des hl. Franziskus (XXVI 42 ff), die hl. Elisabeth von Thüringen (XXV 253 ff 260 ff), den heiligen Einsiedler Antonius (V 123 ff), den hl. Ludwig (XIII 192 ff), den hl. Viktorin (XXIV 281 ff), den hl. Benedikt (XXV 149 ff), den hl. Eleazar (XVIII 58 ff), den heiligen Einsiedler

---

[1] Dreves, Analecta hymn. Historiae Rhythmicae V XIII XVIII XXIV XXV XXVI XXVIII; Orricus Scacabarotius, Liber officiorum (Mailand) XIV[b]; Hymnodia Hiberica (Reimoffizien aus spanischen Brevieren) XVII XLI[a] (Christan von Lilienfeld).

[2] J. E. Weis, Julian von Speier, München 1900.

Paulus (XXVIII 121 ff), die hl. Ursula (XXVIII 249 ff), die hl. Petronilla (XXIV 259 ff), den hl. Hieronymus (XXVI 117 ff) und andere mehr.

Erzbischof Birger von Upsala feierte die hl. Birgitta von Schweden noch vor deren Heiligsprechung in einem solchen Reimoffizium (XXV 166 ff); ein ähnliches verfaßte der Priester Johannes Benechini auf die Übertragung ihrer Reliquien von Rom nach Wadstena (XXV 159 ff) und auf ihre Tochter, die hl. Katharina von Schweden (XXVI 219 ff).

John Peckham, Erzbischof von Canterbury (gest. 1292), verfaßte ein solches Offizium auf das Fest der allerheiligsten Dreifaltigkeit, das sich durch Tiefe der Gedanken, Majestät der Sprache und Leichtigkeit des Rhythmus auszeichnet (V 19 ff); der englische Kardinal Adam Easton (gest. 1397) ein liebliches Offizium auf das Fest Mariä Heimsuchung (XXIV 89 ff), welchem ein anonymes Franziskaneroffizium auf dasselbe Fest (XXIV 98 ff) durchaus ebenbürtig ist.

Mögen außer den Reimoffizien Julians von Speier auch noch manche andere Reimoffizien als Proben des „Wunderbaues der mittelalterlichen Kunstformen" gelten, „in welchen Sänger und Dichter gemeinsam unübertroffene Kunstwerke geschaffen haben" [1], so gehen viele andere doch schon über die Scheidelinie hinaus, wo die Kunst zur Künstlichkeit, die Fertigkeit zur Bravour oder Routine, die Fülle des Reims zum Singsang wird. Wie zuvor für den Aufbau des Hexameters fünfzehn verschiedene Schablonen unterschieden worden waren [2], so stellt ein Theoretiker, Magister Tybinus, für die gereimten Rhythmen nicht weniger als vierzehn verschiedene Weisen auf, die, wenn sie auch recht klangvoll lauten, sich doch bedenklich den Spielereien der Meistersänger nähern [3]. Im ganzen dürfte die Kirche auch in künstlerischer Hinsicht das Richtige getroffen haben, wenn sie im römischen Ritus der älteren Entwicklung treu geblieben ist und den Reimoffizien nicht gestattete, das ganze Gebiet der liturgischen Hymnik mit ihren künstlichen Gebilden zu überwuchern.

Der frommen Sangeslust der verschiedenen Orden wie der einzelnen wurde dadurch kein wesentlicher Eintrag getan. Dies bezeugen die zahllosen Reimgebete und Leselieder, welche zum Teil ein Widerhall der liturgischen Poesie sind, zum Teil auch selbständig weithin in allen christlichen Ländern des Mittelalters gedichtet wurden [4].

---

[1] W. Meyer, Der Ursprung des Motetts (Nachrichten der k. Gesellschaft der Wissensch. zu Göttingen. Philologisch-historische Klasse. Heft 2, S. 114).

[2] Retrogradi, Alternati, Dactylici, Ianuarii, Tripodantes, Claudicantes, Coniugati, Quadrigati, Leonini, Concatenati, Crucifixi, Reciproci, Caudati, Intercisi, Differentiales. Nach einer Handschrift des 15. Jahrhunderts. Cod. Vatican. Palatinus 719, fol. 152^{v} ff bei Dreves, Analecta hymn. XVIII 6—9.

[3] Cephalicus, Caudatus, Pyramidalis, Convolutus, Collateralis, Laqueatus, Catenatus, Triangularis, Excellens, Cruciferus, Cruciatus, Vehemens, Interstitialis, Laboriosus. Tractatus de rithmis vel rithmorum magistri Tybini. Nach einer Handschrift des Klosters Seitenstetten. Cod. CVII bei Dreves a. a. O. V 13—15.

[4] Gesammelt bei Dreves, Analecta hymn. Pia Dictamina XV XXIX XXX XXXI XXXII XXXIII; Cantiones Bohemicae (Leiche, Lieder und Rufe des 13., 14.

Achtzehntes Kapitel.

Die Scholastiker und Mystiker.

Die gewaltige Geistesarbeit, welche die Kirchenväter, besonders Gregorius von Nazianz, Gregorius von Nyssa, Hilarius und Augustinus, in philosophischer Durchdringung der christlichen Offenbarung geleistet hatten, blieb nicht unfruchtbar. Bereits Claudianus Mamertus, Priester zu Vienne (gest. 477), entwickelte in einer Schrift gegen den Semipelagianer Faustus von Rhegium die wesentlichen Grundzüge der späteren Psychologie mit bewundernswerter Schärfe und Klarheit[1]. Auch der reiche Schatz philosophischer Kenntnisse, welchen Boëthius durch seine Übersetzungen und Erklärungen antiker Schriftsteller wie durch seine eigenen Werke den Zeitgenossen eröffnete, fand vielfache und eifrigste Verwendung. Durch Cassiodor, Isidor, Beda, Alkuin, Hrabanus Maurus und deren Schüler ward die Erbschaft der antiken und patristischen Philosophie in reichlichem Umfang verbreitet und den folgenden Jahrhunderten überliefert. Wurden auch die spekulativen Fragen der Philosophie und Theologie mehr mit Rücksicht auf die Bibel, die religiösen Kontroversen des Tages und das kirchliche Predigtamt studiert, so erschien nun doch auch die Zeit, wo die Dialektik aus den engeren Grenzen, welche ihr das Trivium gewährte, hinaustrat und sich an den Ordensschulen und Universitäten zur Scholastik, d. h. zur systematischen Philosophie und spekulativen Theologie, entfaltete. Der Name Scholastiker ging von den Lehrern des Triviums und Quadriviums auf die Lehrer dieser erweiterten Philosophie und Theologie über, welche entsprechend den Namen Scholastik erhielt.

Als der erste der Scholastiker wird gewöhnlich Johannes Scotus (Erigena) genannt, den Karl der Kahle 843 an die Hofschule (Schola palatina) zu Paris berief und der wahrscheinlich um 877 in Frankreich starb; doch kann ihm die Begründung der Scholastik schon deshalb nicht zugeschrieben werden, weil er sich in seinen Spekulationen vorzugsweise an die Neuplatoniker anlehnte und durch pantheistische Irrtümer völlig von der kirchlichen Lehre abwich. Auch die auf ihn folgenden theologischen Gelehrten

---

und 15. Jahrhunderts) I; Reimgebete des Konrad von Haimburg und Albert von Prag III; des Ulrich von Wessobrunn III VI; des Christan von Lilienfeld XLI[a]; Cantiones et Muteti XX XXI; Psalteria Rhythmica XXXV XXXVI XXXVIII (Psalteria Wessofontana).

[1] De statu animae, herausgeg. von P. Mosellanus, Basel 1520; K. Barth, Cygn. 1655; Migne, Patr. lat. LIII 697—780; A. Engelbrecht, Wien 1885 (Corpus script. eccl. lat. XI). — Vgl. R. de la Broise, Mamerti Claudiani vita eiusque doctrina de anima hominis, Parisiis 1900.

sind noch eher als Vorläufer denn als eigentliche Begründer der Scholastik zu betrachten; so Hrabanus Maurus, Erich von Auxerre, Remigius von Auxerre, Gerbert (Papst Silvester II.), Fulbert von Chartres, Berengar von Tours, Lanfranc, Roscellin, Wilhelm von Champeaux. Erst Anselm von Canterbury (1033—1109) kann auf diesen Namen wirklich Anspruch machen. Denn wenngleich auch er kein vollständiges System der Theologie aufgestellt hat, so hat er doch in Behandlung der wichtigsten und schwierigsten dogmatischen Fragen (Verhältnis von Glauben und Wissen, Gotteserkenntnis, Menschwerdung des ewigen Wortes, Erlösung) der kirchlichen Spekulation die grundlegenden Bahnen angewiesen. Der weiteren Entwicklung ging aber zunächst eine Zeit unruhiger Gärung und lebhaften Kampfes voraus, hauptsächlich hervorgerufen durch den hochbegabten, aber eiteln und skeptischen Abälard, der, in den Jahren 1102—1136 öfter Professor in Paris, an den verschiedensten Dogmen und an der Offenbarung selbst rüttelte und darum nicht nur andere hervorragende Gelehrte, sondern auch die kirchliche Autorität selber wider sich in die Schranken forderte. Gegen seine Irrtümer erhoben sich zunächst Walter von Montagne (Mauretanien), Kanonikus von St Victor, dann die Theologen Albrecht und Lothar von Reims, der Cistercienser Wilhelm in Signy (früher Abt von St Thierry) und der hl. Bernhard, Abt von Clairvaux. Nach langem Kampfe widerrief Abälard seine Irrtümer und starb (1142) im Frieden mit der Kirche. Weniger gefährlich war der Kampf, den der hl. Bernhard gegen Gilbert de la Porré (Porretanus), Professor zu Paris, dann 1142—1154 Bischof von Poitiers, zu führen hatte[1].

Den weiteren systematischen Ausbau der Theologie förderte der Engländer Robert Pulleyn (Pullus), Professor in Paris und Oxford, dann (1144—1153) Kardinal und Kanzler der römischen Kirche, besonders aber der Italiener Petrus Lombardus, ebenfalls Professor, dann 1159 Bischof von Paris. Obwohl er zeitweilig Abälard hörte, schloß er sich doch früh an den hl. Bernhard an, und seine vier Bücher „Sentenzen“ (um 1140 ab-

[1] A. Stöckl, Geschichte der Philosophie des Mittelalters, 3 Bde, Mainz 1864—1866. — B. Hauréau, Histoire de la philosophie scolastique², 3 Bde, Paris 1872—1880. — P. Haffner, Grundlinien der Geschichte der Philosophie, 2 Bde, Mainz 1881. — J. E. Erdmann, Grundriß der Geschichte der Philosophie. 4. Aufl. bearbeitet von B. Erdmann I, Berlin 1896. — Überweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie. 2. Tl: Die mittlere oder die patristische und scholastische Zeit. 8. Aufl. herausgeg. von M. Heinze, Berlin 1898. — M. de Wulf, Histoire de la philosophie médiévale, Louvain 1900. — J. Kleutgen, Theologie der Vorzeit IV², Münster 1873. — O. Willmann, Geschichte des Idealismus II, Braunschweig 1896. — F. Ehrle, Die päpstliche Encyklika vom 4. August 1879 (Aeterni Patris) und die Restauration der katholischen Philosophie (Stimmen aus Maria-Laach XVIII [1880] 13—28 292—317 388—407 485—498).

gefaßt) wurden rasch das beliebteste Handbuch der Theologie, die Grundlage der weiteren scholastischen Entwicklung.

Auch ihm blieb übrigens Widerspruch nicht erspart. Petrus von Poitiers, Johannes von Cornwall, Walter von Montagne und Gerhoh von Reichersberg bestritten mehrere seiner Sätze, und später einigten sich die Pariser Theologen über 16 Lehrmeinungen des Lombarden, welche nicht allgemeine Annahme fanden.

Wie der hl. Bernhard, so wandten sich auch die sog. Victoriner, Hugo von St Victor (gest. 1141), Richard von St Victor (gest. 1173), Walter von St Victor (gest. 1180), dann Petrus Cantor (1194 zum Bischof von Tournai erwählt), Rupert von Deutz (gest. 1135), Wilhelm von Thierry (gest. 1152), mehr der praktischen und asketischen Seite der kirchlichen Wissenschaft zu, welche man oft als „Mystik" der „Scholastik" gegenüberzustellen pflegt, welche aber tatsächlich mehr als deren praktisches Ergebnis und notwendige Ergänzung zu betrachten ist.

Ihre volle theoretische Entfaltung erhielt die eigentliche Scholastik erst im folgenden Jahrhundert durch die zwei Franziskaner Alexander von Hales (gest. 1245) und den hl. Bonaventura (gest. 1274) und die zwei Dominikaner Albert d. Gr. (gest. 1280) und den hl. Thomas von Aquin (gest. 1274)[1]. Das höchste Ansehen — als nahezu vollendeter und jedenfalls korrektester Ausdruck der kirchlichen Lehre — erwarb sich die Lehre des letzteren, zusammengefaßt in seinen zwei Summen, näher erklärt in zahlreichen Einzelschriften.

Dem Gegenstande nach umfaßt die scholastische Philosophie das gesamte weite Stoffgebiet der Philosophie überhaupt: Logik, Dialektik, Metaphysik, Theodicee, Kosmologie, Psychologie, Ethik, Staatslehre und Gesellschaftslehre mit allen ihren Unterabteilungen. Man kann wohl sagen, daß die schwierigsten und subtilsten Fragen dabei mit dem tiefsten Scharfsinn untersucht worden sind und eine Menge Irrtümer auf das gründlichste widerlegt wurden, welche später im Laufe der Zeit sich marktschreierisch als neue Errungenschaften des Menschengeistes breit gemacht haben. Auch dem Erfahrungswissen und speziell der Naturbeobachtung wurde alle Berücksichtigung zu teil, welche der damalige Stand der Forschung ermöglichte[2].

In ähnlicher Weise umfaßte die scholastische Theologie das gesamte Gebiet der übernatürlichen Ordnung: Gott, Schöpfung, Erlösung, Gnade,

---

[1] Gesamtausgaben seiner Werke von Giustiniani und Manriquez, Rom 1570/71; Venedig 1593/94; C. Moralles, Antwerpen 1612 ff; Paris 1636 bis 1641; B. M. de Rubeis, Rom 1745—1788; Parma 1852—1873; Paris 1871 bis 1882, Vivès; neue Ausgabe angeordnet von Papst Leo XIII., bis jetzt neun Bände (1882—1899). Weitere Literaturangaben bei Mausbach, Art. „Thomas von Aquin" in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon XI² (1899) 1626—1661.

[2] F. v. Hummelauer, Die christliche Vorzeit und die Naturwissenschaft (Stimmen aus Maria-Laach XVII [1879] 388 ff; XVIII 140 ff 281 ff 408 ff).

Glauben, Tugenden, Sakramente. Fußend auf den Quellen der Heiligen Schrift und der apostolischen Überlieferung suchte sie erstens die einzelnen Lehren wissenschaftlich (durch Vernunftschlüsse) aus den Glaubensquellen zu entwickeln und nachzuweisen, zweitens sie wider gegnerische Einwürfe zu verteidigen, drittens sie soweit möglich auch mit Hilfe der menschlichen Wissenschaften näher zu beleuchten und zu durchdringen.

Eine vernünftige, echt wissenschaftliche Freiheit der Untersuchung wurde durch die scholastische Methode nicht nur im allgemeinen begünstigt, sondern auf die Behandlung der geringsten Einzelfragen ausgedehnt. Denn wurde auch den Vorlesungen meist ein erprobtes Handbuch zu Grunde gelegt, so war doch nicht nur dem Professor in dessen Erklärung ein sehr weiter Spielraum eröffnet, auch die Thesen selbst wurden in Form von Fragen gekleidet, der Antwort die gewichtigsten Einwände entgegengestellt und erörtert; nach der gegebenen Lösung des Professors wurde durch die Disputationen die gesamte Frage noch einmal oder wiederholt der eingehendsten Diskussion unterstellt, selbst die krassesten und verfänglichsten Irrtümer als Einwände vorgebracht, durchgesprochen, bis ins kleinste untersucht. Wenn die Kirche dann durch Verbote dafür sorgte, daß solche gründlich widerlegte Irrtümer nicht die Wahrheit verdrängen und an ihrer Stelle verbreitet werden konnten, so hat sie sich damit um Freiheit und Wahrheit zugleich das höchste Verdienst erworben.

Was aber die vielangefochtene Schulsprache der Scholastik betrifft, sagt Paulsen mit Recht: „Wenn barbarisch reden andeutet: anders reden, als die Römer zu Ciceros Zeiten redeten, dann ist das mittelalterliche Latein ohne allen Zweifel barbarisch, nicht viel weniger als Französisch und Deutsch. Wenn man dagegen unter barbarisch reden nicht diese zufällige Abweichung verstünde, sondern allgemein: unangemessen zum Inhalt reden, ohne Sprachgefühl reden, mit überallher zusammengerafften, an diesem Ort unpassenden und sinnlosen Phrasen reden, dann dürfte der Vorwurf der barbarischen Rede den Humanisten häufiger zu machen sein als den mittelalterlichen Philosophen und Theologen. Für die wissenschaftlichen Untersuchungen der letzteren ist ihre Sprache vielleicht nicht weniger passend und notwendig als der aristotelische Stil für die Philosophie. Alle die neugebildeten abstrakten Ausdrücke: substantia, essentia, existentia, quantitas, qualitas, identitas, quidditas, haecceitas, wie sie von humanistischen Schwätzern den Gaffern als monstra und portenta vorgeführt zu werden pflegen, waren ein augenscheinliches Bedürfnis jener begrifflichen Untersuchungen. Die meisten sind in unmittelbarer Anlehnung an die aristotelischen termini gebildet, und daß sie nicht überflüssige oder sinnlose Bildungen sind, wird am besten dadurch bewiesen, daß sie trotz aller Anstrengungen der Humanisten sich erhalten haben, sei es indem sie direkt oder in Übersetzungen in die modernen Sprachen übergingen. Lotze sagt einmal, einer Sprache müßten in etwas die Glieder

gebrochen, die Bänder erweitert werden, damit sie ganz schmiegsam werde, dem Gedanken sich anzupassen. Diesen Prozeß hat das Latein des Mittelalters durchgemacht: so war es völlig geeignet zu sein, was es war: die Universalsprache der Wissenschaft." [1]

Was den hl. Thomas vor den übrigen Scholastikern auszeichnet, ist die organische Einheit des Systems und der weise Eklektizismus im einzelnen.

„Obwohl der englische Lehrer bei den meisten vorausgegangenen Systemen Anleihen gemacht hat, ist sein Geist doch am meisten mit demjenigen des Aristoteles verwandt. Er hat die peripatetische Philosophie erweitert; er hat vor allem die Möglichkeit einer christlich-peripatetischen Philosophie dargetan, indem er, ganz im Geiste der Peripatetiker, jene Teile der aristotelischen Lehre verbesserte, wo Aristoteles hinter seinen eigenen Leistungen zurückblieb oder sich von den sichern Wahrheiten des katholischen Glaubens entfernte." [2]

Seine Summa, das großartigste systematische Lehrgebäude der christlichen Weltanschauung, das bis dahin je entworfen worden, wurde mit vollem Recht mit herrlichen Domen verglichen, in welchen um eben diese Zeit die gotische Baukunst ihre schönsten Triumphe feierte. Es ist ein und derselbe christliche Geist, aus dem beide hervorgegangen, der materielle Bau, der, in wunderbarer Weise den Erlöser beherbergend, in allem Reichtum irdischer Pracht gleichsam Mensch und Schöpfung huldigend in die Höhen emportrug — und der geistige Bau, der, alles profane Wissen der Offenbarung unterordnend, die gesamte Welt der Ideen von der Erde empor auf das letzte und höchste Ziel, die ewige Wahrheit und Liebe, richtete.

In der Form gleicht Thomas vollständig seinem großen Lehrer Aristoteles, dem er auch auf philosophischem Gebiete folgt, soweit es möglich ist, — wie er nüchtern, ruhig, klar, von der sichern Erfahrung zum scharfen Begriff, von scharfen Begriffen zu festen Prinzipien aufsteigend, das Zusammengesetzte mit Adlerblick bis in seine kleinsten Bestandteile zergliedernd und wieder zu höheren und immer höheren Kategorien verbindend, scheinbar aller Poesie und Phantasie fremd, die Organisation der Wesen wie ein kalter Anatom zersetzend, die großen kausalen und teleologischen Fragen des Kosmos wie ein frostiger Rechenmeister erwägend, ja die Menschenseele und das Göttliche selbst nach unbestechlichen dialektischen Formeln untersuchend — und doch, aus diesem scheinbar mechanischen, formalistischen System zahlloser Fragen und Antworten, Einwürfe und Widerlegungen, erhebt sich nach und nach ein Welt-

---

[1] F. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts an den deutschen Schulen und Universitäten, Leipzig 1885, 27 28.

[2] M. de Wulf, Histoire de la philosophie médiévale, Louvain 1900, 290.

plan, der die Lücken der aristotelischen Philosophie ausfüllt und sich in erhabener Idealität weit über die schönsten Träume Platos erschwingt; aus diesem scheinbar winterlichen Gerippe eines Riesenbaumes erblüht Dantes Himmelsrose und umstrahlt Gott, Welt und Mensch, Zeit und Ewigkeit mit dem Lichte der Verklärung.

So wenig die scholastische Methode und nüchterne Terminologie dazu angetan waren, unmittelbar die Literatur zu begünstigen, so fruchtbar und segensvoll war der mittelbare Einfluß der scholastischen Doktrin — die Klarheit, Schärfe und Kraft, welche sie dem Geiste verlieh, — das Gefühl der Sicherheit, das ihre feste Systematik hervorrief, — die Harmonie, welche sie zwischen Wissen und Glauben herstellte, und die Universalität, mit welcher sie alles Erkennbare in ein großes, einheitliches System ordnete. Der Dichter, der ihr folgte, brauchte sich nicht erst mühsam eine eigene Weltanschauung zu zimmern; er konnte sich ganz und gar seinem künstlerischen Stoffe hingeben, ohne von quälendem Zweifel und innerem Kampfe hin und her getrieben zu werden.

Wir finden daher unter den Vertretern der Scholastik von ihren ersten Anfängen bis an den Schluß des Mittelalters durchaus keine Abneigung oder feindliche Stellungnahme zur Poesie, vielmehr sind zahlreiche von ihnen, und darunter einige der berühmtesten, selbst als Dichter zu verzeichnen, allerdings ihrem geistlichen Stande gemäß nicht als weltliche Poeten, sondern als Verfasser kirchlicher Hymnen, von welchen manche bleibend in den liturgischen Gebrauch übergegangen sind, oder anderer lyrischer und didaktischer Gedichte von vorwiegend ernstem, religiösem Gehalt. Wie aber in dem bunten und freien Leben und Treiben des Mittelalters, in seinen kirchlich-politischen und religiösen Kämpfen der Klerus nicht immer ausnahmslos seinen hohen Idealen entsprach, so läuft neben der erhabenen kirchlichen Hymnik, der tiefinnigen mystischen Lyrik, der wohlgemeinten Didaktik auch vieles Weltliche, Leichtsinnige, mitunter entschieden Tadelnswerte in der Gestalt der sog. Vagantenpoesie einher, oft in harmloser Komik und Lebenslust, oft auch mit parodistischem Beigeschmack, oft auch das Erzeugnis von hämischer Spottsucht und sittlicher Verkommenheit. Unter den Vertretern der höheren und würdigeren Poesie aber begegnen uns sowohl solche, welche die bisherigen Formen der kirchlichen Hymnik weiter pflegen und noch kunstvoller ausbilden, als auch solche, welche größere Vertrautheit mit den altklassischen Dichtern und deren poetischen Formen verraten. Alle diese Elemente finden sich vom 11. Jahrhundert an fast beständig nebeneinander, so daß sie sich auch in der Darstellung kaum auseinander halten lassen, wenn man nicht das bunte Bild zerstören will, das aus ihrer Gleichzeitigkeit sich ergibt.

Sehr bezeichnend ist es auch, daß dem größten der mittelalterlichen Päpste, Innocenz III., ebenfalls Hymnen zugeschrieben wurden, wenn

seine Autorschaft auch nicht kritisch nachgewiesen ist. Der schlichte, fromme Hymnus Ave mundi spes, Maria! hat sogar Eingang in seine gesammelten Schriften gefunden[1].

Wenn einige Verehrer den Aquinaten für den größten Dichtergenius des Mittelalters erklärt haben, so ist dies wohl des Guten etwas zu viel. Jedenfalls aber verdient es Bewunderung und ist als ein Ausdruck der kernigen, geistigen Gesundheit und der harmonischen Bildung des Mittelalters zu betrachten, daß sein größter Theologe und Philosoph poetisches Gefühl und künstlerische Sprachgewandtheit genug besaß, um das römische Missale und Brevier mit einem seiner schönsten Festoffizien, demjenigen des Fronleichnamsfestes und seiner Festoktav, zu bereichern. Die „Lektionen" sprechen nicht nur in klarer Deutlichkeit, sondern auch mit ergreifender Salbung die neutestamentliche Grundlage und die patristische Überlieferung des Festgeheimnisses aus; die „Psalmen und Antiphonen" rücken sie in die poesievolle Beleuchtung alttestamentlicher Typik; die prachtvollen Hymnen endlich Lauda Sion, Sacris sollemniis, Pange lingua, Verbum supernum prodiens verbinden all jene Elemente voll zündender Begeisterung mit dem himmlischen Wunder der sakramentalen Gegenwart Christi, das triumphierend durch die gesamte Welt- und Menschengeschichte hinzieht und, wiederum typisch, die Wonne ewiger Seligkeit vorbedeutet. Dabei klingt das Verbum supernum noch an die schlichten, kraftvollen Hymnen des Ambrosius an, das Pange lingua an die alten Rhythmen des Prudentius, das Lauda Sion und das Sacris sollemniis an die reicheren, volleren und belebteren Formen mittelalterlicher Hymnik. Jeder dieser Hymnen ist für sich ein Juwel lyrischer Poesie. Ihren Vollwert erlangen sie jedoch erst in dem überherrlichen Kranze des liturgischen Festgebetes, in welchem aller Jubel, alle Andacht, alle Liebe, alle Seligkeit des Fronleichnamsfestes ihren adäquaten künstlerischen Ausdruck gefunden haben. Es weht hier derselbe Geist, der die mittelalterlichen Dome geschaffen. Wer nicht an die sakramentale Gegenwart Christi glaubt, dem wird das Festoffizium des hl. Thomas, wie der Kölner Dom, mehr oder weniger als eine Verirrung spielender Phantasie erscheinen, wenn auch der Eindruck kaum zu vermeiden sein wird, daß beides schön, großartig, von himmlischer Inspiration getragen ist.

Den Schlußstein des liturgischen Gewölbes bilden die monumentalen Verse, denen in der gesamten Hymnik kaum etwas Gleichwertiges an die

[1] Innocentii III. Papae Hymnus De Christo et beatissima Virgine Maria dignissima Matre eius. Ad quem certas et magnas contulit remissiones et indulgentias (Migne, Patr. lat. CCXVII 917—920). Auch bei Mone, Hymni latini II (1854) 324—326, nach einer Handschrift zu Mainz (Aug. n. 438, Bl. 63) mit dem Vermerk: Innocentii Papae, habens XL dierum indulgentias. Eine andere Mainzer Handschrift aus gleicher Zeit gibt aber Papst Cölestinus als Verfasser an.

Seite gesetzt werden kann, weil sie die gesamte christliche Heilsordnung, in tiefster lyrischer Empfindung, auf die kürzeste Form zusammendrängen:

Se nascens dedit socium,
Convescens in edulium,
Se moriens in pretium,
Se regnans dat in praemium,

mit der ergreifenden Bitte, die im Leben und im Tode des Christen Hoffen und Sehnen zusammenfaßt:

O salutaris hostia,
Quae caeli pandis ostium;
Bella premunt hostilia,
Da robur, fer auxilium!

Um aber den vollen Jubel des Fronleichnamsfestes, einen Vorgeschmack des ewigen, himmlischen Triumphes Christi auszudrücken, hat Thomas von Aquin zu der reicheren, volleren Strophenform Adams von St Victor gegriffen und den herrlichen Hymnus angestimmt, der heute noch die Prozession des heiligen Sakramentes durch alle Länder des Erdkreises hin begleitet:

Lauda Sion Salvatorem,
Lauda ducem et pastorem
In hymnis et canticis.
Quantum potes, tantum aude,
Quia maior omni laude,
Nec laudare sufficis.

In derselben Strophe hat gegen Ende des 13. Jahrhunderts, nach ziemlich verbreiteter Überlieferung, Jacopone da Todi jene tief ergreifende Sequenz gedichtet, welche die Marienklagen früherer Zeiten in die schönste, schlichteste Form brachte und durch Aufnahme in das römische Meßbuch das marianische Passionslied der abendländischen Kirche geworden ist. Die gefeiertsten Musiker haben gewetteifert, dem unübertrefflichen Text einen ebenbürtigen musikalischen Ausdruck zu verleihen. Tausende, die der Kirche nicht angehörten, haben sich daran erbaut. Walter Scott hat sich auf dem Todesbette daran getröstet. Jeder kennt es, und es ist überflüssig, etwas zu seinem Lobe zu sagen. Keine Pietà kann in Marmor die Teilnahme der Gottesmutter am Kreuzwege des Welterlösers erschütternder vergegenwärtigen als dieses wundersame Lied.

Dasselbe Versmaß, wenn auch in etwas anderer strophischer Anordnung, wandte um die Mitte des 13. Jahrhunderts der Franziskaner Thomas de Celano an, der erste Biograph des hl. Franziskus und zeitweilig Oberer seines Ordens in den Rheingegenden, um, voll des innigsten Reueschmerzes und Bußgeistes, sich in die Schrecken des künftigen Weltgerichtes zu ver-

senken und in demütiger Zerknirschung zu dem einstigen Richter emporzuflehen. Das monumentale Gedicht Dies irae, das noch jetzt in jeder feierlichen Trauermesse erschallt und das ebenfalls die größten Komponisten beschäftigte, hat selbst einen Goethe zu erschüttern vermocht; die Erinnerung daran hat in seinem „Faust" auch die Runde durch die moderne, vom Christentum ganz oder teilweise abgekommene Welt gemacht und gemahnt sie noch heute, daß die poetische Kunst des Mittelalters den Vergleich mit der Poesie späterer Zeiten nicht zu scheuen braucht, ja daß diese noch in hohem Maße von ihrer Erbschaft zehrt.

Mit diesen großartigen Sequenzen haben wir den Höhepunkt kirchlicher liturgischer Hymnik erreicht. Unzweifelhaft stehen sie nicht hinter dem Schönsten und Erhabensten zurück, was antike Lyrik hervorgebracht. Mit ihnen ist aber der Schatz der kirchlichen Hymnik noch lange nicht erschöpft. Nicht ästhetische, sondern praktische Gesichtspunkte nötigten die Kirche, eine Menge der herrlichsten religiösen Gesänge, welche schon weite Verbreitung gefunden hatten, wieder aus dem engeren liturgischen Gebiet zurückzudrängen und der poetischen Tätigkeit späterer Geschlechter ebenso Zutritt und Spielraum zu gewähren wie jener der vorausgegangenen Jahrhunderte. Keine einseitige Geschmacksrichtung wird sich darum von der allgemeinen Liturgie wohl völlig befriedigt fühlen; aber die scheinbar widerstreitenden Erzeugnisse verschiedener Zeiten wachsen doch zu einem höheren Ganzen zusammen, das durch seine ehrwürdige geschichtliche Vergangenheit, seine Mannigfaltigkeit der Formen, seine Einheit des Geistes auch der ästhetischen Schönheit nicht entbehrt.

Die fromme Sangeslust hielt sich aber nicht in den engen Schranken des liturgischen Gesanges, sondern flutete weit darüber hinaus in den verschiedensten Formen religiöser Lyrik, und wenn auch die Volksseelsorge, welcher die beiden großen Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner sich vorzugsweise widmeten, mehr die Entwicklung der Volkssprache und deren Literatur begünstigen mußte, haben sie sich doch auch vielfach an der lateinischen Dichtung beteiligt.

Wie der hl. Thomas von Aquin, ist auch der hl. Bonaventura, der größte Theologe des Franziskanerordens, den Dichtern beizuzählen. Ein ergreifender „Lobgesang auf das heilige Kreuz" ist ihm ziemlich sicher zuzuschreiben. Außerdem haben zwei Liederkränze auf das Leiden Christi und auf die seligste Jungfrau, ein Gedicht auf die sieben Worte Christi am Kreuze und ein langes mystisches Gedicht, „Philomena" betitelt, in seine Werke Aufnahme gefunden. Jedenfalls atmen sie seinen Geist und entstammen dem Kreise seines Ordens, dieser fruchtbaren Schule des geistlichen Minnesangs. Das gilt zumal von dem „Nachtigallenlied", der „Philomena". Der Inhalt läßt keinen Zweifel übrig, daß mit diesem Namen der lieblichste aller Frühlingssänger gemeint ist. Denn an die Innigkeit und Glut des

Nachtigallengesanges knüpft sich offenbar die Vorstellung, daß die Nachtigall vor Anstrengung eigentlich des Sängertodes sterbe, eine Vorstellung, welche der Dichter dann allegorisch auf die kirchlichen Tagzeiten und auf das Gebetsleben der gottliebenden Seele überträgt, in sehr mystischer, aber zugleich auch in sehr poetischer Weise.

Lenzesbotin, Nachtigall, die du, wenn hernieder
Nicht mehr trüber Regen rauscht, wenn es Frühling wieder,
Dringen läßt in jede Brust deine weichen Lieder,
Lenke, sinnig Vögelein, zu mir dein Gefieder!

Komm, o komm! Wohin zu ziehn mir nicht würd' gelingen,
Zu dem fernen Freunde sollst, Vöglein, du dich schwingen,
Scheuchen seines Herzens Gram durch dein süßes Singen,
Da mein Wort zu seinem Ohr nicht vermag zu dringen.

Woll' denn, frommes Vögelein, diesen Mangel heben
Und dem Freund mit süßem Gruß davon Kunde geben,
Wie die Wünsche meiner Brust immerdar mit Beben
Nach des lieben Angesichts Wiedersehen streben.

Früge einer, warum ich grad' dein süßes Lallen
Mir zum Boten ausersehn, wiss' er, daß erschallen
Ich von dir hört' eine Kund', die gewiß von allen
Unserm höchsten Herrn und Gott sonderlich gefallen.

Höre denn, Geliebtester, was ich dir erzähle:
Werden kannst du selber auch, birgst du in der Seele,
Ihn nachahmend, den Gesang dieser Liederkehle,
Mit des Geistes Hilfe zur Himmelsphilomele.

Fühlt das Vöglein seinen Tod nahn — so geht die Sage —,
Fliegt's auf einen hohen Baum, auf daß, eh' es tage,
Der melodische Gesang, der mit lautem Schlage
Seinem Schnäbelein entströmt, himmelan es trage.

Holde Lieder singt es schon vor Aurorens Schimmer,
Doch zur ersten Stunde bei frühstem Sonnenflimmer
Tönet immer lieblicher fort sein süß Gewimmer,
Denn im Singen kennet es Rast und Ruhe nimmer.

Um die dritte Stunde, da sich's nicht mehr bezwinget,
Maß zu halten, weil die Freud' ganz sein Herz durchdringet,
Ihm das krankgewordene Kehlchen fast zerspringet,
Weil's bei immer höh'rer Glut hoch und höher singet.

Aber wenn der Mittagszeit Sonnenstrahlen sprühen,
Dann zerreißt sein Eingeweid' heiß'res Liebesglühen,
„Ozi! Ozi!" ruft es aus jetzt wie in der Frühen,
Bis die Sinne ihm vergehn vor Gesangesmühen.

Zuckend mit dem Schnäblein noch, als ihr Lied verklungen,
Sinket Philomena hin, die nun ausgesungen;
Um die neunte Stunde sind ihr ans Herz gedrungen
Todesschauer und des Leibs Adern aufgesprungen.

So ist dieses Vögleins Art; und wenn du daneben
Ob'ger Meldung bist gedenk, wirst, geliebtes Leben,
Du verstehn, wie im Gesang dieses Vögleins eben
Wunderbar von Christi Bund Kunde wird gegeben.

Denn ein Sinnbild ist, wie mich dünket, Philomele
Einer tugendreichen und liebevollen Seele,
Die, des ew'gen Vaterlands eingedenk, der Kehle
Des Gesanges Strom entlockt rein und ohne Fehle.

Höher ihre heilige Hoffnung noch zu heben,
Ward ihr der geheime Sinn eines Tags gegeben:
Was der Mensch aus Gottes Hand hier empfing im Leben,
Stellen vor die heiligen Tageszeiten eben.

Frühste Morgendämmerung, Zeit der Matutinen,
Zeigt, wie Gott den Menschen schuf treu nach seinen Mienen,
Prima, wie den Menschen er drauf im Fleisch erschienen,
Tertia, wie er alsdann lebte unter ihnen.

Wie er dann — so zeiget die sechste dieser Stunden —
Ward gegeißelt und gehöhnt, angespien, gebunden,
Wie er ward gekreuzigt, wie Nägel ihn verwunden,
Ach, und um sein heilig Haupt Dornen sind gewunden.

Um die neunte Stunde dann haucht er aus sein Leben,
Da am Ziel des Kampfes nun angelangt sein Streben;
Überwunden siehet sich Satanas mit Beben;
Und der Gruft wird Christi Leib abends übergeben.

Dieses Tages eingedenk möchte in Gedanken
Hoch empor am Kreuzesstamm sich die Seele ranken,
Dran der starke Leu gebracht seinen Feind zum Wanken,
Er, vor dessen mächt'ger Hand Todespforten sanken.

Gleich aufs neue sind gestimmt ihres Herzens Saiten,
Wieder läßt im Dämmerlicht sie Gesang entgleiten
Ihrem Busen und des Lieds holde Lieblichkeiten,
Dem, der wunderbar sie schuf, Lob und Preis bereiten.

„Guter Schöpfer", singt sie, „als du mich riefst ins Leben,
Deiner Güte reichstes Maß hast du mir gegeben,
Die du ohne ihr Verdienst liebtest, wollt'st du eben
Zur Genossin deines Lichts liebend auch erheben.

O wie wurden mir zu teil wunderbare Ehren,
Da der Herr nach seinem Bild mich erschuf, und mehren
Würd' sich noch des Glückes Maß, wenn die ew'gen Lehren
Und Gebote Gottes nicht übertreten wären!

Denn dein Wille war, daß ich ganz mich dir verschriebe,
Daß es stets zum Heimatland himmelwärts mich triebe;
Nähren, lehren wolltest du mich, o höchste Liebe,
Wie ein Kind, damit ich auf ewig mit dir bliebe.

Seitdem in der Engel Schar ganz mich einzureihen,
Hast du gar beschlossen, dich selbst mir zu verleihen;
Wie lass' ich für solche Huld Dank dir angedeihen?
Andres nicht als meine Lieb' hab' ich dir zu weihen.

O du einz'ge Süßigkeit, o du einz'ge Labe,
Weide aller liebenden Herzen bis zum Grabe!
Was an Leib und Seel' ich bin, alle meine Habe
Hin zu Füßen leg' ich sie dir als Opfergabe!"

„Ozi!" singt ein solches Herz, selig noch in Plagen,
Singt, wie der Geschöpfe keins je sich dürf' versagen,
Einen solchen Schöpfer in reinster Brust zu tragen,
Dessen Herz für sein Geschöpf also warm geschlagen[1].

In den übrigen 66 Strophen führt der Dichter dann noch eingehender das Gebetsleben der gottliebenden Seele und dessen Verbindung mit dem Leben und den Geheimnissen Christi aus, mit einer bezaubernden Innigkeit und Schönheit, wie sie nur dem gotterfüllten Herzen eines Heiligen entströmen konnte. Die liebevolle Auffassung der sichtbaren Natur, das kindliche Versenken in die Jugendgeheimnisse Christi und das begeisterte Umfangen der Demut, Armut und des Kreuzes Christi gemahnen aber nicht minder an den Geist des hl. Franziskus selbst, den, wenn einer, gewiß der hl. Bonaventura ganz und ungeteilt in sich aufgenommen hatte[2].

Von den berühmten Seherinnen, welche durch ihr Tugendbeispiel wie durch ihre Privatoffenbarungen einen mächtigen Einfluß auf die Mystik und das religiöse Leben des Mittelalters ausübten, haben die meisten ihre Gesichte in ihrer Landessprache niedergeschrieben, die hl. Gertrud und die hl. Mechtild deutsch, die hl. Birgitta schwedisch. Auch die hl. Hildegardis, Äbtissin zu

[1] Strophe 1—24 übersetzt von L. Dreves, Des hl. Bonaventura Nachtigallenlied, Einsiedeln 1865. — Vgl. M. v. Diepenbrock, Geistlicher Blumenstrauß[4], Sulzbach 1862, 302—333.

[2] In die neue Bonaventura-Ausgabe VIII (Ad Claras Aquas 1898) sind aufgenommen: I. Laudismus de sancta cruce, II. Philomena, III. De septem verbis Domini in cruce, IV. Meditatio de passione Iesu Christi, V. Corona B. Virginis Mariae (S. 667—678). Die Herausgeber bemerken (S. 667): Opinamur primum hymnum *de sancta cruce* („O crux, frutex salvificus") esse dignissimum, qui Bonaventurae *certo* possit attribui, tum propter eius pretium, tum propter auctoritatem plurium codicum, quorum duo sunt saec. XIV; de aliis quattuor proxime sequentibus carminibus non ita certi sumus. — Dreves (Anal. hymn. XXXV 188) schreibt die „Philomena" John Peckham zu.

Rupertsberg bei Bingen (1097—1179), war des Lateinischen nur sehr unvollkommen kundig und mußte ihre Aufzeichnungen von fremder Hand stilisieren und korrigieren lassen[1]. Doch hinderte dies nicht, daß ihre geistlichen Schriften das höchste Ansehen erlangten, ihr Briefwechsel sich von den Niederlanden bis nach Rom und Jerusalem erstreckte, selbst der hl. Bernhard, die Päpste Anastasius IV. und Hadrian IV., die Kaiser Konrad III. und Friedrich Barbarossa mit ihr in Verkehr traten. So hat sie überaus mächtig auf ihre Zeitgenossen eingewirkt und selbst in theologische Kontroversen bedeutsam eingegriffen. Stiller und unscheinbarer spielte sich das Leben ihrer frommen Zeitgenossin Herrad von Landsperg ab, welche 1195 als Äbtissin von Hohenburg starb[2]. Von ihr stammt der „Lustgarten" (Hortus deliciarum), eine anmutige Blütenlese aus der Heiligen Schrift und den heiligen Vätern, verbunden mit einer Auswahl religiöser Dichtungen, zum Teil mit deren Singweisen, mit wertvollen Miniaturen verziert. Wenn auch die meisten der darin enthaltenen Gedichte von andern herrühren, so bleiben ihr doch einige wenige, schlichte, wahr und warm empfundene Gedichte gesichert und „lassen sie uns als eine Frau von gleich edler Bildung des Geistes wie des Herzens erkennen, welche die lateinische Sprache mit Gewandtheit handhabte und dieselbe zum durchsichtigen und angenehmen Gewande ihres Gedankens und ihrer Gefühle zu machen wußte"[3].

Neunzehntes Kapitel.

Ein mittelalterlicher Encyklopädist.

In Isidor von Sevilla wie bei dem ehrwürdigen Beda, Hrabanus Maurus und Honorius von Autun tritt deutlich das Streben hervor, das

[1] Ihre gesammelten Werke (bei Migne, Patr. lat. CXCVII) umfassen: 145 Briefe, zwei große Sammlungen von Visionen und Revelationen (die erste unter dem Titel: Scivias, die andere: Liber divinorum operum simplicis hominis), ferner: XXXVIII Quaestionum Solutiones; Explanatio symboli S. Athanasii; Vita S. Disibodi; Subtilitatum diversarum naturarum creatarum libri IX (1. Von den Pflanzen; 2. Von den Elementen; 3. Von den Bäumen; 4. Von den Steinen; 5. Von den Fischen; 6. Von den Vögeln; 7. und 8. Von den Tieren; 9. Von den Metallen). — Vgl. Schmelzeis, Das Leben und Wirken der hl. Hildegardis, Freiburg i. B. 1879. — Card. Pitra, Analecta S. Hildegardis, Monte Cassino 1882. — P. Kaiser, Die naturwissenschaftlichen Schriften der Hildegard von Bingen. Progr., Berlin 1901. — Hildegardis causae et curae. Ed. P. Kaiser, Lipsiae 1903.

[2] Chr. M. Engelhardt, Herrad von Landsperg und ihr Werk Hortus deliciarum, Stuttgart und Tübingen 1818.

[3] G. M. Dreves, Herrad von Landsperg (Zeitschrift für katholische Theologie XXIII, Innsbruck 1899, 632—648).

Studium nicht einseitig auf Theologie und Philosophie abzugrenzen, sondern auch die Naturwissenschaften und die geschichtlichen Studien im weitesten Umfang zu pflegen und zu einem encyklopädischen Wissen zu erweitern. Wie der fleißige Reichenauer Mönch Hermannus Contractus eifrig die Beziehungen der Mathematik zur Musik verfolgte, so widmete sich Gerbert von Aurillac (der später von 999 bis 1003 als Papst Sylvester II. die gesamte Kirche leitete), wohl der universellste Gelehrte seiner Zeit, als Lehrer zu Reims nicht nur den humanistischen Disziplinen, sondern ebenso eingehend dem Studium der Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie, arbeitete selbst an der Anfertigung und Vervollkommnung astronomischer Instrumente und hinterließ eine Schule, welche diese Wissenszweige eifrig weiterpflegte[1]. Einen viel größeren Aufschwung nahmen diese Studien, als in der Zeit der Kreuzzüge die arabischen Aristotelesübersetzungen dem Abendland zugänglich wurden. Besonders waren es Albert d. Gr. (gest. 1280)[2] und der Franziskaner Roger Baco (gest. nach 1292)[3], welche die aristotelische Methode des Beobachtens und Sammelns im weitesten Umfang und mit großem Erfolge zur Anwendung brachten.

Legte auch die jugendlich-poetische Fabuliersucht der mittelalterlichen Völker, welche an den allegorischen Märchen des „Physiologus" ein kindliches Gefallen fand, eine vom religiösen Gebiet allzu naiv auf das natürliche Gebiet übertragene Autoritätsgläubigkeit und vorab der Mangel an wissenschaftlichen Instrumenten den induktiven Wissenschaften große Schwierigkeiten in den Weg, so ist jenes naturwissenschaftliche und encyklopädistische Streben doch nie erloschen.

Noch während der hl. Thomas und der hl. Bonaventura an ihren umfassenden theologischen Werken arbeiteten, der sel. Albert d. Gr. das Naturerkennen spekulativ wie experimentell zu erweitern strebte, verwirklichte ein schlichter Mönch wie sie den Riesenplan, das gesamte Wissen jener Zeit in einem Sammelwerke übersichtlich und geordnet zusammenzustellen. Es ist Vincentius von Beauvais, Vincentius Bellovacensis, wohl auch Burgundus oder nach seinem großen Werke Speculum maius oder tripartitum der Speculator genannt.

---

[1] K. Werner, Gerbert von Aurillac, die Kirche und Wissenschaft seiner Zeit, Wien 1881, 58—79.

[2] J. Sighart, Albertus Magnus, sein Leben und seine Wissenschaft, Regensburg 1857. — E. Meyer, Geschichte der Botanik IV, Königsberg 1857, 8—84. — G. v. Hertling, Albertus Magnus. Beiträge zu seiner Würdigung, Köln 1880; Albertus Magnus in Geschichte und Sage, ebd. 1880. — Fr. Ehrle, Der selige Albert der Große (Stimmen aus Maria-Laach XIX [1880] 241 ff 395 ff).

[3] E. Charles, Roger Bacon, sa vie, ses ouvrages etc., Paris 1861. — L. Schneider, Roger Bacon, Augsburg 1873.

Was über seinen Lebenslauf berichtet wird, ist fast alles unsicher. Nach der Ordensüberlieferung der Dominikaner starb er zehn Jahre vor dem hl. Thomas von Aquin, also 1264, und, da seine literarischen Arbeiten ein ziemlich langes Leben voraussetzen, wird mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen, daß er schon etwa 1184—1194, jedenfalls unter der Regierung des Königs Philipp August (1180—1223), geboren wurde. Er studierte zu Paris, trat hier in das 1218 gegründete Dominikanerkloster St Jacques, ward Lektor (d. h. Professor) und trat in nähere Beziehung zu dem König Ludwig IX., dem Heiligen (1226—1270).

Das gewöhnliche Schulcurriculum der sieben freien Künste, der Philosophie und Theologie genügte seinem Wissensdrange nicht. Er war unersättlich im Lesen, Schreiben, Exzerpieren. Er sammelte sich Notizen und Übersichten aus allen Zweigen geistlicher und profaner, alter und neuer Literatur. Wahrscheinlich ist es auf Anregung des Königs zurückzuführen, daß diese unbegrenzte Lesewut (einer seiner Biographen nennt ihn einen helluo librorum) und dieser Sammelfleiß auf das Unternehmen gelenkt wurden, das ihn zu einem der merkwürdigsten Polyhistore und Encyklopädisten aller Zeiten gemacht hat. Nur die Schätze der königlichen Bibliothek, die später an mehrere Klöster und Institute verteilt wurden, die Unterstützung des Königs und die Hilfe seiner Ordensbrüder ermöglichten es dem einen Manne, ein Stück Arbeit zu leisten, das bis dahin so ziemlich einzig dasteht und das bei späteren encyklopädischen Unternehmungen sich auf eine ganze Schar von Gelehrten verteilte. Denn nach annähernder Schätzung fußt seine Encyklopädie auf der Kenntnis von mehr als 450 Autoren, von mehr als 2000, zum Teil sehr umfangreichen Werken in lateinischer, griechischer, hebräischer, arabischer und französischer Sprache. Wenn ihm nun auch beim Exzerpieren und Abschreiben andere hilfreich zur Seite standen, so hat er doch nicht nur diese Hilfsarbeiten überwacht und geleitet, sondern den Löwenanteil an der ganzen Arbeit selbst getragen, den unabsehbaren Stoff selbst durchgesehen, gesichtet, geordnet und zum einheitlichen Ganzen verbunden. Schon die genauen Angaben über die Herkunft seiner Mitteilungen widerlegen die gegen ihn erhobene Anklage des Plagiats; Anordnung und Verbindung der einzelnen Teile aber weisen ihn als einen wirklichen Encyklopädisten im großen Stile aus, der die gewaltigen Stoffmassen wirklich beherrschte.

Speculum maius nannte er sein Werk[1]. Denn von allem, was die sichtbare und unsichtbare Welt an Reden und Taten bietet, sollte es das,

---

[1] Ausgaben: Straßburg 1473; Nürnberg 1483—1486, Koberger; Venedig 1484 1493 1591; Douay (4 fol.) 1624. — Fr. Chr. Schlosser, Vincentius von Beauvais' Hand- und Lehrbuch, Frankfurt 1819. — Histoire litt. de la France XVII 449—519. — M. E. Boutaric, Vincent de Beauvais et la connaissance de l'antiquité classique au XIII[e] siècle (Revue des quest. hist.) XVII (1875) 1 ff. —



was der Untersuchung, der Bewunderung, der Nachahmung wert wäre (quidquid fere speculatione, admiratione, imitatione dignum est ex his, quae in mundo visibili et invisibili facta vel dicta sunt), in einem großen Spiegelbilde vereinigen. Speculum tripartitum, den „dreifachen Spiegel" nannte er das Werk, weil es in drei Teilen: 1. die Beschreibung der Natur und der Eigenschaften aller Wesen, 2. eine vollständige Übersicht aller Künste und Wissenschaften, 3. eine vollständige Geschichte enthalten sollte[1].

Dieser Plan ist in wahrhaft großartiger Weise durchgeführt. Schon die zehn Folianten, welche das Werk in seinen ältesten Ausgaben umfaßt, zeugen von dem großen Maßstab, dem riesigen Fleiß und der Arbeitsenergie, welche bei der Ausführung zur Geltung kamen. Daß er frühere Sammelwerke benutzte, mindert sein Verdienst nicht.

Der erste Teil, das Speculum naturale, auch Speculum in Hexaemeron betitelt, gibt in 32 Büchern (3698 Kapiteln) eine Übersicht des gesamten damaligen Naturwissens, aber im Geiste jener Zeit, nicht nach den Kategorien unserer modernen Methodik, auch nicht nach den Gesichtspunkten der aristotelischen Philosophie, sondern vom Standpunkt des christlichen Katechismus aus und nach der Teilung des biblischen Sechstagewerkes.

Er fängt mit Gott an, dessen Wesen, dessen Attributen, dessen Dreifaltigkeit (Lib. I), bespricht dann sein Verhältnis zu den Geschöpfen und führt den Grundplan der christlichen Weltanschauung aus, daß nämlich das „Buch der Kreaturen" ein Spiegel der Weisheit, Macht und Güte Gottes ist, des Schöpfers, Erhalters und Lenkers aller Dinge[2] (II—XXIII). Im Anschluß an das erste und zweite Tagewerk behandelt er die allgemeine Physik und Astronomie (II—IV); mit dem dritten kommen die Umrisse der allgemeinen Erdbeschreibung (Erde, Wasser usw.) an die Reihe (V—XIV), mit dem vierten die beschreibende Astronomie und Chronologie (XV), mit dem fünften die Ornithologie und Ichthyologie (XVI XVII), mit dem sechsten die übrige Zoologie, Physiologie, Psychologie und Anthropologie (XVIII—XXVIII), mit dem siebten die Lehre von der göttlichen Vorsehung und Weltregierung, Freiheit und Prädestination, Fortpflanzung, Verbreitung und Entwicklung des Menschengeschlechts, Weltende und Welterneuerung (XXX—XXXII).

Der zweite Teil, das Speculum doctrinale, bietet eine Übersicht der Wissenschaften und Künste in 17 Büchern (2374 Kapiteln). Auch hier geht Vincenz wieder vom übernatürlichen, religiös-asketischen Standpunkte aus. Während die ganze Schöpfung klar und unverhüllt vor Gottes Augen liegt, muß sich der Mensch sein Wissen stückweise, mühsam, unter großen

v. Liliencron, Allgemeine Bildung in der Zeit der Scholastik, München 1876. — Holder-Egger in Monum. Germ. Hist. SS. XXIV 154 ff.

[1] Pars prima prosequitur naturam et proprietatem omnium rerum, secunda materiam et ordinem omnium artium, tertia seriem omnium temporum.

[2] Sapientia, potentia, bonitas creatoris, conservatoris et gubernatoris omnium Dei.

Schwierigkeiten erwerben. Er ist nicht in vollkommenem, sondern in gefallenem Zustande. Infolge der Sünde haften ihm die drei großen Übel der Unwissenheit, der Begierlichkeit, der körperlichen Schwäche (ignorantia, concupiscentia, infirmitas corporis) an. Um ihn zu heilen und wiederherzustellen, müssen Weisheit, Tugend und des Lebens Notdurft (sapientia, virtus, necessitas) zusammenwirken. Der ersteren entspricht die theoretische, der zweiten die praktische Wissenschaft, der dritten die mechanischen Künste.

Da Vincenz einen beträchtlichen Teil der Theologie sowie die Fächer des Quadriviums schon in dem Speculum naturale untergebracht hatte, blieben ihm hier für die theoretische Wissenschaft nur die Zweige des Triviums: Grammatik, Logik und Dialektik, Rhetorik und Poetik, denen er einen kurzen Überblick der Geschichte der Philosophie vorausschickt (I—III). Die praktische Wissenschaft gruppiert er ebenfalls in drei Unterabteilungen: 1. Monastik, d. h. individuelle Ethik oder die Kunst, sich selbst zu regieren, 2. Ökonomik, d. h. die Kunst, Familie und Haus zu leiten, 3. Politik, d. h. die Kunst, Völker, Staat und Kirche zu regieren (IV—X). Die mechanischen Künste endlich umfassen die Architektur, die Kriegskunst, die theatrischen Künste, Jagd, Fischfang, Ackerbau, Alchemie (XI). Weit ausführlicher ist die Medizin behandelt (XII—XV). Endlich folgt noch ein Buch über die mathematischen Wissenschaften (XVI) und seltsamerweise eines über Theologie (XVII), das offenbar nicht mehr zum vollen Abschluß gelangt ist.

„Nach der Metaphysik", so sagt er hier, „und nach den übrigen untergeordneten Wissenschaften, sowohl praktischen als theoretischen, welche von den Heiden und Mohammedanern erfunden sind, bleibt uns zuletzt noch ausführlicher von der Theologie zu sprechen." Im ersten Teil widerlegt er nun nach einer schon bei Varro vorkommenden Teilung die drei falschen Religionen: die poetische, die rein philosophische und die politische. Im zweiten Teil geht er dann zu den Quellen der Offenbarung über, zählt die einzelnen Bücher des Alten und Neuen Testamentes auf und gibt dann Notizen über achtunddreißig Kirchenschriftsteller von Clemens Romanus bis auf Richard von St Victor, deren Leben und Werke; von sechsundvierzig andern gibt er nur die Namen an. Die Dogmatik kommt nicht mehr zur Behandlung. Das Werk hat hier offenbar eine Lücke, wahrscheinlich weil Vincenz diesen Teil zuletzt ausführen wollte und nicht mehr dazu kam. Die Lücke ist dadurch weniger empfindlich, da die Summa des Aquinaten sie in glänzendster Weise ausfüllt und von Vincenz selbst theologische Abhandlungen (besonders über die Gnade) vorliegen, welche sein großes Lebenswerk nach dieser Seite hin ergänzen.

Der dritte Teil, Speculum historiale, gibt in 31 Büchern (3793 Kapiteln) eine vollständige Welt- und Kirchengeschichte bis auf das Pontifikat Innocenz' IV. (1243—1254) einschließlich.

Davon fallen sechs Bücher auf die Zeit vor Christus, neunzehn auf die Zeit von Christus bis zum Ende des 11. Jahrhunderts, vier auf das 12. Jahrhundert und die letzten zwei auf den Anfang des 13. Jahrhunderts. Der Epilog behandelt die letzten Weltzeiten, das Erscheinen des Antichrists, den Kampf desselben wider Henoch und Elias, die Bekehrung der Juden, das jüngste Gericht und das Weltende nach den Offenbarungen der hl. Hildegardis[1].

[1] Vincenz von Beauvais (gest. 1264) verfaßte nur ein Speculum naturale, doctrinale, historiale, nicht aber ein Speculum morale. Das ihm unter diesem Namen

„So gliedert sich auch der Geschichts- wie der Naturspiegel nach dem biblischen Schema des Sechstagewerkes; da aber beide gleichmäßig mit der Weltschöpfung beginnen, mit der Welterneuerung schließen, und da endlich auch der zweite Teil oder der Lehrspiegel von dem Gedanken der restitutio hominis lapsi seinen Ausgang nimmt, so ist es im Grunde das einfache Schema der göttlichen Weltschöpfung, Welterneuerung und Weltvollendung, das dem ganzen kolossalen Werk und seiner vielgliederigen Einteilung zu Grunde liegt und in welchem das Speculum oder Weltbild des großen mittelalterlichen Encyklopädisten sich abschließt." [1]

Mag der moderne Forscher die naiv-kindlichen Naturauffassungen und Naturerklärungen belächeln, welche Vincenz noch aus Plinius und den Sammelwerken des früheren Mittelalters herübergenommen hat, mag er die Leichtgläubigkeit und Wundersucht verwerfen, welche schon Melchior Canus an seinem Ordensgenossen getadelt hat, so bedeutet die große Encyklopädie doch immerhin einen gewaltigen Fortschritt gegen ähnliche Versuche, die Isidor von Sevilla, Hrabanus Maurus, Honorius von Autun, Hugo von St Victor unternommen hatten. Es gibt keinen Zweig des Wissens, den die Scholastik in diesem ihrem hervorragenden Vertreter irgendwie geringschätzig zurückgedrängt oder vernachlässigt hätte. Was ihm nur aus talmudischen oder rabbinischen Schriften, aus den alten Autoren der Griechen und Römer, aus arabischen Philosophen, Naturforschern und Ärzten zugänglich war, hat er für sein großes Wissensgebäude zu verwerten gesucht. Bis in die materiellsten, technologischen Fragen hinein umfaßt sein Werk schon den Plan eines tüchtig durchgearbeiteten Konversationslexikons, mit dem sichtlichen Streben, das Errungene weiter auszubreiten und neuer Forschung als Stütze zu dienen. Dabei zeigt er für das positive und historische Wissen ein nicht geringeres Interesse als für das philosophische und spekulative, und weder dem einen noch dem andern gereicht es zum Nachteil, daß der letzte, maßgebende Gesichtspunkt der religiöse ist.

Nach einer allerdings unvollständigen, aber immerhin interessanten Übersicht benutzte Vincenz für sein Speculum folgende Autoren:

---

zugeschriebene Werk ist eine Kompilation, bei welcher auch die Secunda secundae des hl. Thomas stark benutzt wurde, nach dem Tode beider verfaßt, da Vincenz 1264, der hl. Thomas 1274 starb, das Speculum morale aber (l. 3, pars 10, dist. 9 ad 3) eine Bulle Martins IV. vom 22. Februar 1282 (ad uberes fructus) anführt. — Vgl. Echard, S. Thomae Summa suo auctori vindicata, Paris. 1708, und De Scriptoribus PP. unter den Namen des Vincentius Bellovac. und St Thomas. — De Rubeis, Dissert. 14. — Viktor Frins, Die theol. Summe des hl. Thomas von Aquin (Pastor bonus XI [1899] 258 259).

[1] Wagenmann, Art. „Vincentius von Beauvais", in Herzogs Real-Encyklopädie XVI² (1885) 503—508.

1. In orientalischen Sprachen: Außer der Bibel den Talmud und verschiedene rabbinische Schriften; dann die Araber: Alfragan, Albumazar, Rasi, Alfarabius, Alchabitius, Johannitius, Hali, Avicenna, Algazel, Alkindi, Averrhoes.

2. In griechischer Sprache: Hesiod, Homer, Alkman, Aesop, Thales, Anaximander, Pythagoras, Alkmäon, Herakllit, Parmenides, Anaximenes, Empedokles, Okellos Lukanus, Aeschylus, Anaxagoras, Protagoras, Gorgias, Archytas von Tarent, Herodot, Sophokles, Euripides, Sokrates, Demokrit, Hippokrates, Xenophon, Ktesias, Platon, Speusippos, Eudoxios, Pytheas, Aristoteles, Demosthenes, Xenokrates, Menander, Theophrast, Metrodor, Epikur, Zenon, Diokles, Praxagoras, Erasistrates, Herakllides, Euklid, Aratus, Eratosthenes, Hipparch, Polybius, Panätius, Nikander, Posidonius. — Aus nachchristlicher Zeit: Andromachus, Dioskorides, Flavius Josephus, Ptolemäus, Secundus, St Polykarp, St Justin, Hegesipp, Galenus, St Irenäus, Clemens Alexandrinus, Origenes, Alexander von Aphrodisia, Plotin, Porphyrius, Eusebius, St Athanasius, St Ephrem, St Basilius, Gregor von Nazianz, Evagrius, Gregor von Nyssa, Themistius, Johannes Chrysostomus, die Geschichtschreiber Sokrates und Sozomenos, Theodoret, Hesychius, Johannes Damascenus, die Ärzte Theophil und Serapion.

3. In lateinischer Sprache: Plautus, Ennius, Cäcilius, Accius, Terenz, Cato den Älteren, Julius Cäsar, Cicero, Nigidius, Cornelius Nepos, Varro, Gallus, Tibull, Vergil, Horaz, Ovid, Manilius, Vitruvius. — Aus nachchristlicher Zeit: Columella, Valerius Maximus, Phädrus (doch ohne ihn zu nennen), Lucan, Persius, Seneca, Plinius den Älteren, Mucian, Dionysius Areopagita, Statius, Papst St Clemens, Plinius den Jüngeren, Juvenal, Quintilian, Quintus Curtius, St Ignatius, Cajus (den Juristen), Scaurus (den Grammatiker), Sueton, Justinus, Aulus Gellius, Apulejus, Montanus, Julius Paulus, Papinian, Ulpian, Modestinus, Solinus, Calpurnius, Gorgias Martialis, Tertullian, St Cyprian, Chalcidius, Firmicius Maternus, St Hilarius, St Damasus, Macarius, St Ambrosius, Prudentius, St Paulinus, Rufus, Vegetius, Avienus, Claudian, Macrobius, Orosius, Palladius, Symmachus, Sulpicius Severus, St Hieronymus, St Augustin, Cassian, Papst St Leo I., St Prosper, Sedulius, Sidonius Apollinaris, Martianus Capella, Papst Gelasius, Gennadius.

Von den bedeutenderen Klassikern fehlen nur wenige, wie Anakreon, Aristophanes, Thukydides, Dionysius von Halikarnaß, Diodor von Sizilien, Strabo, Lucian, Pausanias, Athenaios, Dio Cassius, Prokop, Lucretius, Catullus, Livius, Tacitus, Mela und Silius Italicus. Für ein weiteres Studium des Altertums war somit der Weg in reichhaltigster Weise gewiesen, um so mehr, als eine Menge dieser Schriftsteller als Autoritäten für die verschiedensten wissenschaftlichen Aufstellungen verwertet wurden. Den humanistischen Studien, Grammatik, Rhetorik und Poetik, wies das Speculum doctrinale allerdings keine bevorzugtere Stellung an als früher das alte Trivium; sie erscheinen lediglich als Vorbereitung für die höheren Disziplinen; allein im Speculum historiale nehmen die alten Klassiker wie auch die Kirchenschriftsteller als Quellen und Gewährsmänner einen breiten Raum ein. Zu einer vernünftigen Weiterausbildung des Humanismus war damit genugsame Anregung gegeben, wenn das ganze System auch einigermaßen

die Tatsache bestätigt, daß das Aufblühen der Scholastik die eigentlich humanistischen Studien zu Gunsten der philosophischen und naturwissenschaftlichen zurückgedrängt hatte.

Zwanzigstes Kapitel.

Anfänge der sog. Renaissance in Italien.

Die glänzendste Verbindung und harmonische Ausgleichung der theologisch-scholastischen und der klassisch-humanistischen Bildung stellt Dante dar, der mit seinem großartigen Weltgedicht der Divina Commedia allerdings aus der lateinischen Dichtung hinaustritt, um in bedeutsamster Weise die italienische Literatur zu inaugurieren, aber seiner ganzen Schulung nach sowie in mehreren seiner kleineren Schriften dem lateinischen Mittelalter angehört. Wir müssen darum auch hier schon seiner in Kürze gedenken.

Vor allem widerlegt seine monumentale Dichtung, die gefeiertste des Mittelalters, das Vorurteil, als hätte die lateinische Geistesschulung und der kirchliche Einfluß den Menschengeist hemmend danieder gehalten. Seit den homerischen Epen hat die Weltliteratur keine Schöpfung aufzuweisen, die so weit und tief gewirkt hat wie diese. Sie ist aber nicht das zufällige Werk eines glücklichen Augenblicks, sie ist die unerwartet aufgegangene Blüte einer Bildung, die durch Jahrhunderte langsam herangereift war. Sie ist nicht denkbar ohne die Lebenskraft des christlichen Glaubens, wie ihn die Kirche von den Zeiten der Apostel unverändert bis in jene Tage bewahrte, ohne die reiche Entfaltung, welche die Theologie durch die Kirchenväter und die großen Scholastiker gewonnen hatte, undenkbar ohne die humanistische Bildung, welche sich schon in der altchristlichen Zeit mit dem Lehrgehalt der Bibel und der kirchlichen Überlieferung verschmolzen hatte. Nicht nur die Grundlinien der scholastischen Philosophie und Theologie, sondern auch die ganze Kulturentwicklung des christlichen Mittelalters spiegeln sich in diesem grandiosen Weltgedicht.

Die Rolle, welche Dante dem Vergil bei seiner Höllenfahrt zuteilt, hätte ein geistlicher Dichter der früheren Zeit, etwa ein Cluniacenser oder Cistercienser, sicher eher einem Engel oder einem alttestamentlichen Patriarchen zugewiesen. Die ehrenvolle Stellung, welche dem alten Cato von Utica am Beginn des Purgatorio beschieden ist, hätte der stoische Selbstmörder in einer solchen klösterlichen Höllenvision wohl kaum gefunden. Von dem allegorisch-symbolischen Helldunkel der Dichtung begünstigt, konnte Dante das heidnische Altertum mit freierem, wohlwollenderem Blick an sich herantreten lassen als etwa Prudentius und die altchristlichen Apologeten, welche

noch die ganze Entsittlichung des heidnischen Roms der Cäsaren vor sich hatten. Nachdem Plato der Lehrer eines Augustin und Anselm, Aristoteles der Lieblingsmeister eines Thomas von Aquin und der gesamten Scholastik geworden war, mochte auch Vergil den christlichen Dichter in eine Hölle führen, die zwar ganz nach der Auffassung christlicher Dogmatik gedacht war, aber doch in der Ausmalung die Namen und Bilder des antiken Tartarus nicht verschmähte. Ein Mißverständnis war hier ebensogut ausgeschlossen, als wenn John von Salisbury oder Alanus ab Insulis Gott den Tonans nannten oder andere Ausdrücke antiker Dichter auf ihn bezogen.

Ebensowenig ist Dante zu tadeln, daß er aus dem engen Kreis heraustrat, welchen Prudentius und die späteren geistlichen Dichter, mit verhältnismäßig wenig Ausnahmen, der Poesie gezogen hatten, daß er nicht bloß die Heiligen besang, sondern die ganze bunte Welt der letzten Jahrhunderte und seiner Zeit in den Rahmen seines Gedichtes aufnahm, das Irdische, Weltliche in seiner buntesten Fülle mit der unsichtbaren Welt zu einem großen Gesamtbild vereinigte und so das großartigste geistlich-weltliche Gedicht des Mittelalters schuf [1].

Es ist hier mit Händen zu greifen, daß weder der kirchliche Glaube noch die scholastische Theologie, noch ein durch und durch kirchlicher Humanismus der erhabensten Entwicklung der Poesie, harmonischer Geistesbildung, nationaler Literaturgestaltung entgegensteht. Aus der Lateinschule des Mittelalters ist der größte italienische Dichter hervorgegangen, den kein späterer an Schaffenskraft mehr erreicht hat [2].

Der einzige Mißklang, welcher die Harmonie des Gedichtes in sich und mit der gesamten christlichen Weltanschauung des Mittelalters stört und welcher es möglich machte, daß Dante von manchen als Vorläufer der „Reformation", ja der „Revolution" und des modernen Liberalismus angesehen werden konnte, ist seine politische Richtung, sein Ghibellinismus, der zwar nach den Begriffen jener Zeit seine Rechtgläubigkeit nicht antastete, ihn jedoch gegen mehrere verdienstvolle Päpste ungerecht gemacht und seiner Auffassung des päpstlichen Primats eine schiefe Richtung gegeben hat. Weit schärfer als in der Divina Commedia tritt dieser Ghibellinismus in seiner

---

[1] On peut dire, et ce sera le résumé de ce travail: que la Divine Comédie est la somme littéraire et philosophique du moyen-âge; et Dante, le saint Thomas de la poésie (A. F. Ozanam, Dante et la philosophie catholique au XIIIe siècle. Louvain 1847, 209). — Vgl. F. Hettinger, Die göttliche Komödie des Dante Alighieri [2], Freiburg 1889. — G. Gietmann, Die göttliche Komödie und ihr Dichter, Freiburg 1885. — F. X. Kraus, Dante. Sein Leben und sein Werk. Berlin 1897. — Scartazzini, Dante-Handbuch, Leipzig 1892. — Grauert, Zur Danteforschung (Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft), München 1895, 510 ff.

[2] Die lateinischen Schriften Dantes: De vulgari eloquio, De monarchia, Quaestio de aqua et terra, Epistolae, bei P. Fraticelli, Opere minori di Dante [3], Firenze 1873.

lateinischen Schrift De monarchia hervor, gegen welche denn auch kirchliche Verbote ergangen sind. In enthusiastischem Studium der Alten war Dante von der wirklichen historischen Bedeutung des damaligen Kaisertums so weit abgekommen, daß er auf die Eroberungen der alten Römer hin den Italienern seiner Zeit ein unmittelbar göttliches Recht der Weltherrschaft zusprechen zu können wähnte und seine phantastischen Beweisversuche mit den Worten schloß:

Et iam sufficienter manifestum esse arbitror, Romanum populum sibi de iure orbis Imperium adscivisse. O felicem populum, o Ausoniam te gloriosam, si vel numquam infirmator ille imperii tui natus fuisset, vel numquam sua pia intentio ipsum fefellisset[1].

Dies geht auf Kaiser Konstantin, dem Dante die weltliche Macht und die Verweltlichung des Papsttums irrigerweise zuschrieb.

In der Divina Commedia ist dem weltlichen Humanismus seine untergeordnete Stellung zu den höheren Idealen, zur christlichen Ordnung völlig gewahrt. In seiner Schrift De monarchia aber hat Dante unzweifelhaft diese Ordnung verlassen und dem weltlichen Humanismus eine Stellung angewiesen, die mehr oder weniger auf Abwege führen mußte. Wenn er in der Politik das altrömische Imperium als rechtsgültig, als Basis und Spitze der gesamten Weltpolitik wieder aufleben ließ, was lag da näher, als auch die altklassische Poesie — unabhängig von der christlichen Ordnung — wieder neu aufleben zu lassen? Er selbst hat diese Folgerung nicht gezogen, aber andere zogen sie — manche nur teilweise, schüchtern, mit Vorbehalt, ohne Poesie und Wirklichkeit streng zu sondern, manche aber auch entschieden, rücksichtslos und realistisch bis an die äußersten, gewagtesten Grenzen. Zwischen dem frommen, strengen Humanismus eines Prudentius, der von der Antike nur Sprache und Metrik an sich zog, und einem völligen Neuheidentum entwickelte sich der weltliche Humanismus fortan in allen nur denkbaren Schattierungen. Zum völligen Abfall von Glauben und Kirche kamen nur sehr wenige; aber überaus groß war die Zahl derjenigen, welche in Poesie und Literatur fast ganz von christlichen Vorstellungen und Sittenbegriffen absehen zu dürfen vermeinten und vor lauter künstlerischer Verehrung und Nachahmung des klassischen Altertums unvermerkt auch in dessen praktisches Fahrwasser gerieten, berauscht von seiner Formschönheit auch seine sittliche Ungebundenheit und Entartung mit in den Kauf nahmen und in Poesie und Leben stark den alten Göttern huldigten[2]. Das war schon bei Dantes Lehrer Brunetto Latini der Fall.

---

[1] Lib. 2, § 11 (in fine).

[2] J. Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien. 3. Aufl. von L. Geiger, Leipzig 1877/78. — G. Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. 3. Aufl. von M. Lehnardt, Berlin 1893. — L. Geiger, Renaissance und Humanismus in Italien und Deutsch-

Wie fern Dante einer solchen Richtung stand, zeigt am deutlichsten die Schrift De vulgari eloquio. Wenn er darin bestrebt ist, aus dem Wirrsal der verschiedenen Dialekte heraus zu einer einheitlichen italienischen Nationalsprache zu gelangen, so hat er damit allerdings mit der bisherigen Alleinherrschaft des mittelalterlichen Lateins in Literatur und Bildung gebrochen, aber keineswegs ein altklassisches Latein, sondern die neue Volkssprache an dessen Stelle gesetzt. In Stoffgehalt und Anschauungsweise ist er ein mittelalterlicher Theologe geblieben[1].

Unter den lombardischen Dichtern, welche noch mit Dante oder bald nach ihm lebten, bewahrte der Humanismus dieselbe Färbung wie bei ihm. Die Hauptformen waren Elegie und Ekloge. In diesen behandelten Bonatino, Benvenuto de' Campesani (gest. 1313), Matteo Plegaferro da Vicenza und Giovanni di Virgilio eigene Erlebnisse und allgemeine Tagesfragen. Ferreto da Vicenza verherrlichte die Ahnen des Can Grande della Scala von Verona in einer Epopöe; Albertino Mussato, Ratsherr der Republik Padua (1261—1330), dagegen warnte seine Mitbürger vor demselben Tyrannen, indem er sie in seiner Tragödie Eccerinis an die Gewalttaten des Ezzelino da Romano erinnerte. An dramatischer Handlung war das Stück arm, aber der Reichtum an kräftigen Sprüchen und die patriotische Begeisterung schlugen durch, und die Paduaner krönten 1314 den Verfasser feierlich zum Dichter, was seit der römischen Kaiserzeit ganz außer Gebrauch gekommen war. Neben frommen Soliloquien hinterließ Mussato übrigens auch sehr schlüpfrige Verse, und der noch lebende, verbannte Dante hätte auf den Lorbeerkranz doch ganz andere Ansprüche erheben können als er[2].

---

land (W. Oncken, Allgem. Geschichte in Einzeldarstellungen II 8), Berlin 1882. — G. Körting, Die Anfänge der Renaissanceliteratur in Italien (Geschichte der Literatur Italiens im Zeitalter der Renaissance III 1), Leipzig 1884. — G. Tiraboschi, Storia della letteratura Italiana V VI, Modena 1775. — L. Pastor, Geschichte der Päpste I⁴, Freiburg 1901. — J. Guirand, L'Église et les origines de la Renaissance, Paris 1901. — E. Steinmann, Rom in der Renaissance von Nikolaus V. bis Leo X.², Leipzig 1902.

[1] Seine Rechtgläubigkeit verteidigte schon Kardinal Bellarmin gegen Verdächtigungen von protestantischer Seite (Responsio ad librum quemdam anonymum, cui titulus est *Aviso piacevole dato alla bella Italia*. Cap. 12—19. Opp. VII, Colon. Agripp. 1617, 542—553), bemerkt aber über seine Politik: Dantes enim, factione Gibellinus, non modo non domesticus, sed etiam hostis Pontificum fuit.

[2] Albertino Mussato Opera, Venetiis 1636, zum Teil abgedruckt bei Graevius-Burmann, Thesaur. antiqu. Ital. VI, Leiden 1722, 2; die Eccerinis und die historischen Werke bei Muratori, Script. rer. Ital. X. — Vgl. J. Wychgram, A. Mussato, Leipzig 1880. — G. Körting, Geschichte der Literatur Italiens im Zeitalter der Renaissance III 302—370. — J. L. Klein, Geschichte des Dramas V, Leipzig 1874, 235—251.

Ziemlich unabhängig von Dante, aber ungefähr auf derselben Grundlage, wenn auch etwas freier, entwickelte sich der Humanismus bei Francesco Petrarca, der nächst Dante an der Spitze der italienischen Literatur steht, aber gleichzeitig mehr als er den Neulateinern beizuzählen ist.

Sein Vater war ein Partei- und Leidensgenosse Dantes. Am selben Tag (27. Januar 1302) wurde Ser Petracco mit jenem aus der gemeinsamen Vaterstadt Florenz verbannt. Zu Arezzo wurde ihm (20. Juli 1304) der Sohn geboren, der seinen Namen verewigen sollte. Er nahm ihn mit nach Pisa und nach Avignon, wo Papst Clemens V. seinen Hof aufgeschlagen hatte. Mit ungewöhnlicher Begeisterung verlegte sich Francesco auf die lateinische Literatur; in Montpellier, wo er sich dem Studium des Rechts widmen sollte, fuhr er fort, sich vorzugsweise mit Vergil, Cicero und Livius zu beschäftigen. Vergeblich sandte ihn der Vater nach Bologna; auch hier blieb er seiner Neigung treu und fand bald an Giacomo Colonna, Bischof von Lomby, und an Kardinal Giovanni Colonna, dessen Bruder, wohlgewogene Gönner, welche ihm durch Unterstützung und geistliche Pfründen die Mittel verschafften, sich ganz der Literatur zu widmen und dabei ein ziemlich ungebundenes Leben zu führen. Die höheren Weihen empfing er nicht; all das Geschrei, das mit Bezug auf ihn wider den kirchlichen Cölibat erhoben worden ist, entbehrt deshalb eines tatsächlichen Anhaltspunktes und fällt auf die Ankläger selbst zurück. Seine berühmten Sonette auf Laura von Noves, die er 1327 zum erstenmal sah und dann jahrelang nach Art der Troubadours besang, tragen ein durchaus edles, ideales Gepräge; ebenso tritt in seinem umfangreichen Briefwechsel, bei manchen menschlichen Schwächen, doch eine wesentlich ernste, christliche und kirchliche Lebensauffassung klar und deutlich zu Tage[1].

Eine lange Reise führte ihn 1333 nach Paris, durch die Niederlande nach Lüttich, Aachen, Köln und durch den Ardennenwald zurück nach Avignon. Im Jahre 1337 besuchte er Italien und hielt sich längere Zeit in Rom

[1] Tommasini, Petrarca redivivus[2] (Sammlung der ältesten Biographien), Patavii 1650. — De Sade, Mémoires sur la vie de Pétrarque, Amsterdam 1797. — Baldelli, Del Petrarca e delle sue opere, Firenze 1797. — L. G. Blanc, Art. „Petrarca" bei Ersch und Gruber (1844), Sekt. 3, Tl 19, 204—254. — Mézières, Pétrarque, Paris 1868; [2]1873. — L. Geiger, Petrarca, Leipzig 1874. — G. Körting, Petrarcas Leben und Werke (Geschichte der Literatur Italiens im Zeitalter der Renaissance I), Leipzig 1878. — Bartoli, Storia della letteratura italiana VII, Firenze 1884. — P. de Nolhac, Pétrarque et l'humanisme, Paris 1892. — Levati, Viaggi del Petrarca in Francia, in Germania, in Italia, Milano 1820. — Malmignati, Petrarca a Padova, a Venezia e ad Arqua, Padova 1874. — F. X. Kraus, Fr. Petrarca in seinem Briefwechsel (Deutsche Rundschau LXXXV [1895] 345 ff; LXXXVI 55 ff 249 ff). — H. Morf, Die Bibliothek Petrarcas (Aus Dichtung und Sprache der Romanen, Straßburg 1903, 172—184); Francesco Petrarca (Deutsche Rundschau CXX [1904] 103—115).

auf. Die vom Papste verlassene ewige Stadt machte einen unauslöschlichen Eindruck auf seine Seele, einen der tiefsten seines Lebens. All die glorreichen Erinnerungen des klassischen Altertums, der christlichen Vorzeit, der mittelalterlichen Herrlichkeit und Größe Roms lebten da gleichzeitig vor ihm auf, und der traurige Verfall der Königin der Städte erfüllte sein Gemüt mit tiefster Ergriffenheit und Trauer. Mit schwärmerischer Begeisterung umfaßte er den Gedanken, den Papst wieder nach Rom zurückzuführen, die Pracht und Schönheit des mittelalterlichen Roms wieder herzustellen, die Macht, den Ruhm und die Freiheit der alten Römer unter päpstlichem Patronat neu aufleben zu lassen, selbst als lateinischer Dichter mit Vergil um die Palme zu ringen und sich den Lorbeerkranz auf dem Kapitol zu erwerben. Sein ganzer literarischer Ehrgeiz verschmolz mit jenen religiös-patriotischen, poetisch-humanistischen Idealen.

Er hatte im Grunde noch nicht sehr viel geleistet — eine Anzahl italienischer Sonette und Kanzonen, einige kleinere lateinische Gedichte, den Anfang eines lateinischen Epos „Afrika" —, als sich schon der kühnste seiner Träume erfüllen sollte: er wurde auf dem Kapitol zu Rom feierlich zum Dichter gekrönt, allerdings nur von einem Stellvertreter des Königs Robert von Neapel, durch den er sich zuvor in der Poesie hatte examinieren lassen, aber unter rauschendem Beifall des römischen Volkes, dessen Lokalpatriotismus er in neuen Reden und Gedichten schmeichelte, doch keineswegs in einem unkirchlichen oder antikirchlichen Sinne. Er legte seinen Lorbeerkranz am Altare des hl. Petrus nieder.

Vor und nach dieser Ehrung, welche für ihn mehr einen Lohn künftigen als bereits erworbenen Verdienstes bedeutete, zugleich aber ein Triumph lateinischer Poesie und Bildung war, lebte Petrarca als literarischer Einsiedler in seiner malerischen Klause Vaucluse an den Quellen der Sorgue, mit dem Studium der Alten und der Abfassung poetischer wie prosaischer Werke beschäftigt, im ganzen heiter und zufrieden, bis das Jahr 1347 das von ihm lebhaft begrüßte Regiment des Cola di Rienzo zu Rom stürzte, die furchtbare Pest von 1348 Laura und manche Freunde dahinraffte. Nachdem er 1350 zum Jubiläum nach Rom gewallfahrtet war, verließ er 1353 Vaucluse für immer und ließ sich, nach kurzem Aufenthalt zu Mailand, erst in Venedig, dann in dem Dörflein Arqua bei Padua nieder. An all diesen Orten unterbrachen indes diplomatische Sendungen und andere Reisen seinen Aufenthalt. Am 28. Juli 1374 starb er zu Arqua friedlich an seinem Studiertisch, nach einem im ganzen rastlosen Leben, im Frieden mit der Kirche, in seinen späteren Jahren auch immer mehr den Übungen christlicher Frömmigkeit zugewandt.

Mit dem ungeheuren Ansehen, welches Petrarca bei den Zeitgenossen besaß, stehen seine Leistungen keineswegs in entsprechendem Verhältnis. Eitel-

keit, Ruhmsucht, stetes Vordrängen seines lieben Ich, Wankelmut, Undank gegen Wohltäter und Freunde, höfische Untertänigkeit gegen unwürdige Gewalthaber umdüstern die freundlichen Lichtseiten seiner Persönlichkeit, sein tiefes Gemüt, seinen hohen, lyrischen Idealismus, seinen Studieneifer und seine ansehnliche humanistische Gelehrsamkeit. Als Politiker war er geradezu Phantast, als Diplomat mehr Paraderedner denn ein gewandter und wirklich einflußreicher Unterhändler. Seine ethischen und religiösen Traktate („Von den Heilmitteln gegen Glück und Unglück", „Vom einsamen Leben", „Von der Muße der Klosterleute"), mehr von Seneca als etwa von Augustin beeinflußt, sind nicht tief und fromm genug, um sich irgendwie mit den Meisterwerken patristischer Askese messen zu können, anderseits doch noch so christlich und mittelalterlich gedacht, daß sie ein modernes Weltkind schwerlich befriedigen. Auch seine kleinen Abhandlungen „Über die beste Staatsverwaltung", „Über das Amt und die Tugenden eines Feldherrn", „Über den Geiz", „Über die wahre Weisheit" tragen mehr das Gepräge humanistischer Stilübungen als tiefdurchdachter philosophischer Leistungen. Ähnlich tritt in seinen „Vier Büchern über die denkwürdigen Dinge" und seinen Biographien berühmter Männer (De viris illustribus), in welchen außer Alexander d. Gr., Pyrrhus und Hannibal nur achtundzwanzig alte Römer Aufnahme gefunden haben, das eigentlich historische Interesse hinter dem antiquarischen, philologischen und stilistischen zurück. Die wenigen erhaltenen Reden sind vorwiegend Prunk- und Schaustücke[1].

Am interessantesten von seinen lateinischen Prosaschriften sind seine in vier Sammlungen zusammengestellten Briefe, in welchen er wohl auch gelegentlich eine künstliche Pose annimmt und stark deklamiert, aber doch meistenteils seine Ideen, Stimmungen und Erlebnisse in treffender, bezeichnender Weise mitteilt, und die darum ein vielseitiges Bild seiner stets beweglichen Individualität gewähren. Ergänzt werden sie durch mehrere Streitschriften, besonders diejenige gegen einen Franzosen und diejenige gegen einen Arzt, dann den „Brief an die Nachwelt" (Ad posteros), „die drei Gespräche über die Weltverachtung" (De contemptu mundi) und drei Bücher poetischer Episteln, welche wohl als das Beste seiner lateinischen Poesie bezeichnet werden dürfen. Denn sein Bucolicon (zwölf

[1] F. Petrarca, Opera (ed. I. de Amerbach), Basileae 1496; Opera, Venetiis 1503; Opera omnia, Basil. 1554. — Scritti inediti (publ. da A. Hortis), Trieste 1874. — Epistolae de rebus familiaribus et variae (ed. Fracassetti), Florent. 1859—1863. — Lettere senili (ed. Fracassetti), Firenze 1869/70. — Poemata minora (ed. Rossetti), Mediol. 1829—1834. — Africa (cur. Corradini), Padova 1874. — De viris illustribus (cur. A. Razzolini), Bologna 1874 1879. — Historia Iulii Caesaris (ed. Schneider), Lips. 1827. — Italienische Übersetzungen der „Africa" von L. B. Gando, Oneglia 1874 und A. Palesa, Padua 1874.

Eklogen umfassend) ist schon stark gekünstelt, und sein unvollendetes Epos „Afrika“, das er anfänglich als sein poetisches Hauptwerk betrachtete, sank in seinen eigenen Augen später zu einer ziemlich mißglückten Schöpfung herab[1]. Sie bringt das Schiefe und Mißliche seiner ganzen humanistischen Richtung am deutlichsten zum Ausdruck[2]. Ein Römer der altrepublikanischen Zeit hätte aus dem Stoffe ein glänzendes Nationalepos gestalten können; aber anderthalb Jahrtausend später konnte in der Hand eines christlichen Dichters nur ein künstliches Schulepos daraus entstehen. Als solches ist das Werk immerhin eine bedeutende Leistung.

„Es besitzt die ‚Afrika‘ eine große Anzahl von Episoden, welche geradezu Meisterwerke der poetischen Kunst genannt werden müssen; sie weist eine Fülle von Naturschilderungen und Gleichnissen auf, deren sich auch der bedeutendste Epiker nicht zu schämen haben würde. Jedenfalls war der Dichter der ‚Afrika‘ ein hochbegabter Dichter, wenn auch eben nicht ein Epiker ersten Ranges, und die ‚Afrika‘ ist trotz der Fundamentalfehler ihrer Komposition doch eine bedeutende und des Lesens wohl würdige Dichtung; ja es wird sie ein jeder lesen müssen und übrigens auch mit vielem Genuß lesen können, dem daran gelegen ist, sich ein Gesamturteil über Petrarcas poetische Befähigung zu bilden.“[3]

Seine Auffassung der klassischen Studien und des Lebens selbst hat er am schönsten in einem Briefe zusammengefaßt, der an einen jungen Ordensmann gerichtet ist.

„Folge also, wie Cato bei Tullius sagt, unserem besten Führer wie einem Gott, ja dem Vater der Natur und aller Dinge, Gott selbst, der mit lauter Stimme zu dir und zu allen Menschen ruft, die er erschaffen und erlöst hat, nicht nur vom Himmel, wo er in Ewigkeit herrscht, sondern auch von dem schmerzlichsten Siegeszeichen, das er für uns nackt, mit Dornen gekrönt als Triumphator bestieg. Ja, alle ruft er; wenige hören ihn. Sei du einer der wenigen; sonst wäre es dir besser, gar nicht zu sein. Höre und erhöre ihn, von dem du Leib und Seele und Talent erhalten hast, durch den du so bist, wie wir dich gern haben, und noch so werden wirst, wie wir es wünschen und hoffen. Ich will dich heute nicht weiter drängen; ich bin gewiß, daß dir dies und auch weit weniger genügt, da du, auch wenn ich schweige, aus dir selbst erkennst, was ich wünsche und auch andere, die dich lieben. Eines will ich indes nicht übergehen: schenke denjenigen weder Ohr noch Herz, welche dich unter dem Vorwand des theologischen Studiums von der Pflege der literarischen Bildung abzumahnen suchen. Um von den andern zu schweigen, wenn Lactantius und Augustinus derselben entbehrt hätten, so hätte weder jener den Aberglauben der Heiden so leicht untergraben, noch dieser die Stadt Gottes mit so viel Kunst und in so gewaltigen Massen aufgebaut.

Es ist dem Theologen nützlich, außer der Theologie noch vieles zu wissen, ja wenn es möglich wäre, nahezu alles, um gegen die Angriffe der Fleischlichgesinnten

[1] Analyse bei Körting, Petrarca 656—672.

[2] Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums I 151 152.

[3] Körting a. a. O. 676.



gewaffnet zu sein. Gewiß, wie nur ein Gott ist, dem alles unterworfen ist, so gibt es nur eine Wissenschaft über Gott, der alle andern guten Wissenschaften untergeordnet sind. Hierüber handelt übrigens derselbe Augustinus im zweiten Buche von der christlichen Lehre. Lies also gemäß seinem Rate, was du kannst ohne Nachteil für dein Hauptvorhaben, und lerne so viel, als es ohne Schaden für deinen Verstand und dein Gedächtnis möglich ist und bedenke immer, daß du Theologe, nicht Dichter oder Philosoph bist, außer insofern der wahre Philosoph auch ein Liebhaber der wahren Weisheit ist. Die wahre Weisheit des Vaters aber ist Christus. Das eine will ich hinzufügen: das möge dir besonders am Herzen liegen, daß die Dinge, auf welche du deine Aufmerksamkeit lenkst, nicht verborgen und dunkel, sondern wahr und klar seien. Denn es gibt Leute, die sich eitel mit dem brüsten, was weder sie noch andere verstehen, ein törichtes Geschlecht. Denn wie die Wahrheit der Gegenstand des Verstandes, so ist, wenn ich nicht irre, die Klarheit dessen Beglückung. In aller Heiligkeit und Tugend aber verlaß nie jenen leichten und kurzen Weg des Sokrates zum Ruhm: daß du nämlich das zu sein dich bestrebst, wofür du gelten willst. Denn es gibt sehr schlimme Leute, die für die besten gelten wollen, als ob sie gleich den andern auch Gott und ihr Gewissen betrügen könnten. Auf diesem doppelten Wege hast du viele Führer, für beide mag dir indes der eine Augustinus dienen, dein gewohnter Führer: du siehst, wie er gerade in deinem Alter mit Irrtümern und Lastern in edlem Ansturm so herrlich gekämpft hat. Gab es bei ihm je einen Irrtum in Leben oder Lehre, so wurde der erstere durch das Leben gehoben, der zweite mit eigener Hand durch das sorgfältigste Werk ausgerottet, so daß es nichts Sicheres gibt, als Leben und Lehre dieses Mannes zu folgen. Das sollst du nie aus dem Gedächtnis verlieren.

Endlich bitte ich dich, sobald du dahin gekommen sein wirst, wohin du dich sehnst, und ich will hoffen, das wird bald geschehen, sammle gegen jenen tollen Hund Averrhoes, der von unsäglicher Wut getrieben, gegen seinen Herrn Christus und gegen den katholischen Glauben bellt, von überallher seine Lästerungen. Du weißt, ich hatte das bereits begonnen, aber meine allzeit ungeheure und jetzt noch mehr als sonst angewachsene Beschäftigung und nicht geringerer Mangel an Wissen als an Zeit hielten mich davon ab. Wirf dich mit aller Kraft und Anstrengung deines Geistes auf diese von vielen großen Männern unfrommerweise vernachlässigte Aufgabe und schreibe ein kleines Werk und widme es mir, ob ich dann noch am Leben bin oder inzwischen von dannen gehe. Denn es ist immer Zeit für alle, und ich unter andern bin schon gewöhnt, daran zu denken. Zweifle nicht daran, daß es dir etwa an Geist oder Stil fehle, wenn es auch bei manchen der deinigen gewöhnlich fehlt. Christus, der dir schon bei der Geburt beigestanden, wird dir beistehen, wenn du seine Sache führst." [1]

Der junge Mann, an welchen Petrarca diese Mahnung richtete, war Luigi de' Marsigli, ein Florentiner aus alter und vornehmer Familie,

[1] Francisci Petrarchae Lib. Epistolarum sine titulo. Ep. XXII (Opp. ed. Ioa. de Amerbach), Basileae 1496, fol. M. 4 5. Vgl. Fracassetti, Lettere senili II 246 ff. — Eine ebenso tiefreligiöse, echt christliche Lebensanschauung bekundet der schöne Brief an Johann Colonna a S. Vito (Epist. Famil. VI 2, bei Fracassetti, Epist. de rebus familiaribus I 310 f). Vgl. Körting, Petrarca 408 ff. Über seine kirchliche Gesinnung vgl. auch Bellarmin, Responsio ad librum quemdam anonymum etc., Opp. VII, 553—558.

der damals etwa zwanzig Jahre zählen mochte, aber schon seit einiger Zeit dem Augustinerorden angehörte. Er studierte noch weiter in Paris, erlangte daselbst den Doktorgrad der Theologie, ward nach seiner Rückkehr ein gewaltiger Volksprediger und Provinzial seines Ordens. Man begehrte ihn sogar zum Bischof von Florenz. Ganz nach Petrarcas Wunsch verband er mit echt religiösem und kirchlichem Wissen und Wirken das lebhafteste Interesse für die klassischen Studien und gründete mit seinen Ordensbrüdern Martino de Signa und Pietro de Castelletto in dem Kloster San Spirito eine Art literarischer Akademie, mit welcher die hervorragendsten Literaten von Florenz in Beziehung traten[1]. Dieselben Männer, unter ihnen Salutato, der Kanzler der Republik (mit vollem Namen Coluccio di Piero de' Salutati), der eifrige Humanist und Musiker Francesco Landini, der Physiker und Mediziner Marsilio di Santa Sofia, dann der gelehrte Biagio Pelacani von Parma, versammelten sich auch in der Villa Paradiso und in den Gärten des reichen Kaufherrn Antonio degli Alberti und dessen Sohnes Leone Battista. Da wurden die anmutigsten, anregendsten Gartenfeste des Morgens mit einer heiligen Messe begonnen, dann mit literarischen und gelehrten Unterhaltungen gewürzt. Es wurden Novellen vorgetragen, philosophische Disputationen und literarische Gespräche gehalten, Werke der alten Klassiker und Kirchenväter besprochen, geschichtliche und sprachliche Fragen erörtert, Gedichte vorgetragen, von der Jugend auch musiziert, gesungen und getanzt. Jung und alt, geistlich und weltlich, ernste Theologen und lebenslustige Weltkinder, frommgläubige Seelen und skeptisch angehauchte Philosophen und Altertümler begegneten sich hier in gemeinsamer Pflege der Literatur.

Entschieden weltlicher als Petrarca lebte und wirkte sein Zeitgenosse und Freund Giovanni Boccaccio[2], als Sohn eines Kaufmanns aus

[1] L. de' Marsigli, Comento a una canzione di Francesco Petrarca, Bologna 1863. — L. Colucii P. Salutati, Epistolae (ed. I. Rigaccio), Florent. 1741/42 (italienisch übersetzt von F. Novati, Rom 1891); seine Invectiva in A. Luschum (ed. D. Moroni), Florent. 1821. — L. B. Alberti, Opere volgari (ed. Bonucii), Firenze 1844. — Opuscoli morali (trad. da Bartoli), Venezia 1568; L'architettura (trad. da Bartoli), Venezia 1565.

[2] J. Boccacii, De genealogia Deorum, Venet. 1472 1547; De montibus, sylvis etc., ebd. 1473; De claris mulieribus, ohne Druckort 1473, Bernae Helv. 1539; De casibus virorum illustrium, Aug. Vindel. 1544; Compendium Romanae historiae, Colon. 1532. — Vgl. Att. Hortis, Studj sulle opere latine del Boccaccio, Trieste 1879. — Baldelli, Vita di Giov. Boccaccio, Firenze 1806. — M. Landau, G. Boccaccio, sein Leben und seine Werke, Stuttgart 1877. — G. Körting, Boccaccios Leben und Werke (Geschichte der Litteratur Italiens II, Leipzig 1880).



Certaldo im Jahre 1313 geboren. Vergeblich wollte der Vater erst einen Kaufmann, dann einen Rechtsgelehrten aus ihm machen; die angeborene Neigung zu Poesie und Literatur war nicht zu überwinden, wenn sie auch erst nach des Vaters Tode zur vollen Entfaltung kommen konnte. Als Vorbild schwebt ihm Petrarca vor, obwohl er selbst ganz anders geartet war, kein beschaulicher Einsiedler, Lyriker, Idealist, sondern ein lebenslustiger Weltmensch, Epiker und Realist. Wie Petrarca schwärmt er aber für die Alten, für die Schönheit der altklassischen Literatur, für Dichterruhm, Poesie, Beredsamkeit. Sein gefeiertstes Werk, der „Decamerone", gehört wie Petrarcas „Rime" und „Trionfi" der italienischen Literatur an[1]. Er hat aber zeitlebens auch die lateinische gepflegt, und an diesem lebenslangen Studium sich zum höchsten Meister des italienischen Prosastiles herangeschult. Seine lateinischen Werke selbst stehen weit unter denjenigen seines Freundes Petrarca, aber sie sind nicht nur die Grundlage seiner italienischen Leistungen, sie haben wesentlich mit beigetragen, Interesse und Begeisterung für das klassische Altertum in Florenz und hierdurch in ganz Italien zu wecken. Dies gilt besonders von seinem lateinischen Hauptwerk Genealogia Deorum, welches zwar den ungeheuren mythologischen Stoff weder künstlerisch noch wissenschaftlich verarbeitete, aber denselben in die weitesten Kreise trug. So ist es auch mit dem Buche „Über die Berge, Wälder, Quellen, Seen, Flüsse, Sümpfe und Meere", das als geographisches Handbuch für die Lesung der alten Dichter dienen konnte. Durch seine allegorische Deutung der Mythologie trug er auch nicht wenig dazu bei, sie der Neigung seiner Zeitgenossen näher zu rücken.

Wenn auch nicht ein großer Gelehrter im umfassendsten Sinne des Wortes, besaß Boccaccio doch eine sehr ausgedehnte Kenntnis der altklassischen Literatur, vorwiegend der römischen, zum Teil auch der griechischen. Am vertrautesten war er mit Livius, Valerius Maximus, Pomponius Mela, Vergil, weit weniger mit Cicero, Horaz, Ovid. Auch Tacitus, den Petrarca noch nicht kannte, taucht bei ihm auf[2]. Die Griechen kannte er nur durch Übersetzungen; näher vertraut wurde er bloß mit Homer, den Petrarca und er durch den kalabresischen Griechen Leonzio Pilato (um 1360) ins Lateinische übersetzen ließen[3]. Auf seine dichterische Tätigkeit konnte die Bekannt-

[1] Auch seine Ausbeutung zu Angriffen auf die Kirche hat schon Bellarmin treffend zurückgewiesen (a. a. O. Opp. VII 558—560); besondere Beachtung verdient sein Wort: „Wenn Boccaccio auch in seinen Novellen häufig die Laster der Mönche und Nonnen hernimmt, so zieht er daraus durchaus nicht den Schluß, daß der Mönchsstand überhaupt zu verdammen sei, vielmehr tadelt er diejenigen, welche durch ihr schlechtes Leben die Heiligkeit und den Ruhm des Ordensstandes verdunkeln" (a. a. O. 559).

[2] Körting, Boccaccio 385 ff. [3] Ebd. 260 ff 379 ff.

schaft mit Homer nicht mehr einwirken, da er die noch übrigen Lebensjahre (bis 1375) fast ausschließlich gelehrten Studien widmete. Auch für die weitere Entwicklung des Humanismus ist die römische Literatur vorherrschend und bestimmend geblieben[1]. Es war indes immerhin von ungeheurer Tragweite, daß durch diese erste Übersetzung Homer erschlossen, das Interesse für griechische Literatur geweckt, das Studium derselben angebahnt war. Nicht minder wichtig war es, daß Boccaccio, durch seine novellistischen Schriften in italienischer Sprache der Liebling der höfischen Kreise geworden, diese Kreise auch in das Interesse seiner humanistischen Studien hineinzog und, wie vor ihm Dante und Petrarca, die Pflege der klassischen Literatur zur Basis der nationalen nahm, die gleichzeitige Förderung beider zum Hauptziel der allgemeinen Bildung machte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die italienischen und deutschen Humanisten des ausgehenden Mittelalters.

Wie Petrarca wandte sich auch Boccaccio in reiferen Jahren einem ernsteren Lebenswandel zu und verurteilte selbst die Leichtfertigkeit und Unsittlichkeit, welche seinen Jugendwerken anhaftete. Er war durchaus kirchlich gesinnt, vermachte das Liebste, was er hatte, seine Bibliothek, dem Augustinermönch Martino da Signa und starb im vollsten Frieden mit der Kirche. Die Gunst der Päpste von Benedikt XII. bis Gregor XI., welcher Petrarca seine unabhängige Stellung und literarische Muße dankte, ward, wenn auch nicht in gleichem Maße, doch gelegentlich auch Boccaccio zu teil. Von dem Bedenklichen, das ihrer literarischen Tätigkeit anhing, wurde abgesehen, ihre humanistischen Studien als etwas Selbstverständliches gebilligt und unterstützt.

Tatsächlich war eine solche Förderung der klassischen Studien vom kirchlichen Standpunkt aus durchaus wünschenswert. Unrichtig ist zwar die später von den Humanisten weitverbreitete Anschauung, als wäre durch die Scholastik vom Ende des 13. Jahrhunderts an alles geistige Leben in unabänderlichem Formelkram, gehaltlosen Disputationen und unfruchtbaren Spekulationen erstarrt. An den berühmten Franziskaner Johannes Duns

---

[1] „Homer stand aber schon damals (1360—1537) und noch mehr in den traurigen Zeiten von 1550 bis 1750 gegen Vergil zurück, weil man an ihn nach dem Vorgang der Franzosen den Maßstab des Kunstepos anlegte und ihn demgemäß ganz falsch beurteilte“ (Sittl, Geschichte der griechischen Literatur I 161).

Scotus, der sich nicht scheute, die Doktrin seiner Vorgänger im weitesten Umfang der strengsten Prüfung zu unterziehen und der 1308 als Lehrer zu Köln starb, reiht sich eine ganze Schule, aus der Petrus Aureolus, Antonius Andreas und Richard von Middleton als bedeutende Koryphäen hervorragen. Eine durchaus originelle Gestalt ist Raymund Lull, des Arabischen kundig, hauptsächlich mit der Bekehrung der Mohammedaner beschäftigt, in seinen Schriften nach Anlage und Form völlig abweichend von allem Hergebrachten. Nikolaus von Lyra zeichnete sich als Schrifterklärer aus, der Dominikaner Colonna und der Minorit Franz Mayron als Dogmatiker. Als princeps thomistarum und vorzüglicher Erklärer des hl. Thomas wird der Dominikaner Johannes Capreolus heute noch geschätzt. Im Kampfe gegen die Waldenser zeichnete sich der Deutsche Peter von Pilichsdorf aus, im Kampfe gegen Wiclif der englische Karmelit Thomas Waldensis. Auf dem Konzil von Konstanz glänzte der Pariser Kanzler Johannes Gerson durch seine umfassende Kenntnis der spekulativen wie praktischen Theologie. Ein nicht minder ausgebreitetes Wissen bezeugen die Werke des Dionysius Carthusianus, welche in einer früheren Ausgabe 21 Foliobände füllen und an deren Neuausgabe gegenwärtig eifrig gearbeitet wird. Die Moraltheologie des hl. Antoninus fand weite Verbreitung, und Gabriel Biel, der 1495 als Professor in Tübingen starb, schließt mit Ehren die lange Namenliste der älteren Scholastiker ab[1].

Es kann indes kein Zweifel sein, daß das große Schisma nachteilig auf die höheren Studien eingewirkt hat, indem die Gelehrten gezwungen waren, ihre Hauptaufmerksamkeit den brennenden Streitfragen zuzuwenden. Selbst in Paris litt die Pflege der Theologie einerseits unter dem Mangel an patristischen Studien, anderseits unter dem Vorherrschen des Nominalismus[2].

---

[1] H. Hurter S. J., Theologia catholica tempore medii aevi (Nomenclator literarius recentioris Theol. Cath. IV), Oeniponte 1899, Sp. 363 ff.

[2] Ein unmittelbar aus den Urkunden geschöpftes Bild von den wissenschaftlichen und literarischen Zuständen der Universität Paris von der Mitte des 14. Jahrhunderts an gibt H. Denifle, Chartularium Universitatis Parisiensis III, Parisiis 1894, Introductio vi—xvii. Vom Studium der Theologie heißt es daselbst: Iamdiu theologi, paucis exceptis, fontem egregium theologiae neglexerant, Patrum ecclesiae studium. Revera catalogi manuscriptorum illius tempestatis non continent apographa operum sanctorum Patrum, nisi brevium tractatuum, generatim de vita spirituali agentium; si quid adhuc de Patribus noverant, id ex anterioribus theologicis operibus hauserant vel ex Collectaneis per alphabetum digestis, ubi sententiae Patrum collectae erant. Una ex antiquis institutis superfuit ratio scholastica. Sic theologia sterilis evasit ac sterilior quam umquam, Nominalismo in philosophia dominante (S. IX). Höchst interessant in literaturgeschichtlicher Hinsicht ist eine im Appendiculus (S. xxxi—xxxvii) mitgeteilte Satire, welche gegen den seiner Lehrmeinungen wegen stark angefochtenen Dominikaner Johannes de Montesono gerichtet ist. Der Verfasser, in welchem P. Denifle mit größter Wahrschein-

Die Scholastik hatte die klassischen Studien mehr, als nötig gewesen wäre, zurückgedrängt. Die Texte der Autoren selbst, auf welche Philosophie und Theologie sich stützten, befanden sich in höchst verwahrlostem Zustande, die griechischen waren nur zum geringen Teil, in ungenügenden Übersetzungen zugänglich. Die geschichtliche und ästhetische Würdigung des Altertums lag völlig danieder. Etwas Kenntnis des Griechischen war zur größten Seltenheit geworden; das Latein, das man in den scholastischen Hörsälen sprach und schrieb, war von der Sprache Ciceros und Livius' ganz abgekommen. Nur wenige hatten noch eine Ahnung von der alten Metrik, von der Schönheit der antiken Poesie überhaupt. Es mußte hier Wandel geschafft werden, wenn nicht völlige Geschmacklosigkeit und Formlosigkeit einreißen sollte.

Das ist der Grund, weshalb die humanistische Richtung Petrarcas und Boccaccios gerade in kirchlichen Kreisen so günstige Aufnahme, so lebhafte Förderung und Weiterentwicklung fand. Zunächst in Florenz. Hier bildete sich um den Augustinermönch Luigi Marsigli (geb. 1342, gest. 1394), den Freund und Schüler Petrarcas, im Kloster Santo Spirito eine Art literarischer Akademie, in der sich jüngere und ältere Gelehrte zur Pflege antiker Literatur und Philosophie vereinigten. Ein anderer Vereinigungspunkt war die Villa Paradiso des reichen Florentiner Kaufmanns Antonio degli Alberti (geb. 1358, gest. 1415), eines vielseitig gebildeten und tätigen Mannes, wo die gemeinsamen Literaturbestrebungen mit allem Zauber eines fröhlichen Landaufenthalts und angenehmster Unterhaltung verbunden wurden. An die beiden schloß sich hier Colluccio Salutato, ein gewandter lateinischer Stilist, von 1375 bis 1406 Kanzler der Republik Florenz, dann der Politiker Guido Tommaso di Nero di Lippo, der Dichter und Musiker Francesco Landini, der Komiker Biagio Sernelli, der leichtfertige Novellist Franco Sacchetti.

Zum eigentlich bedeutenden Literaturmittelpunkt für ganz Italien ward Florenz aber erst im folgenden Jahrhundert durch die Familie der Mediceer, deren großartiges Patronat mit Cosimo de' Medici (1389—1464) begann, unter Lorenzo il Magnifico, der selbst Dichter war, sich von 1469 bis 1492 in glänzendster Weise weiterspann, in Papst Leo X. (1513—1521) sich mit jenem der Päpste verschmolz und hauptsächlich auf dem Gebiete der Künste seinen höchsten Glanzpunkt erreichte[1].

---

lichkeit Nikolaus de Clamengis vermutet, zeigt sich zugleich als ein gutgeschulter Theologe und als ein in der antiken Literatur tüchtig bewanderter, stilgewandter, von Geist und Witz sprudelnder Humanist, voll Begeisterung für den alten, wohlbegründeten Ruhm der Universität Paris.

[1] A. Fabroni, Magni Cosmi Medici Vita, Pisa 1789. — Vite di uomini illustri del secolo XV scritte da Vespasiano da Bisticci (herausgeg. von A. Mai [Spicilegium Romanum 1839] und A. Bartoli [Firenze 1859]).

Von dem Beispiel der Mediceer angeregt, wandten sich auch die übrigen Kleinherrscher Italiens der Förderung der Literatur und Kunst zu, die Visconti und Sforza in Mailand, die Gonzaga in Mantua, die Este von Ferrara, die Bentivoglio in Bologna, Federigo von Urbino, Gismondo Malatesta von Rimini, nicht minder Alfonso von Aragonien, König von Neapel (1442—1458), weniger dagegen dessen Nachfolger Ferrante (1458 bis 1494). Zahllose Bauten, Bildwerke und Gemälde haben diese kunstliebenden Fürsten und Fürstenhäuser und das prunkvolle Bild ihrer Zeit in lebendigem Andenken erhalten. Ihr Interesse für Kunst und Literatur läßt einigermaßen den politischen Hader und Kleinkrieg vergessen, der in diesem und dem folgenden Jahrhundert die schöne Halbinsel zum steten Tummelplatz einheimischen und fremden Ehrgeizes machte; ja wenige Epochen der Geschichte hat der Zauber des Schönen mit solch berückendem Glanze umgeben.

All diese Mäcenaten überflügelt indes an Bedeutsamkeit und Einfluß die lange Reihe der Päpste, welche von der Beilegung des großen Schismas an den Stuhl des hl. Petrus innehatten und welche in der Kunstgeschichte die Päpste der Renaissance genannt zu werden pflegen. Sie haben sich in sehr verschiedenem Grade an diesem Mäcenatentum beteiligt; aber seit Perikles und Augustus gab es kein Fürstengeschlecht, unter welchem Literatur und Kunst zugleich eine solche Blütezeit gefeiert hätten, wie unter den Päpsten dieser Periode. Ein größerer Anteil fiel allerdings der Kunst zu und gehört somit der Kunstgeschichte an. Die Künstler und ihre hohen Gönner standen indes nicht wenig unter dem Einflusse der Literatur und des zeitgenössischen Humanismus, und dieser hat weniger durch hervorragende Literaturwerke als durch seinen Geist die ganze Periode beherrscht.

Nicht wenige der bedeutendsten Humanisten waren kirchlich gesinnte, in ihrem Privatleben unbescholtene Männer. Einige ragten sogar durch tiefe Religiosität und Tugend hervor. Andere mochten in ihrer Jugend etwas der Sinnlichkeit die Zügel haben schießen lassen, kehrten aber in reiferen Jahren zu Vernunft und Zucht zurück. Auch von jenen, welche eine schwärmerische, nahezu abgöttische Begeisterung für das Altertum zur Schau trugen, bewahrten die meisten ihren Christenglauben unversehrt; ihre Begeisterung hatte durchaus nicht den Charakter einer Kunstreligion, sondern höchstens den eines wohlberechtigten Eifers für ein Fach, das den schönsten Teil an Zeit und Kraft in Anspruch nahm, ohne der christlichen Überzeugung irgendwie den Boden zu entziehen, wie man ja auch heute nicht seinen Christenglauben zu verleugnen braucht, um ein tüchtiger Sprachforscher oder Altertumsforscher zu werden. Übertreibungen in dieser Begeisterung sind großenteils auf Rechnung individueller Lebhaftigkeit, poetischer Anlagen und südlichen Temperaments zu setzen.

Schon der Gelehrtenkreis, welcher sich in Florenz um Cosimo de' Medici sammelte, stand auf dem Boden des mittelalterlichen Katholizismus. So der Kaufmann Niccolo Niccoli, der zwar selbst nichts von Bedeutung schrieb, aber als Bücherabschreiber durch seine Genauigkeit und Textkritik, als Büchersammler durch seine Findigkeit, Sachkenntnis und Mitteilsamkeit den andern Humanisten die größten Dienste erwies und bei seinem Tode (1459) eine Sammlung von achthundert der wertvollsten Werke hinterließ. Auch sein Biograph Gianozzo Manetti war kein Dichter noch angesehener Prosaschriftsteller, brachte es aber zu ungewöhnlicher Kenntnis des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen und erwarb sich durch seine zahlreichen mehr gelehrten als formgewandten Schriften einen hohen Ruf von Gelehrsamkeit. Sein Lehrer im Griechischen, der Kamaldulenser Ambrogio Traversari (1386—1439), seit 1431 sogar General seines Ordens und überaus tätig für dessen Reform, verwandte seine Gewandtheit im Griechischen nicht bloß in den Unionsverhandlungen mit den Griechen in Ferrara und Florenz, sondern auch auf Übersetzung griechischer Profanschriftsteller und Kirchenväter, brachte in Venedig allein 238 griechische Handschriften zusammen und pflegte auch den ciceronianischen Stil mit dem größten Eifer.

Leonardo Bruni, erst Hauslehrer bei den Medici, später (1405) Apostolischer Sekretär, endlich von 1427 bis zu seinem Tode 1444 Staatskanzler der Republik Florenz, wie kaum ein anderer mit den griechischen Philosophen vertraut, schrieb auf griechisch über den Ursprung und die Verfassung der Republik, in antikem Latein die Geschichte derselben[1]. Der Hauptförderer aller griechischen Studien war der gelehrte Kardinal Bessarion (1403—1472), von welchem später noch die Rede sein wird. Der Florentiner Marsiglio Ficino (1433—1499), der auf Cosimos Anregung die Schriften Platos übersetzte und sich dabei selbst mit platonischen Anschauungen erfüllte, geriet dadurch zwar in mannigfache Gegensätze zur aristotelischen Philosophie, schrieb aber auch ein verdienstliches Werk über die Unsterblichkeit der Seele und eine elegante Apologie des Christentums, und kam trotz seiner allzu großen Vergötterung Platos nicht in Konflikt mit den kirchlichen Autoritäten[2].

---

[1] A. Traversarius, Hodoeporion, Florentiae 1680; Latinae Epistolae (ed. L. Mehus), Florent. 1759. — Mehus, Specimen historiae litterariae, Florent. 1747. — L. Bruni, Aretini epistolae (ed. Mehus), Florent. 1742; Historiarum florentini populi libri XII, Argentor. 1610 (Muratori XIX); *Περὶ πολιτείας Φλωρεντινῶν* (herausgeg. von L. W. Hasper, Leipzig 1861).

[2] Marsilii Ficini Opera, Basil. 1561. — L. Galeotti, Saggio intorno alla vita e agli scritti di M. Ficino (Archiv. stor. ital. N. Ser. IX 25—91; X 4—55).

Der fleißige Bibliothekar Giovanni Tortello († 1466), der Danteerklärer Cristoforo Landino (1434—1504), der als lateinischer Grammatiker und Gräzist hervorragende Erzbischof Niccolo Perotti (1430 bis 1480), der vielseitige Künstler und Kunstschriftsteller Leon Battista Alberti (1404—1477), der ausgezeichnete Professor und Latinist Maffeo Vegio (1406—1458), der gelehrte Topograph und Antiquar Flavio Biondo (1388—1463) waren sämtlich gläubige, zum Teil sehr eifrige und gute Christen[1]. Ja aus der Reihe dieser Gelehrten sind zwei zur höchsten Würde der Christenheit emporgestiegen: Tommaso Parentucelli als Nikolaus V. (1447—1455), Enea Silvio Piccolomini als Pius II. (1458—1464).

Nikolaus V., vom armen Schulmeister zu Sarzana erst zum Schreiber des Kardinals Albergati, dann zum Erzbischof von Bologna, endlich zum Papst erhoben, hat das durch das Avenionensische Exil verwüstete und heruntergekommene Rom wieder zur herrlichen Hauptstadt der Christenheit, zur merkwürdigsten Kunstmetropole der Welt gemacht. Die Gelehrten, welche er um sich sammelte, haben keine großen Werke zu stande gebracht; doch durch ihr Mitwirken ward die Handschriftensammlung des Papstes, die Vatikanische Bibliothek, zur kostbarsten aller Büchersammlungen, zum lebendigen Mittelpunkt eines wissenschaftlichen Strebens, das Bibelwissenschaft, Patristik, positive und scholastische Theologie, Philosophie, Recht und Kirchenrecht, die humanistischen Fächer in großartigster Weise umfaßte und all diesen Zweigen vorab eine kritisch genaue und gesicherte Grundlage zu geben suchte[2].

Enea Silvio de' Piccolomini (geb. 1405), der Sprößling einer verarmten Adelsfamilie in Siena, verlegte sich erst in seiner Vaterstadt auf das Studium der Literatur und Poesie, trat dann in den Dienst des Kardinals Capranica, begleitete denselben 1432 zum Konzil von Basel und brachte die folgenden dreiundzwanzig Jahre in Deutschland zu. Nur vorübergehend kam er im Gefolge des Kardinals Albergati nach Arras und richtete Aufträge desselben in Schottland aus, versah dann mehrere Beamtungen beim Basler Konzil, trat in die Kanzlei des Gegenpapstes Felix V. und faßte für denselben die wichtigsten Aktenstücke ab, ging 1442 in den Dienst des Kaisers Friedrich III. über, der ihn in Frankfurt zum Dichter krönte, trat in die kaiserliche Kanzlei, vermittelte zwischen Eugen IV.

---

[1] Commento di Crist. Landino sopra la commedia di Danto, Firenze 1481. — N. Perotti, Epist. ad I. Constantium de ratione studiorum suorum (bei Mai, Classic. Auct. III). — Mapheus Vegius, Opuscula sacra (Magna bibl. Vet. Patr. XV), Colon. 1622.

[2] L. Pastor, Geschichte der Päpste I³, 351—630. — E. Müntz et P. Fabre, La bibliothèque du Vatican au XVᵉ siècle, Paris 1887.

und den deutschen Fürsten und brachte zwischen denselben (1448) ein Konkordat zu stande, erhielt das Bistum Triest, dann dasjenige von Siena, ward 1456 Kardinal, 1458 Papst und regierte als Pius II. die Gesamtkirche bis zu seinem Todesjahre 1463. Sein bewegtes Leben gewährt einen tiefen Einblick in die kirchlichen Wirren, welche es ermöglichten, daß neben Theologen und Juristen auch die federgewandten Humanisten eine so große Rolle spielen konnten. Weder an dem lockern Literatenleben, an dem er sich noch als Laie, wie einst Petrarca zu Avignon, beteiligte, noch an seinen nicht minder lockern Gedichten, Novellen und Komödien, die er verfaßte, wurde Anstoß genommen. Auch seine Haltung auf dem Basler Konzil gewinnt durch die Zeitverhältnisse eine Erklärung, welche manche herbe Urteile über ihn zum Schweigen bringt. Nachdem er 1445 Priester geworden, schlug er in persönlicher wie kirchenpolitischer Hinsicht eine durchaus tadelfreie Richtung ein. Er streifte die leichtfertigen Auswüchse des damaligen Literatentums gründlich ab, ohne indes das Interesse an den humanistischen Studien aufzugeben. Noch als Papst erweiterte er sein geographisches Werk über Europa zu einer großen allgemeinen Kosmographie, von der indes nur noch der Teil über Asien zu stande kam, und verfaßte Memoiren über sein Pontifikat mit einem einleitenden Abriß seines früheren Lebens[1].

Auch im übrigen Italien tritt der Humanismus durchaus nicht als Abfall vom Autoritätsglauben, Opposition gegen die Kirche, feindselige Richtung gegen das Ordensleben auf. Antonio Loschi (1370—1450), der lange in Mailand, Verona und Neapel, zuletzt in Rom lebte, war der Kirche ganz ergeben und erwarb sich ein besonderes Verdienst dadurch, daß er ein Formelbuch für den Epistolarverkehr der römischen Kurie verfaßte. Wie er waren auch Gasparino da Barzizza (1370—1431) und dessen Sohn Guiniforte (1406—1459), in Padua, Venedig und Mailand tätig, Antonio da Rho in Mailand und Pier Candido Decembrio (1399—1477), der gelehrte Präsident der mailändischen Republik, christlich gesinnte Männer. Vittorino da Feltre (1378—1446), der angesehene Lehrer und Erzieher des Markgrafen von Gonzaga zu Mantua, führte, obwohl Laie, das strenge Leben eines Mönches und begann das tägliche Studium nie ohne Anhörung der Messe, lange Gebete und Bußübungen. Battista Mantovano (1448—1516), Dichter am Hofe von Mantua, war zugleich

---

[1] Aeneas Silvius, Opera, Basil. 1551; Historia Friderici III Imperatoris bei Kollar, Anal. monum. omnis aevi. Vindobonensia II, Vindob. 1762; De rebus Basileae gestis bei C. Fea, Pius II, Romae 1823; Pii II P. M. Commentarii rer. memorabil., Francof. 1614; Orationes politicae et eccl. (Ed. Mansi.) Lucae 1755. — G. Voigt, Enea Silvio de' Piccolomini als Papst Pius II., Berlin 1856—1863. — L. Pastor, Geschichte der Päpste I³ 327 ff 475 ff 654; II³ 5 bis 289.

Mönch des Karmeliterordens, von 1513 an General dieses Ordens, voll von Begeisterung für die sittliche Reform der Kirche wie für die Unterordnung der humanistischen Studien unter die höhere christliche Bildung. Gleich Vittorino da Feltre war auch Battista Guarino (1370—1460) ein ausgezeichneter, gewissenhafter Lehrer in Ferrara und Verona, der mit innigster Hochschätzung des Altertums die eifrigste kirchliche Gesinnung verband [1].

Nur eine verhältnismäßig kleine Schar von Humanisten hat an dem altehrwürdigen Bande gerüttelt, das den Humanismus bis dahin mit der christlichen Bildung verband, und so Anlaß gegeben, den Humanismus und die gesamte Renaissance als eine Art Vorspiel und Vorbereitung des Abfalls aufzufassen, der im 16. Jahrhundert das nördliche Europa von der Kirche losriß. Auch diese wenigen haben sich indes von dem äußeren Verbande mit der Kirche keineswegs losgesagt, sondern ihr meist während des größten Teils ihrer Lebenszeit, wenigstens aus zeitlichen Rücksichten, als Beamte gedient und in ihren leichtfertigen Traktaten, Satiren, Pasquillen mehr einzelne kirchliche Persönlichkeiten, Körperschaften und Vorkommnisse als die kirchlichen Institutionen oder Dogmen selbst angefochten. Es waren nicht stolze, eigensinnige Ketzernaturen, welche ihre Privatmeinungen bis aufs Messer verteidigten und sich dafür verbrennen ließen, wie Hus und Hieronymus von Prag, sondern höchst bewegliche und oberflächliche Schöngeister, welche, eines tieferen philosophischen und theologischen Wissens bar, ihre Mund- und Federgewandtheit grenzenlos überschätzten, voll der aufgedunsensten Eitelkeit, im Schlamm der gröbsten Laster wateten und sich frivol über alles lustig machten, was sie an eine höhere Lebensauffassung erinnerte. Da sie nur durch kirchliche Stellen und Pfründen die erwünschte literarische Muße und Einfluß erhofften, traten sie in den Dienst der Kirche, doch nur in unteren Graden, welche ihnen die Möglichkeit einer Ehe nicht verschlossen, lebten aber meist offen im Konkubinat und verrieten ihre Gemeinheit ebenso offen in lasziven und unzüchtigen Schriften, verhöhnten die Mönche, welche sie deshalb angriffen, zankten aber aus Eifersucht und Neid fast noch mehr untereinander und bewahrheiteten das alte Sprichwort: „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich." Es findet sich unter dieser Gruppe von Humanisten kein einziger hochstehender Charakter, kein einziges irgendwie bahnbrechendes Genie.

---

[1] A. de Luschis, Carmina quae supersunt, Patavii 1858. — G. Barzizius, Opera, Romae 1723. — P. C. Decembrius, Vita Philippi Mor. Vicecomitis bei Muratori, Script. rer. ital. XX. — F. Prendilacque, Vita Victorini Feltrensis, Patav. 1774, italienisch von Brambilla, Como 1871. — C. Rosmini, Idea dell' ottimo precettore nella vita e disciplina di Vitt. da Feltre, Bassano 1801. — B. Mantuani opera omnia, Antverp. 1556. — B. Guarinus, De modo docendi et discendi, Argent. 1514.

Sie galten indes als die besten lateinischen Stilisten, die gewandtesten Grammatiker, Rhetoren, Bücher- und Literaturkenner. Die Päpste hielten es für ein geringeres Übel, diese ihre Talente im Dienste ihrer Kanzlei zu verwerten, als die schimpfseligsten Streithähne von ganz Europa durch strenges Einschreiten gegen die Kirche zu erbittern. Manches Böse wurde so verhindert, manches Gute erreicht. Mit Rücksicht auf das Gesamtwohl der Kirche wurden die schlimmen Eigenschaften dieser verlotterten Schöngeister wenigstens zum Teil unschädlich gemacht, wenn auch ihre Frivolität und ihre Skandale den weltlichen Ruhmesglanz der Renaissancepäpste mit bedenklichen Schattenzügen durchwoben haben.

Der berühmteste von ihnen, Poggio Bracciolini (1380—1459), arbeitete fast ein halbes Jahrhundert im Dienste der Päpste, schrieb zahllose Aktenstücke für sie, entriß Quintilian, Lucretius, Silius Italicus, Ammian Marcellin, wahrscheinlich auch die ersten Bücher des Tacitus jahrhundertelanger Vergessenheit, übersetzte Lucian, Diodor Siculus, Xenophon; wenn er in seinem Skandalbuch der „Facetien" sich noch als Siebziger über Priester und Mönche, Bischöfe und Kardinäle, auch über einzelne Päpste lustig machte, so haben schon zu seinen Lebzeiten kirchlich-gesinnte Gelehrte und Literaturfreunde diese Schrift nicht ernster genommen als seine Schmähschriften gegen Filelfo und Valla, in welchen er nach Voigt „wie ein Gassenbube mit den wütendsten Schmähungen und den niederträchtigsten Verleumdungen über seine Gegner herfällt", und von welchen Villari sagt: „Verlassen wir dieses mit Kot erfüllte Gebiet!" Nachdem er sein ganzes Leben lang die Bettelmönche mit Schmutz beworfen, erlebte er es noch, daß einer seiner Söhne Dominikaner ward; er selbst wollte bei den Minoriten in S. Croce begraben werden, stiftete sich bei ihnen hundert Seelenmessen und eine eigene Kapelle. Es erfordert deshalb ungewöhnlich viel Geist, um in ihm eine leuchtende Fackel der nahenden modernen Aufklärung zu erblicken[1].

Auch die pornographischen Gedichte, die Antonio Beccadelli, genannt Panormitano (1394—1471), in seinem Hermaphroditus um 1426 veröffentlichte, sind nicht als eine der Hauptoffenbarungen des Humanismus zu betrachten, sondern als Jugendsünden eines verkommenen Poeten, der etwa wie Byron durch seine Formgewandtheit manchem sonst anständigen Literaturfreunde imponierte, aber von seiten ernsterer Kritiker die verdiente Abfertigung erhielt, später ein philisterhafter Hofhistoriograph geworden und als Poet völlig vertrocknet ist. Sein obszönes Schandbuch wurde übrigens schon durch Eugen IV. unter Strafe der Exkommunikation verboten. Kardinal

[1] I. F. Poggius (Bracciolini), Opera, Basil. 1538; Epistolae (ed. Th. de Tonellis) I, Florent. 1832; II 1859; III 1861; Historia populi Florentini (Muratori, SS. XX); Dialogus contra hypocrisin (ed. E. Brown), Londini 1690; Historiae de varietate fortunae (ed. D. Georgius), Parisiis 1723.

Cesarini, sonst ein eifriger Gönner der Renaissance, vernichtete es, wo er es nur traf. Leonardo Bruni und andere berühmte Humanisten verurteilten es strenge. Der hl. Bernardin von Siena und Roberto von Lecce, die gefeiertsten Prediger jener Zeit, warnten in den beredtesten Worten davor und verbrannten es auf öffentlichem Platze. Konnte auch der Verbreitung desselben nicht wirksam gesteuert werden, so hat sich der gemeine Dichter doch wenigstens in Rom unmöglich gemacht[1].

Am weitesten ist wohl in schamloser Erneuerung des Heidentums Lorenzo Valla (della Valle) gegangen (1407 zu Piacenza geboren, 1457 in Rom gestorben). In seinem Traktat De voluptate (1431) wagte er es geradezu, Aristoteles wie Plato, Thomas wie Scotus beiseite zu schieben und die Lehre Epikurs als die höchste Errungenschaft der Philosophie, die Wollust, wenn nicht ganz offen, doch verblümt als das höchste Gut zu proklamieren. Das hat manchen imponiert; man darf die Jahreszahlen aber denn doch nicht übersehen. Daß ein kecker Klopffechter von 24 Jahren, der sich keineswegs des besten sittlichen Rufes erfreute, so philosophiert, ist doch wohl so auffallend nicht; viel auffallender ist es, daß man diese Mißgeburt, die Valla selbst schon 1433 bedeutend abzuändern sich genötigt sah, nebst seinen Streitschriften: „Gegen die Konstantinische Schenkung“ (1440), „Über die Profession der Religiosen“, „Gegen den Juristen Bartolus“, ebenfalls wieder zu einer der großartigsten Offenbarungen der Renaissance aufgebauscht hat[2]. Die Wahrheit ist, daß Valla mit diesen petulanten, knabenhaften Angriffen auf die christliche Wissenschaft, die kirchliche Autorität und die Orden sich nur den Weg erschwerte, seine wirklichen Kenntnisse auf dem Gebiete der Philologie allgemein nutzbar zu machen. Auch seine „Elegantien der lateinischen Sprache“, in welchen er seine große Gelehrsamkeit auf diesem Gebiete offenbarte, litten darunter, daß er in grenzenloser Eitelkeit alles allein wissen wollte und geradezu erklärte, bis auf ihn habe noch niemand wahrhaft klassisches Latein geschrieben. Trotz dieser lächerlichen Selbstüberhebung und Anmaßung des allwissenden Kritikus, der Donat und Priscian wie Cicero und Livius, Plato und Aristoteles über den Haufen werfen wollte, verkannten die gelehrtesten Kardinäle jener Zeit, Bessarion und Cusa, nicht sein Talent noch die sprachwissenschaftlichen Kenntnisse, die er besaß, und suchten ihm die Wege zu ebnen, als er nach Rom kommen und in päpstliche Dienste treten wollte[3].

---

[1] A. Beccatellius, Epistolae et Orationes, Venetiis 1553; De dictis et factis Alfonsi regis Aragonum (ed. D. Chytraeus), Wittenb. 1585.

[2] „Ungestraft hatte der Kritiker die altehrwürdige Tradition angegriffen, der Grammatiker die Theologen gemeistert, der Hofdichter die Inquisition verhöhnt. Zum Ärger der Ketzermacher beschäftigte sich der gelehrte Philologe nun gar mit dem Neuen Testament“ usw. (Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums I 475).

[3] L. Valla, Opera, Basil. 1540; Opuscula tria (ed. Vahlen), in Sitzungsberichte der phil.-histor. Klasse der Wiener Akademie der Wissensch. LXI LXII, Wien 1869.

Denn nach all dem gewaltigen Lärm gegen die päpstliche Macht schlich sich Valla nach Rom und duckte sich und leistete Abbitte und erklärte sich zu jedem Widerruf bereit, ließ sich als Skriptor anstellen, stieg unter Calixt III. sogar noch zum päpstlichen Sekretär und Kanonikus der Laterankirche empor und starb als solcher (1457) im Frieden mit der Kirche.

Zu strengeren Maßregeln sah sich Papst Paul II. gegen die Akademie des Pomponio Leto, des Platina und ihrer Freunde genötigt, welche in ihrer halbverrückten Begeisterung für das Altertum sich als Heiden sowohl wie als Verschwörer gegen den Papst verdächtig machten. Die Strenge wirkte indes wohltätig und brachte selbst die Rädelsführer zur Besinnung, so daß sie vom Verdacht der Ketzerei freigesprochen, ihre Haft auf den päpstlichen Palast und bald auf Internierung in der Stadt Rom beschränkt wurde, Pomponio unter Sixtus IV. seine Vorlesungen wieder aufnehmen konnte und Platina (1481) als Bibliothekar der Vaticana starb.

Als starrköpfige Freigeister werden eigentlich nur Codro Urceo (1446 bis 1500), der in Bologna lehrte, und Carlo Marsuppini von Arezzo (Aretino, 1399—1463) erwähnt; von dem letzteren wird berichtet, daß er „ohne Beicht und Abendmahl, nicht wie ein guter Christ“ gestorben sei.

So gern und selbstgefällig sich die Humanisten „Poeten“ nannten und nennen ließen, so wenig haben die meisten von ihnen auf dem Gebiete der Poesie geleistet. Wie ihre Prosawerke, so leiden auch ihre Gedichte an Phrasenhaftigkeit, frostiger Nachahmung, ungenießbarer Schmeichelei und sehr oft an widerwärtiger Lüsternheit.

Die größte Fruchtbarkeit entwickelte Francesco Filelfo, 1398 geboren, zu Padua geschult, Hauslehrer in Venedig, fünf Jahre in Diensten des Kaisers Johannes VII. Paläologus zu Konstantinopel, dann mit der Tochter des gelehrten Manuel Chrysoloras vermählt, Lehrer der alten Sprachen zu Venedig, Bologna, Florenz, Siena, Neapel, Mailand, zuletzt wieder in Florenz, wo er 1481 starb. Nach dem Tode seiner zweiten Frau wäre er gern Kardinal geworden; da dies aber nicht ging, heiratete er eine dritte. In Streitschriften der bittersten Art befehdete er Niccoli, Marsuppini, vor allem aber Poggio und die Mediceer, deren Schmeichler und Lobredner er aber zuletzt ward. In einem Epos von vierundzwanzig Gesängen auf Francesco Sforza wollte er die Heldentaten dieses Mailänder Fürstenhauses besingen, machte aber die Ausführung von barer Bezahlung abhängig, und so sank es von sechzehn auf zehn, zuletzt auf acht Gesänge mit etwa 6400 Versen herab, zu denen er später noch drei weitere Gesänge fügte. Seine Satiren, dem König Alfonso von Neapel gewidmet, umfassen 10000 Verse, seine Oden (Carmina) in verschiedenen Strophenmaßen ebensoviel; nicht weniger seine Elegien und Epigramme (De iocis et seriis); endlich veröffentlichte er noch einen Band griechischer Gedichte mit 2400 Versen. Der großen Leichtigkeit

und Gewandtheit entspricht der Gehalt, oft auch der Geschmack nicht. Gedruckt wurde nur das Buch der Satiren[1].

In jungen Jahren faßte Maffeo Vegio den kühnen Plan, zu Vergils „Aeneide" ein dreizehntes Buch hinzuzudichten, worin König Turnus feierlich begraben wurde, Aeneas mit Lavinia Hochzeit hielt und starb. Da er sich ganz in Vergils Ideen, Sprache und Ton hineingelebt hatte, fand die Ausführung vielfachen Beifall. In ähnlichem Stil bearbeitete er dann den „Tod des Astyanax" und in vier Büchern das „Goldene Vließ". In vorgeschrittenem Alter aber wandte er sich den „Vätern der Wüste" zu und besang, ebenfalls in vier Büchern, das Leben des hl. Antonius bis zum Begräbnis des hl. Paulus. Einen glücklichen Gedanken hatte der Ungar Johannes von Csezmicze, Janus Pannonius, 1434 geboren, im Hause Guarinos zu Verona zum Latinisten und Gräzisten herangebildet, schon mit fünfundzwanzig Jahren zum Bischof von Fünfkirchen ernannt, ein wirklich poetischer Kopf, mit vorzüglichem Formtalent, der mehr zum Literaten als zum Bischof taugte: er wollte die Türkenkämpfe des älteren Hunyadi in einem Epos verherrlichen; aber nach dem Tode des Helden blieb die geplante Dichtung leider stecken[2]. Die „Meleagris", die „Argonautika" und die „Hesperis" des Homerverehrers Basini sind Versuche im Stile der alten alexandrinischen Schulepik[3].

Zum eigentlichen Dramatiker bildete sich keiner der Humanisten aus, doch versuchten sich manche gelegentlich in einem Trauerspiel oder Lustspiel. Beim Trauerspiel nahmen sie sich Seneca zum Vorbild, wie schon Mussato in seiner „Eccerinis". So schrieb Loschi einen „Achilles", Gregorio Corraro eine „Progne", und Leonardo Dati, ein armer Priester in Florenz, einen „Hiempsal"; Anerkennung fand aber bloß die „Progne" des Corraro, die im Wechsel des Dialogs und der Chöre einen blühenden Reichtum der Sprache entfaltete.

Für die Versuche in der Komödie war bald Terentius maßgebend bald Plautus. Einen lehrhaften Anflug hat der „Paulus" des Pier Paolo Vergerio; burlesker war der Lusus ebriorum (oder De lege Bibia) des Stadtschreibers Secco Potentone von Padua. Viel Beifall ernteten die „Polyxena" des Lionardo Bruni, eine joviale Liebeskomödie, die nach Terenz feiner gehaltene „Philodoxis" des Leon Battista degli Alberti und die nach Plautus gearbeitete „Filogenia" des Ugolino Pisani. Erwähnt wird auch eine „Chrisis" des Enea Silvio und eine „Afrodisia" des Decembrio. Viel

[1] F. Philelphus, Epistolarum familiarium libri XXXVII, Venetiis 1502; Cent-dix lettres grecques (publ. par É. Legrand), Paris 1892; Orationes cum aliis opusculis, Venet. 1492; Satyrarum Decades X, Venet. 1502; Convivia Mediolensia, Spiris 1508.

[2] Janus Pannonius, Poemata. Opuscula, Traiecti ad Rhenum 1784.

[3] Basinius, Opera praestantiora, Arimini 1794.

gesündigt wurde von den Humanisten aber auf dem Gebiete der eigentlichen Zote nicht bloß durch Beccadelli und Poggio, sondern auch durch Lionardo Bruni, Filelfo und viele andere.

Die ausgedehnteste Massenproduktion fand auf dem Gebiete der Elegie und des Epigramms statt. Hier treffen wir die meisten der Genannten wieder: Filelfo, Loschi, Maffeo Vegio, Enea Silvio, Corraro, Basinio Basini, Janus Pannonius, dann auch die beiden Guarino, Vater und Sohn, Agapito Cenci de' Rustici, Aurispa, Marsuppini. So viel dichterischen Geist auch diese Männer besaßen, ist es doch den meisten nur selten geglückt, sich aus der Formalistik der mühsam erlernten Schulsprache und der Nachahmung zu eigenartiger Gestaltung durchzuarbeiten. Heiden und alte Römer waren sie nun einmal nicht; neue Formen und Wendungen konnten sie kaum bringen, wenn sie nicht das höchste Lob der Klassizität verscherzen oder gefährden wollten, und so lesen sich ihre elegischen und epigrammatischen Distichen meist wie ein Nachhall einer fremden, längst überwundenen Zeit.

Dennoch sind all diese Leistungen durchaus nicht geringschätzig abzuweisen. Sie haben mächtig dazu beigetragen, das halb oder ganz erloschene Interesse für die altklassische Literatur wieder zu erwecken, den Sinn für poetische Formschönheit neu zu beleben, durch praktische Kenntnis der Alten sowohl der lateinischen wissenschaftlichen Literatur als den aufblühenden Nationalliteraturen einen neuen Aufschwung, mustergültige Normen und einen weiteren Horizont zu verleihen. Während die Humanisten viel von sich reden zu machen wußten, oft bevor sie noch ihre Werke vollständig zu Papier gebracht hatten, ist ein Dichter ziemlich unbeachtet geblieben, der in Bezug auf die klassischen Studien noch den älteren Anschauungen des Mittelalters huldigte. Es ist Johannes Gerson (Charlier)[1], der durch Wissenschaft und Frömmigkeit gleich ausgezeichnete Kanzler der Universität Paris und deren Vertreter auf dem Konzil zu Konstanz (geb. 1363, gest. 1429). Gleich Nikolaus von Clemanges (Clamengis), der damals als der würdigste Repräsentant der klassischen Studien in Frankreich galt[2], war er mit den alten Klassikern in weitem Umfang und sehr gründlich vertraut,

[1] I. Gersonius, Opera omnia (ed. L. E. Du Pin), 5 Bde 2°, Antverp. 1706. — J. B. Schwab, Johannes Gerson, Professor der Theologie und Kanzler der Universität Paris, Würzburg 1858. Über seine literarischen Studien vgl. ebd. 78 ff 374 f 758 ff. — P. Feret, La Faculté de Théologie de Paris IV, Paris 1897, 223—273.

[2] Nicolaus de Clemangiis, Opera omnia (ed. Lydius), Lugd. Bat. 1613. — Durch Nikolaus de Clamengis nahmen die humanistischen und rhetorischen Studien auch an der Universität von Paris, allerdings nur für kurze Zeit, einen sehr erfreulichen Aufschwung; doch blieben die französischen Humanisten weit hinter den italienischen zurück. Vgl. H. Denifle O. Pr., Chartularium Universitatis Parisiensis III, Paris. 1894, Introductio x f.

hegte aber für dieselben nicht jene überschwengliche Begeisterung, an welcher Petrarca krankte, sondern ordnete sie den höheren religiösen Zielen und dem theologischen Wissen unter.

Sit procul ethnica,
Mendax musa strepat his quibus est Venus
Aut Mars deliciae, vanaque numina,
Noster solus amor Iesus, [1]

sagt er in einem Gedichte kurz vor seinem Tode. Das war sein literarischer Standpunkt. Außer einer Anzahl kleinerer Gedichte hat er auch eine Epopöe in zwölf Gesängen hinterlassen, welche den Titel „Josephina“ führt. Sie ist in den Eingangsversen dem heiligen Nährvater des Erlösers gewidmet, schließt sich aber sachlich, gleich einer ähnlichen Dichtung Hroswithas, an die apokryphen Legenden des sog. Jakobusevangeliums an. Während sich indes die Nonne von Gandersheim begnügte, die gegebene Prosaerzählung schlicht und einfach in Verse umzusetzen, hat der gefeierte Theologe und Mystiker die einzelnen Züge derselben mit tieferer Beschauung durchdrungen und zum Ausdruck der großen Geheimnisse der Menschwerdung gestaltet, gewissermaßen der seligsten Jungfrau nacheifernd, von der er singt:

Virgo divinius intrat
Mentis in arcanum, sustollit seque super se,
Alta super rapitur, caelos super evolat omnes;
Cuncta creata silent, fruitur caligine diva;
Nullum interturbat tantam phantasma quietem;
Excedit mens acta Deo, loquiturque silenter
Intus [2].

„Man fühlt“, sagt Saint-Marc Girardin von der lieblichen Dichtung, „daß die christliche Epopöe hier nicht eine bloß literarische Arbeit und ein Traum der Phantasie ist; sie ist ein Werk des Glaubens und der Andacht; der Dichter widmet sie weniger den Menschen, um bewundert zu werden, als Gott, um zum ewigen Heile zu gelangen.“ [3]

Da Gerson, durch seinen Freimut dem Herzog von Burgund verhaßt geworden, nach dem Schlusse des Konzils (1418) nicht nach Paris zurückkehren konnte, verfaßte er auf dem Schlosse Rattenberg, das ihm der Herzog von Bayern als Zufluchtsstätte angewiesen hatte, ein Seitenstück zu dem Trostbüchlein des Boëthius, das ihm schon von Jugend auf als Muster der Dichtung vorgeschwebt hatte: „Vier Bücher vom Troste der Theologie“, ein höchst interessantes Gegenstück zu den Betrachtungen, womit der alte Petrarca sich tröstete. Trotz der freundlichen Aufnahme, welche ihm Herzog Friedrich

[1] Gerson, Opp. IV 540. [2] Ebd. IV 743 f.

[3] Saint-Marc Girardin, De l'épopée chrétienne depuis les premiers temps jusqu'à Klopstock (Revue des Deux Mondes III [1849] 646). Vgl. 642 ff.

von Österreich auch in Wien gewährte, empfand Gerson doch tief die eigene Verbannung und all das Leid, das der Herzog von Burgund über seine Freunde in Paris verhängte. So klagt er in einem Gedichte von Wien aus:

Heu pietas, heu prisca fides, coguntur alumni
Francigenae montes exiliumque pati,
Summe Deus, pro lege tua, quam sub decachordo
Montibus impressam scribis et in tabulis.
O quot theologi, quot pontifices periere
Carcere quos clausos dira necat rabies.
Effugit altera pars alienis incola terris
Tutior exilio sed spoliata bonis.
Inter quos unus, qui cancellarius almi
Parisiis studii est, cedit et advena fit.
Austria tu felix, felix studiosa Vienna
Dux quibus est talis traditus in regimen,
Zelo qui fidei fervens ob eum fugitivo
Huic miserans offert ultro refrigerium,
Assignatque locum cum libertate suique
Patribus egregii commoda collegii.
Sis sua magna Iesu merces, pro cuius honore
Doctorem recipit discipulumque tuum [1].

Im Gegensatz zu den oft so unwürdigen Schmeicheleien und Speichelleckereien der Humanisten spricht hier die schlichteste fromme Dankbarkeit. Seine innige Frömmigkeit war es vor allem, welche so viele veranlaßt hat, Gerson für den Verfasser der „Nachfolge Christi" zu halten. Ist dies auch nicht der Fall, so ragt er doch durch seine dogmatischen, moralischen und kirchenrechtlichen Werke, besonders aber durch seine mystischen Schriften hoch über den Schwarm der damaligen Schönredner hinaus, welche über der glatten Form nur allzuoft des wahren und christlichen Gehalts vergaßen.

Zu bedauern bleibt indes, daß Gerson die schöne Form nicht höher angeschlagen und die klassischen Studien nicht höher geschätzt hat. Indem zahlreiche Vertreter der Theologie und Philosophie seinem Beispiel folgten, trennte und entfernte sich der Humanismus immer mehr von den höheren Studien. Der naturgemäße eigentliche Charakter der Bildung lockerte und löste sich. Scholastik und Humanismus wurden aus harmonischen Verbündeten immer mehr zu zwei sich gegenseitig befehdenden Mächten.

Nach Deutschland verpflanzten sich die ersten Keime des italienischen Humanismus durch Petrarca, welcher 1356 als Gesandter der Visconti zu Kaiser Karl IV. nach Prag kam und daselbst die liebenswürdigste Aufnahme genoß. Er blieb fortan mit dem Kaiser selbst wie mit dessen Kanzler Johann von Neumarkt in brieflichem Verkehr und regte den letzteren nicht

[1] Gerson, Opp. IV 527.

nur zur Pflege lateinischer Rhetorik, sondern auch zu Versuchen in lateinischer Versifikation an. Das Konzil von Konstanz brachte Poggio nach Süddeutschland, wo er zahlreiche Bibliotheken durchstöberte, um alte Klassikerhandschriften aufzufinden. In Konstanz ward Kaiser Sigismund mit dem Humanisten Pier Paolo Vergerio bekannt und nahm ihn mit nach Prag, wo derselbe Arrian übersetzte. Auf dem Konzil zu Basel verbreitete Enea Silvio das Interesse für humanistische Studien, noch wichtiger aber ward sein Einfluß in dieser Hinsicht, als er 1442 in die Reichskanzlei des Kaisers Friedrich III. trat. Manche junge Talente schlossen sich hier ihm an; er fand aber auch zahlreiche Gegner, unter welchen der papstfeindliche Gregor Heimburg hervorragt. Auch dieser war humanistisch gebildet, gab aber mehr auf reelles Wissen und Gehalt, als auf „tullianische Eloquenz oder die Redeblümchen Quintilians“ [1], und ließ sich durch seine kirchenpolitische Abneigung auch zu schroffer und ungerechter Beurteilung des Humanismus hinreißen. Liebenswürdiger als in diesem trotzigen und herausfordernden Juristen zeigte sich die deutsche Eigenart in dem gelehrten Kardinal Nikolaus von Cues, der mit einem theologischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Wissen von großartigster Vielseitigkeit auch die tüchtigste Schulung in den klassischen Sprachen verband und als sprachgewandter Unterhändler in Konstantinopel selbst die Vereinigung der Griechen mit der Kirche betreiben konnte, einer der merkwürdigsten Männer jener gesamten Epoche [2]. „Cusa war“, wie Tritheim von ihm sagt, „ein Mann des Glaubens und der Liebe, ein Apostel der Frömmigkeit und der Wissenschaft. Sein Geist umfaßte alle Gebiete des menschlichen Wissens, aber all sein Wissen ging von Gott aus und hatte kein anderes Ziel als die Verherrlichung Gottes und die Erbauung und Besserung des Menschen.“ [3] Erst 1448 mit dem Kardinalspurpur geschmückt, ist Cusa schon 1454 gestorben. Der Geist, in welchem er die Studien betrieb, lebte unter zahlreichen Gelehrten weiter, namentlich in den von Gerhard Groot (1340—1384) gestifteten „Brüdern des gemeinsamen Lebens“ und in der 1395 gegründeten Windesheimer Kongregration. An der Schule zu Deventer hatte Cusa selbst einst seine erste Begeisterung für die klassischen Studien geschöpft. Aus der Schule zu Zwolle gingen die tüchtigen Humanisten Rudolf Agricola (Huysmann, 1445—1485), Alexander

---

[1] Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums II 288.

[2] N. Cusanus, Opera (ed. Faber Stapulensis), Paris. 1514; ed. Petri, Basil. 1565. — F. A. Scharpff, Des Kardinals und Bischofs N. v. C. wichtigste Schriften in deutscher Übersetzung, Freiburg 1862; Der Kardinal und Bischof N. v. C., Mainz 1843.

[3] Trithemii De vera studiorum ratione, Fol. 2. — Vgl. Pastor, Geschichte der Päpste I³ 472—474. — Janssen, Geschichte des deutschen Volkes I¹⁷ u. ¹⁸ 4—6. — Geiger, Renaissance und Humanismus 332.

Hegius (1433—1498), Rudolf von Langen (1438—1519), Moritz von Spiegelberg (gest. 1485) und Ludwig Dringenberg, um 1450 als Magister nach Schlettstadt berufen, hervor. Demselben Kreise gehörten auch Jakob Wimpheling von Schlettstadt (geb. 1450) und Joh. Murmellius von Roermond (1480—1517) an[1].

In diesem echt christlichen Humanistenkreise entsproßte um die Mitte des 15. Jahrhunderts die letzte herrliche Blüte mittelalterlicher Mystik, das Büchlein „Von der Nachfolge Christi" des Thomas (Hemerken) von Kempen (1380 bis 1471). Das naive Deutsch-Latein, in welchem es geschrieben, scheint aller humanistischen Schönrederei spotten zu wollen, es klingt wie der diametrale Gegensatz der Schriftstellereitelkeit, welche die Schriften eines Poggio und seiner Zunftgenossen durchweht; doch tatsächlich hat dieser tiefreligiöse Geist die tüchtigsten, einsichtigsten Pädagogen des ausgehenden Mittelalters herangezogen[2].

Unter dem Einfluß des Enea Silvio standen die österreichischen Juristen Hartung von Kappel, Ulrich Riederer und Ulrich Sonnenberg, ebenso der Geschichtschreiber Johann Hinderbach, Bischof von Trient. Georg Peuerbach, der große Mathematiker und Astronom, wohnte zu Rom im Hause des Kardinals Cusa; nach seiner Rückkehr hielt er (1454 und 1460) Vorlesungen über Vergil, Juvenal und Horaz. Sein Schüler Johann Müller von Königsberg (Regiomontan) las über Vergils Bucolica, Terentius und Ciceros Buch De senectute. Als der Augsburger Bürgermeister Sigismund Gossembrot (um 1458) sich allzusehr von der italischen Poetenherrlichkeit einnehmen ließ und sogar dem verlotterten Peter Luder unverdiente Sympathie schenkte, wahrte der Theologe

---

[1] R. Agricola, Opera, Colon. Agripp. 1539. — A. Hegius, Opuscula, Daventriae 1503. — A. Parmet, Rudolf von Langen, Leben und ges. Gedichte, Münster 1869. — J. Knepper, Jakob Wimpheling, sein Leben und seine Werke, Freiburg i. Br. 1902. — D. Reichling, Joh. Murmellius, sein Leben und seine Werke, Freiburg 1880; Ausgewählte Gedichte und Übersetzungen, ebd. 1881.

[2] Auch der gottselige Thomas von Kempen hat es nicht gescheut, Verse zu machen, die allerdings von jenen der Humanisten weit abstehen. Es sind fromme Sinnsprüche und Nachklänge aus der kirchlichen Hymnik. Siehe Thomae Malleoli a Kempis Opera omnia (ed. H. Somalius S. J.). Ed. V^a, Duaci 1635, 802—821. — Thomae Hemerken a Kempis Opera omnia (ed. M. J. Pohl) II III V. Friburg. 1904. — Ein tiefpoetisches Gemüt verrät Dionysius der Kartäuser in seiner Abhandlung De venustate mundi, in welcher Zöckler (Studien und Kritiken 1881, Heft 4, S. 648) den Verfasser als einen Vorläufer der modernen Ästhetik begrüßt. Die in älteren Verzeichnissen erwähnten Carmina sind bis auf eines verloren; aber die als Prosa gedruckte Abhandlung De laudibus superlaudabilis Dei hat sich als ein wirkliches Gedicht von 1950 Strophen herausgestellt. Vgl. D. A. Mougel, Dionysius der Karthäuser (Aus dem Französischen), Mühlheim a. d. Ruhr 1898, 35. — Dionysii Carthusiani Opera omnia, Monstrolii 1896 f.

Konrad Säldner, der einst selbst zu Wien alte Klassiker erklärt hatte, gegen ihn den maßvollen Standpunkt des älteren Humanismus, nicht ohne überflüssige Seitenhiebe gegen Enea Silvio, der um dieselbe Zeit Papst wurde und als solcher das frühere Übermaß seiner Klassikerbegeisterung selber dämpfte.

Diesen gediegenen Männern, bei welchen sich die klassische Bildung im alten Sinn und Geist der Kirche der christlichen unterordnete, steht eine verhältnismäßig kleine Zahl von „Poeten" gegenüber, welche von dieser normalen Ordnung ganz oder teilweise abgekommen war und in einseitigem Treiben sowohl den guten Geschmack als Religion und Sitte gefährdete. Am schroffsten stellt sich der Gegensatz in dem literarischen Abenteurer Peter Luder aus Kißlau dar, der als armer Student in Heidelberg nicht über den Kurs der Logik und Dialektik hinaus gelangte, bettelnd nach Rom kam, von dort vertrieben, nach Illyrien, Albanien, Macedonien, Kleinasien verschlagen ward, als Bettelstudent dann Italien durchzog und sich auf Poesie, Rhetorik und Medizin verlegte, darauf sich als Lehrer der Poesie an den Universitäten Heidelberg, Erfurt und Leipzig herumtrieb, wieder nach Padua zurückkehrte, in Basel auftauchte und endlich in Österreich verduftete, überall den Leumund eines unsittlichen Menschen und eines zudringlichen Bettlers zurücklassend. Ein ähnlicher, noch armseligerer Lump als dieser „erste deutsche Poet" war der Vagabund Samuel Karoch von Lichtenberg, der an mehreren Universitäten, zuletzt in Ingolstadt (1472), die unflätigsten Verse erklärte, sich nirgends lang halten konnte und schließlich ebenfalls verscholl.

Nicht unberührt von den Schattenseiten des italienischen Humanismus blieben Heinrich Stercker und Hartmann Schedel, die beide 1462 die Terenz-Vorlesungen des Peter Luder in Leipzig hörten. Schedel sammelte später mit unerschöpflichem Eifer nicht nur Schriften Ciceros und Ovids, sondern auch die humanistische Modeliteratur seiner Zeit. Einem leichtsinnigen Humanismus huldigten ebenfalls Laurenz Blumenau und Nikolaus von Weil, erst Schulmeister zu Zürich, dann Ratschreiber in Nürnberg, 1449 Stadtschreiber in Eßlingen, endlich von 1469—1479 Kanzler des Grafen Ulrich von Württemberg.

Die Gemeinsamkeit der lateinischen Sprache und Bildung hatte den großen Vorteil, daß sich nicht bloß die germanischen und romanischen Völker an dem Aufblühen des Humanismus beteiligen konnten. Schon Dante und Petrarca interessierten sich für die edle ungarische Nation. Ungarische Studenten besuchten die Hochschulen zu Padua, Ferrara, Bologna. Johann Witéz von Zredna verpflanzte die Begeisterung für humanistische Studien an den Hof des Johann von Hunyad und zog selbst als Bischof von Wardein und später als Erzbischof von Gran zahlreiche Gelehrte, unter ihnen Peter Paul Vergerio, in seine Nähe. Sein Neffe Johann von Scemicze wetteiferte als

Janus Pannonius mit den italienischen Dichtern. Die reiche Bibliothek des Erzbischofs regte auch König Matthias Corvinus (1458—1483) zu ähnlichen Bestrebungen an, und da der König an Freigebigkeit nicht hinter den kunstliebenden Fürsten Italiens zurückstand, gelangten die Corvinische Bibliothek und der Musenhof von Ofen bald zu einem Weltrufe [1].

Ein ähnliches Kunst- und Literaturpatronat übte in Polen [2] der erste Prälat des Landes, Sbignew Olesnicky, Kardinalerzbischof von Krakau, während sein Sekretär Johannes Dlugosz die Geschichte Polens in altklassischem Latein schrieb und Gregor von Sanok an der Universität Krakau Vergil, Plautus und Juvenal erklärte, auch selbst lateinische Epitaphien und eine Komödie dichtete.

---

[1] W. Fraknói, Mathias Corvinus, König von Ungarn, Freiburg i. B. 1891, 290—302.

[2] Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums II 327—330.

Drittes Buch.

Die byzantinische Literatur.

Erstes Kapitel.

Die byzantinische Prosaliteratur.

Als Organ der hellenischen Poesie und Philosophie, als internationale Verkehrssprache zwischen Orient und Occident hat die griechische Sprache die zwei schönsten Aufgaben erfüllt, welche bis dahin einer Sprache beschieden waren: die Verbreitung der höchsten antiken Kultur und die erste Verbreitung des Christentums über alle Länder des altrömischen Weltreichs bis tief in den Orient hinein. Auf Grundlage und nach dem Vorbild der christlich-griechischen Literatur ist die christlich-lateinische emporgewachsen und hat sich fast gleichzeitig und in innigster Lebensgemeinschaft mit ihr zur höchsten Blüte entfaltet. Nachdem indes das römische Reich zertrümmert war, germanische Völker die Herrschaft des Abendlandes an sich gerissen hatten, die Kirche zunächst vor die Riesenaufgabe gestellt war, diesen neuen Völkern die Schätze der lateinisch-christlichen Bildung zu übermitteln und sie zu christlichen Nationen heranzuziehen, Macht und Einfluß der oströmischen Kaiser vollständig aus dem Abendlande verdrängt worden waren, mußte naturnotwendig auch das Band sich lockern, das bis dahin griechische und lateinische Bildung zusammenhielt.

Die Kenntnis der griechischen Sprache nahm in den Ländern des Westens rasch ab. Die Griechen vernachlässigten das Lateinische und begannen es zu verachten[1]. In den Wirren der Völkerwanderung wurde es den Lateinern schon schwer, den Bildungsschatz zu retten, den ihre großen Väter und Kirchenschriftsteller aufgespeichert hatten. Was Hilarius, Ambrosius,

[1] In der älteren Zeit blieb das Lateinische zu Byzanz noch für manche offizielle Akte vorgeschrieben, so für richterliche Urteile: decreta a praetoribus latine interponi debent (L. 48 de re iudicata [Dig. 42, 1]). Zur Zeit des Photius bezeichnet Kaiser Michael III. dagegen das Latein als eine barbarische und skythische Sprache, wogegen Papst Nikolaus I. es verteidigt und unter anderem sagt, daß an den höchsten Festtagen zu Byzanz einige Teile der Liturgie in lateinischer Sprache vorgetragen würden (Migne, Patr. lat. CXIX 932). Umgekehrt wurde auch im Abendlande mitunter das Evangelium griechisch verlesen (Zeitschrift für kath. Theologie XIII, Innsbruck 1889, 359). — Gregor I. klagt, daß er keine guten Übersetzer griechischer Bücher habe (Epist. X 21 [Monum. Germ. Epistulae II 258]). — Steinacker, Die römische Kirche und die griechischen Sprachkenntnisse im Frühmittelalter in Festschrift, Th. Gomperz dargebracht, Wien 1902, 324—341.

Hieronymus, Augustinus und Leo d. Gr. boten, stand hinter den Leistungen der griechischen Kirchenväter nicht zurück. Der Primat des Bischofs von Rom verlieh der lateinischen Theologie ein entscheidendes Übergewicht, der lateinischen Bildung die begünstigte Stellung. In den religiösen und kirchlichen Streitigkeiten des Abendlandes war den Patriarchen des Orients kein entscheidendes Wort gewährt, während die Päpste den letzten schiedsrichterlichen Entscheid in allen wichtigen Fragen, auch des Orients, besaßen. Wie in Bezug auf die Theologie, so machte sich das Abendland auch in Bezug auf das kirchliche Recht, die Liturgie, das Ordensleben, Kunst und Sitte nach und nach selbständiger und unabhängiger vom Orient. Die Römer, Franken, Westgoten, Angelsachsen, Iren hatten ihre eigenen Heiligen, Feste, Orden, Klöster, kirchlichen Gebräuche, von denselben Ideen und Grundsätzen geleitet, aber vielfach abweichend von den Formen der Griechen. Unter den neuen Völkern waltete ein gewisser Geist der Freiheit, der korporativen Selbständigkeit, der Beweglichkeit vor; in dem griechischen Kaisertum und der griechischen Kirche setzten sich feste Überlieferungen von Jahrhunderten allen Umgestaltungen entgegen; unter der Einheit der cäsaristischen Macht gewannen Patriarchen und Bischöfe nie jenen selbständigen Einfluß, dessen sich die großen Kirchenhirten der Germanen erfreuten. Aus all diesen Verschiedenheiten und Gegensätzen mußte allmählich ein gewisser Antagonismus zwischen Lateinern und Griechen erwachsen. Verschärft wurde derselbe durch die Herrschsucht der Kaiser, welche den Abfall des Abendlandes nicht verschmerzen konnten, und durch die Eifersucht der Patriarchen von Konstantinopel auf die Weltstellung des römischen Papstes.

Trotz aller Bemühungen der Päpste, die kirchliche Gemeinschaft nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern auch neu zu beleben, schlossen sich die Griechen immer mehr gegen das Abendland ab. „Die lateinische Theologie blieb für Byzanz ein versiegeltes Buch, und der größte Theologe des Abendlandes, Augustinus, hat dort niemals festen Fuß gefaßt.“ Erst im 14. Jahrhundert fing man an, ihn zu übersetzen, als es viel zu spät war, ihm eine tiefere Einwirkung zu gewähren.

So hat sich die griechische Welt vom 5. Jahrhundert an zusehends isoliert und allmählich jenes Wesen herausgebildet, das man „Byzantinismus“ zu nennen pflegt.

Der Name ist längst zum vielgebrauchten Spott- und Schimpfwort geworden; man darf sich aber dadurch nicht abhalten lassen, die verschiedenen Elemente, welche der „Byzantinismus“ — wenigstens in Bezug auf die Literatur — einschließt, sorgfältig zu unterscheiden und das Gute daran verdientermaßen anzuerkennen.

Wie die byzantinische Baukunst eine großartige Weiterbildung der griechisch-römischen zu christlich-kirchlichen Zwecken bedeutet, so ist auch die

byzantinische Literatur in ihren ersten Jahrhunderten nur die Fortsetzung der altchristlichen und patristischen Literatur der Griechen, eine Vermählung der christlichen Ideen mit den Sprachmitteln und Stilformen der älteren hellenischen Literatur. Niemand wird seine Bewunderung der Agia Sophia, der Kirche San Vitale zu Ravenna, dem Vorbild des Aachener Oktogons, noch den herrlichen Bauten versagen, mit welchen der prachtliebende Justinian die Städte Griechenlands und Syriens geschmückt hat. Mögen die feierlichen Mosaiken auf ihrem Goldgrund uns steif und starr erscheinen, sie stehen in vollendeter Harmonie zu den Bauwerken, welche sie schmücken, und zu dem ernsten liturgischen Zweck, dem sie dienen sollten; sie sind, nächst den Malereien der Katakomben, die ältesten und ehrwürdigsten Leistungen kirchlicher Kunst. Wie sie uns ehrwürdig sein müssen, so dürfen wir auch die Theologen, Hagiographen, Asketen, Geschichtschreiber, Chronisten und Hymnendichter nicht mißachten, welche die geistige Erbschaft der griechischen Kirchenväter pietätvoll bewahrt, nach ihrem besten Vermögen benutzt, angewandt und weitergeboten haben[1].

Wenn keiner der byzantinischen Theologen die originelle Fruchtbarkeit und geistige Bedeutung der großen Kirchenväter erreicht hat, so ist in Betracht zu ziehen, daß diese in mancher Beziehung erschöpfende Leistungen hinterlassen hatten, die großen christologischen Kämpfe durch die Beschlüsse der allgemeinen Konzilien entschieden worden waren. Nach dem jahrhundertlangen Wirrsal, das die Arianer, Manichäer, Nestorianer und Eutychianer im ganzen Orient angerichtet hatten, mußte es als eine wahre Erlösung erscheinen, einmal die Früchte zu genießen, welche aus jenen Kämpfen hervorgegangen waren.

Auch das klösterliche Leben, das in dem Ostreiche die weiteste Verbreitung gefunden hatte, begünstigte mehr den ruhigen Sammelfleiß als das Streben nach neuen Forschungen und Kämpfen. So sind die zahlreichen „Katenen" und „Parallelen" entstanden, in welchen emsige Sammler die schönsten Aussprüche der Väter über die einzelnen Gegenstände der Theologie

---

[1] I. P. Migne, Patrologiae cursus completus. Series Graeca. A S. Barnaba ad Photium, 104 Bde, Paris. 1857—1860; Ab aevo Photiano ad Concilii usque Florentini tempora voll. CV—CLXI, Paris. 1862—1866. — Historiae Byzantinae Scriptores (begonnen von Phil. Labbe S. J., fortgesetzt von Fabrotti, Dufresne u. a.), 36 Bde, Paris. 1654—1711; nachgedruckt in 28 Bdn, Venedig 1727. — Corpus scriptorum historiae Byzantinae, 49 Bde, Bonnae 1829—1878. — K. Krumbacher, Geschichte der Byzantinischen Literatur von Justinian bis zum Ende des Oströmischen Reiches (Jw. v. Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissensch. IX 1); 2. Aufl. unter Mitwirkung von A. Ehrhard und H. Gelzer, München 1897. — Byzantinische Zeitschrift, herausgeg. von K. Krumbacher, Leipzig 1891 ff. — K. Dietrich, Geschichte der byzantinischen Literatur, Leipzig 1902.

vereinigten. Man darf dieselben durchaus nicht als finstere Denkmäler der „Erstarrung“ und „Verknöcherung“ betrachten; durch sie ist der eigentliche Kern der christlichen Überlieferung, das Lebensmark der christlichen Lehre, von Geschlecht zu Geschlecht weitergepflanzt und als Grundlage des Unterrichts und der Predigt fruchtbar gemacht worden.

Noch lange mußte übrigens der Kampf gegen die Nestorianer und die Monophysiten, die einen großen Teil des Orients an sich gerissen hatten, weitergeführt werden, und wo neue Irrtümer auftauchten, hat es nicht an mannhaften Kämpfern gefehlt, welche für die Wahrheit in die Schranken traten, wie in dem langwierigen Kampfe wider die Monotheleten und in dem Streite über die Verehrung der Bilder. Auch andere Aufgaben der Theologie haben tüchtige Vertreter gefunden.

So haben sich Leontios von Byzanz und Ephräm von Antiochien durch christologische Schriften gegen die alten Irrlehren des Nestorius und Eutyches verdient gemacht[1]. In die Streitigkeiten über Origenes wie über die Drei Kapitel hat Kaiser Justinian I. selbst mit theologischen Schriften eingegriffen, während Anastasios, Patriarch von Antiochien, in streng methodisch gehaltenen Abhandlungen der späteren Scholastik vorarbeitete.

So hat Maximos Confessor (ὁ ὁμολογητής, gest. 662), der tüchtigste Vorkämpfer der kirchlichen Lehre gegen die Monotheleten, zeitweilig Geheimschreiber des Kaisers Heraklios, auch als Bibelerklärer, Asket und Mystiker Wertvolles geleistet und besonders die Schriften des sog. Dionysios Areopagita mit der überlieferten Kirchenlehre in Einklang gebracht und so der griechischen Theologie einverleibt, durch welche sie dann auch auf die abendländische Scholastik eingewirkt haben[2]. Noch mächtiger wurde der Einfluß des hl. Johannes von Damaskus, der, gegen Ende des 7. Jahrhunderts in dieser damals schon mohammedanischen Stadt geboren, durch einen kriegsgefangenen Mönch Kosmas aus Sizilien im Christentum unterrichtet wurde, gleich seinem Vater ein Amt am Hofe der Omajjaden bekleidete, dann aber in das Kloster des hl. Sabbas in Palästina trat und sich dort ganz der heiligen Wissenschaft widmete. Er ist nicht bloß der größte Verteidiger der Bilderverehrung gegen Kaiser Leo den Bilderstürmer, sondern machte auch in seiner Hauptschrift „Quelle der Erkenntnis“ (Πηγὴ γνώσεως) den ersten umfassenden Versuch, die gesamte christliche Dogmatik von der Lehre über Gott bis zu jener über die letzten Dinge in systematischer Folge durchzuarbeiten. Vorausgeschickt sind derselben die nötigen philosophischen Begriffsbestimmungen und ein Verzeichnis von hundert Häresien, das aus früheren Theologen zusammengestellt ist[3]. Durch die Übersetzung des Burgundio von Pisa wurde diese Schrift schon im

---

[1] Migne, Patr. gr. LXXX 1267—2100. [2] Ebd. XC XCI.

[3] Ebd. XCIV—XCVI. — J. Langen, Johannes von Damaskus, Gotha 1879. — K. Holl, Die Sacra Parallela des Johannes Damascenus, Leipzig 1896.

12. Jahrhundert dem Abendlande zugänglich gemacht, und Petrus Lombardus wie Thomas von Aquin legten sie ihren bahnbrechenden Werken zu Grunde.

Tapfere Genossen im Kampfe wider die Bilderstürmer fand Johannes von Damaskus an dem beredten Germanos, Patriarchen von Konstantinopel, an dem Mönche Theodoros Studita und an dem verdienstvollen Historiker Nikephoros, Patriarchen von Konstantinopel (806—815). Anastasios Sinaites, Mönch im Sinaikloster, schrieb außer scholastischen Traktaten auch eine umfangreiche Erklärung des Hexaemeron und eine Schrift wider die Juden. Als Erklärer der heiligen Schriften sind außer ihm hervorzuheben: Prokopios von Gaza, Olympiodor von Alexandrien, Gregorios von Agrigent (in Sizilien); als geistliche Redner: Gregorios von Antiochien, Modestos, Patriarch von Jerusalem, und Andreas von Kreta. Allerdings leidet ihre Beredsamkeit an einer Breite, Überfülle und Überschwenglichkeit, die dem Abendländer wenig zusagt.

Wie in den Ländern des Westens, so stand auch im oströmischen Reiche das Ordensleben in reichster Blüte. Es gab zahllose Klöster auf der Balkanhalbinsel, und bis zur arabischen Eroberung auch in Palästina, Syrien und Ägypten. Unter den vielen Klöstern der Reichshauptstadt ragte dasjenige von Studion hervor, unter den entlegeneren das gefeierte Sabbaskloster bei Jerusalem, das auch unter der Herrschaft der Araber fortbestand, und dasjenige auf dem Sinai. Aus diesen Klöstern stammt eine unabsehbare asketische und hagiologische Literatur, welche zumeist auf die Erbauung und Beschäftigung ihrer Insassen berechnet war, von welcher indes doch manche Erzeugnisse bis ins Abendland gedrungen sind und bis in spätere Zeiten weitergewirkt haben. Als klassisch-asketisches Buch gilt „Die Himmelsleiter" *(κλίμαξ)* des Johannes Klimax, der erst als Mönch im Sinaikloster, dann vierzig Jahre als Anachoret in einer Höhle am Fuße des Berges lebte und um 600 starb. Das Buch fußt hauptsächlich auf den heiligen Schriften und seinen eigenen Erfahrungen im geistlichen Leben, ist schlicht und ohne den gesuchten Redeprunk der Byzantiner abgefaßt und zeichnet sich durch schöne Kernsprüche aus [1].

Berühmt als Asketen sind ferner: Symeon Stylites der Jüngere, der Archimandrit Dorotheos aus Palästina, Antiochos aus dem Sabbaskloster bei Jerusalem und Thalassios, Vorsteher eines Klosters in der Libyschen Wüste. Zugleich asketischer, liturgischer, dogmatischer und kanonistischer Schriftsteller und dazu noch Dichter war der bereits erwähnte Theodoros Studita. Er wurde 759 als Sohn eines kaiserlichen Zolleinnehmers geboren, erhielt erst eine sorgfältige allgemeine und dann klöster-

---

[1] Ausgaben von M. Raderus S. J., Paris 1633; Migne (a. a. O. LXXXVIII 596—1209).

liche Bildung, ward Mönch, Priester und Abt in dem Kloster Sakkudion, trat mit seinen Mönchen in das Kloster Studion in der Hauptstadt über und brachte dieses durch heilsame Reformen zu hoher Blüte. Zweimal wurde er verbannt, weil er mutvoll gegen die unrechtmäßige Ehe Kaiser Konstantins VI. aufgetreten war; eine dritte Verbannung traf ihn, als er ebenso unerschrocken die Bilderverehrung gegen Leo den Isaurier verteidigte. Auch diese Verfolgung überlebte er noch, konnte aber nur für kurze Zeit wieder in sein Kloster zurückkehren. Er starb 826. Seine asketischen Schriften schließen sich denjenigen des hl. Basilios an und halten dieselbe von überschwenglicher Mystik freie Richtung ein. Überaus wertvoll ist seine Briefsammlung, die noch jetzt 550 Briefe umfaßt, besonders seine Pastoralbriefe[1]. „Mit feinstem psychologischen Takt weiß hier Theodor einem weiten Kreise Worte des Trostes, der Aufrichtung im Leid, der Mitfreude im Glück zu spenden. Unter diesen Trost-, Empfehlungs- und Freundschaftsbriefen finden sich wahre Perlen der byzantinischen Epistolographie; alle aber erweisen sich als der Niederschlag eines von Gottesliebe und wahrer Humanität beherrschten, reichen Geistes- und Gemütslebens. Zugleich offenbaren sie die zwei großen Triebfedern seiner Tätigkeit: eine leidenschaftliche Liebe für die Freiheit der Kirche und einen selbstlosen Eifer für die Erhaltung der kirchlichen Einheit zwischen Morgen- und Abendland. Dadurch wurde Theodor einer der letzten großen Gegner des byzantinischen Cäsareopapismus; dies führte ihn auch zur energischen Behauptung des römischen Primates, die seinem Ansehen in der griechischen Kirche keinen Eintrag getan hat."[2]

Unter den hagiographischen Schriften verdient die „Geistliche Wiese" des Johannes Moschos Erwähnung, welcher von dem Sabbaskloster bei Jerusalem aus auf weiten Reisen (zwischen 578—602) die Klöster in Palästina, Ägypten, der Sinaihalbinsel, Syrien, Kleinasien und verschiedenen griechischen Inseln besuchte und dabei die Erlebnisse, Charakterzüge und Aussprüche zahlreicher Mönche sammelte. Die bunte Sammlung erschien ihm als eine mit mannigfaltigen Blumen geschmückte Wiese, und so erhielt sie ihren Titel[3]. Sein Reisebegleiter Sophronios, der später Patriarch von Jerusalem wurde, schrieb die Leben der zwei ägyptischen Nationalheiligen Kyros und Johannes und der berühmten Büßerin Maria von Ägypten. Zahllose Akten von Märtyrern, besonders aus der Zeit des Bilderstreits, sowie Leben von Heiligen wurden in allen Klöstern geschrieben und gesammelt. Die berühmteste umfassende Sammlung ist jene des Symeon Metaphrastes, der in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts gelebt zu haben

---

[1] Migne, Patr. gr. XCIX 509—1669.

[2] A. Ehrhard bei Krumbacher, Geschichte der Byzant. Literatur 150.

[3] Migne a. a. O. LXXXVII.

scheint[1]. Aus ihr sind eine Menge Erzählungen in die Legendenbücher des Abendlandes übergegangen. Wegen des stilistisch-rhetorischen Aufputzes seiner Heiligengeschichten stand er bei den strengeren Historikern bis jetzt in ungünstigem Rufe; doch scheint sein großes Sammelwerk aus sehr verschiedenartigen Bestandteilen zusammengewachsen zu sein und eine nähere Untersuchung seiner Vorlagen und Quellen eine teilweise günstigere Beurteilung herbeiführen zu können. Schon Leo Allatius ist sehr warm für ihn eingetreten.

Auch die freier ausgeführten Legenden des Metaphrastes und der übrigen griechischen Hagiographen verdienen es übrigens nicht, geringschätzig abgelehnt zu werden.

„Sie bieten wertvolle Ergänzungen zu den altchristlichen und byzantinischen Kirchenhistorikern, Geschichtschreibern und Chronisten; sie gewähren einen vielfach überraschenden Einblick in das Kulturleben weiter christlicher Kreise, das in den dogmatischen Abhandlungen des christlichen Altertums und in den trockenen theologischen Erörterungen der byzantinischen Zeit nur zu oft ganz aus dem Gesichtskreis schwindet; sie bekunden eine Frische, Naivität und belebende Macht des religiösen Sinnes, dessen Offenbarungen in den Kreisen der gelehrten Theologen als unpassend und volkstümlich der Nichtbeachtung anheimfielen; sie sprechen endlich oft eine edle und echte Volkssprache, die von der Klassizität der steifen Gelehrten nicht angekränkelt ist." [2]

Das gilt auch von dem berühmten Legendenbuch „Barlaam und Josaphat", welches durch zahlreiche Übersetzungen weit in den Orient gedrungen und eines der beliebtesten Volksbücher bei allen mittelalterlichen Nationen des Abendlandes geworden ist. Es ist lange dem hl. Johannes von Damaskus zugeschrieben worden. Der griechische Titel lautet: „Erbauliche *(ψυχωφελής)* Geschichte aus dem inneren Lande der Äthiopen, das Indien genannt wird, in die heilige Stadt gebracht durch den Mönch Johannes, den gottesfürchtigen und tugendsamen Mann, aus dem Kloster des hl. Sabba, worin das Leben der heiligen und seliggepriesenen Barlaam

[1] Migne a. a. O. CXIV—CXVI. — A. Ehrhard (bei Krumbacher a. a. O. 200—203); Die Legendensammlung des Symeon Metaphrastes und ihr ursprünglicher Bestand (Festschrift zum elfhundertjährigen Jubiläum des deutschen Campo Santo in Rom, Freiburg 1897, 46—85); Forschungen zur Hagiographie der griechischen Kirche (Röm. Quartalschrift XI, Rom 1897, 67—205); Symeon Metaphrastes in der griechischen Hagiographie (ebd. XI 531—553). — H. Delehaye, Les ménologes grecs (Analecta Bollandiana XVI, Bruxellis 1897, 311—329); Le ménologe de Métaphraste (ebd. XVII [1898] 448—452). — Nach Ehrhard läßt sich der ursprüngliche Bestand und die ursprüngliche Ordnung noch feststellen. Symeons Arbeit erfreute sich der größten Beliebtheit; aber die älteren metaphrastischen Heiligenleben sind darüber doch nicht vollständig zu Grunde gegangen. Ein Vergleich dieser älteren Legenden mit der Bearbeitung des Metaphrastes läßt des letzteren Tätigkeit in viel günstigerem Lichte erscheinen, als man bisher anzunehmen geneigt war.

[2] A. Ehrhard, Die Legendensammlung des Sym. Metaphrastes 82.

und Joasaph (enthalten ist)."[1] Nur einige jüngere Handschriften bezeichnen diesen Mönch Johannes näher als denjenigen von Damaskus. Ziemlich allgemein wird angenommen, daß er nicht der Verfasser war, daß das Werk wohl aus dem Sabbaskloster bei Jerusalem herrührt, wo er einen so großen Teil seines Lebens zugebracht, aber von einem andern Mönche Johannes, der lange vor ihm, schon in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts, daselbst lebte, um dieselbe Zeit, als Johannes Moschos nach weiten Reisen durch Palästina, Syrien, Ägypten, ja bis nach Rom seine „Geistliche Wiese" schrieb, auch Kyrillos von Skythopolis seine Heiligenbiographien verfaßte.

Die Erzählung beginnt mit der auch in andern Legenden enthaltenen Nachricht, daß der hl. Thomas bei der Teilung der Apostel nach Indien gekommen sei und viele Heiden zum Glauben an Christus bekehrt habe; später seien von Ägypten aus auch Mönche nach Indien gedrungen, hätten das Mönchsleben daselbst begründet und zu hoher Blüte gebracht. Ein kriegsgewaltiger und ebenso mächtiger, ganz ins Irdische versunkener König, Abenner mit Namen, leistet dem Christentum beharrlichen Widerstand, verfolgt die Christen und sucht die Mönche auszurotten. Die Verfolgung wird eine noch grausamere, da ihm nach langer Kinderlosigkeit ein Sohn geboren wird, ein Astrologe ihm aber verkündigt, der Sohn werde zwar ebenfalls ein großer und mächtiger Herrscher werden, aber in einem andern Reiche, indem er das verhaßte und verfolgte Christentum annehmen werde. Um dies zu verhindern, läßt der König den Prinzen in eine abgelegene Stadt bringen, in einem streng isolierten Palast erziehen, mit allen Genüssen der Erde umgeben, jede Erinnerung an Tod, Alter, Krankheit, jeden Ausblick auf ein jenseitiges Leben, jede Kunde von einer christlichen Religion von ihm fernhalten. Er sucht den letzten Rest von Mönchtum in seinem Reiche zu ersticken. Auf die Dauer reichen indes all diese Vorsichtsmaßregeln nicht aus.

---

[1] Ausgaben von Fr. Boissonade (Anecdota graeca), Paris 1832; Migne, Patr. gr. XCVI 836—1260. — J. Dunlop, Geschichte der Prosadichtungen, übersetzt von F. Liebrecht, Berlin 1851, 27 ff 462 ff. — Max Müller, Essays III (deutsch), Leipzig 1872, 322 ff. — F. Liebrecht, Die Quellen des Barlaam und Josaphat (Eberts Jahrbuch für roman. und engl. Literatur II [1862] 314—334); Zur Volkskunde, Heilbronn 1879. — E. Cosquin, La légende des saints B. et J. (Revue des quest. hist. XXVIII [1880] 579—600). — H. Zotenberg, Le livre de Barlaam et Josaphat, Paris 1886. — E. Kuhn, Barlaam und Joasaph (Abhandl. der bayr. Akademie XX, München 1894, 1—88). — I. Jacobs, Barlaam and Josaphat, London 1896. — E. F. Conybeare, The Barlaam and Josaphat legend (Folklore VI, London 1896, 101—142). — Saints Barlaam and Josaphat (The Month XX, London 1881, 137—143). — St. Beissel, Art. „Josaphat" in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon VI^{2}, Freiburg 1889, 1880 bis 1882.

Trotz der strengsten Überwachung trifft Prinz Joasaph erst mit einem Kranken, dann mit einem Blinden, einem Greise und einem Toten zusammen. Je neuer ihm alle diese Erscheinungen menschlicher Armseligkeit, Hinfälligkeit und Vergänglichkeit sind, desto tiefer ist der Eindruck, den sie in seinem Gemüte hinterlassen. Die ersten Gedanken, die sich daran knüpfen, löschen allen Zauber irdischen Genusses und irdischer Güter in ihm aus. Wie er nun vollends mit dem christlichen Einsiedler Barlaam bekannt und von ihm in die Geheimnisse des Glaubens eingeführt wird, hat die Gnade leichten Sieg, er wird nicht nur Christ, sondern weiht sich Gott in ewiger Entsagung und Jungfräulichkeit. Die Bekehrung läßt sich natürlich nicht geheim halten. Der erboste König bietet alles auf, um sie rückgängig zu machen. Joasaph aber zeigt eine heldenmütige Festigkeit. Durch eine öffentliche Disputation soll das Christentum widerlegt und moralisch vernichtet werden; aber an Stelle Barlaams, der sich durch Flucht dem Zorne des Königs entzogen, übernimmt ein Astrologe, Nachor, dessen Verteidigung, begründet es in siegreicher Rede und wird selbst so davon ergriffen, daß er sich bekehrt. Der Verfasser hat (wie erst neuere Forschungen ergaben) ihm eine der ältesten Apologien, die des Aristides, in den Mund gelegt[1].

Auf den Rat des Theudas, eines andern Magiers, sucht der Vater nun den heldenmütigen Sohn durch sinnliche Lockungen von seinem Glauben abspenstig zu machen. Dämonischer Einfluß unterstützt die Macht der Versuchung; aber auch jetzt siegt Joasaph durch demütiges Gebet, und sein ernstes Mahnwort bekehrt sogar Theudas, den Anstifter des Verführungsplanes, zum Christentum. Nachdem alle seine Pläne vereitelt, teilt König Abenner sein Reich in zwei Hälften und überläßt die eine seinem Sohne. Joasaph nimmt die dargebotene Krone an, legt sie aber bald nieder, um in völliger Weltentsagung zu leben. Er bekehrt die Gesandten, die Abenner an ihn schickt und zuletzt diesen selbst. So ist seine große Sendung erfüllt; er zieht nun in die Wüste und stirbt als frommer Einsiedler. Barlaam wird mit ihm bestattet; an ihrem Grabe wird ein herrlicher Dom erbaut, und zahllose Wunder verherrlichen den Namen beider.

Einige Züge der Erzählung stimmen auffallend mit solchen der Buddha-Sage überein und legten den Gedanken nahe, diese als Quelle der griechischen Legende aufzufassen. Obwohl weder eine Pehlewi- noch eine altsyrische Bearbeitung die Gesamtreihe der orientalischen Übersetzungen als Mittelglied verbindet, wird die Benutzung buddhistischer Überlieferung doch heute fast allgemein angenommen. Charakteristik und Erzählung sind indes in der griechischen Bearbeitung vollständig von christlichen Anschauungen getragen,

[1] Boissonade a. a. O. 239—255 (Migne, Patr. gr. XCVI 1105 bis 1124).

und das Ganze ist durch die eingefügten Reden zu einer meisterhaften Apologie des Christentums und des christlichen Ordenslebens — auch gegen den Buddhismus — gestaltet.

Die ganze Anlage ist natürlich, spannend, wohl gruppiert, die Charakteristik mit ihren Gegensätzen treffend und lebendig, die Sprache rein, edel und gewählt, die Darstellung künstlerisch, ohne gesuchtes Pathos und Überladung, der theologische Gehalt richtig und auch richtig gefaßt, zugleich aber von inniger poetischer Begeisterung getragen. Das Werk mit dem vielfach geschmacklosen, ungenießbaren Lalita-Vistara vergleichen hieße ihm schon unrecht tun. Die gläubigen Völker des Mittelalters haben sich durchaus nicht getäuscht, wenn sie es als eine herrliche Apologie christlicher Weltanschauung betrachteten und empfanden. Völlig irrig ist jedenfalls die Auffassung, als wäre in dieser sittenreinen, erhabenen Legende der Stifter des pessimistischen Buddhismus von frommen Christen verherrlicht und gefeiert worden.

Es ist nicht möglich, hier den ganzen Prozeß der Entfremdung zu schildern, durch welchen das griechische Geistesleben sich immer mehr von der Gemeinschaft mit der katholischen Kirche ablöste, bis es endlich unter Photius (857—891) zum völligen Bruch mit Rom kam und derselbe durch Michael Cärularius (1054) zum bleibenden Schisma führte. Daran muß aber doch erinnert werden, daß die Griechen, mit Ausnahme einiger weniger Unterscheidungspunkte, auch nach der Trennung an dem gesamten Lehrgebäude der altchristlichen Überlieferung mit bewundernswerter Anhänglichkeit und Pietät festgehalten haben. Hierin kann man nicht wohl eine „Verknöcherung“ und „Erstarrung“ erblicken, wenn man nicht auch die Festigkeit der katholischen Überlieferung mittreffen will. Dagegen hat die Lostrennung von der kirchlichen Einheit die Griechen wirklich der lebendigen Entwicklung der abendländischen Völker entzogen und sie dem Cäsareopapismus überantwortet, der mit bleierner Wucht auf ihrem Geistesleben waltete und durch seine politische Ohnmacht dessen enge territoriale Grenzen immer enger werden ließ.

Photius, der unselige Begründer des griechischen Schismas, kann sich als Theologe weder mit Leontios von Byzanz noch weniger mit Maximos Confessor und Johannes von Damaskus messen. Dagegen zeichnete er sich durch eine ungemein vielseitige Belesenheit in weltlichen wie geistlichen Büchern aus. Das Hauptdenkmal dieses gelehrten Wissens ist außer einem Lexikon *(Λέξεων συναγωγή)* seine sog. „Bibliothek“ oder das „Myriobiblon“, eine Sammlung von 280 Aufsätzen über je ein von ihm gelesenes Buch. Sie ist seinem Bruder Tarasios gewidmet, der ihn — noch vor seiner Erhebung zum Patriarchen — ersucht hatte, ihm Mitteilungen über die Bücher zukommen zu lassen, welche in seinem Kreise vorgelesen und besprochen worden wären. Photius gibt ihm nun bald kürzere Notizen, bald längere Auszüge

nebst Beurteilung in Bezug auf Inhalt und Form. Was dem Werk den höchsten Wert verleiht, sind die Abschnitte über zahlreiche historische Werke, welche seither ganz oder größtenteils verloren gegangen sind, wie die Berichte des Ktesias über Persien und Indien, Theopomp, Diodor, Dionysios von Halikarnassos, Appian, Arrian, Dio Cassius, die Diadochengeschichte des Agatharchides, die Literaturgeschichte des Hesychios von Milet und andere.

Die Masse des nicht etwa flüchtig durchblätterten, sondern beherrschten Wissensstoffes ist staunenswert. Alle Fächer sind darin in buntester Abwechslung und reichster Fülle vertreten, am reichsten Theologie und Geschichte. Kaum berührt dagegen sind die größten Klassiker des Altertums, Philosophen, Historiker und Dichter, die Photius offenbar als schon bekannt voraussetzt. Auch die spätere Poesie ist nur dürftig erwähnt.

Es ist dies zu bedauern, da Photius meisterlich zu charakterisieren wie zu kritisieren versteht. Köstlich sind z. B. (128) die Dialoge Lukians charakterisiert[1], mit ihrem fein satirischen, komischen Gehalt, ihrem skeptischen Geist, ihrer wunderbar schönen Darstellung und Sprache, welche die Sprache selbst gewissermaßen zum Gedicht macht. Nicht minder vorzüglich ist die Einleitung eines Epithalamiums aus den Deklamationen des Sophisten Himerios (243)[2]. Eine ganz ausführliche, treffende und fesselnde Analyse gibt er von dem Roman „Äthiopika" (Theagenes und Charikleia) des Heliodor, von welchem er bemerkt, daß derselbe später Bischof geworden sei (73)[3]. Ziemlich ausführlich sind auch die Auszüge aus dem Liebesroman des Jamblichos (94)[4] „Von den Erlebnissen der Sinois und des Rhodanes" und aus dem Abenteuerroman des Antonios Diogenes „Von den unglaublichen Dingen auf der Insel Thule" (166)[5]. Nur kurz ist dagegen der Roman „Leukippos und Kleitophon" des Alexandriners Achilleus Tatius vermerkt, mit scharfem Tadel über dessen Obszönität (87)[6]. Ebenso die „Metamorphosen" des Lukios von Paträ (129) und die „Vier Bücher unglaublicher Dinge" des Damaskios (130)[7]. Bei Besprechung der Chrestomathie des Helladios Besantinoos[8] werden nur vorübergehend Gedichte dieses Helladios selbst, des Hermias von Hermopolis, des Grammatikers Serenos, des Andronikos von Hermopolis, des Grammatikers Horapollon, des Kyros von Antipolis erwähnt.

Nach Photius beschäftigte sich ein Teil der theologischen Literatur mit der Verteidigung des Schismas und mit dem Kampfe gegen die Lateiner; ein viel ansehnlicherer Teil derselben hütete und erklärte die altehrwürdige

---

[1] Migne, Patr. gr. CIII 412 f. [2] Ebd. CIII 1305 f.
[3] Ebd. CIII 231—238. [4] Ebd. CIII 323—340.
[5] Ebd. CIII 465—478. [6] Ebd. CIII 289 290.
[7] Ebd. CIII 413 414. [8] Ebd. CIV 323 324.

Erbschaft der patristischen Überlieferung und kam dadurch den wiederholten Unionsversuchen entgegen, welche von Rom aus gemacht wurden.

Von der Profanliteratur hat sich die historische verhältnismäßig am reichlichsten entwickelt, von der Kirchengeschichte häufig kaum zu trennen, da manche Kaiser gern die Theologen spielten, theologische Fragen im Vordergrund des Interesses standen, der Cäsareopapismus Kirchliches und Staatliches bunt durcheinander mischte. Den alten Klassikern zunächst steht Prokopios, der Geschichtschreiber der Zeit Justinians I., als Reisebegleiter Belisars in die wichtigsten Ereignisse der Zeitgeschichte eingeweiht, in Bezug auf anderes ein sorgfältiger Quellenforscher, in Geist und Stil ein wirklicher Meister[1]. Die von Eusebios so glänzend begründete Kirchengeschichte fand Fortsetzer an Theodoros Anagnostes (Lektor) und Zacharias Rhetor, besonders aber an dem Rechtsanwalt Euagrios, der, in ausdrücklichem Anschluß an Sokrates, Sozomenos und Theodoret, die Zeit von 431—594 in ausführlicher Darstellung behandelte[2]. Allgemeine Weltchroniken verfaßten Johannes von Antiochien, Hesychios und in sehr ansprechender, volkstümlicher Darstellung Johannes Malalas. Höchst wertvolle Aufschlüsse über den Orient enthält die „Christliche Topographie" des Kosmas Indikopleustes, eines Kaufmanns aus Alexandrien, der auf weiten Reisen Arabien und Ostafrika besuchte, die erste Kunde von Ceylon (dem Eiland Taprobane) nach Europa brachte und seine Reiseerfahrungen bunt mit andern Stoffen gemischt in zwölf Büchern niederlegte[3].

Von andern Historikern seien erwähnt: Agathias (Die Zeit Justinians I. von 552—558), Menander (Fortsetzung des Agathias von 558—582), Johannes von Epiphania (Die Zeit von 572—593), Theophylaktos Simokattes (Die Regierung des Kaisers Maurikios 582—602, schon sehr gesucht und geschmacklos blumig), Kaiser Konstantinos VII. Porphyrogennetos (Geschichte des Kaisers Basilios I.; Abhandlungen über die Staatsverwaltung und die Einteilung des Reiches wie über das Zeremoniell des byzantinischen Hofes), Joseph Genesios (Vier Bücher Königsgeschichte, von 813—886), Johannes Kameniates (Die Eroberung von Thessalonike durch kretische Korsaren 904), Leon Diakonos (Die Zeit von 959—975), Michael Attaliates (Geschichte seiner Zeit 1034—1079), Nikephoros Bryennios (Geschichte des Alexios Komnenos 1070—1079), Anna Komnena (Alexias, Geschichte ihres Vaters Alexios Komnenos, 1069—1118), Johannes Kinnamos (Zeit von 1118—1176), Niketas Akominatos (Zeit von 1180—1206), Neophytos, Mönch auf Cypern (Über die traurige Lage Cyperns um 1191), Georgios Akropolites (Chronik von der Bestürmung Konstantinopels durch die Lateiner bis zur byzantinischen Restauration 1203—1261), Georgios Pachymeres (Fortsetzer des vorigen, 1261—1308), Nikephoros Kallistos Xanthopulos (Kirchengeschichte bis 610), Nikephoros Gregoras (Römische Geschichte,

[1] Gesamtausgaben von C. Maltretus S. J., Paris 1662 1663; G. Dindorff, Bonn 1833—1838.

[2] Migne, Patr. gr. LXXXVI 2405—2906.

[3] Ebd. LXXXVIII 10—476.

1204—1359), Kaiser Johannes VI. Kantakuzenos (Reichsgeschichte von 1320—1356), Johannes Kananos (Belagerung von Konstantinopel durch Murad II. 1422), Johannes Anagnostes (Eroberung von Thessalonike durch die Türken 1430), Laonikos Chalkondylas (Geschichte des Reichs von 1298—1463), Dukas (Zeit von 1341—1462), Georgios Phrantzes (1258—1476), Kritobulos aus Imbros (Geschichte des Sultans Mohammed II., 1451—1467)[1].

Große Denker gleich den abendländischen Scholastikern hat Byzanz nicht aufzuweisen; doch wurden die Schriften des Aristoteles wie des Platon, hauptsächlich mit Rücksicht auf theologische Zwecke, gelesen und kommentiert. Durch den vielseitigen Michael Psellos (1018—1078) wurde in Konstantinopel die platonische Akademie wieder hergestellt, doch ohne weittragende Erfolge.

In Bezug auf humanistische und rhetorische Leistungen haben die Byzantiner zwar viel Rührigkeit, aber selten reinen, klassischen Geschmack entwickelt. Die höfischen Kreise liebten das Künstliche, Gezierte, Steife, Prunkhafte und Geschraubte, das sich schon bei den späteren Sophisten ausgebildet hatte und von dem sich auch mehrere der Kirchenschriftsteller nicht frei zu erhalten wußten. Diese Richtung wucherte in allen Produktionsarten weiter. Der beste Dienst, den die Byzantiner der Weltliteratur erwiesen haben, liegt deshalb nicht in ihren eigenen Hervorbringungen, sondern darin, daß sie an ihren Schulen die bedeutendsten Klassiker des Altertums und die schönsten Werke der patristischen Zeit in lebendiger Überlieferung erhalten und jener Epoche aufbewahrt haben, welche die abendländische Bildung an denselben neu auffrischen sollte.

Zweites Kapitel.

Die byzantinische Hymnik.

Angesehene Kritiker haben den Byzantinern früher alle und jede Poesie abgesprochen[2]. Die neuere Forschung ist von diesem harten Urteil abgekommen und droht sogar teilweise in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen, indem sie bereits einen byzantinischen Hymnendichter als den größten religiösen Lyriker aller Zeiten erklärt. Die Wahrheit dürfte, wie so oft, in der Mitte liegen.

Schon während der alexandrinischen Zeit ist unter den Griechen kein Pindar und Sophokles mehr erstanden; aber der poetische Geist ist unter

---

[1] Über die zahlreichen Chronisten vgl. Krumbacher, Geschichte der Byzant. Literatur 319—408.

[2] „Poesie im wahren Sinne des Wortes kannten die Byzantiner nicht, und sie hat unter ihnen niemals bestanden“ (Bernhardy, Grundriß der griechischen Literatur II 2 [1880] 771).

ihnen doch nicht ganz erloschen; er hat manche freundliche Nachblüte getrieben, beengt allerdings durch eine erdrückende gelehrte Atmosphäre und politische Verhältnisse, welche von der alten Glanz- und Ruhmeszeit eben grundverschieden waren. Das griechische Geistesleben aber, wie es mit dem jugendlichen Christentum zusammentraf, war zu sehr von den bedenklichsten Elementen religiösen und sittlichen Verfalls, Zweifel, Unglauben, Lüge und Immoralität durchsäuert, als daß sich die christlichen Ideale wie ein himmlisches Edelreis auf eine noch unverdorbene, natürliche Pflanze hätten propfen lassen. Wie im Abendland, war auch hier ein längerer Prozeß der Läuterung nötig. Mit dem Heidentum, wie es bestand, mußte aufgeräumt, eine neue Ideenwelt und Poesie geschaffen werden. Sie wuchs in der Einsamkeit der Klöster, im Dienste der heiligen Geheimnisse heran. Sie war, wie die älteste heidnische Poesie, wieder religiös-liturgisch.

Bereits bei dem hl. Gregorius von Nazianz begegnen uns neben religiösen Dichtungen, welche in den quantitierenden Metren des Altertums abgefaßt sind, andere, in welchen nur der Wortaccent die Versform beherrscht, ohne Rücksicht auf Kürze und Länge der Silben. Diese rhythmische Form verdrängt die andere vom 5. Jahrhundert an allmählich aus der Liturgie; sehr wahrscheinlich im Anschluß an die syrische Hymnik, welche sich bereits etwas früher zu reicher Blüte entwickelte. Hiermit war das Mittel geboten, sich von der althellenischen Lyrik ganz frei zu machen und auf der Basis der biblischen Sprache in Form und Gehalt völlig Neues zu gestalten. Ähnlich wie ein großer Teil der mittelalterlichen lateinischen Hymnik hat auch diese griechische bis vor wenigen Jahrzehnten kaum Beachtung gefunden. Erst in neuerer Zeit hat man begonnen, sie zu sammeln, zu sichten, kritisch herauszugeben und nach den verschiedensten Seiten zu studieren[1]. Diese Arbeit ist aber noch lange nicht zum Abschluß gediehen, und wir müssen uns deshalb mit einigen vorläufigen Hauptergebnissen begnügen.

Mit den schlichten und kernigen Hymnen des hl. Ambrosius wie mit denjenigen der späteren Lateiner haben die byzantinischen wenig Ähnlichkeit. „Während diese in sehr einfachen Formen sich bewegen und an bestimmte

[1] Bahnbrechend wirkte hier Kardinal J. B. Pitra durch seine Hymnographie de l'Église grecque, Rome 1867; Analecta sacra Spicilegio Solesmensi parata I Paris. 1876; Sanctus Romanus veterum melodorum princeps, Romae 1888 (Anno Iubilaei Pontificii). — Ihm folgten W. Christ et M. Paranikas, Anthologia graeca carminum christianorum, Lips. 1871. — H. Stevenson, L'hymnographie de l'église grecque (Revue des questions historiques XX [1876] 482 bis 543. — K. Krumbacher, Geschichte der Byzantinischen Literatur, München 1891, 308 ff. — Edm. Bouvy, Poètes et Mélodes, Nîmes 1886. — F. Cabrol, L'hymnographie de l'église grecque, Angers 1893. — H. Grimme, Der Strophenbau in den Gedichten Ephräm des Syrers, mit einem Anhang über den Zusammenhang zwischen syrischer und byzantinischer Hymnenform, Freiburg i. d. Schw. 1893.

überlieferte Versfüße und Zeilenarten sich binden, sind bei den Griechen alle Schranken gefallen. Selten sind einfache Strophen, häufiger umfangreiche, die bis zu zwanzig und mehr Kurzzeilen steigen, von denen wieder jede wechselnden Tonfall haben kann, so daß man diese Formen mit den freien Strophen der lyrischen Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts, manchen Opernarien oder auch Goethes dithyrambenartigen Dichtungen wie ‚Grenzen der Menschheit‘ oder ‚Der Strom‘ vergleichen möchte. Der Schöpfer der Melodie wollte nicht bestimmte Füße und Zeilen wiedergeben, sondern er folgte frei dem musikalischen Gefühle; dies allein bestimmte den Tonfall und die Länge der Kurzzeilen und die Gruppierung dieser Kurzzeilen zu Langzeilen oder Absätzen und zum ganzen Gebäude *(οἶκος)* der Strophe."[1]

Da die Griechen von den Zeiten des Altertums her gewohnt waren, nur die antiken, streng metrischen Vers- und Strophenformen als eigentlich poetische Formen zu betrachten, so kann es nicht befremden, daß die byzantinischen Kommentatoren selbst die neuen kirchlichen Hymnen geradezu als Prosatexte bezeichneten[2]. Manche derselben sind in Wirklichkeit nichts anderes als frei versifizierte Homilien, Betrachtungen und Gebete, und selbst bei den größten Meistern der byzantinischen Hymnik finden sich Stellen, in welchen weder die Künstlichkeit der Strophengebäude noch der melodische Wohlklang der Verse den eigentlich prosaischen Charakter des Textes völlig überwindet. Trotz dieser gelegentlichen Schwächen stellt aber die byzantinische Hymnik im ganzen und großen doch unzweifelhaft eine eigenartige neue Kunstform dar, die sich in sehr vielen Fällen zu hohem poetischen Werte erhebt.

Eine gewisse Schranke fand die willkürliche Gestaltung neuer Strophenformen und Melodien an der praktischen Aufführbarkeit. Es wurde nachgerade unmöglich, all die wechselnden Gebilde im Gedächtnis zu behalten, und so kam denn die Sitte auf, neuen Hymnen schon vorhandene Strophen und Melodien zu Grunde zu legen. Diese Normalstrophen wurden „Hirmos" *(εἱρμός)* genannt und in einem eigenen Buche, dem „Hirmologion", gesammelt, in den liturgischen Gesangbüchern aber bei jedem Liede der zugehörige Hirmos vermerkt.

Die liturgischen Gesänge zerfallen in zwei Hauptarten: die „Kontakia" und die „Kanones". Die ersteren bestehen aus zwanzig bis dreißig und

---

[1] Wilh. Meyer, Anfang und Ursprung der lateinischen und griechischen rhythmischen Dichtung (Abhandl. der bayr. Akademie XVII 2, München 1885, 328 f).

[2] *Καταλογάδην* nennt Suidas (s. v. *Ἰωάννης ὁ Δαμασκηνός*) die nicht prosodischen Verse des hl. Johannes Damascenus, *δίχα μέτρου* nennt Theodor Prodromos den rhythmischen Weihnachtsgesang des Kosmas, ebenso Gregor von Korinth: *πεζῷ λόγῳ, τῷ ἀμέτρῳ δηλαδή*. Ebenso Leo Allatius, der gelehrteste Grieche seiner Zeit. Es ist also wohl erklärlich, wenn auch die gelehrten Abendländer durch Jahrhunderte jene Hymnen als Prosatexte betrachteten. Vgl. Stevenson a. a. O. XX 487 f.

mehr gleichgebauten Strophen, welchen eine oder zwei kürzere Strophen als Einleitung vorangehen und welche sämtlich mit dem gleichen, aus ein bis zwei Kurzzeilen bestehenden Refrain (*ἐφύμνιον* oder *ἀκροτελεύτιον*) schließen. Die „Kanones" dagegen sind aus acht bis neun Liedern zusammengesetzt, von welchen jedes seinen eigenen, verschiedenartigen Strophenbau besitzt; am häufigsten ist die durch christliche Überlieferung geheiligte Neunzahl.

Der Reim tritt in diesen rhythmischen Gesängen ziemlich häufig auf; doch schon die stete Verschiedenheit der Verszeilen gewährt ihm nicht dieselbe Wirksamkeit, welche er in den modernen Sprachen erlangt hat; er tritt nur gewissermaßen als rhetorische Figur auf, um gelegentlich den Eindruck der Darstellung für das Ohr zu heben. Fast allgemein ist dagegen der Gebrauch der Akrostichen, d. h. die Benutzung der Anfangsbuchstaben, um die Anordnung der Verse, der Strophenglieder oder der Strophen hervorzuheben, wobei die Reihe der Anfangsbuchstaben bald das Alphabet, bald kurze Angaben über das Gedicht oder den Verfasser darstellt. Obwohl sie gemeiniglich den Fluß der Darstellung nicht hemmt, macht sie, graphisch hervorgehoben, doch leicht den Eindruck einer überkünstlichen Spielerei, besonders im Verein mit den unendlich langen Strophen, von welchen kaum ein Vers dem vorigen gleicht.

Als der größte der byzantinischen Hymnendichter wird Romanos „der Sänger" (*ὁ μελῳδός*) genannt, von welchem es aber lange völlig unsicher war, ob er unter Kaiser Anastasios I. (491—518) oder Anastasios II. (713—716) nach Konstantinopel gekommen und unter die Kleriker der Blachernenkirche aufgenommen worden ist. Erst in neuester Zeit neigt sich die Wagschale zu Gunsten des ersteren Datums [1]. Die Menäen berichten, daß er, in Syrien geboren, erst Diakon in Berytus war, später dann nach Konstantinopel gekommen sei und als Priester an der Theotokoskirche gegen tausend Hymnen (*κοντάκια ὡς περὶ τὰ χίλια*) verfaßt habe. Es sind aber nur etwa achtzig derselben erhalten, allerdings sämtliche sehr lang, da wenige unter 24 Strophen zählen. Von den meisten sind wenigstens einzelne Strophen in Gebrauch geblieben. Die größte Beliebtheit erlangte ein Weihnachtshymnus, der alljährlich bis ins 12. Jahrhundert an der kaiserlichen Tafel mit großartigem Festgepränge aufgeführt wurde. Denn in Musik gesetzt, von Chören und Wechselchören gesungen, stellen diese langen Hymnen mehr dramatische

[1] Für das 6. Jahrhundert entschieden sich Pitra, Stevenson, H. Grimme, anfänglich auch Krumbacher (Geschichte der Byzant. Literatur 664—669), für das 8. Jahrhundert erklärten sich Christ, Funk, Jacobi und Gelzer, während Bouvy schwankte. In der Schrift „Umarbeitungen bei Romanos" (München 1899) gab Krumbacher (142—152) seine frühere Ansicht auf. Dagegen weist C. de Boor (Die Lebenszeit des Dichters Romanos [Byzant. Zeitschrift IX, 1900, 633—640]) nach, daß bis jetzt nichts Durchschlagendes gegen das 6. Jahrhundert spricht und das Problem der Datierung noch nicht endgültig gelöst ist.

Oratorien dar, als was wir gemeiniglich unter Hymnen verstehen. Der berühmte Weihnachtshymnus beginnt also:

Ἡ παρθένος | σήμερον | τὸν ὑπερούσιον τίκτει,
καὶ ἡ γῆ τὸ | σπήλαιον | τῷ ἀπροσίτῳ προσάγει·
ἄγγελοι | μετὰ | ποιμένων | δοξολογοῦσιν·
μάγοι δὲ | μετὰ ἀστέρος | ὁδοιποροῦσιν·
δι᾽ ἡμᾶς γὰρ | ἐγεννήθη | παιδίον νέον
ὁ πρὸ αἰώνων θεός.

Die Jungfrau | heute | den Höchsten gebärt;
Die Erde eine | Höhle | dem Unermeßnen gewährt;
Die Engel | mit den Hirten | selig lobpreisen;
Die Magier | mit dem Sterne | gehen auf Reisen;
Denn für uns | geboren | als Kindlein ist heut
Der Gott von aller Ewigkeit.

Romanos verbindet mit der dogmatischen Klarheit und Bestimmtheit eines guten Theologen wirklich das innige Gefühl und den erhabenen Schwung eines großen Lyrikers; ja die Natur und Anlage der weitläufigen Gesänge bringt es mit sich, daß er auch gelegentlich ein nicht minderes episches und dramatisches Talent entfalten kann. Manchmal freilich gestaltet sich die Gliederung von selbst in einfachster Weise, wie in dem schönen Psalm auf die Apostel, wo er zuerst alle miteinander anredet, dann den einzelnen besondere Strophen weiht und endlich wieder das ganze Apostelkollegium zusammen feiert[1]. Eine gewisse dramatische Lebendigkeit erhält auch dieses Gedicht dadurch, daß die Anreden sämtlich in den Mund Christi gelegt sind, mit dem Refrain:

ὁ μόνος γινώσκων τὰ ἐγκάρδια.

Wie ergreifend ist die Anrede an Petrus:

Petrus, liebst du mich? Tu', was ich sage:
Weide meine Herde,
Und liebe, die ich liebe, mitleidend mit den Sündern,
Eingedenk meines Mitleids mit dir,
Daß ich dich, der mich dreimal verleugnet, wieder aufnahm;
Du hast den Räuber, den Türhüter des Paradieses, der dich ermutigt;
Schicke ihm, wen du willst.
Durch euch kehrt Adam zu mir zurück
Aufschreiend: Schöpfer, du gibst mir
Den Räuber zum Türhüter und den schlüsselführenden Kephas,
Der du allein die Herzen durchschaust.

In der „Verleugnung Petri“[2] hat Romanos diesen einen Zug nach dem kurzen Bericht des Matthäus-Evangeliums durch geschickte Disposition

[1] Christ, Anthologia 131—138.

[2] K. Krumbacher, Studien zu Romanos (Abhandl. der k. bayr. Akademie der Wissenschaften [München] 1898, 202 ff).

der Erzählung, hübsche Ausmalung einiger Einzelheiten und besonders durch die Einführung lebhafter Dialoge zu einem kleinen Drama der menschlichen Überhebung und Schwäche gestaltet, das durch die Verzeihung Christi einen versöhnenden Abschluß erhält. Auch das antike Element des Chores fehlt nicht; ihn vertreten die Sänger der Lieder, die wiederholt (in Strophe 14, 16, 17) wie als Richter dem Petrus gegenübertreten und ihm in einer für unser Gefühl fast zu kühnen und anmaßlichen Weise Vorwürfe machen. So schön die ganze Ausführung ist, findet Kardinal Pitra doch manche Stellen schleppend, kalt und überladen[1]. Dies hängt indes mit der Breite und dem rhetorischen Geschmack der Byzantiner zusammen.

Die Geschichte des ägyptischen Joseph, dieses Lieblingsthema des christlichen wie später des mohammedanischen Orients, hat Romanos in drei größeren Gedichten behandelt, von welchen das erste die Jugendgeschichte des Patriarchen (seine Träume und seinen Verkauf durch die Brüder), das zweite seine Versuchung durch Putiphars Weib[2], das dritte sein ganzes Leben, besonders aber die Wiedervereinigung mit Vater und Brüdern ausführt. Im dritten Liede hat Romanos den dankbarsten Teil des Stoffes in den Vordergrund gerückt. Durch wirksame Hervorhebung der spannenden Momente, die lebhaften Dialoge und Monologe, die anschauliche Detailschilderung, wie z. B. die Reise des alten Jakob nach Ägypten (Strophe 38), wird eine förmlich dramatische Wirkung erzielt. Dagegen stört der regelmäßige Kehrvers den natürlichen Gang der Erzählung und steht oft nur in sehr gezwungener Verbindung zu den übrigen Strophen[3].

Der Hymnus auf „Mariä Lichtmeß" schlägt manche freundliche Klänge der Mariologie an, der „Jüngste Tag" die gewaltigsten Akkorde der Apokalypse. Als Probe mögen aus letzterem Gedichte einige Strophen folgen. Die Einleitungsstrophe hat[4] ein eigenes kürzeres Schema:

1	⏑ — ⏑ — ⏑ ´	I.
2	— ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	
3	⏑ — ⏑ — ⏑ —́ ⏑ ⏑	
4	— ⏑ — ⏑ — ⏑ —́	
5	— ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	
6	⏑ — ⏑ — ⏑ —́ ⏑ ⏑	
7	⏑ — ⏑ — ⏑ ⏑ ´ ⏑ ⏑	
8	— ⏑ —́ ⏑ ⏑	II.
9	— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	
10	— ⏑ —́ ⏑ ⏑	
11	— ⏑ ⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑	
12	⏑ — ⏑ ⏑ —́ ⏑ ⏑	

[1] Nimis plura impedita, frigida, turgida.

[2] Das zweite publiziert von Pitra, Analecta sacra 67—77.

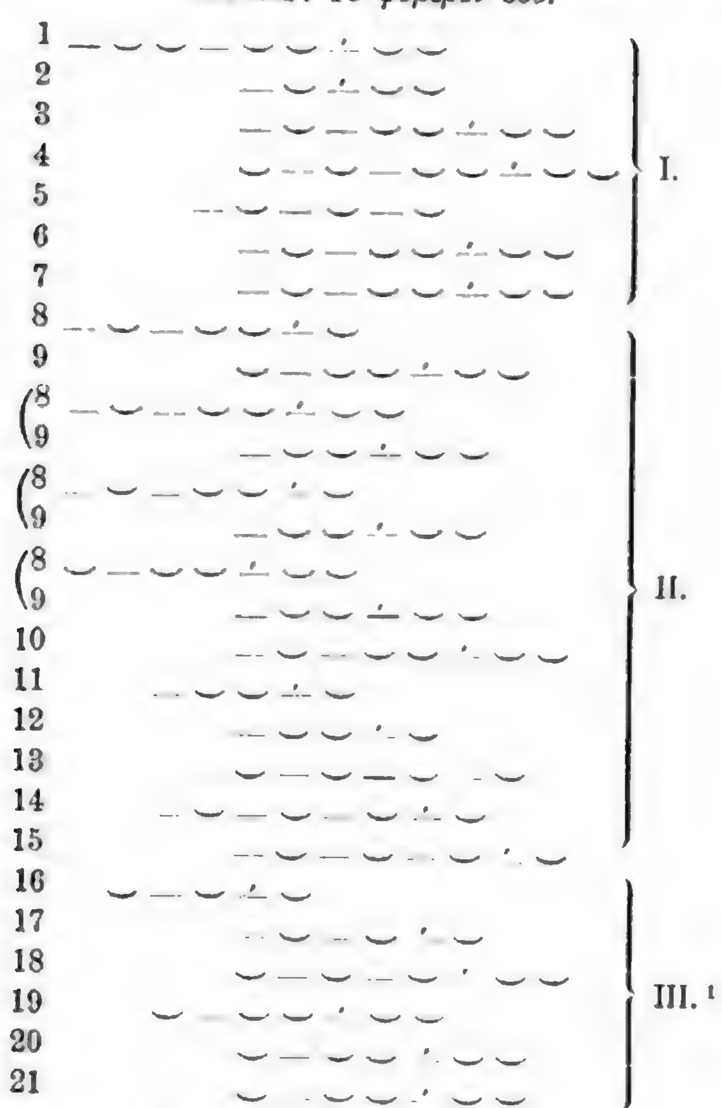
[3] Vgl. Krumbacher, Studien zu Romanos (Abhandl. der k. bayr. Akademie der Wissenschaften [München] 1898, 217 ff).

[4] Nach Krumbacher ebd. 109.

Vorstrophe. Wenn du kommest, großer Gott,
ruhmgekrönt auf die Erde,
und zittern wird das Weltenall;
wenn ein Strom von Feuersglut
deinem Throne vorauszieht;
wenn Bücher werden aufgetan
und das Verborgne wird geoffenbart:
dann errette mich
vom unauslöschlichen Feuer;
woll' dich würdigen,
dir mich zur Rechten zu stellen,
gerechtester Richter mein!

Die übrigen Strophen sind nach folgendem Schema gebaut:

Hirmus: *Τὸ φοβερόν σου.*



Strophe 1. Deines so furchtbaren Richterstuhls
bei mir eingedenk,
übergütiger Herre mein,
und jenes Tages des Endurteils:

[1] Krumbacher, Studien zu Romanos 105; der Text 163—183 (der ganze Hymnus zählt 516 Verse).

Schauer faßt und Angst mich,
von der eignen Gewissenspein
überwiesen der Sündenschuld.
Wenn du nieder dich lassen wirst
auf deinem Throne dort
und beginnen das Schuldverhör:
dann noch zu leugnen
seine Vergehen,
nicht einer wird es können;
denn die Wahrheit überführt ihn,
und die Furcht hält ihn befangen.
Furchtbar wird erbrausen
dann das Höllenfeuer,
mit Zähnen knirscht die Frevlerbrut:
drum meiner erbarme dich
vorm Ende und schone mich,
gerechtester Richter mein!

Strophe 2. Als zum erstenmal gekommen
und erschienen
den Menschen der Herr,
nicht getrennt vom Erzeuger,
überging er die obern
Mächte und Kräfte
und die Ordnungen der Engel
und ist Mensch geworden,
wie es wollte,
der da gemacht hat den Menschen,
und er ward aufgenommen
zum Vater,
der ihn nicht verlassen hatte.
Unerforschlich ist
dein Geheimnis, o mein Erlöser:
denn nicht entferntest du dich
gänzlich von deinem Vater
und gingst doch vom Vater,
der du von ihm nicht zu trennen bist
und auch das Weltall erfüllst,
gerechtester Richter mein!

Strophe 3. Von den Engeln gelobpriesen,
ist wieder aufgefahren
in Herrlichkeit der Herr
vor den Augen seiner Jünger:
indem so vor ihm herziehn
die Engel, wird er kommen
im Glanze, wie geschrieben steht.
Wenn sowohl die Himmlischen
als auch die Irdischen
und zugleich die unter der Erbe

loben werden
und anbeten
Christus den Gekreuzigten
und laut bekennen werden,
daß er Gott ist und Schöpfer:
dann werden die Juden
schauen in Tränen
auf den, welchen sie durchbohrt haben;
die Gerechten aber werden leuchten,
indem sie jubelnd rufen: Ruhm dir,
gerechtester Richter mein!

Strophe 4. Vor der ersten Ankunft
unseres Gottes
ging Johannes her,
predigend allen die Buße:
Vorläufer wird sein Elisias
bei der zweiten
Erscheinung, der gerechte.
Malachias der Prophet
hat ihn vorherverkündet,
indem er sagte: es wird entsendet werden
vor dem Tage
des Herrn
Elias der Thesbite;
und auch Matthäus schreibt,
wie du lehrtest, mein Erlöser,
über Johannes,
sprechend: Dieser ist es,
wenn ihr annehmen wollt,
der da kommen soll,
jener Elias, dich zu verkünden,
gerechtester Richter mein!

Strophe 5. Anderes, Großes, Geheimnisvolles,
hat überliefert
und weislich gelehret
in seiner Offenbarung
auch der Theologe
Johannes und hat gezeigt,
daß Elias kommen wird.
Zugleich damit hat er verkündet,
daß auch kommen wird
Henoch, der Glückselige:
diese beiden, sagt er,
sende ich aus
als Propheten in die Welt,
in Säcke sollen sie sich hüllen
und mich allen verkünden.

Diese sollen tausend
und zweihundert
sechzig Tage,
schrieb er, dir vorhergehen
vor deiner Ankunft,
gerechtester Richter mein!

Strophe 6. Alles hat deutlich vorhergesagt,
was da kommen wird,
Daniel, der Göttliches verkündet,
wenn wir's genau untersuchen:
In einer Woche,
sagte er, werde ich den Bund schließen,
und alsbald fügte er bei:
In der Hälfte der Woche
wird hinweggenommen
der Ruhm des Gottesdienstes.
Und er erklärt,
daß durch drei Jahre
und ein halbes verkünden werde
das Paar jener Heiligen
die zweite Ankunft.
Durch eine andere ebenso lange
Zeit wird herrschen
der ruchlose Antichrist,
schrecklich verfolgend
die, welche auf dich harren,
gerechtester Richter mein!

Strophe 7. Es wird aber eine bittere Wurzel finden
der Antichrist
und aus dieser geboren werden,
indem er Christi Menschwerdung
nachäffen will,
der Schändliche, ganz Unreine,
der Hasser der Wahrheit.
Seiner eigenen Bosheit
ein würdiges Werkzeug
wird er sich vom Fleische nehmen;
aus einem unreinen Weibe
in trügerischem Spiel
wird er hervorgehen;
die Gottlosen aber wird er täuschen,
als ob eine Jungfrau ihn geboren hätte.
Wunderbare Dinge wird er tun
mit Gaukelkünsten,
der Lügner und Ruchlose,
dem die Frevler anhängen werden;
und dich werden sie verleugnen,
gerechtester Richter mein!

Strophe 8. Wenn aber so erscheinen wird
der fluchbeladene
und abscheuliche Verleumder,
der allem Guten widerstrebt,
er, des Verderbens
übermütiger Sohn,
wie ein Gott verehrt
von den Getäuschten
durch seinen Lug und Trug,
wird er auch von ihnen aufgenommen werden,
welche die Liebe
zur Wahrheit
Christi nicht aufgenommen haben,
sondern mehr vertrauten
auf die Lüge des Betrügers.
Worte wird er ausstoßen
gegen den Allerhöchsten,
der Drache, der ungezähmte,
und auf alle wird er losgehen,
die deiner harren,
gerechtester Richter mein!

Strophe 9. Dann wird er sich auch einen Tempel bauen,
einen großartigen,
das Volk der Hebräer
täuschend und andere, der Übeltäter,
wann er erdichtete
Gaukelbilder dahinzaubert
und Zeichen, der Gewaltmensch.
Aus einer Gestalt in die andere
Gestalt wird er sich verwandeln;
in die Luft wird er fliegen,
und er wird gestalten
wie Engel
die Dämonen, frevelhaft,
um zu gehorchen
seinen Befehlen mit Eifer.
Drangsal und Not
wird über die Menschen kommen,
groß und unermeßlich,
durch die geprüft werden
alle deine Diener,
gerechtester Richter mein!

Strophe 10. Die Hungersnot wird groß werden,
und es wird verweigern
auch die Erde ihre Früchte,
und Regen wird gänzlich mangeln.
Alles Gewächs
wird miteinander verdorren,
und Kräuter werden nicht sprossen.

Von Ort zu Ort
werden die Menschen fliehen
und weinen ohne Aufhören.
Die Verfolgung aber
wird gewaltig werden
gegen die Heiligen.
Und in die einsamen Berge,
auf die Hügel und in die Schluchten
werden sie fliehen
aus Furcht vor dem Gewaltmenschen,
um dem Drachen zu entgehen,
rufend: Sieh' gnädig an
und rette deine Diener,
gerechtester Richter mein

Die folgenden Strophen (11—19) entwickeln das Bild des Antichrist und des Weltgerichtes weiter[1].

Strophe 20. Wenn wir der gerechten Untersuchung
vor dem Richterstuhl
des Christus uns unterziehen müssen,
Sünder sowohl als Gerechte,
dann werden zur Rechten
die Wohlgefälligen stehen,
wie das Licht strahlend,
die Linke aber werden einnehmen,
welche gesündigt haben,
in Betrübnis und Kümmernis;
denn nicht wird eine Gelegenheit
der Verteidigung
jenen gegeben werden,
weil alles genau erforscht wurde,
was jeder getan hat.
Denn der Erlösung
Vermittlerin ist gewesen
deine erste Ankunft,
die zweite aber des Gerichtes,
das du allen angedroht hast,
gerechtester Richter mein!

Strophe 21. Es werden dann aber unverweslich sein
und unsterblich
nach der Auferstehung alle,
denn jede Verwesung ist entschwunden.
Furcht aber wird nicht sein
in Zukunft, daß sich nahen könnte
sei es ein Wandel, sei's auch der Tod;

[1] Vgl. Pitra, Analecta sacra 39—42 (Strophe 12—20) = Krumbacher, Studien zu Romanos 171 ια' bis 178 ιθ'.

Sondern ewig ist
für immer ihre Lage,
ohne Ende, ohne Wendung.
Die, welche in die Finsternis,
die äußerste,
geworfen wurden, nach Gerechtigkeit,
werden für ewig von der Strafe
umschlossen in Tränen.
Die Gerechten hinwieder
werden dein Königreich,
das unvergängliche, erhalten
und ohne Ende besitzen
Wonne und Herrlichkeit,
gerechtester Richter mein!

Strophe 22. Wie gewaltig und schrecklich werden jammern
die Verdammten
in der Stunde des Gerichtes,
deren einer und erster ich bin,
wenn sie den Richter schauen,
den furchtbaren, sitzend
auf dem Throne, den Allerhöchsten
(schauen), der Gerechten und
der Heiligen Scharen
in Freude strahlen,
die Sünder aber
in Beschämung
und ewiger Verwerfung!
Und vergeblich werden sie Reue
zeigen, indem sie rufen:
O daß wir in der Welt
der Buße
Frucht gezeigt hätten,
und wir hätten wohl Erbarmen gefunden
und Gnade und Vergebung,
gerechtester Richter mein!

Strophe 23. Das ist der Hergang des Gerichtes.
O, so fliehen wir
die ewige Strafe!
Das Vergängliche laßt uns verabscheuen,
an das Ewige
und Zukünftige laßt uns denken,
damit wir Erbarmen finden!
Laßt uns nicht meinen, daß,
da wir nun gesündiget,
wir gänzlich verworfen seien,
wir werden ja die Wunde
der Sünde
durch die Arznei der Buße

in kurzer Zeit heilen,
wenn wir, natürlich, wollen!
Und nun laßt den Erlöser
uns alle anflehen,
rufend: Gib Zerknirschung
den Knechten dein, o Herr,
damit wir Nachlassung finden,
gerechtester Richter mein!

Strophe 24. Heiland der Welt, allheiliger,
wie du erschienen bist
und die Natur aufgerichtet hast,
die in ihren Sünden daniederlag,
so, wie ein Erbarmer
unsichtbarerweise erscheine
auch mir, Langmütiger!
Den in vielen Vergehungen
immer Daniederliegenden
richte auf, bitte ich,
damit, was ich sage
und ich rate
den andern, ich auch selbst beobachte!
Ach, dich flehe ich an,
gib Zeit mir zur Buße.
Und auf die Fürsprache
der immerwährenden Jungfrau
und Gottesgebärerin verschone mich
und verwirf mich nicht
vor deinem Angesichte,
gerechtester Richter mein!

Zu noch höherem Ansehen als die Dichtungen des Romanos gelangte in der griechischen Kirche der sog. (Hymnos) „Akathistos“, so genannt, weil während desselben Klerus und Volk standen (wie bei unserem Tedeum), ein Danklied an die Mutter Gottes für die dreimalige wunderbare Errettung der Stadt Konstantinopel und des Reiches aus den Händen der Avaren in den Jahren 626, 677 und 717, welche ihrer Fürbitte zugeschrieben wurde[1]. Zur dankbaren Erinnerung daran wurde von 626 an der Vigil des fünften Fastensonntags ein eigenes Fest begangen und an demselben der Hymnus „Akathistos“ stehend gesungen. Wer denselben verfaßt, ist zweifelhaft[2]. Jeden=

[1] Christ et Paranikas, Anthologia 140 141. Der ganze Hymnus (Georgios Pisides zugeschrieben) bei Migne, Patr. gr. XCII 1335—1348. — Kommentar von J. M. Querci (ebd. XCII 1347—1372). — Der ganze Hymnus bei Christ et Paranikas, Anthologia 140—147. — N. Nilles S. J., Kalendarium manuale utriusque Ecclesiae Orientalis et Occidentalis II², Oeniponte 1897, 156—183.

[2] Die Verfasserschaft des monotheletischen Patriarchen Sergios ist durch neuere Forschungen ausgeschlossen, diejenige des Photios sehr zweifelhaft, die des

falls ist der umfangreiche Gesang ein großartiges Zeugnis für die Verehrung, welche die seligste Jungfrau in der griechischen Kirche genoß, wie für die anregende, zündende Gewalt, welche die Marienverehrung auch bei den Griechen auf die Poesie ausübte. „Was Enthusiasmus für die heilige Jungfrau, was Kenntnis biblischer Typen, überhaupt religiöser Gegenstände und Gedanken zu leisten vermochten, was Schmuck der Sprache, Gewandtheit des Ausdrucks, Kunst der Rhythmen und der Reime hinzufügen konnte, das ist hier in unübertroffenem Maße bewirkt." So urteilt J. L. Jacobi[1].

Der höchsten Engel einer vom Himmel ward gesandt,
Der Gottesmutter zu bringen den Avegruß,
Und mit der körperlosen Stimme
Schauend verkörpert, dich, o Herr,
Stand er und staunte, rufend also zu ihr:
Ave, durch die die Gnade erstrahlt,
Ave, durch die der Fluch entweicht,
Ave, des gefallnen Adams Auferstehn,
Ave, der Tränen Evas Sühne,
Ave, in der Höhe menschlicher Betrachtung unzugänglich,
Ave, in der Tiefe Engelaugen unerreichbar,
Ave, weil du bist des Herrschers Königsthron,
Ave, weil du erhebst ihn, der alles erhebet.
Ave, o Stern, der du die Sonne verkündigst,
Ave, o Leib göttlicher Fleischwerdung;
Ave, durch die neugeschaffen wird die Schöpfung,
Ave, durch die zum Kindlein wird der Schöpfer;
Ave Jungfrau, immer jungfräuliche.

Die Heilige schauend sich in Reinheit
Sprach zu Gabriel voller Zuversicht:
Das Wunderbare deines Wortes
Scheint meiner Seele schwer zu fassen.
Der reinsten Empfängnis Fruchtbarkeit, wie fassest du sie, rufend:
Alleluja.
Die unerkennbare Erkenntnis zu erkennen, suchte die Jungfrau[2],
Und rief also zu dem heiligen Boten:
Wie ist es möglich, aus keuschem Leibe
Einen Sohn zu bilden? sag mir das!

Romanos unbewiesene Vermutung. (Vgl. Byzant. Zeitschrift XIII [1904] 252 ff; 620 621). In einem lateinischen Bericht über den Hymnus wird der Patriarch Germanos als Verfasser genannt, die Abfassung in das Jahr 717 gesetzt. P. v. Winterfeld, Rhythmen- und Sequenzenstudien IV (Zeitschrift für deutsches Altertum XLVII [1903] 73—88).

[1] J. L. Jacobi, Zur Geschichte des griechischen Kirchenliedes (Zeitschrift für Kirchengeschichte V [1881/82] 228—232).

[2] *Γνῶσιν ἄγνωστον γνῶναι | ἡ παρθένος ζητοῦσα.*

Zu ihr sprach jener in Furcht, doch rufend, also
Ave, unsagbaren Rates Eingeweihte,
  Ave, heil'gen Schweigens treue Wahrerin,
Ave, du der Wundertaten Christi Anbeginn,
  Ave, seiner Lehren erstes Hauptstück,
Ave Himmelsleiter, dran Gott niederstieg,
  Ave, Brücke von der Erd' empor zum Himmel;
Ave, der Engel vielgefeiertes Wunder,
  Ave, der Dämonen vielbetrauerte Wunde,
Ave, die das Licht wunderbar geboren,
  Ave, die das „Wie“ niemandem mitgeteilt[1],
Ave, die du der Weisen Erkenntnis übersteigst,
  Ave, die du der Frommen Seele erleuchtest,
    Ave Jungfrau, stets jungfräuliche.

Die schönsten Lobpreisungen und Ruhmestitel späterer Madonnenpoesie finden sich hier alle schon vereint, meist in wirklich großartiger Fassung, doch mitunter durch Wortspiele, gesuchte Gegensätze, künstliche Wendungen manieriert und wohl auch zu sehr litaneiartig gehäuft, was notwendig eine gewisse Eintönigkeit hervorruft. Die Vorzüge überwiegen indes die Mängel; der plastischen Schönheit der Bilder entspricht die Melodie des Rhythmus und der kunstvolle Bau der Strophen; Gedanke und Gefühl aber sind von innigster Begeisterung getragen.

Durch die Mannigfaltigkeit seiner Bestandteile und Formen, die sinnige Anordnung des Ganzen und der einzelnen Teile entwickelte sich auch das griechische Brevier zu einem literarischen Kunstwerk, das mit Recht die Aufmerksamkeit neuerer Forscher auf sich gezogen hat, obwohl der Geschmack der Griechen mehr jenem der Orientalen als ihren eigenen hellenischen Vorfahren entspricht und deshalb auch selten mit jenem der Abendländer übereinstimmt[2].

Sophronios, von 634—638 Patriarch von Jerusalem, der große Vorkämpfer der katholischen Lehre gegen die Monotheleten, dichtete anakreontische Oden (*Ἀναχρεόντεια*) in der Art des Synesios, deren zarte Frömmigkeit, melodischen Wohlklang und künstlerische Eleganz Leo Allatius sehr hochschätzte, die aber, vielleicht ihres vorwiegend dogmatischen Gehaltes wegen, bei den neueren Kritikern weniger Gunst gefunden haben. Etwas später dichteten Andreas Pyrrhos, Byzantios und Kyprianos, von denen aber wenig erhalten ist. Mit Andreas, Erzbischof von Kreta (650—720), dessen großer Kanon nicht weniger als 250 Strophen zählte,

[1] *τὸ φῶς ἀρρήτως γεννήσασα*
τὸ ‚πῶς‘ μηδένα διδάξασα.

[2] Über die verschiedenen Teile und Arten der Hymnen sowie deren technische Namen und Bedeutung vgl. N. Nilles, Kalendarium manuale I[2], Oeniponte 1897, LVII—LXIX. — Christ, Anthologia LIV—CXLII. — Krumbacher, Geschichte der Byzantinischen Literatur 690—705.

kam die neue Form der sog. Kanones auf. Die Technik wurde dadurch noch künstlicher als zuvor; allein zugleich nahm auch ermüdende Breite überhand, und mit ihr alle Arten von Antithesen, Wortspielen und andern Künsteleien, welche den Eindruck des Großen und Erhabenen entweder sehr beeinträchtigten oder kaum aufkommen ließen.

Den höchsten Ruhm in Bezug auf Formvollendung erwarben sich der schon erwähnte große Dogmatiker Johannes von Damaskus und sein Halbbruder Kosmas der Melode, der mit ihm zugleich den Unterricht des gefangenen Mönches Kosmas genossen hatte. Johannes wurde bis herab in die neuere Zeit der sog. „Oktoechos" zugeschrieben, eine heute noch gebrauchte Sammlung von Kirchengesängen für den sonntäglichen Gottesdienst; doch wird seine Autorschaft neuerlich bestritten. Jedenfalls hat er wie Kosmas wieder auf Gregorios von Nazianz zurückgegriffen, zu dessen Gedichten Kosmas Erklärungen schrieb; Johannes nahm auch die quantitierende Metrik wieder auf und verband sie mit der rhythmischen, strebte auch in Ausdruck und Form überhaupt größere Mannigfaltigkeit und Künstlichkeit an[1]. Schwung und Klarheit mußten darunter leiden; allein bei seinen Zeitgenossen wie bei den späteren Byzantinern wurde er um der Form willen vor den übrigen Meloden bevorzugt und am eifrigsten nachgeahmt.

Drittes Kapitel.

Die nicht liturgische Dichtung der Byzantiner.

Weniger eigenartig entfaltete sich die byzantinische Poesie außerhalb der kirchlichen Liturgie. Die rhythmischen Formen fanden in derselben anfänglich geringe Verwendung. Dagegen wurden die verschiedensten antiken Versmaße nachgebildet, besonders der jambische Trimeter, weniger häufig der Hexameter, das elegische Distichon und der anakreontische Dimeter. Eine ganz auffallende Verbreitung erlangte im Laufe der Zeit der sog. „politische Vers", ein fünfzehnsilbiger Vers, der nach den ersten vier Füßen eine Cäsur hat, ursprünglich jambisch, aber später so frei behandelt, daß man nur noch die Silben zählte. Soweit die Dichter in den hergebrachten Geleisen sich bewegten, neigten sie, wie schon die Alexandriner, allzusehr zu Künsteleien und gesuchtem Schmuck; soweit sie aber dem Volksgeschmack huldigten und

[1] Ein ergreifendes Kommuniongebet bei G. Dreves, Blüten hellenischer Hymnodie (Stimmen aus Maria-Laach XLVI [1894] 532—533). — „Kanones" auf Christi Geburt, Epiphanie, Pfingsten, Ostern, Himmelfahrt bei Christ a. a. O. 205—236.

sich frei in politischen Versen ergingen, fielen sie meist unerträglicher Breite und Formlosigkeit anheim. Schon daß in den mehr als elf Jahrhunderten, welche von der Gründung bis zum Fall von Konstantinopel vergingen, keine eigentliche Neublüte erstand, ist bezeichnend genug; der Niedergang vollzog sich übrigens sehr langsam und nicht ohne Schwankungen zum Besseren.

Noch unter Arkadios (395—408) dichtete der Heide Palladas, ein armer Schlucker, der, von einem bösen Weib gequält, aus Armut sogar seinen Pindar und Kallimachos verkaufen mußte, aber in seinem Elende scharfe und witzige Epigramme zu stande brachte. Die einhundertfünfzig, die sich erhalten, gehören zu den besten Produkten des untergehenden Heidentums. Interessant für die Kunstgeschichte und selbst künstlerisch wertvoll ist die Beschreibung, welche ein anderer Epigrammatiker, Christodoros aus Koptos unter Kaiser Anastasios I., von dem Gymnasion des Zeuxippos zu Konstantinopel und den darauf befindlichen Statuen entwarf, die bald hernach (532) eine Feuersbrunst vernichtete. Nachlässiger in der Form, aber sehr fruchtbar sind die Epigrammatiker Agathias aus Myrina und Paulos Silentiarios[1], ein angesehener Hofbeamter Justinians, der Chef seiner Staatskanzlei. Ein Teil ihrer Gedichte dreht sich um Liebeständeleien, in andern tritt stark die Neigung zum beschreibenden Element hervor. Vorzüglich in ihrer Art ist die Beschreibung, welche Paulos Silentiarios in einem Festgedicht für die zweite Einweihung der Agia Sophia (563) von dem herrlichen Bau entwarf. Das Proömium (das aus 134 jambischen Trimetern besteht) trug der Dichter selbst im Kaiserpalaste vor, das eigentliche Hauptgedicht (1029 Hexameter) in der großen Halle des Patriarchats, vor dem Kaiser und dem Patriarchen, dem gesamten geistlichen und weltlichen Hofstaat. Dem Archäologen kommt die Schilderung nicht immer mit erwünschter technischer Klarheit und Genauigkeit entgegen; aber sie ist hochpoetisch, von der vollen Weihe des Augenblicks getragen, würdig der erhabenen Feier, welche nicht nur den Höhepunkt von Justinians Regierung, sondern auch den glänzendsten bisherigen Triumph christlicher Bildung und christlicher Kunst bedeutete.

Das eigentliche Festgedicht hebt also an:

Nicht ist's heute der Schilde Geklirr, was den Geist mir befeuert,
Nicht die Triumphe im Westen erheb' ich noch libysche Siege,
Noch die Trophäen, errichtet vom Raub der geschlagnen Tyrannen.
Auch mit den Medern der glorreiche Kampf bleibt heut unbesungen.

Segenverbreitender Friede, du Schirmer und Nährer der Städte,
Heißer dem Herrscher ersehnt als der Sieg in schimmernder Helmzier.
Auf denn! und rühmen wir laut die Werke zum Heile der Stadt jetzt!

---

[1] Merian-Genast, De Paulo Silentiario Byzantino, Lips. 1889.

Laßt uns in heiligen Hymnen dem Hause, das jeglichen Kampfpreis
Hoch überstrahlt, lobsingen, dem Hause, vor welchem nun jedes
Einst hochherrlich gepriesene Werk im Schatten verschwindet.

Du aber, prangende Roma, bekränze den Spender des Heiles,
Ihn, deinen Kaiser, den Hymnen des lautersten Lobes umtönen;
Nicht, weil unter dein Joch die Völker der Erd' er gebeugt hat,
Nicht drum, weil unermeßlich die Marken des Reichs er erweitert,
Bis an das fernste Gewölbe, bis an des Okeanos Küsten,
Sondern weil hier dir im Schoß er den riesigen Tempel errichtet,
Daß hell strahlend du selbst nun die Mutter am Tibris verdunkelst.
Weiche nun, Roms Kapitol, o weiche dem höheren Ruhme!
Denn mein Kaiser hat, traun, dies Wunder so weit überboten,
Als der allmächtige Gott dem Götzen von Stein überlegen[1].
Darum will ich, daß du, goldglänzende Halle, dem Herrscher,
Ihm, dem sceptergeschmückten, hellschallend sein Loblied zurücktönst.
Nicht bloß hat der Gebieter, die Hand nur erhebend, im Kriege
Mit schildbrechendem Speer Barbaren in Unzahl bewältigt,
Daß nun ihr nie noch bezwungener Stolz deinem Zügel sich beugte,
Daß sie erzittern vor deinen Gesetzen; der knirschende, schwarze
Neid auch erlag vor den Waffen des unwiderstehlichen Kaisers,
Vor den Gewalt'gen der Stadt, vom Hagel der Pfeile getroffen,
Zischt er verendend und stürzt in den Staub, der tief ihn nun einhüllt.

Dich jetzt ruf' ich herbei, uralte Latinische Roma!
Komm und vereine dein Lied dem Gesange der jüngern Genossin;
Komm! frohlocke, daß sie, dein blühendes Kind, ihre Mutter
Weit überragt; denn das ist die Freude der liebenden Eltern.

Ihr aber, würdige Männer, geehrt durch die heilige Sorge
Für die Gesetze des Höchsten, verscheuchet die finstere Trauer;
Hüllet euch freudig zumal in festliche weiße Gewänder;
Wischt aus den Augen die Tränen, das Naß fünfjährigen Kummers;
Weihevoll laßt hochtönende Hymnen den Lippen entströmen.

Siehe! der sceptergewalt'ge Beherrscher der Römer entriegelt
Schon auf Erden die Pforten des Himmels; Glückseligkeit baut er
Jeglichem Fest und entlastet die Herzen von nagenden Sorgen[2].

---

[1] *Τόσσον ἐμὸς βασιλεὺς ὑπερήλατο θάμβος ἐκεῖνο,*
Ὁππόσον εἰδώλοιο θεὸς μέγας ἐστὶν ἀρείων.

[2] V. 1—41 übersetzt von Elliſſen, Versuch einer Polyglotte der europäischen Poesie I, Leipzig 1846, 187—189. Das ganze Gedicht (Ekphrasis) mit der lateinischen Übersetzung von Du Cange bei Migne, Patr. gr. LXXXVI 2111—2158; Kommentar von Du Cange, ebd. LXXXVI 2159—2252. — Sonderausgabe von Gräfe, Leipzig 1822 und Imm. Bekker (Bonner Ausgabe der Byzantiner 1837). — Metrische Übersetzung von Kortüm und Kommentar bei W. Salzenberg, Altchristliche Baudenkmale von Konstantinopel, Berlin 1854.

Manche übertriebenen Huldigungen an den Kaiser erscheinen durch die Umstände begreiflich; wenn aber der Dichter sogar die „göttliche“ Roma dankbar die „kaiserlichen Füße“ küssen läßt, so streift dies doch stark an orientalische Hofpoesie. In einem besondern Gedicht von mehr als 300 Hexametern beschreibt Paulos auch den „Ambon“ der Sophienkirche; ein anderes in kurzen Jamben gilt den „pythischen Bädern“ (wahrscheinlich in Bithynien), an welche sich Justinian einen eigenen Palast bauen ließ[1].

Einen Übergang von der Schule des Nonnos zu den späteren Byzantinern bildet Georgios Pisides, unter Kaiser Heraklios (610—641) Diakon an der Sophienkirche und Archivar (Chartophylax) zu Konstantinopel[2]. Seine Verse sind korrekt und fließend, seine Darstellung einfach und verständlich; er nimmt unter den nichtliturgischen Dichtern unzweifelhaft die erste Stelle ein und wurde in der Folgezeit viel nachgeahmt, sogar mit Euripides verglichen. Nur in einem seiner kleineren Gedichte: „Auf das menschliche Leben“ (*Εἰς τὸν ἀνθρώπινον βίον*), hat er den Hexameter in der von Nonnos beliebten Form angewandt. Seine übrigen Gedichte sind im jambischen Trimeter geschrieben. Einen wirklich großartigen Vorwurf boten ihm die siegreichen Kämpfe, welche Kaiser Heraklios nach langer, tiefer Demütigung des Reiches gegen die Perser führte. Er hat dieselben in drei Gedichten mit großer Begeisterung verherrlicht, freilich nicht eigentlich episch, sondern wie es seit Statius längst üblich war, im gehobenen Pathos eines panegyristischen Festgedichtes. Die Taten des Kaisers werden diesem selbst erzählt, er selbst zum Mittelpunkt der ganzen Darstellung gemacht und demgemäß mit Lobpreis überschüttet, fast so wie dies in den epischen Hofdichtungen der Perser und Araber zu geschehen pflegte. Die Kunst leidet darunter; aber den Dichter darf man deshalb doch nicht allzu strenge beurteilen, der selbst mit bei der Armee war und später als historischer Zeuge des Feldzugs betrachtet wurde.

Die Beschreibung der Schlacht, in welcher die Macht des Khosru (Chosroes) den ersten entscheidenden Stoß erhielt[3], beginnt folgendermaßen:

> Besorgt und voll Verzagtheit sah sich der Barbar
> Zu drohend kühnem Ratschluß mit Gewalt gedrängt.
> Wie oft es zu geschehen pflegt, gebar vom Schreck
> Der Lage Not furchtbare Unternehmungen.

---

[1] Migne, Patr. gr. LXXXVI 2251—2268. — Lessings Abhandlung über das letztere Gedicht (Werke [Hempel] XIII 194—231).

[2] Seine Werke herausgeg. von I. M. Querci, Opera Georgii Pisidae etc., Romae 1777; von J. Bekker, Bonn 1836; danach abgedruckt bei Migne a. a. O. XCII 1161—1754. — Nachlese bei L. Sternbach, G. Pisidae carmina inedita (Wiener Studien XIII [1891] 1—63; XIV [1892] 51—68).

[3] Im Jahre 622, an der Nordgrenze Persiens. Die Beschreibung selbst weist auf die Felsenpässe von Armenien.

Nachdem er nun in solcher Zeit des strengen Zwangs
Die Stunde, die am günstigsten ihm schien, erharrt,
Die Stunde, wo, auftauchend aus der Tiefe, sich
Der Morgenstern, des Tages Bote, glänzend zeigt,
So stellt er in drei Abteilungen so sein Heer
Dir auf, daß deinen Scharen seine ganze Macht
Das Antlitz zuzuwenden schien; aus List geschah's.
Schlagfert'ge Krieger, seines Heers erlesnen Kern,
Hatt' er in Krümmungen des Hohlwegs rings verteilt,
Damit sie, unvorhergesehn und unverhofft
Aus dem Versteck vorbrechend, in der Deinen Reihn
Furcht und der Ordnung Auflösung verbreiteten.
Denn da die Zeit des Zagens jetzt vorüber war,
Betrog die Hoffnung jenen, wie schon früher oft;
Bald, wähnt' er, werde die Verwirrung eines Teils
Des Heers zur allgemeinen Flucht die Losung sein.
Jedoch wohlvorbereitet war dein Feldherrngeist
Zur kräft'gen Abwehr aller List, die er ersann.
Denn eh' die Nacht noch halbverstrichen, hattest du
Des Feindes schlaue, wohlverhüllte Pläne all,
So wie du pflegst, durch rege Wachsamkeit erspäht.
Mit eines Gottes Weisheit ordnet'st du das Heer
Und führtest in die Schlacht es, als der Sonne Licht,
Der Feinde Abgott, ihnen wiederum den Blick,
Wie es am Horizont erschien, verdunkelte.
Und eine Schar, nicht allzu zahlreich, sandtest du,
Vom Heere ab, Gewaltiger; du rüstetest
Mit Waffen sie, doch mehr mit gutem Rat noch aus.

Kaum waren deine Krieger wie zur Schlacht ins Feld
Hinausgerückt, so heucheln sie Verzagtheit schon
Und wenden sich in trügerischer Flucht; da stürzt
Der Perser Heer, vor allem aus dem Hinterhalt
Der auserlesnen Krieger dichte Wolke, sich
Zum wilden Angriff auf die listig Weichenden.
Rasch aber wider jene führtest du nunmehr
Die Tapfersten der Deinen in das Feld, und bald,
So scharfen Treffens nimmermehr gewärtig, zeigt
Den Rücken deinen Treuen der bestürzte Feind.

O nie verlegner Geist, scharfblickender Verstand!
Der tiefsten Einsicht immer rege Flamme du!
Doch nein! die Flamme, die des Feuers, brennt und schwärzt,
Dein Geist dagegen, Bester, macht ja alles weiß
Und lauter, wärmt und glüht, doch nie als wilder Brand.

Da der Barbar nun inne ward, daß seine List
Zum bösen Fallstrick keinem andern ward als ihm,
Befahl er allen Kämpfern seines Hauptheers, rasch
Den Vordern beizuspringen, die zur Flucht gewandt.

Doch als er diese Helfer von Entsetzen auch
Und bleicher Furcht ergriffen rückwärts stürzen sah,
Da gegen seinen Schutzherrn wütet er zuerst;
Wie jüngst mit Ehren, überhäuft er sie mit Schimpf;
Er löscht das heil'ge Feuer, gießt das Wasser aus.
Gewalt'gen Dampfs verworrnen Nebel drauf erregt
Er, mit der dunkeln Wolke die verstohlne Flucht
Zu decken, künstlich wandelt er den Tag in Nacht.
So über Schluchten und durch manchen engen Paß,
An steilem Felsabhang, auf ungebahntem Pfad
Trieb er die finsternis-umhüllten Scharen hin,
Samt ihrer unglückseligen Genossenschaft,
Auf schroffe Höhn und in die jähste Tiefe dann.

Hieraus erwuchs des mannigfachsten Mißgeschicks,
Des Falls, des Mordes, der Verstümmelung Gefahr
Für sie, doch jene der Zerquetschung allzumeist.
Und in Verzweiflung wünschte mehr als einer wohl,
Von eines schärfern Schwertes Schneid' erreicht zu sein.
Von seines Rosses Rücken fühlt' ein anderer sich
Durch das Gedräng hoch in die Luft emporgerückt;
Und manchen macht der harten Lage Drang sogar
Zur Mauer des Kameles weichbehaarten Leib.
Nach Art der wilden Tiere spähten alle sie
Nach Bergesschluchten als den Ausgängen zur Flucht.
Doch deines Heeres sämtliche Genossenschaft
War hocherfreut, wie sie durch göttlichen Beschluß
So deines Feldzugs Wunder sich entfalten sah.
Denn unsre Streitmacht war vom Heer des Feindes noch
Nicht um den Raum des raschgeworfnen Speers entfernt,
Und jeder unsrer Krieger unterschied gar leicht
Die falschen Felsen-Bollwerke und Schanzen dort,
Wohinter ausgegossen der Barbaren Heer
So dicht sich drängte, ohne sich zu regen nur.

Sie aber schwankten nun in solchem Sturm der Not
Und ängstlicher Bekümmernis, gleichwie die Flut,
Wo eine Woge wild die andere drängt und treibt,
Die eine aus der Tiefe jäh empor sich hebt,
Die andere in den Abgrund stürzt, dann neu sich wölbt.
So fluteten der Feinde ordnungslose Reihn,
Vom Wasser fern, im rauhen, dürren Felsgeklüft.
Die einen strebten aus der Tiefe jäh empor,
Die andern stürzten unter jene aus der Höh',
Verwirrung furchtbar so erregend und Gedräng,
Sinnlos ein jeder, wie er unglückselig war.
Nur wer da fiel, galt allen für beneidenswert,
Denn für glückselig hielten sie den Mann allein,
Der hart schon an des Todes Schwelle hoffend stand.

Bei uns war aber alles Heiterkeit und Lust;
Die Wonne herrscht' in aller Seelen statt der Furcht,
Und zum Gebet hob jeder mit den Händen auch
Sein Herz zu Gott, dem Herrscher aller Welt, empor.

Das Gedicht führt den Titel „Über den Feldzug des Kaisers Heraklios gegen die Perser", umfaßt 1093 Verse und ist in drei Abschnitte (*ἀκροάσεις*) eingeteilt. Ein zweites historisches Gedicht schildert den Angriff der Avaren auf Konstantinopel und die Rettung der Stadt durch die wunderbare Hilfe der Gottesmutter im Jahre 626. In einem dritten historischen Gedicht, „Heraklias", behandelte Georgios endlich den völligen Sturz des Königs Khosru Parviz (628). Daran schließt sich ein begeisterter Gesang an das von Heraklios wiedereroberte heilige Kreuz (in 116 Trimetern).

Wahrscheinlich im folgenden Jahre, noch in vollster Siegesfreudigkeit schrieb Georgios sein „Hexaëmeron oder Schöpfungswerk" (*Ἑξαήμερον ἢ κοσμουργία* [1910, bei Hercher 1894 Trimeter]). Es ist nicht, wie der Titel vermuten läßt, eine Schilderung des Sechstagewerkes im einzelnen, sondern eine religiös-philosophische Schilderung der Schöpfung überhaupt. Der Grundton ist durchaus lyrisch. Der Dichter ist hingerissen von der Majestät und Größe, der Weisheit und Liebe, der väterlichen Güte und Fürsorglichkeit Gottes, wie sie sich im sichtbaren Weltall darstellt, in den großen Naturerscheinungen des Weltgebäudes, wie in den Wundern der kleinsten Pflanzen und Tiere. Was er aus eigener Beobachtung geschöpft oder aus Theophrast und Aristoteles erkundet, vereint er liebevoll zum lebendigen Bilde, um am Schluß bei der Herrlichkeit des göttlichen Wesens selbst zu verweilen und Gottes Segen auf Kaiser und Reich herabzuflehen.

Wunderschön ist z. B. die Kleinschilderung der Biene (Vers 1165), der Ameise (V. 1214), des Pfaus (V. 1245), der Heuschrecke (V. 1250), der Metamorphose des Seidenwurms als Bild der Auferstehung (V. 1293); aber nicht minder gewandt und farbenprächtig sind auch die großen Züge al fresco ausgeführt: das Bild der Sonne (V. 217 f), der Jahreszeiten (V. 259), des Meeres (V. 383), der Lebewesen (V. 636 ff).

Auch andere Gedichte, wie dasjenige „Auf die Eitelkeit des Lebens", „Gegen den gottlosen Severus von Antiochia", „Auf Christi Auferstehung", „An Heraklios" (bei dessen Thronbesteigung 610) und zahlreiche Jamben weisen Georgios als einen nicht bloß frommen, sondern auch geistreichen, gewandten und fruchtbaren Dichter aus. Seine Bildung ruht noch ganz wesentlich auf jener des hl. Gregor von Nazianz.

Eine nicht minder würdige und liebenswürdige Dichtergestalt ist der bereits erwähnte hl. Theodoros Studita, geb. 756, gest. 826, Abt des Klosters Studion in Konstantinopel, einer der mutvollsten Verteidiger der Bilderverehrung. Bedeutend sind seine poetischen Leistungen allerdings

nicht, aber sie zeigen wenigstens wieder den Zusammenhang religiös-klösterlichen Sinnes mit dem künstlerisch-literarischen Bestreben[1]. Seine zierlichen Epigramme auf Christus und die Heiligen sind frei von der sonstigen Breite wie von den höfischen Schmeicheleien der übrigen Byzantiner. In einer andern Reihe von Epigrammen hat er ebenso fromm als sinnig, kurz und gemütlich ein freundliches Bild des Klosterlebens entworfen, indem er an alle Insassen des Klosters ein kurzes, spruchartiges Gedicht richtet, an die heiligen Märtyrer, denen das Kloster geweiht ist, an die Novizen, an den Abt, den Prior, den Ökonomen, den „Mahner", den „Aufpasser", den Chorvorsteher, den Prozessionsordner, den Kellermeister, den Aufseher des Speisesaals, den Koch, die Schneider und Kleiderbewahrer, die Aufwecker, die Krankenwärter, die Kranken, den Pförtner, die Ausgehenden, die Heimkehrenden, die weltlichen Besucher, die Vorübergehenden. Der Cyklus in seiner schlichten, gemütlichen Einfalt ist eine wahre Apologie für das vielgeschmähte Mönchtum.

Den Krankenwärter mahnt er beispielsweise:

Ein göttlich Werk, der Kranken Leiden mitzutragen,
Nimm mutig es auf dich, mein liebes Kind.
Warmherzig, freudig wandle deinen Pfad!
Beim ersten Licht eil hin zu ihren Betten:
Vor allem tröste sie mit deinem Wort,
Dann bringe jedem schön des Leibs Erquickung,
Wie er sie braucht, mit Liebe und Verstand.
Dein Glied ist er; drum laß ihn darben nicht.
Ein großer Lohn harrt deines treuen Dienstes,
Erhabnes Licht, des Himmels ew'ger Ruhm!

Der Spruch an den Koch lautet:

Wer gönnte dir, dem Koch, nicht deinen Kranz,
Der du den ganzen Tag dich mühst und plagst?
Dein Amt ist knechtlich, doch der Lohn ist groß,
Die Arbeit schmutzig, aber tilgt die Sünde.
Jetzt brennt das Feuer dich, einst dich zu schonen.
Drum spute dich, geh munter in die Küche,
Zünd früh das Feuer an und wasch die Teller,
Und koch für deinen Bruder wie für Gott,
Salz mit Gebet das Mahl wie mit Gewürzen,
Damit des alten Jakob Segen dich begleite
Und freudig du vollendest deine Bahn.

Ein merkwürdiges Seitenstück zu dem ernsten Dichter des Mönchslebens bildet die Dichterin Kasia, auch Kassia, Kassiana, Eikasia und Ikasia[2]

---

[1] Nach der Ausgabe von Sirmond, Paris 1696 bei Migne, Patr. gr. XCIX 1779—1812.

[2] Die Schreibungen *Κασσιανή*, *Εἰκασία* und *Ἰκασία* sind ohne Gewähr.

genannt. Sie stand eben in der Blüte der Jugend, als 830 die Kaiserin-Mutter Euphrosyne aus allen Provinzen des Reiches die schönsten Mädchen nach Byzanz berief, damit ihr Sohn Theophilos sich aus ihnen eine Braut erwählte. Derjenigen, welche er bevorzugte, sollte er einen goldenen Apfel spenden, den Euphrosyne ihm zu diesem Zwecke übergab. Kasia gefiel ihm vor allen übrigen; den Apfel in der Hand, konnte er aber den boshaften Vers nicht unterdrücken:

Ὡς ἄρα διὰ γυναικὸς ἐῤῥύη τὰ φαῦλα —
Wie ist doch durch das Weib uns das Böse zugekommen!

Die freimütige Jungfrau bot ihm den Gegenvers:

Ἀλλὰ καὶ διὰ γυναικὸς πηγάζει τὰ κρείττονα —
Allein durch das Weib auch das Gute ist entsprossen.

Der stolze Prinz ertrug diesen edeln Freimut nicht. Er ging an ihr vorüber und gab den Apfel einer Theodora aus Paphlagonien. Kasia aber, welche durch ihr mutiges Wort das Diadem verscherzt, gründete ein Kloster und widmete sich, wie Hroswitha, der Poesie. Außer liturgischen Gesängen [1] sind von ihr Sentenzen und Epigramme erhalten, welche zarte Frömmigkeit, tiefe Empfindung, aber auch mutige Offenheit und mitunter einen fein satirischen Zug bekunden. Geistreich und anmutig äußert sie sich über die Stellung des Weibes, Glück, Anmut, Schönheit, Ruhmsucht, Reichtum, mit Wärme und Begeisterung über die Vorzüge des Ordenslebens, mit Witz über die „Dummköpfe" und über die schlimmen Eigenschaften der Armenier [2].

Auch die Dichter der folgenden Zeit haben kaum größere Leistungen aufzuweisen. Die interessantesten des Johannes Kyriotes, gewöhnlich Geometres genannt, sind Epigramme geschichtlichen und literaturgeschichtlichen Inhalts, von denen einige Ereignisse der Jahre 975, 986 und 989 betreffen. Christophoros aus Mytilene, der zwischen 1000 und 1050 dichtete, zeitweilig kaiserlicher Hypographeus (Sekretär) und später Statthalter von Paphlagonien war, bewegt sich ebenfalls am glücklichsten in Gelegenheitsgedichten und kleineren Spielereien [3], wie z. B. dem artigen Rätsel auf den Schnee:

---

[1] Die bekanntesten: die drei Idiomela auf die Geburt Christi, auf die Geburt Johannes' des Täufers und auf den Mittwoch der Karwoche bei Christ et Paranikas, Anthologia 103 104.

[2] Krumbacher, Geschichte der Byzantinischen Literatur 715 716. — Ders., Kasia (Sitzungsberichte der kgl. bayr. Akademie, philos.-histor. Klasse 1897, Heft 3, 305—370). — A. Ludwich, Animadversiones ad Cassiae sententiarum excerpta, Königsb. 1898. — English Hist. Review XIII, London 1898, 340.

[3] Die Gedichte des Christophoros Mitylenaios, herausgeg. v. E. Kurtz, Leipzig 1903.

Du packtest mich, und doch floh ich;
Du siehst mich fliehn und kannst mich nicht festhalten,
Du drücktest mich in die Hand,
Aber ich entrinne — deine Faust bleibt leer,

und seine jambische Anklageschrift gegen die Mäuse, worin sie sogar als Frevler an der Literatur verfehmt werden:

Sie fressen alle Nahrung an im Haus,
Sie nagen an den Schriften selbst und an den Büchern.

Johann Mauropos, der etwa um 1027 Metropolit von Euchaita wurde, verfaßte außer liturgischen Hymnen ebenfalls jambische Gelegenheitsgedichte und Epigramme im Stile der Alten, auf Bilder, Bücher, Kunstwerke, Schriftsteller, Ereignisse der Öffentlichkeit und des eigenen Privatlebens[1]. Recht gemütlich ist das Abschiedsgedicht an das von ihm verkaufte Wohnhaus, etwas „byzantinisch" das Gedicht über seine erste Begegnung mit dem Kaiser, allzu künstlich, wortspielerisch die Spottverse auf die „Poetaster" *(Πρὸς τοὺς ἀκαίρως στιχίζοντας)*.

Vortrefflich ist ein jeglich Maß! sprach einer einst.
Auch ich weiß, daß man Tat und Worte mißt,
Und grenz' mit Maßen die gemessne Rede ab.
Ich mein' fast, Maß bedeutet Symmetrie,
Und unbemessnes Maß ist nicht mehr Maß.
Erwäg den Spruch und fasse, was er sagt:
Denn aus dem weisen Pindar stammt er her.
Und miß nur, Liebster! aber miß mit Maß,
Und geh vernünftig mit den Worten um,
Gebrauch das Gute nicht auf schlechte Art.
Maßlosigkeit ist allzeit wohl gar schlimm,
Am schlimmsten, wenn des Metrums Wesen sie verdirbt[2].

Daß sich poetischer Geist, künstlerischer Geschmack und literarisches Interesse — wenn nicht im großen Stil, sozusagen al fresco, wohl aber in kleineren Leistungen, gleichsam Miniaturwerken — bis tief ins Mittelalter hinein erhielten, bezeugen am besten die Anthologien oder Blütenlesen von Epigrammen, welche von verschiedenen zu verschiedenen Zeitpunkten gesammelt und herausgegeben wurden. Ihr frühestes Muster war jene des Meleagros von Gadara (60 v. Chr.). Es folgte dann jene des Philippos von Thessalonike (40 n. Chr.), Straton von Sardes

[1] Iohannis Euchaitorum Metropolitae quae in codice Vaticano graeco 676 supersunt, Ioh. Bollig descripsit, Paulus de Lagarde edidit, Goetting. 1882. — Jambische Verse bei Migne, Patr. gr. CXX 1114—1200. — G. Dreves, Johannes Mauropus (Stimmen aus Maria-Laach XXVI [1884] 159—179).

[2] Migne a. a. O. CXX 1150 f.

und Diogenianos aus Heraklea (2. Jahrhundert n. Chr.). Während der Zeit der großen Kirchenväter zurückgedrängt, erwachte die Liebhaberei für die epigrammatische Poesie und Kleinkunst wieder im 6. und 7. Jahrhundert, noch lebhafter vom 9. bis ins 14. Jahrhundert.

Die zwei reichhaltigsten Sammlungen, in welchen diese Erzeugnisse zusammenströmten, sind die sog. *Anthologia Palatina*, von Konstantinos Kephalas im Anfang des 10. Jahrhunderts angelegt und nur in einem Exemplar der Bibliotheca Palatina (zu Heidelberg) erhalten — und die *Anthologia Planudea*, von dem Mönch Maximos Planudes gegen Ende des 13. Jahrhunderts oder im Anfange des folgenden veranstaltet. Aus der ersteren finden sich eine Menge Zitate bei Suidas. Maximos Planudes nahm auf die sittliche Reinheit mehr Rücksicht als auf die bloße ästhetische Form und ließ deshalb die erotischen Epigramme weg[1].

Die Anthologie des Planudes ist in sieben Bücher geteilt. Das erste umfaßt in 91 Kapiteln die epideiktischen Epigramme (Inschriften), das zweite in 53 Kapiteln die Spottgedichte, das dritte (32 Kapitel) die Grabgedichte, das vierte (33 Kapitel) die Aufschriften von Bildwerken und Beschreibungen von Ländern und Tieren, das fünfte die Beschreibung des Gymnasiums des Zeuxippos von Christodoros, das sechste (27 Kapitel) Widmungsgedichte, das siebte die Liebesgedichte. Mit sichtlicher Vorliebe nahm er Stücke aus den ersten Jahrhunderten der byzantinischen Zeit auf, mit Vernachlässigung althellenischer Produkte, die sich dann um so reichlicher in der Sammlung des Kephalas finden.

Als ein Blütenkranz, der die klassische Periode des Hellenismus in buntestem Wechsel mit der alexandrinischen Periode, der römischen Kaiserzeit und den Dichtungen der griechischen Kirchenväter und der christlichen Byzantiner verbindet, ist die Anthologie eines der merkwürdigsten Denkmäler der gesamten griechischen Literatur. Wenn auch nur kaleidoskopisch, in niedlichen Miniaturgebilden, gibt sie doch ein schwaches Nachbild von dem reichen, mannigfaltigen Geistesleben zweier Jahrtausende. Sie vergegenwärtigt auch das Zusammenwirken, teilweise die wirkliche Vermählung der altklassischen mit der christlichen Bildung zum christlichen Humanismus, und zwar in doppelter Richtung: die Anthologie des Planudes eine ernstere, strengere

[1] Die Anthologia Planudea wurde durch Janos Laskaris 1494 in Florenz herausgegeben, durch H. Stephanus 1566 in Paris. Fr. Phil. Brunck und Fr. Jacobs ergänzten und verbesserten die Ausgabe, zogen auch bereits die Anthologia Palatina zu deren Studium heran. Weitere Verbreitung erlangte dieselbe durch die lateinische Übersetzung des Hugo Grotius (herausgeg. von H. de Bosch 1795—1822), durch die schönen Übersetzungsproben Gottfr. v. Herders (1785 1786, „Blumen, aus der griechischen Anthologie gesammelt". Herders Werke [Hempel] VII 15—198) und Fr. Jacobs' (1824) und endlich mehrere Gesamtübersetzungen in neuere Sprachen.

Richtung, welche die sittlichen Forderungen des Christentums unerbittlich geltend macht, die Anthologia Palatina eine freiere, welche an das Spiel heidnischer Phantasie keinen so strengen Maßstab anlegt.

Viertes Kapitel.

Das Drama „Der leidende Christus“.

Die Poesie im großen Stil erstand nicht wieder. Das Volk, vor dem einst ein Aeschylos, Sophokles und Euripides mit ebenbürtigen Theaterdichtern um die Palme rangen, hatte die Überlieferung der antiken Tragödie ganz verloren. Selbst die mittlere und neuere Komödie war schon in der spätrömischen Kaiserzeit durch Mimus und Pantomime verdrängt worden, d. h. Schaustellungen, die ohne jeden künstlerischen Wert der bloßen Augenweide, dem höfischen Gepränge, der gemeinsten Sinnenlust und Lachlust dienten. An Kaiserin Theodora, der Gemahlin Justinians, der Tochter des „Bärenführers“ und vormaligen Tänzerin, hat Prokop anschaulich das „Künstler“-Volk gezeichnet, das an die Stelle der alten Dramatiker getreten war und sich der Gunst der höchsten wie der niedrigsten Kreise erfreute. Wie die abendländische Kirche, mußte auch die griechische dem „Theater“, d. h. den vorwiegend obszönen Pantomimen, als einem öffentlichen Ärgernis, einer Schule der Unzucht und Entsittlichung entgegentreten. Die trullanische Synode von 691 wie andere Synoden richteten strenge Vorschriften dagegen. Den Priestern war das Beiwohnen derselben verboten, ja sogar die Beteiligung an Hochzeiten, bei denen Komödianten eingeladen waren. Ebenso war der Zirkus verpönt. Theatermelodien wurden aus der Kirche verbannt. Den Anwälten wurde untersagt, sich mit dem Theater zu befassen und Theaterkostüme zu tragen[1].

Das Bedürfnis nach theatralischem Vergnügen war lange nicht so groß wie einst im alten Hellas, weil das Christentum an sich eine ernstere Lebensauffassung lehrte und einprägte, dann auch in seiner herrlichen Predigt und Liturgie, mit Zuziehung aller Künste, Geist und Herz die erhabensten Genüsse bot. Dabei kam auch wohl die dialogische Form zu glücklicher Vollendung, in geistlichen Reden[2] wie in den großen, auf Chöre verteilten Hymnen. Als

---

[1] Vergeblich hat der griechische Gelehrte K. N. Sathas die Fortdauer des eigentlichen Theaters nachzuweisen versucht (*Ἱστορ. δοκίμιον περὶ τοῦ θεάτρου καὶ τῆς μουσικῆς τῶν Βυζαντινῶν*), Venedig 1878. — Vgl. Wilh. Cloetta, Beiträge zur Literaturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance 1, Halle 1890—1892. — W. Creizenach, Geschichte des neueren Dramas I, Halle 1893.

[2] Siehe die Rede des Patriarchen Proklos auf die selige Jungfrau (Migne, Patr. gr. LXV 736 ff).

Ansätze zu einer christlichen Dramatik ist aber dergleichen kaum zu betrachten, ebensowenig die Nachahmung des platonischen „Symposion" durch den hl. Methodios[1]. Ein paar vereinzelte Nachrichten bei Theophylaktos Simokattes über die Zeit des Kaisers Maurikios (591) und bei Liutprand deuten wohl auf das Vorhandensein von Mysterienspielen hin, geben aber über deren wirklichen Bestand und Art keinen näheren Aufschluß. Auch daß die Bilderstürmer das Theater begünstigt, der hl. Johannes Damascenus ihren Vorstellungen ein Drama „Susanna" entgegengestellt haben soll, ist nicht mehrfach und einläßlicher bestätigt.

Das einzige christliche Drama aus byzantinischer Zeit, das uns erhalten ist und das darum lebhaftes Interesse erweckt hat, ist „Der leidende Christus" *(Χριστὸς πάσχων)*, ein Passionsspiel von 2640 Versen (fast nur Trimetern), von denen etwa ein Drittel aus antiken Dramen, meistens solchen des Euripides, entlehnt ist[2].

Im Prolog drückt der Dichter sehr schön aus, daß er von mehr gleichgültigen Stoffen zu einem eigentlich heiligen übergehen, das Erlösungswerk im Stile des Euripides behandeln und die jungfräuliche Gottesmutter zur Hauptperson seines Dramas machen wolle, indem ihre Muttergotteswürde aufs innigste mit dem Sündenfall Adams, mit der Menschwerdung und dem Opfertode Christi zusammenhänge.

> Nachdem den Poesien du fromm gelauscht,
> Willst du poetisch nun das Fromme hören.

---

[1] S. Methodios, Symposion der zehn Jungfrauen. *(Συμπόσιον ἢ περὶ ἁγνείας)* Ed. Leo Allatius, Romae 1656 (Migne a. a. O. XVIII 27—219). Vgl. oben 22—29.

[2] Gedruckt in der Mauriner-Ausgabe der Opera S. Gregorii II (ed. A. B. Caillau), Paris. 1840; danach bei Migne a. a. O. XXXVIII 131—338 mit wörtlicher und metrisch-latein. Übersetzung. — Kritische Ausgabe von Fr. Dübner, Paris 1846; J. G. Brambs, Leipzig 1885, Teubner. — Deutsche Übersetzung von A. Ellissen (Analekta der mittel- und neugriechischen Literatur I, Leipzig 1855) und E. A. Pullig (Programm, Bonn 1893). — Die Philologen haben es vorzugsweise für „Euripides"-Fragmente u. dgl. ausgebeutet und es sehr geringschätzig behandelt. Heinrich Karl Abraham Eichstädt, Professor der Poesie in Jena (Drama christianum, quod *Χριστὸς πάσχων* inscribitur, num Gregorio Nazianzeno sit tribuendum [Programm], Jena 1816), findet keine Spur von Poesie darin. — Jſ. Hilberg (Kann Theodor. Prodromus der Verfasser des *Χριστὸς πάσχων* sein? Wiener Studien VIII [1886] 282—314) rechnet den Verfasser zu den „Stümpern", d. h. jenen, welche das auslautende *α*, *ι*, *υ* unbeschränkt als Länge behandeln. — Joh. Dräseke (Jahrbuch für protestantische Theologie X [1884] 689—704) hält wie Baronius den Apollinarios von Laodikea für den Verfasser und setzt es vor das Jahr 363. — Der einzige Versuch einer wirklich ästhetischen Würdigung bei J. L. Klein (Geschichte des Dramas III [1874] 598—635) ist wohl etwas zu lobend ausgefallen. — Vgl. A. Döring, De tragoedia christiana, quae inscribitur *Χριστὸς πάσχων*, Programm, Barmen 1864.

So horche wohl. Nach Art Euripides'
Sing' ich das Leiden, das die Welt erlöste.
Da wirst die meisten der Geheimnisreden
Du hören aus der Mutter-Jungfrau Mund,
Sowie des Lieblingsjüngers, des geweihten.
Denn sie zuvörderst stellt die Rede dar,
Wie mütterlich in Leidenszeit sie trauert
Und tief des Todesloses Grund beseufzt
Von Anfang an, der wirklich Grund auch war,
Daß sie zur Mutter ward des Worts erkoren,
Und ihn nun leiden sieht so viel des Unrechts.

Das Stück soll also nicht einfach ein Passions- oder Osterspiel sein, sondern ein solches im Rahmen einer Marienklage, und zwar in den Formen der Euripideischen Tragödie *(κατ' Εὐριπίδην)*. Um den Dichter nicht unbillig zu beurteilen, muß man in Betracht ziehen, daß die Bühnenüberlieferungen der attischen Tragödie längst erloschen waren, der Dichter seinen Euripides nicht vom Theater, sondern nur aus Buchrollen kannte. Als Theologe und geistlicher Redner aber fühlte er sich hauptsächlich von dem religiösen Ernst, der hinreißenden Rhetorik, dem erschütternden Pathos, der schönen und reichen Sprache des Euripides angezogen, war aber nicht in die eigentliche Theorie und Praxis der Dramatik, noch weniger in die Geheimnisse der dramatischen Bühnentechnik eingedrungen. Er hatte sich tief in die Tragik des Kreuzestodes Christi hineingelebt; er fühlte es, daß die Klage der Gottesmutter um ihren Sohn alle Klagen Hekubas an Tiefe des Schmerzes, der Liebe, der Trauer überträfe; aber er hatte noch kein Muster vor sich, wie der größte tragische Vorwurf der Weltgeschichte, nach dem schlichten Bericht der Evangelisten, zum Drama gestaltet werden könnte. Das war eine Aufgabe, die vielleicht selbst die größten Meister der attischen Bühne nicht auf den ersten Wurf völlig befriedigend gelöst haben würden.

So ist der Aufbau des Stückes sehr naiv und schlicht, aber doch nicht gerade linkisch und ungeschickt; denn es zeigen sich dabei großes Verständnis für dramatische Situation, ergreifendes Pathos, Bühnenwirkung im einzelnen, d. h. mannigfaches dramatisches Talent.

Das Stück beginnt mit einem Monolog der „Gottesgebärerin" *(θεοτόκος)*, wie Maria im Personenverzeichnis echt-theologisch genannt wird, und bleibt bis weit über die Mitte hinaus vorwiegend Monolog, bis zu Vers 727 sogar nur durch drei Botenreden und einige Chorpartien unterbrochen. Der erste Bote ist einer der Jünger, der bei der Gefangennahme Christi geflohen ist und der Mutter Christi nun Nachricht von den Ereignissen des Abends, dem letzten Paschamahl, dem neuen Abendmahl, der Abschiedsrede, dem Gebet am Ölberg, dem Verrat, der Gefangennehmung Christi, der Verleugnung Petri, bringt (V. 180—266). Der zweite Bote, einer der geheilten Blinden,

erzählt kurz den Prozeß Christi vor Pilatus und seine Verurteilung zum Kreuzestod (V. 367—418). Der dritte Bote kommt schon vom Kalvarienberg und schildert die Kreuzigung (V. 639—681). Bis dahin reduziert sich also die Handlung auf epischen Bericht und lyrische Affekte. Denn allen Raum vor und zwischen den Botenberichten füllt die Marienklage aus.

Es folgt nun eine ergreifende, wirklich dramatische Scene — Maria und Johannes unter dem Kreuz. Die Mutter schüttet hier ihr Leid unmittelbar dem Sohne aus, der Sohn tröstet sie, übergibt ihr Johannes als Sohn, sie dem Johannes als Mutter und nimmt dann Abschied von ihr (V. 727—837). Sie bleibt aber unter dem Kreuze und wohnt unter den erschütterndsten Klagen dem Opfertode des Sohnes bei. Ihr Weheruf nach dem Tode Christi bezeichnet den Höhepunkt des ersten Teils.

So einfach die ganze Anlage ist, so ist sie doch einheitlich, wohldurchdacht, natürlich und tief empfunden. Das ganze innige Verhältnis von Mutter und Sohn, die erhabene Beziehung der Gottesmutter zum großen Werke der Erlösung kommt dabei nach allen Seiten zum sprechendsten Ausdruck. Das unfaßbare Leiden des Gottessohnes wird uns menschlich näher gerückt, indem es sich im Mitleiden seiner gebenedeiten Mutter spiegelt, die nur Mensch ist wie wir. Die wunderbare Reinheit wie die innige Liebe der jungfräulichen Gottesmutter schlägt die zartesten, ergreifendsten Saiten des Geheimnisses an, ohne der Tragik des erhabenen Sühnetodes Eintrag zu tun. Manche haben sich daran gestoßen, daß Maria mehr in Klage und Schmerz zerfließt, als es mit ihrer Würde vereinbar scheint, aber wohl nicht beachtet, daß das nötige Gegengewicht in vielen Zügen schon vorhanden ist, der Dichter die ganze Kraft auf das natürliche Pathos entfalten wollte, um im Leser und Hörer das volle Herzeleid der schmerzhaften Mutter, soweit möglich, anklingen zu lassen. Dies geschieht aber durch die drei Botenreden, die daran sich knüpfende Marienklage, die teilnehmenden Worte des Chors und Halbchors, endlich in der Kreuzesscene in stets wachsender, wahrhaft erschütternder Steigerung.

Mit Vers 931 beginnt ein zweiter Akt, der sich zum ersten etwa verhält wie ein Bild der Kreuzabnahme zu jenem der Kreuzigung. Eine Steigerung des Schmerzes der Intensität nach ist nicht möglich, aber der Strom des Leidens und der Trauer verbreitet und vertieft sich gewissermaßen in milderem, aber nicht weniger ergreifendem Pathos. Der Versuch des Johannes, Maria zu trösten, eröffnet einen Blick in die unermeßliche Tragweite der Welterlösung. Eine Wechselrede zwischen Maria und dem Chore läßt die Hoffnung auf Auferstehung mit dem Schmerz des Augenblickes ringen. Schöne Scenen zwischen Johannes und Joseph von Arimathäa, zwischen Maria und Johannes bereiten die Kreuzabnahme vor. Dann wird der heilige

Leichnam auf den Schoß der trauernden Mutter gelegt, und Schmerz und Liebe entlocken ihr abermals die schönsten, in jedem Herzen anklingenden Klagen:

So faß ihn denn, den Toten, unglücksel'ge Hand!
Weh! Weh mir! Was erblick' ich? Wen berühr' ich hier?
Wer ist es, der als Leiche mir im Arme liegt?
Wie drück' ich, heil'ger Scheu und Ehrfurcht voll, ihn an
Die Mutterbrust? Wie mach' ich meinem Kummer Luft?
Vergönne mir, dich Toten anzureden, Sohn,
Mit Küssen zu bedecken den geliebten Leib.
Sei mir gegrüßt, zum letztenmal Gesehener,
Den ich gebar, den von den Frevlern jetzt erwürgt
Zu sehn, mir das Verhängnis grausam vorbehielt!
O laß mich deine heil'ge Rechte küssen, Sohn!
Geliebte Hand, die oft ich faßte, dran ich mich
Emporhielt wie der Epheu an des Eichbaums Kraft!
Erloschnes Licht des Auges, vielgeliebter Mund,
Holdsel'ge Züge, edles Antlitz meines Sohns!
O dieser sanften Lippen anmutreiche Form!
Hauch Gottes, der den gottentstammten Leib des Sohns
Wie Himmelsduft umwitterte und der mein Herz,
Spürt' ich nur seine Nähe, jedem Gram enthob.
Warum doch wollt'st du sterben diesen Tod der Schmach?
Was lässest du die Mutter dein beraubt zurück?
O dürft' ich dich begleiten in des Todes Haus!
Wieviel ist besser sterben, denn dich sterben sehn!
Bringt Trost mir dein geschloss'nes Auge? spendet ihn
Dein stummer Mund? Wie trag' ich's, hier zu weilen noch?
Von Himmelsduft umhauchter Leib, umsonst hat dich
Als zarten Säugling also meine Brust genährt?
Vergebens zehrt' ich mich in Müh' und Sorgen auf
Seit deines Daseins wunderreichem Anbeginn?
Viel Leid trug ich bei deinem Leben, vieles jetzt,
Sohn des Allmächt'gen, deinetwillen, da du starbst.
Zuerst der ersten Schickungen gedenk' ich nun[1].

Es folgt nun die Einbalsamierung und Grablegung Christi, mit einem wunderschönen Scheidegruß der allerseligsten Jungfrau, in welchen schon Lichtstrahlen des nahenden Triumphes hineinschimmern. Sie schaut den glorreichen Einzug der Seele Christi in die Unterwelt, sie hofft für die verwaiste Erde seine baldige Wiederkehr, sie ruft ihn um Hilfe für das verblendete Volk an, sie sieht schauernd das Gottesgericht nahen, welches der gottesmörderischen Stadt droht. Johannes und Joseph spinnen diese erhabenen Gedanken in einem bedeutsamen Dialoge weiter, mit großartigem Ausblicke

[1] V. 1308—1349. Daß einige Stellen aus Euripides' „Bakchen", „Medea", „Hekuba", „Troaden" herübergenommen, zerstört weder die Würde noch die Schönheit des ebenso natürlichen als weihevollen Ausdrucks.

auf das Erlösungswerk. Joseph scheidet beruhigt. Nur Maria kann noch keine Ruhe finden. Leid und Hoffnung streiten noch mächtig in ihrer Seele. Ein Bote bringt Nachricht, daß das Grab versiegelt worden und von Soldaten bewacht sei. Das belebt in Maria die Hoffnung auf den verheißenen Sieg. Still und friedlich dämmert endlich der Ostermorgen heran.

Der dritte Teil des Stückes (von V. 1904 bis zum Schluß) ist ein freundliches Osterspiel, das die Ereignisse des ersten Ostertages von dem Grabesbesuch der frommen Frauen in der Morgendämmerung bis zur Erscheinung Christi vor den versammelten Aposteln im Cönaculum, nach der Erzählung der Evangelien, dramatisiert. Auch hier bleibt Maria wieder der Mittelpunkt. Sie sendet in der Morgenfrühe die frommen Frauen zum Grabe; sie geht dann selbst mit ihnen dahin; an sie kommt die Botschaft von der Flucht der Wächter und der Verlegenheit des Hohen Rates, an sie die Nachricht von den andern Erscheinungen im Laufe des Tages; sie ist endlich mit dabei, wie Christus dem versammelten Apostelkollegium sich zeigt und ihm die Gewalt der Sündenvergebung überträgt.

An diese Rede Christi reiht sich unmittelbar ein Gebet des Dichters an Christus und ein ebenso inniges an Maria. Das ist der Schluß, der deutlich darauf hinweist, daß das Ganze nicht als Bühnenspiel, sondern nur als Lesedrama gedacht war. Damit fallen schon manche Vorwürfe weg, die man gegen das Stück erhoben hat. In die Rede des Boten, welcher die Flucht der Wächter meldet, ist übrigens eine ganze Scene eingeschachtelt, welche zwischen Pilatus, den Hohenpriestern und den Wächtern spielt und die Not des Hohen Rates mit komischem Anflug schildert. Wie diese Scene, so scheint auch anderes diesem dritten Teile erst später eingeflickt worden zu sein. Der Schluß aber steht wieder in schönem Verhältnis zum Ganzen.

Das Stück hat lange als ein Werk des hl. Gregor von Nazianz gegolten und wurde deshalb meist dessen Schriften beigedruckt. Schon Baronius, Bellarmin, Vossius, Tillemont, Baillet, Rivet, Labbe, Ceillier sprachen ihm das Stück ab, da die meisten alten Handschriften seinen Namen nicht tragen, das Stück manche Züge aus den Apokryphen bringt und anderweitig die theologische Korrektheit und Genauigkeit des „Theologen" von Nazianz, ebenso dessen literarische Feinheit in Bezug auf Ausdruck, Metrik und Sprache vermissen läßt. Die neuere Kritik weist es dem 11. oder 12. Jahrhundert zu; ja einzelne rechnen den Verfasser sogar zu den „Stümpern". Die Frage kann hier nicht einläßlicher diskutiert werden. Bei allen philologischen Sünden besitzt das Stück einen hohen Grad von Poesie und wird für die Geschichte des christlichen Dramas allzeit bedeutsam bleiben, wer immer der Verfasser gewesen sein mag. In der griechischen Literatur ist es leider eine vereinzelte Oase geblieben.

Fünftes Kapitel.

Epik und Kleindichtung der späteren Byzantiner.

So wenig wie das Drama gedieh auch die Epik im größeren Stil. Wie sehr unter der byzantinischen Großmannssucht und politischen Kleinkrämerei das eigentlich künstlerische Verständnis dafür abhanden gekommen, bezeugt das an sich gutgemeinte Gedicht, das der Mönch Theodosios in Konstantinopel auf die Eroberung von Kreta (*Ἅλωσις τῆς Κρήτης*) im Jahre 961 in fünf Akroasen mit 1039 jambischen Trimetern verfaßte und dem Kaiser Nikephoros Phokas (963—969) widmete[1]. Er sieht in diesem militärischen Unternehmen, das den Islam auf seinem Siegeslauf durch Orient und Occident kaum wesentlich aufhielt, ein Weltereignis, das alle Taten des Scipio, Sulla, Cäsar und Pompejus verdunkelt; ja er macht sogar den guten alten Vater Homer herunter, daß er einen Liliputkrieg besungen habe, der sich mit der Eroberung von Kreta nicht entfernt messen könne.

Du aber, Schlachtenraßler, lärmender Homer,
Der zum Erhab'nen du das Winzige aufblähst,
Mach uns nichts vor! Sprich ruhig und bescheiden.
Klein ist bei uns der Ruhm, der lügenvolle,
Der traun zehn Jahre dauernden Belagerung.
Denn da das turmbewehrte Ilion wir kennen
Aus den Palastruinen, die noch stehn,
Faßt uns Bewunderung zugleich und Lachen,
Da wir belächeln dieses Netz von Lügen
Und Beifall klatschen dem durchtriebnen Wort.
Doch, Feldherrn-Mischkrug, der zurecht du braust
Erbärmliches zum hohen Feierliede,
Nun richte selbst; entsag der alten Sünde
Der Menschenfurcht, wäg mit gerechter Wage,
Erkenn des toten Kaisers Weisheit an
In Sendungen und Kriegen allenthalben.
Denn klein kommt der Hellenen Heer uns vor,
Klein die Phalangen, schwächlich ihre Führer,
Ajax, Achill', Odysseus, Diomedes,
Die Ehrgeiz und erlogner Götter Streit
In langer Zwietracht auseinandertrieb
Und endlich gar um alle Hoffnung brachte.
Willst lieber du der Wahrheit Ruhmespfad
Als außer ihm der Schande Pfade wandeln,
Dann halte ein mit deinem Troermorden
Und sing den Blutstrom, der auf Kreta floß[2].

---

[1] N. M. Foggini, Histor. Byzant. Append. nova, Romae 1777. — Danach abgedruckt bei Migne, Patr. gr. CXIII 993—1060.

[2] Acroasis I 19—44.

Nur selten gelingt es aber dem Dichter, einmal den epischen Ton wirklicher Erzählung zu treffen; selbst da ist er gewöhnlich noch gesucht und gekünstelt, wie bei der Anekdote von dem lebendigen Esel, den der Maschinenmeister den Kretern mit der Wurfmaschine zuschleudern ließ:

Der Wurfmaschine Leiter spielte jetzt, o Herr,
Den Kretern einen wahrhaft lächerlichen Streich.
Denn einen trägen Esel ließ er lebend in
Die Schleuder setzen und den Esel Eseln so
Zuwerfen. Festgebunden schleuderte man ihn,
Den unglücksel'gen Himmelsläufer, in das Blau.
Mit ausgestreckten Beinen selbst fortrudernd, schritt
Der bäurische Gesell gar zierlich durch die Luft;
Der sonst so tief verachtete war stolz erhöht,
Er, sonst am Boden schneckenfüßig träge, jagt
Als Wolkenläufer jetzt den Kretern Grausen ein.
Xerxes verwandelte, was damals unerhört,
Das Land in Meer zu aller seiner Feinde Schreck;
Dein Heer, erhabenster Romanos, aber macht,
Als Falken ohne Flügel faule Esel flügge[1].

Selbst hier übertönt der kriechende Ton der Huldigung das bißchen Humor der Erzählung. Weitaus der größte Teil der fünf Akroasen ist aber gar nicht episch, sondern sind überschwengliche oratorische und bombastische Lobpreisungen des Kaisers. Von seinem Feldzug und von Kreta selbst erhält man nirgends ein klares, plastisches Bild.

Wohl der fruchtbarste der späteren byzantinischen Dichter ist Theodor Prodromos, der sich selbst wegen seiner Armut „Bettelprodromos" (Ptochoprodromos) nannte und dessen Leben in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts fallen muß, da er sich schon vor 1143 als Greis bezeichnete, keines seiner datierbaren Gedichte über 1159 hinausreicht. Er hat einen langen Roman „Rodanthe und Dosikles" (in 4614 jambischen Trimetern) geschrieben, bei dem ihm die „Aethiopika" des Heliodor als Vorbild dienten, der aber ziemlich langstielig und ungenießbar ausgefallen ist. Es sind auch religiöse Gedichte und Epigramme von ihm vorhanden, kunstgeschichtlich merkwürdige Verse auf die vier Jahreszeiten, ein astrologisches Gedicht, ein anderes auf ein allegorisches Bild des Lebens, eine Menge Gelegenheitsgedichte und namentlich Bettelverse. Eigenartiger sind aber seine satirischen und komischen Gedichte, in welchen er seinen ziemlich proletarischen und urwüchsigen Humor losläßt: wie sein „Katzenmäusekrieg", seine „Satire gegen eine lüsterne Alte", die „Freundschaft in der Verbannung", die „Satire gegen den alten Langbart", die „Klageverse über die Beschimpfung der Vernunft",

[1] Ebd. III 173—187.

„Amarantos oder des Greises Liebe“, „Versteigerung von poetischen und politischen Celebritäten“, „Ignorant oder Privatgrammatiker“, „An den Kaiser oder für das Grüne“ [1].

Wie seine Romantik unerträglich breit, bald weinerlich, bald pomphaft und grausig, so ist sein Humor meist ziemlich dürftig und plump.

Den Roman „Rhodanthe und Dosikles“ ahmte Niketas Eugenianos während der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in einem ebenso weitschweifigen Roman nach, der in neun Büchern (3641 Trimetern) von der „Liebe der Drosilla und des Charikles“ handelt. Im ganzen ist er weibischer und sentimentaler als Prodromos, verwechselt aber gelegentlich wie dieser Humor mit Ungezogenheit und sinkt dann zu bedenklicher Roheit herab. Wenn er auch gern in die antik-hellenischen Zeiten zurückgreift, hat er sich doch daran weder feineren klassischen Geschmack noch Selbständigkeit erworben; seine Ausstattung ist fast ganz aus fremden Mustern zusammengerafft. Noch schlimmer gekünstelt und gewunden, ein wahrer „stilistischer Eiertanz“ ist der Prosaroman „Hysmine und Hysminias“, den Eustathios Makrembolites um dieselbe Zeit schrieb.

Von andern Dichtern ist nicht viel zu berichten. Johannes Kamateros schrieb ein astrologisches Gedicht von 1351 Trimetern, der Patriarch Lukas Chrysoberges von Konstantinopel (1156—1169) ein Lehrgedicht über die Fastendiät, Nikephoros Prosuchos kleinere jambische Gedichte, Konstantinos Stilbes ein Gedicht über die Feuersbrunst, welche die Kaiserstadt 1198 verheerte, Manuel Holobolos Hymnen und jambische Gedichte, Konstantinos Anagnostes etliche Gelegenheitspoemata, Johannes Katrares ein versifiziertes Pamphlet gegen den Rhetor Neophytos, Georgios Lapithes ein moralisches Lehrgedicht in 1491 politischen Versen.

Ein kleines „Dramation“ in 122 Trimetern, von Michael Hapuchleir verfaßt, worin ein Weiser mit der Tyche und den Musen hadert, während es dem Bauer gut geht, ist fast ohne Handlung, auch nicht sonderlich reich an Gedanken, aber artig ausgeführt.

Ein Seitenstück zu Theodoros Prodromos bildet Manuel Philes aus Ephesos, der etwa zwischen 1275—1345 in Konstantinopel lebte, ohne öffentliches Amt, sich mit einer ziemlich bettelhaften Literatentätigkeit durchschlug, aber dabei das anspruchsvollste Selbstgefühl behauptete. In 2015 Trimetern beschrieb er die Eigenschaften der Tiere (*Περὶ ζῴων ἰδιότητος*), in 381 Trimetern den Elefanten. Dazu kommen Gedichte auf verschiedene Kunstwerke (Malereien und Skulpturen), auf Kirchenfeste, eine Masse Lob-, Bitt- und Dankgedichte, oft mit guten Einfällen und poetisch ausgeführt, endlich drei dialogische Gedichte, welche man aber mit Unrecht als dramatische bezeichnet.

---

[1] Proben bei A. Ellissen, Versuch einer Polyglotte I 219—223.

Das allegorische Gedicht „Meliteniotes“ (in 3060 politischen Versen) ist ein Versungeheuer, das weder wirkliche Poesie enthält noch in seinen grotesken Aufzählungen (der „sieben Hindernisse“, aller Steine und Mineralien, aller alten Götter usw.) verläßliche antiquarische Aufschlüsse bietet. Der byzantinische Alexandrinismus gestaltete sich weit trostloser und unfruchtbarer als der ältere am Nil.

Sechstes Kapitel.

Literatur in der Vulgärsprache.

Wie sich neben dem altklassischen Latein das Vulgärlatein heranbildete, das die Grundlage der romanischen Sprachen ward, so entwickelte sich neben dem altklassischen Griechisch und der als Schriftsprache wenigstens teilweise fixierten *Κοινή* ein bewegliches Volks-Griechisch, das immer mehr von der kunstvoll ausgebildeten Literatursprache abwich und vielfach so verbauerte, daß der gemeine Mann die Schriftwerke der Klassiker und Kirchenväter nicht mehr verstand. Die Verschiedenheit wurde aber nicht etwa durch Versetzung mit fremden, morgen- oder abendländischen Sprachbestandteilen herbeigeführt, sondern lediglich durch nachlässige und fehlerhafte Aussprache, Vernachlässigung der grammatischen und syntaktischen Regeln, Verwechslung ähnlicher und synonymer Worte, willkürliche Neubildungen mit und ohne Analogie. Zum Vorteil der literarischen Bildung, aber nicht zu jenem der Religion gereichte es, daß die höhere Geistlichkeit durchweg streng an der alten Würde und Reinheit der Sprache festhielt. Die liturgische Poesie wie die geistliche Beredsamkeit und Theologie haben sich so einigermaßen auf der alten Höhe behauptet. Es fehlte aber an einer entsprechenden religiösen Volksliteratur, und statt einer solchen ward das Volk mit einer Masse profaner Erzeugnisse — Prosa und Poesie — im neueren Volksjargon überflutet[1].

Nur sehr wenige Schriftsteller haben, wie Theodoros Prodromos, in beiden Sprachen geschrieben. Als Dichter in der Vulgärsprache erscheinen ferner Michael Glykas (mit einem Gedichte über seine Gefangennehmung), Stephanos Sachlikis (mit einer sehr unerbaulichen Selbstbiographie),

---

[1] Über den Zeitpunkt, in welchem die Umbildung des Altgriechischen zum Mittel- und Neugriechischen als abgeschlossen zu betrachten ist, wird gestritten. „Ebenso falsch wie die Annahme, das Neugriechische habe sich erst nach dem 10. Jahrhundert entwickelt, wäre daher die umgekehrte, es sei im 3.—4. Jahrhundert schon ausgebildet gewesen, und die nach der alten Grammatik richtigen Formen seien bereits tote, künstliche gewesen und nur aus bewußter Ablehnung des Neuen zu erklären“ (K. Dietrich, Untersuchungen zur Geschichte der griech. Sprache [Byzant. Archiv, Heft 1], Leipzig 1898, 142).

Georgios Chumnos (mit einem Auszug aus dem Alten Testament in 2800 gereimten politischen Versen), Johannes Pikatoros (mit dem „Traum einer Hadesfahrt"), Marino Falieri (mit einem religiösen Mahngedicht), Markos Depharanas (mit einem derben Lehrgedicht und einer „Susanna"), Leonardos Phortios (mit einem Gedicht über das Militärwesen) und Theologetos Moscholeos (mit einem Leben des hl. Nikolaos)[1].

Von anonymen Gedichten mögen erwähnt werden: „Die Geschichte von Ptocholeon oder von dem weisen, beohrfeigten und geschorenen Greise", die angeblichen „Orakelsprüche Leons des Weisen", „Die Messe des Bartlosen" (eine unflätige Satire), „Die süsischen Sentenzen" (welche in dem persischen „Rabâbnâme" des Sultans Valad erhalten sind), „Das Mahngedicht an einen alten Bräutigam", „Die Reimerei vom Mädchen und Jüngling" (eine ziemlich wüste Verführungsgeschichte), „Das Leben in der Fremde", „Die Zeit nach der Arbeit" (*Ἀπόκοπος*), „Das Opfer Abrahams" (eine Art Mysterienspiel). Dichterisch am bedeutendsten sind die sog. „Rhodischen Liebeslieder", eine kleine versifizierte Liebesnovelle, in welche eine Sammlung von Liedern eingeschaltet ist, die nach Zahlen akrostichisch geordnet ist. Alles trägt das Gepräge wirklicher Volksdichtung.

An die Stelle der antiken Epen, an denen sich einst Hellas gebildet und an denen sich noch ein Basilios und Gregorios von Nazianz erfreut, traten jetzt romantische Bearbeitungen derselben, „von schwierigen Wörtern frei und in eine klare, verständliche Sprache übertragen", so die in 8799 achtsilbigen reimlosen Trochäen abgefaßte „Ilias" des Konstantinos Harmoniakos, die nicht einmal nach Homer selbst, sondern nach den Allegorien und Carmina Iliaca des Tzetzes und der Verschronik des Konstantin Manasses gearbeitet ist; dann „Der trojanische Krieg", der nach fränkischer Vorlage ausgeführt ist; die in zwei Bearbeitungen vorhandene „Achilleis", worin Achilleus mit zwölf Rittern auf Turniere ausreitet, um die Hand der schönen Polyxena zu gewinnen; endlich der „Alexanderroman"[2], nach Pseudo-Kallisthenes in zwei metrischen Bearbeitungen versifiziert, zu denen sich eine noch weit volkstümlichere Prosabearbeitung gesellte.

Sehr beliebt und daher mit romantischen Ausschmückungen wiederholt behandelt ist die Geschichte Belisars. Die Sagen, welche sich an die Kämpfe der Akriten, einer Art Markgrafen an den östlichen Reichsgrenzen, knüpfen,

---

[1] Eingehendes bei Krumbacher, Geschichte der Byzant. Literatur 800—910. — Ellissen, Versuch einer Polyglotte I 243—323. — A. R. Rangabé und D. Sanders, Geschichte der neugriechischen Literatur, Leipzig 1884, 1—15.

[2] Vgl. Kroll, Der griechische Alexander-Roman (Beilage zur Allgem. Zeitung 1901, Nr 38).

sind im „Basilios Digenis Akritas“ zu einem förmlichen Nationalepos zusammengeflossen, das in verschiedenen Bearbeitungen bis zu 3094, 3749, ja sogar in einer späteren auf der Insel Andros 4778 Verse zählt, ein höchst merkwürdiges Seitenstück zum „Cid“[1]. Demselben Kreis gehört auch „Der Sohn des Andronikos“ an, während die Chronik von Morea die nach dem vierten Kreuzzug gegründeten Feudalherrschaften im Peloponnes besingt.

Poetisch ziemlich wertlos ist die „Eroberung (*Ἅλωσις*) von Konstantinopel“, ein Aufruf an die christlichen Mächte in 1044 politischen Versen; wirklich ergreifend ist dagegen der „Klagegesang auf den Fall von Konstantinopel“ (118 politische Verse), dem wahrscheinlich ein eigentliches Volkslied zu Grunde liegt.

Andere geschichtliche Gedichte behandeln den Tod Timur Lenks, die Schlacht bei Varna (1444), die Eroberung von Athen durch die Türken (1458), die Pest von Rhodos (1498 und 1499), das Erdbeben von 1508, die Heldentaten des Albanesen Merkurios Bua, der 1527 in kaiserlichen Diensten zu Treviso starb, die Taten des Grafen Tajapiera, eines Griechen von Korfu, der sich als venezianischer Hauptmann im Anfang des 16. Jahrhunderts durch Bestrafung von Piraten verdient machte.

Ungleich mehr zeigt sich der durch die Kreuzzüge völlig umgestaltete, mittelalterliche Volksgeist in den zum Teil umfangreichen Versromanen, in welchen Rittertum und Märchenpoesie in buntester Phantastik sich durchkreuzen, wie „Kallimachos und Chrysorrhoe“, „Belthandros und Chrysantza“, „Lybistros und Rhodamne“. Aus dem Kreis der Tafelrunde stammt „Der alte Ritter“[2]; in „Phlorios und Platziaphlora“ sind Flore und Blanchefleur leicht erkenntlich, ebenso die schöne Magelone in „Imberios und Margarona“. Das romantische Epos „Erotokritos“ des Vincent Cornaro, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts auf Kreta lebte, umfaßt nicht weniger als 11 400 gereimte politische Verse.

Auf Kreta wurde später, unter italienischem Einfluß, auch die Dramatik wieder gepflegt. Die bedeutendste Leistung derselben ist die „Erophile“ des Georgios Chortatzes (zwischen 1581 und 1637 gedichtet). Sie lehnt sich an das Drama „Orbecche“ des Giov. Batt. Giraldi, genannt Cinthio, während die vier Zwischenspiele dem „Befreiten Jerusalem“ Tassos entnommen sind.

---

[1] A. Rambaud, Une Épopée Byzantine au Xe siècle (Revue des Deux Mondes IV [1875] 922—946.

[2] *Ὁ πρέσβυς ἱππότης.* Ein griechisches Gedicht aus dem Sagenkreis der Tafelrunde, in neuer Textrevision und zum erstenmal in vollständiger Verdeutschung von A. Ellissen, Leipzig 1846.

Der auch bei den Griechen sehr beliebte „Physiologus“ [1] regte zu mannigfachen Tiergeschichten an, wie der „Kindergeschichte von den Vierfüßlern“, dem „Pulologos“ (Vogelbuch), dem „Psaralogos“ (Fischbuch) und der „Legende vom ehrsamen Esel“, welche unter dem Titel „Die schöne Geschichte vom Esel, Wolf und Fuchs“ eine zweite Bearbeitung fand. Die Pflanzenwelt findet sich mit drolligen Personifikationen in dem „Obstbuch“ (Porikologos) verherrlicht.

Der Zahl der Volksbücher sind endlich, wenngleich in Prosa geschrieben, ebenfalls „Syntipas“ sowie „Stephanites und Ichnelates“ beizuzählen, welche, Indien entstammt, sich auf verschiedenen Wegen weithin im Morgen- und Abendland eingebürgert haben.

Siebtes Kapitel.

Die griechischen Humanisten im Abendland.

Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der byzantinischen Literatur und den westeuropäischen Literaturen des Mittelalters sind noch wenig erforscht. Einen für die allgemeine Weltkultur bedeutsamen Einfluß erlangten die byzantinischen Griechen jedenfalls erst, als die Macht der Türken immer näher an Byzanz heranrückte und endlich das oströmische Reich völlig in Trümmer schlug. Jetzt strömten gelehrte Griechen in Menge nach Italien, wurden die Lehrmeister des Abendlandes und ließen hier die nahezu völlig abhanden gekommene Kenntnis griechischer Sprache und Literatur neu auferstehen. Vorbereitend dafür hatten die wiederholten kirchlichen Unionsversuche gewirkt, welche auf den zwei allgemeinen Konzilien von Lyon (1274) und Florenz (1439), wenn auch nur für kurze Zeit, eine wirkliche Union erzielten. Besonders durch die Unionsverhandlungen zu Florenz hatte der aufblühende Humanismus mit Bezug auf die griechischen Studien nicht nur die mächtigsten Anregungen, sondern auch die fruchtbarste Förderung erhalten. Unter den griechischen Humanisten selbst findet sich kein Dichter von größerer Bedeutung. Es bleiben deshalb nur noch einige Züge nachzutragen, welche die Verdienste dieser nach Italien verschlagenen Griechen beleuchten [2].

---

[1] L. Goldstaub, Der Physiologus und seine Weiterbildung in der latein. und byzant. Literatur (Philologus, Supplementbd VIII 3), Leipzig 1901. — K. Krumbacher, Das mittelgriechische Fischbuch (aus Sitzungsber. der bayr. Akademie der Wissensch.), München 1903.

[2] É. Legrand, Bibliographie Hellénique ou description raisonnée des ouvrages publiés en Grec par des Grecs au XV[e] et XVI[e] siècle, 2 Bde, Paris 1885. — G. Bernhardy, Grundriß der griechischen Literatur, Halle 1876. 4. Be-

Der launische Leontios Pilatos, bei welchem Petrarca und Boccaccio ihren ersten griechischen Unterricht erhielten, starb schon 1364, als er, voll ehrgeiziger Pläne, aus Italien nach Griechenland zurückkehren wollte. Ein Blitzstrahl traf ihn am Fuße des Mastbaumes, an den er sich im Sturm geflüchtet hatte. Mehrere Jahrzehnte fanden die von Petrarca ausgegangenen Anregungen wieder keinen namhafteren Vertreter. Manuel Chrysoloras, um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Konstantinopel geboren, ward 1393 vom Kaiser Manuel Palaeologos nach Venedig geschickt, um Hilfe gegen die Türken zu werben, folgte 1396 einer Einladung nach Florenz und eröffnete hier einen Kurs für griechische Sprache nnd Literatur, besuchte in diplomatischen Angelegenheiten mehrere Höfe, ward von Johann XXIII. an das Konzil von Konstanz gesandt und starb in dieser Stadt 1414. Lionardo Bruni, Guarino, Aurispa waren seine Schüler, Franz Filelfo ward sogar sein Schwiegersohn. Von ihm ging die erste Wiederbelebung der griechischen Studien aus. Der Eifer, den er weckte, trieb Guarino wie Filelfo und Aurispa nach Konstantinopel, um sich noch mehr in das Griechische hineinzuleben. Theodoros Gaza aus Thessalonich ward um 1430 durch die türkische Eroberung noch in jungen Jahren nach Italien verschlagen, wohnte dem Konzil zu Florenz bei, wurde Professor zu Ferrara, dann von Nikolaus V. nach Rom gezogen, ging nach dessen Tod nach Neapel, ward von Paul II. nach Rom zurückberufen, fand aber bei Sixtus IV. nicht dieselbe Huld und starb in Kalabrien 1475, drei Jahre nach dem Tode seines Freundes und Gönners, des Kardinals Bessarion († 1472). Er war ein ebenso bescheidener wie gründlicher Gelehrter, dessen wissenschaftliche Tätigkeit weite Kreise zog.

Ein glänzendes Irrlicht war dagegen der aus dem Peloponnes stammende Georgios Gemistos Plethon, welcher 1438 Vorträge über platonische Philosophie in Florenz hielt und Cosimo de' Medici die Anregung zur Stiftung seiner platonischen Akademie gab. Angesehene Männer hörten ihn gern; allein der Kern seiner Lehre war ein verworrener Neuplatonismus, der ihn selbst zu allen Torheiten einer heidnischen Theosophie hinriß, ebenfalls unter den übrigen Mitgliedern der Akademie großes Unheil anrichtete. Auch nachdem er (1455) gestorben, dauerte der von ihm angeregte Streit zwischen Aristotelikern und Platonikern fort. Georgios von Trapezunt († 1486) stand mit leidenschaftlicher Heftigkeit, Theodor Gaza ruhiger und sachlicher für die Philosophie des Aristoteles ein. Michael Apostolios, der, nach längerer Gefangenschaft aus seiner Heimat vertrieben, sich in Italien niederließ und an Kardinal Bessarion einen wohlwollenden Gönner

arbeitung I 731—733 739—752. — C. F. Boerner, De doctis hominibus Graecis litteraturae Graecae in Italia instauratoribus, Lips. 1750.

fand, erhob sich gegen die beiden Aristoteliker, ward aber nicht nur von Andronikos Kallistos, einem tüchtigen Kenner des Aristoteles, bekämpft, sondern auch von seinem Gönner Bessarion mit väterlicher Entschiedenheit zurechtgewiesen.

Bessarion, um 1395 in Trapezunt geboren, war selbst einst im Peloponnes ein Schüler des Plethon gewesen. Als Erzbischof von Nikäa wohnte er 1438 mit dem Kaiser Johann Palaeologos dem Konzil zu Florenz bei, vereinigte sich mit der Kirche von Rom und ward vom Papste zum Kardinal, zum päpstlichen Legaten und Patriarchen von Konstantinopel ernannt. Er war der liebreichste und treueste Wohltäter seiner nach Italien flüchtenden Landsleute, ein nicht geringerer Förderer der Wissenschaft. Seine Handschriftensammlung ward der Grundstock der berühmten Markus-Bibliothek von Venedig. Obwohl selbst sehr für Platon eingenommen, wollte er doch von dem neuerungssüchtigen Sturmlauf wider Aristoteles nichts wissen, sondern bewährte in den philosophischen Streitigkeiten seiner Landsleute eine hohe geistige Überlegenheit, indem er die Hadernden zu ruhig-sachlicher, wahrhaft wissenschaftlicher Behandlung mahnte.

„Es hat mir leid getan", schrieb er an Michael Apostolios, „daß du einen so gelehrten Mann wie Theodoros (Gaza) der Unwissenheit angeklagt hast. Aber daß du in ebenso unwürdiger Weise Aristoteles selbst behandelt hast, Aristoteles, unsern Führer und Meister in jeder Art der Gelehrsamkeit, daß du gewagt hast, ihm grobe Beleidigungen zuzuschleudern, ihn unwissend, extravagant und undankbar zu nennen, ihn sogar übeln Glaubens anzuklagen, gerechter Himmel, wie kann man das tun? Ich für mich glaube, daß es keine größere Vermessenheit gibt. Kaum kann ich Plethon ertragen, oder besser gesagt, ich kann ihn nicht ertragen, so große Rücksicht auch ein solcher Mann verdient, wenn ihm ähnliche Worte gegen Aristoteles entwischen. Wie könnte ich denn das von dir leiden, der du noch keinen dieser Gegenstände gründlich studiert hast? Glaube mir, betrachte künftig Platon und Aristoteles als zwei Männer der höchsten Weisheit. Studiere sie Schritt für Schritt; nimm sie dir zu Führern; studiere sie mit Muße; erwäge sie gründlich und suche mit Hilfe eines gründlichen Lehrers die Tiefe ihrer Argumentationen zu durchdringen. Denn diese zwei Schriftsteller sprechen nicht immer so leicht verständlich für alle, die sie gern verstehen möchten. Ferner, wenn sie verschiedener Ansicht sind, verdächtige sie nicht gleich der Unwissenheit; nähre nie diesen Gedanken! Betrachte vielmehr diese Meinungsverschiedenheit als ein Zeichen ihres Genies sowie der dunkeln und problematischen Natur der Fragen, die sie behandeln. Bewundere ihr tiefes Wissen und lohne ihnen durch das Gefühl einer demütigen Erkenntlichkeit all das Gute, das sie uns erwiesen haben. Das ist das Beste, was du tun kannst. Du wirst dabei deinen Vorteil finden und mir und allen vernünftigen Leuten Freude machen." [1]

---

[1] Brief aus Viterbo vom 19. Mai 1462. Hacke, De Bessarionis vita et scriptis, Harlem 1840, 117 f. — Migne, Patr. gr. CLXI 685—692. — Legrand, Bibliogr. Hellénique. Introduction I LXI f. — R. Rocholl, Bessarion, Leipzig 1903.

Hätten die Humanisten diese vernünftigen Mahnungen des greisen Kardinals zu ihrem Programm gemacht, so wäre der Wissenschaft wie der Religion und Kirche eine Unmasse vergeblichen und schädlichen Haders erspart geblieben; Platonismus und Aristotelismus, Humanismus und Scholastik wären zu einem vernünftigen Ausgleich gekommen und hätten sich gegenseitig gefördert, anstatt gegenseitig ihr Werk zu stören und schließlich Christentum und Kirche selbst in ihren unseligen Hader hineinzuziehen. Allein der „Fortschritt" lag nun einmal in der Luft. Der phantastische Reiz neuer Systeme, die im Grunde nur ein Abklatsch alter, heidnischer Irrtümer waren, riß manche glänzende Talente auf falsche Bahn. So blieben viele nützliche, ja die notwendigsten Arbeiten jahrzehntelang aufgeschoben und ward der wirkliche Fortschritt erst auf langen Zickzacklinien erreicht.

Mehr als fünfzig Jahre vergingen nach jenen Kontroversen über Platon und Aristoteles, ehe 1513 aus der Druckerei des Aldus Manutius die erste gedruckte Gesamtausgabe der Werke Platons hervorging; ja die einfachsten Lehrmittel zum Studium des Griechischen ließen noch geraume Zeit auf sich warten, obwohl die Buchdruckerkunst bereits erfunden war.

Wie langsam überhaupt die griechische Literatur zum Druck gelangte, mag folgende Tabelle veranschaulichen. Es erschien

1476. Die griechische Grammatik des Konstantinos Laskaris.
1484. Die Erotemata des Manuel Chrysoloras.
1486. Die Batrachomyomachie, herausgeg. durch Lakonikos.
Der Psalter, herausgeg. von Georgios Alexandros.
1488. Die sämtlichen Werke Homers, herausgeg. von Demetrios Chalkondylas.
1493. Die Werke des Isokrates, herausgeg. von demselben.
Die Erotemata des Chalkondylas.
1494. Die Galeomyomachie, herausgeg. von Aristobulos Apostolios.
Des Musäos Hero und Leander.
Die Anthologie, herausgeg. von Janos Laskaris.
Die Hymnen des Kallimachos, von demselben.
Vier Tragödien des Euripides, von demselben.
Hero und Leander, von demselben.
1495. Die griechische Grammatik des Theodoros Gaza.
1496. Die Argonautika des Apollonios von Rhodos, herausgeg. von Janos Laskaris.
Die Werke Lukians, von demselben.
1498. Neun Komödien des Aristophanes, herausgeg. von Markos Musuros.
1499. Griechische Briefsammlung, von demselben.
Die große Etymologie von Musuros, Kallergi und Blastos.
Simplicius (der Aristoteliker), herausgeg. von Kallergi.
Suidas, herausgeg. von Demetrios Chalkondylas.
Der Raub der Helena, Gedicht des Demetrios Moschos.
1500. Ammonios, herausgeg. von Kallergi.
Die Argonautika des Orpheus, herausgeg. von Konst. Laskaris.
Die Therapeutik des Galenos, herausgeg. von Kallergi.

1502. Die Tragödien des Sophokles. Aldin. Ausg.
1503. Die Tragödien des Euripides. Aldin. Ausg.
1508—1509. Die griechischen Rhetoriker, herausgeg. von Demetrios Dukas.
1509. Die ethischen Schriften des Plutarch, von demselben.
1513. Alexander von Aphrodisias, herausgeg. von Mark. Musuros.
Die Werke Platons, herausgeg. von demselben.
1514. Das Neue Testament, mit Hilfe von Demetrios Dukas[1].
Die Werke des Athenaios, herausgeg. von Mark. Musuros.
Das Lexikon des Hesychios, von demselben.
1515. Die Idyllen des Theokrit, von demselben.
Die Halieutika des Oppian, von demselben.
Pindar, herausgeg. von Zacharias Kallergi.
1516. Pausanias, herausgeg. von Mark. Musuros.

Im Verlauf des Jahrhunderts überwog der Druck alexandrinischer, byzantinischer und vulgärgriechischer Schriften noch weit mehr denjenigen der klassisch-hellenischen; diese verschwinden zuletzt nahezu in der Masse der übrigen.

Das erste griechische Werk, die Grammatik des Konstantinos Laskaris, wurde 1476 zu Mailand gedruckt. Die nächsten Drucke scheinen in Florenz zu stande gekommen zu sein. Die erste Homer-Ausgabe erschien unter Leitung des Demetrios Chalkondylas 1488 zu Florenz, von dem Drucker Bernardo Nerli dem Pier de' Medici gewidmet. Im Verein mit dem gewandten Geschäftsmann Vlastos gab der Kalligraph und Buchdrucker Zacharias Kallergi (aus Rethymno auf Kreta) 1499 zu Venedig die „Große Etymologie" heraus, unterstützt von der vornehmen Byzantinerin Anna Notaras, die, aus Konstantinopel vertrieben, erst in Rom, dann in Venedig eine Zuflucht fand. Der größte und verdienstvollste Förderer griechischer Drucke aber ward der gelehrte Aldo Manuzio (mit vollem Namen Aldus Pius Manutius Romanus), ein ebenso des Griechischen und Lateinischen kundiger Humanist wie tüchtiger Geschäftsmann, dabei religiös und kirchlich gesinnt. Er besorgte im Verein mit den gelehrtesten Griechen von 1502 an die besten Ausgaben der griechischen Klassiker, welche durch ihre Sorgfalt eine der Grundlagen der neueren Philologie bilden.

Trotz der großen Vorteile, welche die Buchdruckerkunst bot, blieben schön ausgeführte Handschriften, kalligraphische Meisterstücke mit Initialen und Randverzierungen ein beliebter Luxusgegenstand der höheren Gesellschaft.

Als Lehrer der griechischen Sprache machten sich Johannes Argyropulos, der schon erwähnte Andronikos Kallistos und Konstantinos Laskaris verdient. Der erstere wurde bereits 1456 von Cosimo de' Medici nach Florenz berufen und als öffentlicher Lehrer der griechischen Sprache

---

[1] In der Polyglotte des Kardinals Ximenes. Vgl. Legrand, Bibliogr. Hellénique I 117. — Tischendorf-Gregory, Nov. Test. Graece. Prolegomena. Ed. 8a III, Lips. 1884, 205 206.

angestellt. Fünfzehn Jahre genoß er hier die persönliche Gunst und Freundschaft der Mediceer, zog sich aber dann nach Rom zurück und starb daselbst in hohem Alter. Er erklärte vorzüglich Aristoteles und Thukydides. Zu seinen Schülern zählte er unter anderen Angelo Poliziano und Reuchlin. Als er einmal Reuchlin den Thukydides erklären hörte, soll er ausgerufen haben: Graecia transvolavit in Italiam.

Andronikos Kallistos taucht urkundlich erst 1461 in Italien auf. Er lehrte erst in Padua, dann in Bologna und Rom, wo ihn Kardinal Bessarion mit offenen Armen aufnahm. Es scheint, daß derselbe ihn jedoch dem Elend und der Armut, in die er geraten war, nicht zu entreißen vermochte. So versuchte der ausgezeichnete Gelehrte sein Glück in Florenz, wo er einige Jahre Homer, Aristoteles und Demosthenes erklärte. Später setzte er seinen Wanderstab weiter nach Mailand, nach Paris und endlich (1476) nach London, wo er gestorben zu sein scheint.

Konstantinos Laskaris kam um 1454 nach Mailand und unterrichtete hier Hippolyta, die Tochter des Francesco Sforza, welche sich sehr für das Griechische interessierte und damals schon mit Alfons, dem künftigen König von Neapel, verlobt war. Später lehrte er in andern Städten Italiens, zuletzt in Messina, wo er hochangesehen 1493 starb. Unter seinen Schülern zählte er den Gräzisten Urbano und den späteren Kardinal Bembo. Seine „Erotemata", die er Hippolyta widmete, sind die erste griechische Grammatik, welche die Ehre des Druckes erlebte. Zahlreiche Handschriften von ihm besitzt die Bibliothek des Eskorial.

Von dem Lakedämonier Johannes Moschos ist nur bekannt, daß er ebenfalls Unterricht im Griechischen erteilte. Sein älterer Sohn Georgios wurde Arzt und Lehrer auf Korkyra, der jüngere Demetrios Moschos kam um 1470 nach Italien und gab Unterricht in Venedig, später in Ferrara, wo er mit Pico della Mirandola in Beziehung trat. Auf seinen Wunsch schrieb er eine Erklärung zu den „Lithika" des angeblichen „Orpheus". Dem Ludwig von Gonzaga widmete er seine Komödie „Neära" (die aber erst 1845 zu Athen gedruckt worden ist)[1]. Zahlreiche Elegien und Epigramme, sowie das bereits 1499 gedruckte Epyllion „Der Raub der Helena" *(Τὸ καθ' Ἑλένην καὶ Ἀλέξανδρον)* machten ihn bereits zu seinen Lebzeiten als Dichter berühmt.

Wohl auch andern der griechischen Flüchtlinge hätte es nicht an poetischer Gestaltungskraft gemangelt; die humanistische Richtung der Zeit drängte sie jedoch der für die Zukunft viel bedeutsameren Aufgabe zu, die Klassiker von Hellas ihren Zeitgenossen wie der Nachwelt leichter zugänglich zu machen.

[1] Griechisch und deutsch von A. Ellissen, Hannover 1859.

Dem Athenienser Demetrios Chalkondylas danken wir den ersten glänzenden Druck des Homer, dann Isokrates und Suidas. Der Kretenser Markos Musuros besorgte die Aldinischen Ausgaben des Aristophanes, des Platon, des Athenaios, Hesychios, Pausanias und der griechischen Briefsammlung. Der Bithynier Janos Laskaris veröffentlichte die Anthologien, die Hymnen des Kallimachos, vier Tragödien des Euripides, Moschos' Hero und Leander, die Argonautika des Orpheus, die Scholien zu Homer, die Reden des Isokrates, die Tafel des Kebes, die homerischen Fragen des Porphyrios, die Kommentare zu Sophokles. Ihm widmete Aldus 1502 seine Sophokles-Ausgabe, dem Demetrios Chalkondylas seinen Euripides, an dessen Herausgabe Markos Musuros in hervorragender Weise mitbeteiligt war.

Demetrios Chalkondylas, der, 1424 zu Athen geboren, 1447 nach Rom kam, 1450 in Perugia, um 1463 in Padua dozierte, 1471 als Nachfolger des Johann Argyropulos nach Florenz berufen wurde und hier etwa zwanzig Jahre lehrte, siedelte zuletzt (1492) nach Mailand über und starb hier 1511 im Alter von siebenundachtzig Jahren. Durch seinen unbescholtenen Lebenswandel wie durch die Gründlichkeit seines Wissens und eine liebenswürdige Bescheidenheit zeichnete er sich vorteilhaft vor vielen seiner Kollegen aus; das Lateinische beherrschte er fast wie das Griechische und in diesem besaß er eine staunenswerte Belesenheit.

Ebenso tadellos in seinem Leben wie ausgezeichnet durch sein Wissen war Markos Musuros, der um 1470 zu Rethymno auf Kreta geboren wurde. Janos Laskaris zog ihn nach Florenz, von wo er 1499 als Lehrer zu dem Grafen Alberto Pio von Carpi kam. Im Jahre 1503 wurde er zum Professor des Griechischen in Padua ernannt; während der Kriegsläufte, von 1509 an setzte er seine Lehrtätigkeit in Venedig fort. Im Jahre 1513 widmete er seine große Platon-Ausgabe mit einem schönen Weihegedicht dem Papste Leo X., der ihn 1516 nach Rom begehrte und erst zum Bischof von Hierapetra, dann zum Erzbischof von Mombasia ernannte. Im folgenden Jahre schon raffte ihn ein frühzeitiger Tod in Rom hinweg.

Janos Laskaris stammte aus einer bithynischen Familie, von welcher vier Mitglieder die kaiserliche Würde bekleidet hatten. Um 1445 in Konstantinopel geboren, flüchtete er mit seinem Vater erst in den Peloponnes, dann nach Italien. Kardinal Bessarion ließ ihn auf seine Kosten in Padua studieren, wo er Demetrios Chalkondylas zum Lehrer hatte. Nach Bessarions Tode ziemlich verlassen, suchte er Hilfe in Florenz und fand sie auch. Er lehrte erst mit großem Erfolg griechische Sprache und Literatur und ward dann von Lorenzo de' Medici in die Levante gesandt, um griechische Handschriften aufzuspüren und zu kaufen. Er kam mit reichen Schätzen zurück, fand sogar beim Sultan Bajazet günstige Aufnahme und übernahm nach seiner Rückkehr wieder die Leitung der von Lorenzo il Magnifico be-

gründeten Bibliothek. Um die Zeit, als Savonarola mit seinem einseitigen und maßlosen Bekehrungseifer alle weitere Fortbildung des Humanismus bedrohte, verließ Janos Laskaris die Arno=Stadt und trat als Diplomat in den Dienst Karls VIII. von Frankreich. Hier unterstützte er die Bestrebungen des Budeus[1], an welchem die griechischen Studien bereits einen eifrigen Pfleger gefunden hatten. Diplomatische Verhandlungen führten ihn bald (1503) wieder nach Italien zurück, und der Aufenthalt daselbst bot ihm reiche Gelegenheit, sich wieder an der Pflege des griechischen Humanismus zu beteiligen.

Durch die Türkenherrschaft waren inzwischen alle Schulen in Griechenland so herabgesunken, daß die Kenntnis des klassischen Griechisch unter den Griechen selbst mit völligem Erlöschen bedroht war, da die gelehrten Griechen in Italien allmählich ausstarben und Griechenland keinen Nachwuchs mehr liefern konnte. Um dies abzuwehren, beschloß Papst Leo X. die Errichtung eines griechischen Kollegs in Rom, ließ durch seinen Sekretär Bembo Janos Laskaris nach Rom einladen und mit der Gründung eines solchen Kollegs betrauen. Zwölf oder mehr talentvolle griechische Knaben sollten darin Unterkunft finden, Janos Laskaris und Markos Musuros Unterricht und Leitung übernehmen. Der Papst stellte den Quirinalpalast selbst zur Verfügung. Schon im folgenden Jahre wurde das Kollegium eröffnet, ging indessen nach dem Tode des Papstes (1521) wieder ein. Immerhin sind aus demselben bedeutende Gräzisten, wie Nikolaos Sophianos, Matthias Devaris, Christophoros Kontoleon und andere hervorgegangen, welche noch für geraume Zeit die Pflege griechischer Sprache und Literatur förderten und erhielten. Janos Laskaris selbst benutzte weitere diplomatische Sendungen an Franz I., an den Sultan von Ägypten, an Karl V. in ähnlichem Sinne, gründete eine griechische Schule in Mailand und fuhr fort, bis zu seinem Tode (1535) sich persönlich an der Förderung der griechischen Studien zu beteiligen.

„Das Studium des Griechischen unter den Italienern selbst erscheint, wenn man die Zeit um 1500 zum Maßstab nimmt, gewaltig schwunghaft; damals lernten diejenigen Leute griechisch reden, welche es ein halbes Jahrhundert später noch als Greise konnten, wie z. B. die Päpste Paul III. und Paul IV. Gerade diese Art von Teilnahme aber setzte den Umgang mit geborenen Griechen voraus.“[2]

Die Sorge der Päpste für griechische Literatur und Bildung ist übrigens mit Leo X. nicht ausgestorben; sie hat auch Janos Laskaris und seine

---

[1] A. Tilley, Humanism under Francis I. (English Historical Review XV, London 1900, 456—478).

[2] J. Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien[2] 155.

Schüler überlebt. Im Jahre 1577 gründete Gregor XIII. das griechische Kollegium in Rom, das die literarischen Absichten Leos X. mit jenen der Unionspäpste vereinigte und das noch bis auf den heutigen Tag fortbesteht. Wie sonst nirgendwo haben sich hier die Erinnerungen und Überlieferungen der griechischen Humanisten lebendig erhalten. Aus dieser Schule sind die berühmten Bibliothekare der Vaticana, Nikolaus Alemanni (1583—1626) und Leo Allatius (1586—1669), hervorgegangen, wohl der größte Kenner der griechisch-kirchlichen Literatur im 17. Jahrhundert, zugleich mit der griechischen Profanliteratur in umfassendster Weise vertraut, so daß die Kleinkritik wohl viel an ihm herumgenörgelt hat, ein ebenbürtiger Gegner ihm aber nicht erstanden ist[1]. Wie kein zweiter hat er die Übereinstimmung der griechischen Überlieferung mit der römischen dargetan und das Unglück aufgedeckt, das auch die griechische Literatur und Bildung durch den Abfall von der kirchlichen Einheit mitbetroffen hat.

Daß Leo Allatius auch reichlich zum Dichter veranlagt war, zeigt die prächtige Elegie „Hellas“, welche er 1638 dem Kardinal Richelieu widmete, um diesen mächtigen Staatsmann für die Rettung und Befreiung seiner Landsleute von dem Tyrannenjoch der Türken zu gewinnen. Sie ist aber kein bloßes politisches Gelegenheitsgedicht; sie strömt aus innerstem, vollstem Herzen, wohl der ergreifendste Wehe- und Hilferuf, der, vor den Tagen des Befreiungskampfes, aus der Seele des unglücklichen Griechenvolkes heraus an das neuere Europa ergangen ist, zugleich ein meisterhaftes Gesamtbild dessen, was „Hellas“ für die europäischen Völker bedeutet[2].

Mit Zügen von echt griechischer plastischer Schönheit führt Allatius seine „Hellas“ vor, eine Frauengestalt von erhabener Würde, gleichsam eine christianisierte Pallas Athene, von einem glänzenden Gefolge der edelsten Jungfrauen umgeben. Feierlich, liebevoll begrüßt sie den Occident und erzählt ihm ihre so ruhmreiche und zugleich so namenlos traurige Geschichte. Sie hat durch Gesetze und Rechte, Ackerbau und Schiffahrt, Gewerbe und Handel die Kultur des Abendlandes begründet, sie hat durch Baukunst, Bildnerei und Malerei, Musik und Poesie sie mit unvergänglichem Glanze umgeben, sie hat durch die Pflege der Wissenschaft die Nacht der Barbarei verscheucht und die reichsten Schätze des Wissens aufgespeichert. Dafür ward ihr in dem kaiserlichen Scepter von Byzanz die Weltherrschaft zu teil, und Myriaden dankten ihr Glück, Wohlstand und Heil.

---

[1] É. Legrand, Bibliographie Hellénique ou description raisonnée des ouvrages publiés par des Grecs au XVII[e] siècle III, Paris 1895, 435—471. — Kardinal J. Hergenröther, Art. „Allatius, Leo“ in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon I[2], Freiburg 1882, 546—551.

[2] Der griechische Text nebst deutscher Übersetzung bei Ellissen, Versuch einer Polyglotte I 304—323. Die folgende Probe ist vom Verfasser selbst neu übersetzt.

Doch im Wechsel der Herrscher rafften auch Unwürdige, Frevler die höchste Macht an sich, entweihten den alten Ruhm, häuften Schuld und Schmach auf Hellas und gaben es dem Verderben preis. Mit hinreißender Gewalt wird nun der Einbruch der Türken, der Fall Konstantinopels und die Verwüstung des gesamten Ostreiches geschildert — von den Küsten Kleinasiens und Syriens bis hinüber nach Argos, Korinth, Aegea, Lesbos, Paros, Keos, Chios. Der Glanz der einstigen Herrlichkeit erleuchtet tieftragisch das grauenvolle Bild der Zerstörung. Zum Schlusse kommen noch Athen und Byzanz.

Hin sank, was hehr uns war, ruhmreich und heilig,
Hin sank Athen, die gotterkorne Stadt,
Die Zeus gegründet, Ares hat umwallt,
Der Isthmier mit Turm und Zinne krönte;
Die Straßen steckte Pallas selber ab,
Die Häuser schuf Hephästos, stolze Hallen
Erbaute Hermes, Phöbos malte sie,
Jungfrauentempel stiftet' Artemis,
Indes für Bäder Aphrodite sorgte,
Bakchos für Gärten, für Prytanensäle
Des Rechts Schutzherrinnen, Themis und Dike.
Mit Fug beherrschte die ruhmreiche Stadt,
Ein Werk der Götter, alle andern Städte.
Doch auch sie fiel. Des tollen Hundes Wut
Hat sie zerfleischt, sie von Grund aus zertrümmert;
Gott hat dem Sturz die Ärmste preisgegeben.
Der Rede Macht, die bunte Pracht der Sprache,
Der Musen Labsal, des Gesanges Zauber,
Gewandter Hände Schrift und frohen Geistes
Huldvolles Spiel — ach! Alles ist dahin!
Kein Rest ist mehr zu sehn von all dem Schönen;
Dem Jammer und dem Spott fiel sie anheim.

Nun kommt die Kunde, die mir tiefer noch
Einschneidet schmerzlich in das wunde Herz.
Denn auch die Stadt Byzanz, der Kaisersitz,
Die zwei der Meere, hier dem Bosporos,
Dem Pontus dort zum Gruß die Arme reicht;
So viele Städte Helios wandernd schaut,
Ob er den Menschen ostwärts bringt den Tag,
Ob westwärts er die Erde senkt in Dunkel,
Ob mitten in der Bahn er flammend glüht,
Ob seine Fackel trifft die Antipoden:
Wer könnte leugnen, daß sie alle andern
An Kunst und Herrlichkeit, an Pracht und Schönheit
Weit, ohne Maß und Grenzen, überstrahlt?
Ihr hat des Himmels Herrscher auch verliehen
Der Herrschaft Scepter seit uralter Zeit.

Des Rechtes Norm für alle andern Herrscher,
(Nimmst du das einzige des Petrus aus)
Das hehrste, höchste Scepter unter allen.

Auch dieses ist erloschen — nicht nach Recht,
Verschlungen von der nimmersatten Gier
Des Unheils, und die frühern Weltbeherrscher,
Des Vaterlands, des Heimatherds beraubt,
Verbannt aus den berühmten Heiligtümern,
Verbringen unstet, ohne Trost und Heil
In fremdem Land ein drangsalvolles Leben,
Das nur von eitler Hoffnung noch sich nährt.

Was mir der Feind getan, vernahmst du, Fürst!
Welch neue Schrecken jeder Tag mir bringt,
Verkünd' ein andrer. Mir versagt die Zunge.
So mannigfachen Unheils Wandelung
Von Menschen zu erhoffen, wag' ich nicht.
Zu helfen hier geht über Menschenkräfte.

Viertes Buch.

Die lateinische Literatur der Neuzeit.

Erstes Kapitel.

Die deutschen Humanisten und die Glaubenstrennung.

Was die Neuzeit am gründlichsten und tiefsten vom Mittelalter scheidet, das ist weder der Fall Konstantinopels, noch die Erfindung der Buchdruckerkunst, noch die großen Entdeckungen am Ende des 15. Jahrhunderts. Durch all das sanken jahrtausendalte Schranken, eröffneten sich neue Horizonte. Doch viel tiefer griff es in das Herz der Menschheit, daß das heiligste Band sich löste, das bis dahin die christliche Völkerfamilie zusammengehalten, dasjenige des einen heiligen katholischen Glaubens, derselben Kirche und hierarchischen Ordnung, derselben Lehre und derselben Gnadenmittel, desselben religiösen Familiengeistes, der die Staaten und Völker Europas — trotz aller politischen und nationalen Kämpfe — zu einem sichtbaren religiösen Ganzen verband. Wie das gekommen, ist hier nicht zu untersuchen. Religiöse und sittliche, politische und soziale Ursachen, kirchliche Mißstände, nationale Gegensätze, gesellschaftliche Mißverhältnisse, Fürstenehrgeiz, Laienhabsucht, anarchistische Auflehnung und daneben edlere, wohlmeinende, aber übelberatene Reformbestrebungen haben in buntestem Gewirr und vielverschlungenen Wechseleinflüssen dabei mitgewirkt. Uns können hier nur die literarischen Bewegungen und Richtungen beschäftigen, die dabei mit ins Spiel kamen, vorab der Humanismus der Renaissance.

Der Humanismus an sich und seiner Natur nach stand mit der gewaltigen kirchlichen Umwälzung nicht in unmittelbarem ursächlichen Zusammenhang. Die Erbschaft der griechisch-römischen Bildung war von den Kirchenvätern der abendländischen Welt erhalten und überliefert, durch den Einfluß der Kirche zumeist durch die Stürme der Völkerwanderung und die Katastrophen der folgenden Jahrhunderte, zwar nicht immer in gleichem Umfang und mit gleichem Eifer, aber doch in ihrem wertvollsten Bestande weiter gepflanzt worden. Dem Interesse dafür hatten die Päpste des 15. Jahrhunderts nicht nur kein Hindernis entgegengesetzt, sich vielmehr an die Spitze der Bewegung gestellt, welche ein neues Aufblühen der zwei klassischen Sprachen, ihrer Kenntnis, ihres Studiums, der Pflege ihrer Literaturschätze und die Erneuerung der Literatur und Kunst auf ihrer

Grundlage zum Ziele hatte, naturgemäß innerhalb der Grenzen, welche die höhere christliche Bildung einem solchen Unterfangen zog, welche aber nie — und damals am wenigsten — ängstlich, kleinlich, engherzig abgezirkelt wurden. Wie die Päpste Nikolaus V. und Pius II., die Kardinäle Bessarion und Cusa um die Mitte des Jahrhunderts glorreich diesen Standpunkt vertraten, so standen an der Wende desselben und am Beginn des folgenden die Päpste Alexander VI., Julius II. und Leo X., Kardinäle wie Ximenes, Bembo, Sadolet, Wolsey nicht minder entschieden dafür ein. Man mochte über Verweltlichung des päpstlichen Hofes klagen: über Einschränkung der humanistischen Studien zu klagen lag kein Grund vor.

Von den namhaftesten Vertretern der Wissenschaft in dieser gesamten Übergangsperiode hat denn auch keiner der Gemeinschaft der Kirche entsagt oder — nach Luthers Auftreten — sich diesem angeschlossen. Johannes Reuchlin (1455—1522), der Bahnbrecher des hebräischen Studiums in Deutschland, ist im Frieden mit der Kirche gestorben[1]. Konrad Celtes (1459—1508), der begabteste und fruchtbarste „Poet", welchen Deutschland in dieser Zeit hervorbrachte, wurde nicht vor die kritische Entscheidung gestellt, welche Luthers Auftreten an so viele richtete, und niemand kann mit Bestimmtheit sagen, wie er sich dabei gehalten hätte. Allerdings führte er ein ziemlich lockeres Leben, dichtete vier höchst unerbauliche Bücher Amores, schimpfte viel auf die Geistlichen, äußerte öfters schroffe Abneigung gegen Rom; er ward dafür von den Protestanten als einer ihrer Vorläufer belobt, und seine Schriften sind später auf den Index gekommen, indes wohl mehr wegen ihrer Unsittlichkeit als aus religiösen Gründen. Er hatte jedoch auch bessere Tage und Stunden, wallfahrtete, nahm seine Zuflucht zu den Heiligen und besang katholische Glaubenswahrheiten, wie das Lob der Heiligen in durchaus warm empfundenen Gedichten. Wenngleich er die griechischen Klassiker den römischen vorzog, so wußte er doch auch diese zu würdigen und sah keineswegs mit souveräner Verachtung auf die Poesie des Mittel-

---

[1] I. Reuchlin, *Μικροπαιδεία* (griechische Grammatik, Orléans 1478); De verbo mirifico (kabbalistisch, Basel 1494); De arte praedicandi (1504); Dictionarium hebr. (1506); Grammatica hebr. (1510); Progymnasmata scenica (Pforzheim 1507); Der Augenspiegel (gegen Pfefferkorn, Basel 1510; herausgeg. von Mayerhoff, Berlin 1836); De arte cabbalistica (Hagenau 1517); De accentibus et orthographia linguae hebraicae (Haag 1518); Interpretatio in septem psalmos poenitentiae (Tübingen 1512); Ausgaben von Werken des Xenophon, Demosthenes und Aeschines, Hagenau 1520 1522; Briefwechsel (herausgeg. von L. Geiger, Stuttgart 1875 [Publikation des literar. Vereins CXXVI]). — A. Horawitz, Zur Bibliothek und Korrespondenz Reuchlins, Wien 1872. — Mayerhoff, Reuchlin und seine Zeit, Berlin 1830. — Lamey, Joh. Reuchlin, Pforzheim 1855. — L. Geiger, J. Reuchlin, Leipzig 1871.

alters herab[1]. Wie er zuerst den Ligurinus ans Licht zog, so hat er auch zuerst die Dramen der Hroswitha herausgegeben, so daß sich in ihm der Humanismus noch mit der mittelalterlichen Überlieferung und der späteren Romantik berührt. Er selbst hat Hroswithas Schriften wieder einer Äbtissin übermittelt, welche er als „leuchtenden Stern der Frauen, als Zierde der deutschen Gaue, als ähnlich den Römertöchtern" pries, der feingebildeten Charitas Pirkheimer, geb. 1466, seit 1503 Äbtissin zu Nürnberg[2]. Sie dankte ihm freundlich, daß er sich der sonst überall zurückgesetzten Frauen angenommen: „Fürwahr, ich muß gestehen, Ihr habt solches gegen die Gewohnheit vieler Gelehrten oder vielmehr Hoffärtigen getan, welche sich unbillig bemühen, alle Worte, Taten und Aussprüche der Frauen so gering zu schätzen, als wenn das andere Geschlecht nicht denselben Schöpfer, Erlöser und Seligmacher hätte, und ohne zu beachten, daß die Hand des höchsten Werkmeisters noch keineswegs verkürzt ist. Er hat den Schlüssel der Kunst und teilt einem jeden aus nach seinem Wohlgefallen, ohne Ansehen der Person." Sie scheute sich aber auch nicht, dem sonst frivolen Liebesdichter ernst zu Herzen zu reden, um ihn von „der Verherrlichung der unziemlichen Sagen von Juppiter, Venus, Diana und andern heidnischen Geschöpfen" abzulenken und auf die einzig wahrhaft beglückende Weisheit hinzuleiten, die in der Heiligen Schrift verborgen ist. „Dort finden wir die kostbaren Perlen; denn auf dem Acker des Herrn zieht die Gotteswissenschaft aus der Schale den Kern, aus dem Buchstaben den Geist, aus dem Felsen das Öl, aus den Dornen die Blumen."

Wilibald Pirkheimer[3], der Bruder der Äbtissin (geb. 1470, gest. 1528), huldigte in seinen Gedichten einem ähnlichen leichtfertigen

---

[1] C. Celtes, Epitoma in utramque Ciceronis Rhetoricam (Dedikation an Kaiser Maximilian, von Ingolstadt 1492); L. Apuleii Platonici et Aristotelici philosophi Epitoma divinum de mundo seu cosmographia (Wien 1497); Ausgabe der Hroswitha, Nürnberg 1501; Ausgabe des Ligurinus, Augsburg 1507; Amorum libri IV (Nürnberg 1502); Ludus Dyanae (aufgeführt von der Sodalitas litteraria Danubiana in Linz, 1. März 1501); Odarum libri IV. Liber Epodon. Carmen seculare (Straßburg 1513); Epigrammatum libri V (herausgeg. von K. Hartfelder, Berlin 1881). — E. Klüpfel, De vita et scriptis Conradi Celtis (Particula I—XI, herausgeg. von J. C. Ruef und K. Zell, Freiburg 1813—1827). — J. Aschbach, Die früheren Wanderjahre des C. Celtis (Sitzungsberichte der philos.-histor. Klasse der Wiener Akademie LX 75 ff); Die Wiener Universität und ihre Humanisten im Zeitalter Maximilians I., Wien 1877. — Huemer, Art. „Celtes" in der Allgem. Deutschen Biographie IV 82 ff.

[2] F. Binder, Charitas Pirkheimer, Äbtissin von St Clara zu Nürnberg[2], Freiburg i. B. 1878.

[3] Seine Werke herausgeg. von Golbast, Frankfurt 1610; Historia belli Suitensis (deutsch von Münch, Basel 1826). — Markwart, Wilibald Pirkheimer als Geschichtschreiber, Zürich 1886. — Roth, Wilibald Pirkheimer, Halle 1887.

Geschmack, wie ihn seine Schwester an Celtes rügte, verspottete in einer Satire, „Der gehobelte Eck“ (Eccius dedolatus), den angesehenen Ingolstädter Theologen, der damals durch Verteidigung des Zinsnehmens, noch mehr aber durch sein Auftreten gegen Luther auf der Leipziger Disputation sich viele Feinde gemacht hatte[1]. Geraume Zeit hoffte Pirkheimer von der lutherischen Bewegung große Dinge, fand sich aber nach der religiösen wie nach der wissenschaftlichen Seite hin sehr enttäuscht und verharrte gleich Albrecht Dürer u. a. im Schoße der alten Kirche.

An der 1460 von Pius II. durch päpstliche Bulle bestätigten Universität Basel förderte Johann Heynlin a Lapide (von Stein; 1425—1496), obwohl noch ein eifriger Verteidiger der aristotelischen Philosophie gegen den immer mehr sich ausbreitenden platonischen Idealismus, doch eifrig die humanistischen Studien[2]. Einer seiner Schüler, der Buchdrucker Johannes Amerbach (1444—1514), und dessen Zunftgenosse Joh. Froben beschäftigten manche Humanisten als Herausgeber und Korrektoren und leisteten der Sache des Humanismus durch zahlreiche Publikationen wesentlichen Vorschub. Der Schweizer Heinrich Loriti Glareanus, Geschichtschreiber, Geograph und der bedeutendste Musiktheoretiker dieser Zeit, hielt sich zweimal länger in Basel auf, war anfänglich ein lebhafter Gönner des neuen Evangeliums, wandte sich von demselben aber immer mehr ab, je genauer er dessen Wesen und Früchte kennen lernte, und siedelte mit andern Gelehrten, welche dieselben Erfahrungen machten, nach Freiburg i. B. über[3].

In Wien, nächst Paris und Bologna der ältesten Universität, schon 1365 gegründet, bildete sich noch am Ende des 15. Jahrhunderts eine gelehrte Gesellschaft, die Donaugesellschaft, die 1497 gemeinsam die Kosmographie des Lucius Apulejus herausgab. Das Widmungsgedicht ist von achtzehn Mitgliedern unterschrieben. Im Jahre 1501 errichtete Kaiser Maximilian dann ein besonderes Kolleg „der Dichter und Mathematiker“, dem das Ziel vorgesteckt war, die Beredsamkeit der früheren Zeit wiederherzustellen, und das die Befugnis erhielt, die Erprobten mit dem Dichterlorbeer auszuzeichnen. Von den Mitgliedern dieses Kollegs und der Donaugesellschaft wurde der Mathematiker Georg Tunstetter (1482—1536) von Papst Leo X.

---

[1] Eckius dedolatus, herausgeg. von S. Szamatólski, Berlin 1891 (Latein. Literaturdenkmale des 15. und 16. Jahrhunderts I). — J. Schlecht, Pirkheimers zweite Komödie gegen Eck (Histor. Jahrbuch XXI, München 1900, 402—418).

[2] F. Fischer, Joh. Heynlin genannt a Lapide, Basel 1851.

[3] H. Glareanus, Helvetiae descriptio (Basel 1514); Isagoge in musicen (ebd. 1516); De geographia (ebd. 1527); Chronologia in omnes T. Livii decades (ebd. 1531); Annotationes in Livii decades (ebd. 1540); Dodecachordon (ebd. 1547); Ausgabe des Boëthius (1570). — H. Schreiber, H. Loriti Glareanus, Freiburg i. B. 1837.

mit Aufträgen für eine Kalenderrevision betraut; Johann Crachenberger (Graccus) dichtete; Johann Spießmaier (Cuspinian, 1473—1529) war der eigentliche Repräsentant der Rhetorik an der Universität, zugleich verdienstvoller Historiker und Diplomat, ein treu anhänglicher Diener des Kaisers Maximilian und bis zum Tode ein frommer, innig ergebener Anhänger des alten katholischen Glaubens[1]. Mit ihm befreundet und geistesverwandt war der fleißige und geschickte kaiserliche Sekretär Joseph Fuchsmag, der eine Blütenlese der damaligen deutschen Poeten sammelte, zu welcher manche angesehene Männer, wie Reuchlin, beisteuerten. Einer der tüchtigsten Schüler Cuspinians, Joachim von Watt (Vadianus), 1484 in St Gallen geboren, wurde 1514 von Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönt, 1516 zum Professor der Rhetorik und zum Rektor der Universität ernannt. Er erwarb sich durch Herausgabe alter Autoren (Sallust, Sedulius, Ovid, besonders Pomponius Mela) sowie durch geographische Studien hohe Verdienste, verließ aber 1518 plötzlich die Universität, man weiß nicht warum, kehrte in seine Heimat zurück und wurde hier, seit 1526 an der Spitze des Rates, einer der Hauptführer und Hauptförderer der zwinglianischen Bewegung[2].

Ein Seitenstück zu der Wiener Donaugesellschaft war die Rheinische Gesellschaft (sodalitas litteraria Rhenana), die ihren Sitz in Heidelberg hatte und an dem Pfalzgrafen wenigstens einen offiziellen Gönner fand. Ihr Haupt war Johann von Dalberg, Bischof von Worms (1445 bis 1503)[3]. Augsburg war darin durch Konrad Peutinger vertreten, Nürnberg, Regensburg und Freiburg durch weniger bedeutende Persönlichkeiten. Johann von Dalberg stand mit Agricola und Reuchlin in Verkehr, ebenso mit Johannes Trithemius, dem gelehrten Abte von Sponheim (1462 bis 1516), welchem man eine Menge literaturgeschichtlicher Nachrichten über diese Zeit dankt[4]. Ähnlich wie Kardinal Cues verband Trithemius eine tüchtige asketische und theologische Schulung mit dem vielseitigsten Interesse für Geschichte, humanistische Bildung und Naturwissenschaft. Wenn ihn die letztere auf die abenteuerlichen Pfade der Nekromantie führte, so ist dies aus dem damaligen Stand des Naturwissens wohl einigermaßen entschuldbar.

---

[1] I. Cuspinian, De Caesaribus atque Imperatoribus a Iulio Caesare ad Maximilianum I. commentarius, Argentorati 1540; deutsch ebd. 1541.

[2] Arbenz, Die Vadianische Briefsammlung der Stadtbibliothek in St Gallen (Mitteilungen zur vaterländ. Geschichte XXIV), St Gallen 1890. — E. Götzinger, Joachim Vadian, Halle 1895.

[3] Morneweg, Johann von Dalberg, ein deutscher Humanist und Bischof, Heidelberg 1887.

[4] Silbernagl, Joh. Trithemius², Landshut 1868. — W. Schneegans, Abt Johannes Trithemius und Kloster Sponheim, Kreuznach 1882.

Ihm eiferte in der Sammlung literarischer Nachrichten auch Johann Butzbach, Mönch in Laach, nach (1477—1526), ein Schüler des Alexander Hegius und fleißiger Poet[1].

Vom 13. Jahrhundert an, wo die größten Meister der Scholastik, wie Albert d. Gr., Thomas von Aquin, Duns Scotus, an der Universität Köln gelehrt hatten, war dieselbe eine Hochburg der scholastischen Theologie geblieben. Nicht bloß aus Deutschland, auch aus den Niederlanden, dem skandinavischen Norden, von Böhmen, Polen und der Schweiz strömten ihr Schüler zu. Auch hier bürgerten sich indes die humanistischen Studien ein. Ein Italiener, Wilhelmus Raimundus Mithridates, lehrte seit 1484 Griechisch und orientalische Sprachen. Von 1487 an wirkte Andreas Cantor für Hebung der lateinischen Studien, seit 1491 Johann Cäsarius als tüchtiger Lehrer des Griechischen, Bartholomäus von Köln zugleich als Philosoph und Humanist, der gründlich gebildete Ortwin Gratius (de Graes) als Grammatiker und Erklärer der alten Klassiker. Der christliche Humanismus erfreute sich längst der sorgsamsten Pflege, als der westfälische Ritter Hermann von dem Busch, ein Anhänger der jüngeren Humanistenschule, welche ihre Vorbilder in Poggio, Beccadelli und Valla suchte, sich 1494 zum erstenmal daselbst niederließ. Er hielt es nicht lange aus. Als ruheloser, ehrgeiziger und händelsüchtiger Streber durchwanderte er ganz Norddeutschland, nirgends festen Fuß fassend. Im Jahre 1507 kam er wieder nach Köln und eröffnete Vorlesungen. Anfänglich duckte er sich und verherrlichte in seinem bombastischen Festgedicht zur Maifeier 1508 sogar die Theologen und Philosophen. Als er indes, wahrscheinlich wegen spärlichen Besuchs seiner Vorlesungen, sich gekränkt fühlte, griff er in verletzendster Weise die ganze Universität an. Ortwin Gratius wies seine Angriffe in durchaus sachlicher, würdiger Weise zurück[2]. Und nun zeigte sich, daß hier nicht bloß persönliche Rücksichten im Spiele waren, daß es neben dem harmlosen christlichen Humanismus einen andern gab, der, von heidnischen Anschauungen, Stolz wie Sinnenlust erfüllt, gegen die bisherige Stellung der Theologie und der Kirche ankämpfte, in allem Ernst den Glauben selbst bedrohte.

Zeichen dieses Geistes der Auflehnung regten sich schon lange durch ganz Deutschland hin. Sein Hauptquartier fand er in Sachsen und Thü-

---

[1] J. Butzbach, Wanderbüchlein (Chronika eines fahrenden Schülers), herausgeg. von J. Becker, Regensburg 1869. — Verzeichnis der noch ungedruckten Schriften Butzbachs (darunter viele Gedichte) bei J. Becker, Art. „Butzbach" in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon II² 1623—1627.

[2] Liessem, De Hermanni Buschii vita et scriptis, Bonnae 1866. — D. Reichling, Ortwin Gratius, sein Leben und Wirken, Heiligenstadt 1884; Petrus von Ravenna und die Universität Köln (Lit. Beilage der Köln. Volkszeitung 1900 Nr 26); Hermann v. d. Busch und die Universität Köln (ebd. Nr 28).

ringen. Während der gute alte Jodocus Trutfetter in Erfurt, Luthers Lehrer (1460—1519), noch aristotelische Philosophie und Theologie vortrug[1], lief ein beträchtlicher Teil der Universitätsjugend dem Konrad Mutianus Rufus (1471—1526), Kanonikus im benachbarten Gotha, zu, der, nach frommer Schulung zu Deventer, sich in Italien der kabbalistisch-platonischen Richtung des Pico von Mirandola zuwandte, eine durchaus pessimistische Auffassung der Kirche gewann, nach seiner Rückkehr immer freidenkerischer ward und nicht mehr bloß die kirchlichen Mißstände, sondern die ehrwürdigsten kirchlichen Institutionen angriff und befehdete, alle Bildung und Vollkommenheit nur mehr in den humanistischen Studien suchte[2]. Einer ähnlichen übertriebenen Verehrung der lateinischen Poeterei huldigten seine Freunde Heinrich Urban und Petrejus Eberbach oder Aperbach. Der Hauptpoet von Erfurt aber war Eoban Hessus (1488—1540), stärker im Trunk als in der Poesie, aber immerhin ein gewandter Versemacher, der noch 1514 nach Ovids Heroiden fromme Episteln christlicher Heldinnen herausgab, dann jedoch Luther und Sickingen verherrlichte und später als echter Bettelpoet jeden besang, von dem er in seinen steten häuslichen Nöten etwas Unterstützung erhoffte[3]. Ein mehr humoristischer Spottvogel, der nicht in Erfurt selbst wohnte, aber viel mit Mutian und den Erfurtern verkehrte, war Crotus Rubeanus (eigentlich Johann Jäger aus Dornheim bei Arnstadt, 1480—1551), der zeitweilig die lutherische Bewegung fördern half, aber sie nicht sonderlich ernst nahm, von Luther selbst als „Dr Kröte“ und als „Epikureer“ gescholten wurde und sich später enttäuscht von dem neuen Christentum abwandte.

Reichlich mit Spott verfolgte die Mönche der erotische Poet der Universität Tübingen, Heinrich Bebel (1472—1518)[4]. Begeisterter für Luther dichtete der Arzt Euricius Cordus (1486—1535)[5]. Als eigent-

[1] Plitt, Jod. Trutvetter von Eisenach, Erlangen 1876. — Kampschulte, Die Universität Erfurt in ihrem Verhältnisse zu dem Humanismus und der Reformation, Trier 1858.

[2] Seine Briefe herausgeg. von W. Seibel (Libellus novus epistolarum, 1586), W. E. Tentzel (Supplementum histor. Gothanae I), Jena 1701; vollständiger von K. Krause (Der Briefwechsel des Mutianus Rufus), Kassel 1885.

[3] Eobanus Hessus, Operum farragines duae, Halae Suev. 1539; Psalterium, Marp. 1537; Ilias, Basil. 1540; Epistolae familiares, Marp. 1543; drei Briefsammlungen, herausgeg. von Camerarius, Leipzig 1557 1561 1568; Noriberga illustrata (herausgeg. von J. Neff), Berol. 1896. — Camerarius, Narratio de Eob. Hesso, Norimb. 1553. — Biographie von G. Schwertzell, Halle 1874, K. Krause, Gotha 1879.

[4] Am berühmtesten waren seine Facetiae. Über seine übrigen Schriften vgl. Zapf, Heinrich Bebel nach s. Leben und s. Schriften, Augsburg 1802.

[5] Seine gesamten Werke erschienen zuerst ohne Druckort und Jahr unter dem Titel: E. Cordi, Simesusii Germani, Poetae lepidissimi, Opera

licher Sturmbock des antikirchlichen Humanismus aber ist der fränkische Ritter Ulrich von Hutten zu betrachten.

Auf Schloß Steckelburg in Franken 1488 geboren, ward der schwächliche, aber reichbegabte Knabe von den Eltern der Klosterschule zu Fulda anvertraut. Die strenge klösterliche Zucht war ihm zuwider. Er entfloh und nahm aus der ehrwürdigsten Bildungsstätte Deutschlands, vom Grabe des hl. Bonifatius, nur eines mit: einen unauslöschlichen Haß gegen das Mönchtum und gegen die Ideale des religiösen Lebens. Als abenteuernder Bettelstudent zog er dann in ganz Deutschland und Norditalien herum. Von Erfurt, Köln, Frankfurt a. O. wanderte er nach Greifswald und Rostock, nach Wien, Padua und Bologna. Schon mit zwanzig Jahren erkrankte er infolge seiner Ausschweifung an der Lustseuche, von der er sich nie mehr erholte und die ihn schon im fünfunddreißigsten Lebensjahr dahinraffte. Reizbarkeit, Ungebundenheit, Trotz, Haß und leidenschaftlicher Zorn bezeichnen den Charakter seines unsteten Treibens wie seiner Schriften. Er spielt sich mit sichtlicher Vorliebe als deutschen Patrioten, ja als den deutschesten aller Deutschen auf; aber dieses Deutschtum bestand nur in einem ewigen Geschimpf gegen Venetianer und Franzosen, gegen Italiener und vor allem gegen den Papst. Von 1514 bis 1519 lebte er abwechselnd als literarischer und kriegerischer Strauchritter; 1517 wurde er von Kaiser Maximilian in Augsburg zum Dichter gekrönt und vom Kurfürsten Albrecht von Mainz in dessen Dienst genommen; 1519 nahm er an dem Kriege des Schwäbischen Bundes gegen Ulrich von Württemberg teil; von da ab lebte er nahezu ausschließlich dem Kampfe gegen den Papst und die katholische Kirche, beteiligte sich auch an der Adelsverschwörung des Franz von Sickingen wider Kaiser und Reich und erlag endlich 1523 auf der Insel Ufenau im Zürichersee seiner schimpflichen Krankheit[1].

Unter allen Brandschriften, die Hutten in die Welt geschleudert, hat wohl keine so tief gewirkt wie die vielgenannte Satire, welche er im Verein mit Crotus Rubeanus gegen die Theologen und Humanisten von Köln richtete.

Der bekehrte Jude Johannes Pfefferkorn in Köln hatte nach seinem Übertritt alles aufgeboten, um durch Wort und Schrift seine Glaubensgenossen ebenfalls für den christlichen Glauben zu gewinnen. In seinen Schriften mahnte er sie besonders, dem wucherischen Geldgewinn zu entsagen,

---

poëtica omnia, dann neu herausgeg. von H. Meibom, Helmstadt 1616. — Vgl. K. Krause, Euricius Cordus, Hanau 1863. — Euricius Cordus, Epigrammata (herausgeg. von K. Krause) Berol. 1892.

[1] Ulrichi Hutteni opera quae reperiri potuerunt omnia (ed. E. Böcking), 5 Bde, 2 Suppl., Lips. 1859—1870. — D. F. Strauß, Ulrich von Hutten, 2 Bde, Leipzig 1858; [2]1871. — Jarcke, Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation, Schaffhausen 1846, 134—149.

sich durch ehrliche Arbeit ihr Brot zu verdienen und die dem Christentum feindlichen talmudischen Bücher aufzugeben. Ein Mandat Kaiser Maximilians ermächtigte ihn 1509, derartige Bücher in Gemeinschaft mit der geistlichen und weltlichen Ortsobrigkeit einzuziehen. Ein zweites Mandat des Kaisers beauftragte den Erzbischof von Mainz, diese Bücher untersuchen zu lassen und darüber das Gutachten der Universitäten Mainz, Köln, Erfurt und Heidelberg, des Glaubensinquisitors Jakob von Hochstraten, des Priesters Viktor von Carben, eines bekehrten Rabbiners, und Johann Reuchlins einzuholen. Sämtliche Gutachten sprachen für Wegnahme der talmudischen Schriften, nur Heidelberg kam zu keinem Entscheid, Reuchlin allein verteidigte die Schriften und verunglimpfte dabei Pfefferkorn in empfindlichster und zugleich ungerechtester Weise. Als dieser in seinem „Handspiegel" sehr gereizt antwortete, griff ihn Reuchlin in seinem „Augenspiegel" mit noch größerer persönlicher Leidenschaftlichkeit an und verstieg sich dabei zu „irrigen, unkirchlichen" Behauptungen[1].

Die theologische Fakultät von Köln sah sich dadurch genötigt, einzuschreiten. Auf den maßvollen Bericht, den ihr Referent Arnold von Tongern dem Kaiser einsandte, wurde Reuchlins „Augenspiegel" im August 1512 beschlagnahmt. Reuchlin erließ darauf eine noch heftigere „Verteidigung gegen seine Kölnischen Verleumder" voll der wütendsten Ausfälle und Beleidigungen. Auch sie wurde durch kaiserliche Verfügung (Juli 1513) mit Beschlag belegt. Wie die Universität von Köln, verurteilten auch diejenigen von Löwen, Mainz, Erfurt und Paris Reuchlins „Augenspiegel". Jakob von Hochstraten lud den Verfasser vor sein Tribunal. Reuchlin appellierte an den Papst, welcher dem jugendlichen Bischof von Speyer die Untersuchung der Sache übertrug. Dieser wies sie an den Domherrn Thomas Truchseß, der, als Schüler und begeisterter Anhänger Reuchlins, denselben von jeder Schuld freisprach. Jetzt appellierte Jakob von Hochstraten an den Papst und begab sich selbst nach Rom. Ehe man indes hier zu einem Entscheid kam, entfesselten Reuchlins Freunde in Deutschland einen allgemeinen Sturm gegen seine theologischen Gegner.

Reuchlin selbst veröffentlichte die zahlreichen beifälligen Zuschriften, die er erhalten hatte, 1514 unter dem Titel: Clarorum virorum epistolae latinae, graecae et hebraicae variis temporibus missae ad I. Reuchlin Phorcensem. Dies genügte aber seinen Freunden noch nicht. Erasmus gab 1515 eine neue Ausgabe seines „Lobes der Narrheit" (Encomium moriae) heraus, worin er Papst, Ordensstand und Scholastik aufs bos-

[1] Janssen, Geschichte des deutschen Volkes II 17 u. 18, Freiburg 1897, 40—56. — D. Reichling, Der Reuchlinsche Streit (Liter. Beilage der Köln. Volkszeitung 1900, Nr 34); Die Briefe der Dunkelmänner (ebd. Nr 36).

hafteste angriff. Seinen feinen Spott aber verarbeiteten die übrigen Anhänger Reuchlins noch im selben Jahre zu einer derberen, durch und durch komischen Spottschrift, indem sie eine Sammlung von Zustimmungsbriefen fingierten, welche bei Ortwin Gratius, dem humanistischen Vertreter der Theologenpartei, eingelaufen sein sollten.

Die Schrift führte den Titel: *Epistolae obscurorum virorum* ad venerabilem virum Magistrum Ortuinum Gratium Daventriensem, Coloniae Agrippinae bonas litteras docentem, variis et locis et temporibus missae et demum in volumen coactae. Als Druckort wurde Venedig angegeben, der wirkliche Druckort war aber vermutlich Hagenau. Die erste Sammlung enthielt einundvierzig Briefe, eine dritte Auflage (1516) schon achtundvierzig; ein zweiter Band, der zweiundsechzig neue Briefe enthielt, wurde in der zweiten Auflage auf siebzig vermehrt. Unter burlesken Spottnamen, wie Langschneiderius, Hafenmusikus, Straußfederius, Scheerschleiferius, Buntemantellus, Eitelnarrabianus, Dollkopfius und Tileman Lumplin, werden die Theologen und Dominikaner von Köln recht eigentlich in die Narrenjacke gesteckt und in den Kot gezogen und nun eine Komödie mit ihnen aufgeführt, die Luther selbst als bloße Hanswursterei verachtete. Dabei beuteten die feuchtfröhlichen Poeten reichlich die wohlfeile Komik aus, welche sich mit der halb- oder gar nicht verstandenen Terminologie der Scholastik treiben läßt, dichteten ihren Gegnern ein Deutsch-Latein an, das von den tollsten Grammatikverstößen wimmelt, wie es kaum das talentloseste Schülerlein gestottert hätte, und kneteten in diese Sprache den gröbsten Unverstand und Schmutz hinein. Dazu hängten sie den verhaßten Theologen alle Fehler, Schwächen und Laster an, die nur den verkommensten Kleriker entwürdigen konnten, verpfefferten diese schmählichen Verleumdungen mit dem barocksten Anekdotenquark und dem lächerlichsten Mummenschanz, schoben ihnen mit der gehässigsten Ketzerriecherei und Verfolgungswut die abgründlichste Geschmacklosigkeit und Dummheit unter und gaben so die theologische Fakultät mitsamt dem Dominikanerorden dem Gespött der Menge preis.

Das Pasquill hatte einen ungeheuren Erfolg. Es zerstörte in weiten Kreisen, besonders unter den Studierenden, das Ansehen der scholastischen Theologie und ihrer Vertreter. Ein großer Teil der heranwachsenden Generation gewöhnte sich, in den katholischen Theologen nur „Dunkelmänner" zu sehen. Es fand sich kein katholischer Humorist, der die leichtfertigen Pasquillanten mit der verdienten Münze, mit Spott, Witz und Salz nach Hause geschickt hätte. Die Lamentationes obscurorum virorum, in welchen Ortwin dies versuchte, entsprachen diesem Zwecke nicht. Ebenso mißglückte der Versuch, das Pasquill durch ein Exkommunikationsbreve gewaltsam zu unterdrücken. Bald machte allerdings Luthers Kampf gegen

den Papst dies frivole Gelächter verstummen, und über dem allgemeinen kirchenpolitischen Umsturz wurde die Reuchlinsche Fehde so gut wie vergessen. Aber die Hochschule von Köln erholte sich nicht mehr von dem Schlage, den ihr die Humanistenpartei von Erfurt angetan hatte. Diese erntete allerdings geringen Lohn. Denn unter der Herrschaft des neuen Evangeliums sanken die humanistischen Studien bald in Verachtung. Hutten selbst vertauschte die Rolle des Satirikers mit jener des politischen Agitators, die Sprache Latiums mit dem gröbsten und urwüchsigsten Deutsch. Manche der gebildetsten Männer kehrten reuig zur alten Kirche zurück. Nach ein paar Jahrzehnten betrauerten Luther und Melanchthon selbst den jammervollen Zusammenbruch der geistigen Bildung. Längst vor ihnen wandte sich Erasmus enttäuscht von den Umsturzmännern ab, von denen er ein neues Geistesleben erwartet hatte, die sich aber im Aufbau ebenso unfähig erwiesen als unersättlich im Zerstören.

Desiderius Erasmus, 1467 zu Rotterdam geboren, von sämtlichen Zeitgenossen als der bedeutendste und universellste Repräsentant des Humanismus angesehen und gefeiert, hängt durch seine erste Erziehung noch mit der frommen Schule von Deventer zusammen. Natur und Gnade, Weltlust und religiös-ideales Streben, Neigung zu bloß weltlicher Gelehrsamkeit und ein Ruf zu höherer Vollkommenheit kämpften schon frühe in dem ungewöhnlich begabten Jüngling. Er kam zu keinem klaren, festen Entscheid und hat ihn während seines ganzen übrigen Lebens nicht gefunden. Erst unglücklich im Kloster, dann ebenso unbefriedigt in der Welt, hat er sein lebelang den schimmernden Phantomen literarischen Ehrgeizes nachgejagt, ist durch seine unermüdliche Tätigkeit und seine ausgebreiteten persönlichen Beziehungen zum Orakel Europas geworden, hat das innere Gleichgewicht eines großen Charakters jedoch nie gewonnen und ist darum in den entscheidendsten Krisen unentschlossen hin und her geschwankt. Er, der durch Geist und Wissen, Ansehen und Einfluß wohl einer der segensreichsten Vorkämpfer der Kirche hätte werden können, entzog sich dem Kampfplatze, um bald das Mönchtum und dessen Unwissenheit hochmütig zu bespötteln, bald die klosterflüchtigen Ehestandskandidaten des „reinen Evangelii“ sarkastisch auszulachen oder die von ihnen herbeigeführte Barbarei zu betrauern. Er hätte ein Isidor und Beda sein können und hat es statt dessen dahin gebracht, daß er der „Voltaire“ seiner Zeit genannt worden ist. Das war er nicht. Er war durchaus keine bloß zersetzende, bloß negative mephistophelische Spötternatur. Er gleicht Voltaire nur in seiner lebendigen Redegewandtheit und oberflächlichen Geistreichigkeit, in dem großen Umfang seines Einflusses, in einem gewissen skeptischen Rationalismus, der zu den wichtigsten Fragen lächelte, ohne sie zu lösen. Aber absichtlich planmäßig zerstört hat er nicht; er

hat vielmehr das Werk der Zerstörung und Auflösung in nicht geringem Umfang verzögert und aufgehalten[1].

Seine Jugendschriften, Gesänge zur Ehre Christi und Mariens, Elegien und Oden, die Leichenrede auf seine Wohltäterin und „zweite Mutter“ Bertha von Heijen, Reden über das Glück des Friedens und das Unglück der Zwietracht, eine an Petrarca erinnernde Abhandlung „Von der Verachtung der Welt“ sind noch sämtlich von dem Geiste eines frommen Humanismus getragen. Auch die Aufmunterung zur Tugend (De virtute amplectenda), die er für Adolf von Burgund schrieb, weicht nicht davon ab. Erst sein Enchiridion militis christiani enthält, unter frommer Hülle, Angriffe gegen kirchlich approbierte und seit Jahrhunderten geübte Formen des christlichen Lebens. Er machte sich viele Feinde damit[2], ohne indes zu den kirchlichen Autoritäten in eine schiefe Stellung zu geraten. Auf seinem unsteten Wanderleben befreundete er sich vielmehr mit den hervorragendsten kirchlich gesinnten Gelehrten jener Zeit. In England ward er 1498 Hausfreund des ebenso glaubenstreuen als frommen Thomas Morus und seiner gelehrten Freunde John Colet, Thomas Linacre, William Latimer und William Grocyn. In Löwen verkehrte er traulich mit Hadrian Florisson, dem Dechanten von St Peter, dem Erzieher Karls V. und dem künftigen Papst Hadrian VI.; die Universität trug ihm 1502 sogar eine Professur an. Auf seiner italienischen Reise bewarben sich die Kardinäle Grimani und Giovanni de' Medici (bald Leo X.) um seine Freundschaft, und Julius II. wollte ihn zum Pönitentiarius machen, mit Anwartschaft auf den roten Hut. Bei einem zweiten Aufenthalt in England verschaffte ihm Bischof John Fisher, Kanzler der Universität Cambridge, die Professur des Griechischen an dieser Universität.

Um den kranken Morus zu erheitern, stellte er damals in sieben Tagen die zerstreuten Blätter einer Satire zusammen, die er unterwegs auf der

---

[1] Erasmi Roterodami Opera omnia (herausgeg. von Beatus Rhenanus, 9 Bde 2°, Basel 1540/41; von Le Clerc, 11 Bde 2°, Leiden 1703 bis 1706). Ältere Biographien von Burigny, Paris 1757; Knight, Cambridge 1726; A. Müller, Hamburg 1828; neuere: Durand de Laur, Érasme, précurseur et initiateur de l'esprit moderne, Paris 1872. — Drummond, Erasmus, his life and character as shown in his correspondence and works, London 1873. — Feugère, Érasme, étude sur sa vie et ses ouvrages, Paris 1874. — P. de Nolhac, Érasme en Italie. Étude sur un épisode de la renaissance, Paris 1888. — J. A. Froude, Life and letters of Erasmus, London 1895. — F. van der Haeghen, Bibliotheca Erasmiana. Répertoire des œuvres d'Érasmus, 2 Bde, Gand 1893 (enthält Verzeichnisse: 1. der von Erasmus verfaßten Schriften, 2. der von ihm herausgegebenen Autoren, 3. der über ihn handelnden Schriften).

[2] So wurde z. B. der hl. Ignatius von Loyola, der die Schrift während seiner Studienzeit zu Barcelona las, durch dieselbe gründlich gegen Erasmus eingenommen (I. A. de Polanco, Vita Ignatii Loyolae I, Matriti 1894, 33).

Reise geschrieben hatte und die in bitterster Schärfe der Reihe nach die Torheiten und Laster der verschiedenen Stände geißelte, und gab dem kecken Sittenbilde den pikanten Titel: Ἐγκώμιον Μωρίας seu laus stultitiae. Die Schrift erlebte in wenigen Monaten sieben Auflagen. Nicht nur Thomas Morus, sondern auch Leo X. faßten sie als eine geistreiche Satire auf und lasen sie mit Vergnügen. Es war noch nicht lange her, daß Brants „Narrenschiff“ erschienen und unbeanstandet ins Lateinische, Niederländische, Französische und Englische übersetzt worden war, und doch fiel Brant über die Geistlichkeit nicht weniger scharf her als über andere Stände. Morus meinte, die Satire des Erasmus könnte ebenso zu einer heilsamen Reform anregend wirken. Erst später überzeugte er sich, daß sich Zeit und Umstände völlig verändert hatten, und daß darum die Satire alle Wirkungen einer aufrührerischen Lästerschrift und Brandschrift entwickelte. Diese volle zersetzende Wirkung erlangte die Schrift auch erst durch den Kommentar, mit welchem Gerhard Listrius sie 1515 herausgab und welcher die boshaftesten Angriffe auf das Papsttum, die religiösen Orden und die Scholastik enthielt. Sie verstärkte nun nicht wenig den Eindruck, den die „Briefe der Dunkelmänner“ hervorriefen. Die Führer des kirchlichen Umsturzes erhoben jetzt Erasmus als einen der Ihrigen auf den Leuchter, und Erasmus hatte in den nächsten Jahren nicht den Mut, sich klar und entschieden gegen die Neuerung auszusprechen. Doch wies er Hutten von sich, als dieser 1522 geächtet und von allen verlassen, ihn zu Basel um eine Unterredung bat, und fertigte die erzürnte Expostulatio des enttäuschten Ritters mit seinem kräftigen „Schwamm“ ab (Spongia Erasmi adversus aspergines Hutteni. 1524).

Als aber im selben Jahre (1524) Luther seine Rechtgläubigkeit in Zweifel zog, und er in Gefahr kam, es mit beiden Parteien zu verderben, trat Erasmus endlich in der Schrift De libero arbitrio diatribe offen gegen Luther auf und zog sich dadurch dessen unversöhnlichen Groll zu. Hauptsächlich durch Luthers Vorwürfe kam er in den Ruf eines gegen Christus und Religion gleichgültigen Freigeistes und Spötters, während Kaiser Karl V. es seinem Einfluß zuschrieb, daß das Umsichgreifen der lutherischen Lehre zeitweilig eine große Einbuße erlitt. Als eigentlicher Kämpfer für die angegriffene kirchliche Lehrautorität und Einheit wie für die angegriffenen Dogmen trat Erasmus aber auch jetzt noch nicht auf. Er blieb von 1521—1529 in dem protestantisch gewordenen Basel und führte hier ein emsiges Gelehrtenleben, wie einst Petrarca in seinen Einsiedeleien. Er besorgte eine neue Auflage seiner Colloquia, gab die Werke des älteren Plinius und des Seneca, der hll. Irenäus, Hilarius und Ambrosius heraus, übersetzte einzelne Schriften des Origenes und der hll. Athanasius und Johannes Chrysostomus aus dem Griechischen und verfaßte allerlei kleinere

Abhandlungen, die nicht ahnen lassen, daß damals die ganze Welt in Flammen stand, und daß es sich für die kirchliche Einheit Europas, die bisherige Weltstellung des Papsttums und des Kaisertums um Sein und Nichtsein handelte. So schrieb er eine Theorie des Briefstils, über den ciceronianischen Stil überhaupt, über die Art und Weise zu beten, über die Pflichten der christlichen Witwen und über die Einsetzung der christlichen Ehe. Trotz dieser an sich großartigen literarischen Tätigkeit gewann Erasmus seine frühere Bedeutung nicht mehr und fühlte das wohl. Der Humanismus hatte durch den religiösen Umsturz einen tödlichen Schlag bekommen; das öffentliche Interesse wandte sich fast ausschließlich dem kirchenpolitischen Hader zu, und die Schrecken des Bürgerkrieges zerstörten immer mehr die Grundlagen einer literarischen Blütezeit. Auch das Emporblühen des Humanismus in England, an dem er vor dreißig Jahren so freudig mitgewirkt, sah der greise Erasmus durch den Abfall von der Kirche, durch schnöden Kirchenraub und Gewalttat geknickt und zertreten.

Die humanistische Bewegung war gleich in ihren ersten Anfängen nach England gedrungen. Richard von Bury ward 1333 in Avignon mit Petrarca bekannt und teilte dessen Leidenschaft für Bücher, wenn auch nicht seine Begeisterung für die antike Literatur. Der noch in Konstanz zum Kardinal ernannte Henry Beaufort, Oheim Heinrichs V., nahm Poggio Bracciolini selbst 1420 nach England mit, wo derselbe allerdings nur bis zum Herbst 1422 verweilte. Doch verkehrte Poggio später brieflich mit Nicholas Bildstone, Richard Pettworth und John Stafford (seit 1443 Erzbischof von Canterbury). In näherer Beziehung zu Leonardo Bruni, Titus Livius aus Forli, Pier Candido Decembrio, Pier del Monte und Lapo da Castiglionchio stand der Herzog Humphrey von Glocester, Sohn König Heinrichs IV., welcher in den Jahren 1439 und 1443 eine Sammlung von 264 Büchern (darunter viele Klassiker, Dante, Petrarca, Boccaccio, die Briefe des Nikolaus de Clamengis u. a.) zusammenkaufen ließ und der Universität Oxford zum Geschenke machte[1].

Fast nirgends waren die Theologen den humanistischen Bestrebungen so besonnen und freundlich entgegengekommen wie an den Universitäten Oxford und Cambridge. Eine ganze Schar bedeutender Männer hatte

---

[1] I. Pits, De illustribus Angliae scriptoribus, Paris. 1619. — I. Leland, Commentarii de Scriptoribus Britannicis, Oxon. 1709. — G. Voigt, Die Wiederbelebung rc. II 248—261. — Zanoni de Castiglione, episcopi Baiocen., epistola ad Humfredum ducem Glocestriae, bei H. Denifle, La désolation des églises etc. en France pendant la guerre de cent ans I, Paris 1897, 520—526. — R. Pauli, Geschichte von England V, Gotha 1858, 666—678. — A. Zimmermann S. J., Die Universitäten Englands im 16. Jahrhundert (Ergänzungsheft zu den Stimmen aus Maria-Laach XLVI, Freiburg 1889, 7—30).

in Italien selbst mit jenen Studien Bekanntschaft gemacht. Robert Fleming, Dechant in Oxford, war mit Platina befreundet gewesen, hatte in Ferrara (1477) ein episches Gedicht, Lucubrationes Tiburtinae, veröffentlicht und später ein griechisch-lateinisches Wörterbuch verfaßt. William Grey, Bischof von Ely, und John Free waren gleich ihm Schüler Guarinos gewesen und hatten den regsten Eifer für die klassischen Studien in ihre Heimat mitgebracht. John Gunthorpe und John Tiptoft, Earl of Worcester, hatten aus Italien ebenfalls die reichsten Bücherschätze mit nach England genommen, Tiptoft seine kostbare Handschriftensammlung der Universität Oxford hinterlassen. Die Benediktiner William Selling und Thomas Milling, später Abt von Westminster, hatten die griechische Sprache erlernt. William Grocyn lernte wahrscheinlich schon 1491 bis 1493 am Exeter Kolleg zu Oxford das Griechische, ging dann aber noch nach Italien und studierte zwei Jahre zu Florenz, Griechisch bei Demetrios Chalkondylas und Lateinisch bei Politian, bevor er es wagte, selbst als Lehrer des Griechischen in Oxford aufzutreten. Thomas Linacre wurde in Florenz mit Lorenzo de' Medici und dessen Sohn Giovanni, dem späteren Papste Leo X., bekannt, ward zu Padua Doktor der Medizin und kehrte dann mit einem großen Schatz von Büchern und selbstkopierten Handschriften nach Oxford zurück. Die Schrift De Temperamentis, die er herausgab, war das erste Buch, das in England mit griechischen Lettern gedruckt wurde. Bei ihm und bei Grocyn lernten Erasmus und Thomas More das Griechische. Auch William Latimer, William Lily und John Colet, mit welchen Erasmus in England zusammentraf, hatten längere Zeit in Italien studiert[1]. Zu ihnen gesellte sich noch Charnock, der Prior des Augustinerklosters, der ebenfalls für einen der hervorragendsten Gelehrten von Oxford galt. Diese Männer waren fast ausnahmslos Geistliche, meist Männer von ebenso entschieden kirchlicher Gesinnung als sittenstrengem Wandel, und betrieben die klassischen Studien nicht einseitig für sich, sondern mit Rücksicht auf Philosophie und Theologie, und so ist es wohl möglich, daß Erasmus bei ihnen auf das Studium der Bibel und der Patristik hingelenkt worden ist.

---

[1] John Colet (geb. 1466, Sohn des Lordmayor von London, seit 1498 Priester, 1505 Dekan von St Paul) begründete 1510 die berühmte St Paulsschule, an welcher er William Lily anstellte, der, ebenfalls um 1466 geboren, in Rhodus und in Rom Griechisch studiert hatte. Übersetzungen griechischer Epigramme von Lily erschienen vereint mit den Progymnasmata Thomi Mori, Basileae 1518. Poemata varia von ihm erschienen zugleich mit seinem In aenigmatica Bossi (Robert Whitynton) antibossicon, Lond. 1521. Er schrieb auch De laudibus Deiparae virginis und ein Festgedicht auf den Besuch Kaiser Karls V. in London (1522). Vgl. Biographia Britannica II, London 1748, 1402 f; VIII (1760) 2968 f.

Als den liebenswürdigsten und innigsten seiner englischen Freunde hat Erasmus wiederholt Thomas More geschildert. Auch dieser war ein frommer, tiefernster Mann, der selbst daran gedacht hatte, Priester und sogar Ordensmann zu werden, aber mit dem gediegensten Manneskarakter auch die gewinnendsten Formen eines Weltmannes verband, voll köstlicher Heiterkeit, Geist, Witz und Humor. Er war ein Londoner Kind, in der City selbst 1478 geboren[1]. Noch als Knabe trat er in den Dienst des Kardinals Morton, Erzbischofs von Canterbury, studierte dann in Oxford Rhetorik, Philosophie und Theologie, in London die Rechte, ward Advokat, 1504 Mitglied des Unterhauses, 1510 Untersheriff von London, trat 1517 als Mitglied des Geheimrats in den königlichen Dienst über, wurde 1521 geadelt und 1529, nach dem Sturze Wolseys, Lordkanzler von England.

Seine wichtigen öffentlichen Ämter und die Sorge für eine zahlreiche Familie gönnten ihm nicht viel Muße für literarische Arbeiten. Nur nebenher und zur Erholung konnte er die humanistischen Studien weiter pflegen, die er als Student in Oxford liebgewonnen. Die lateinischen Übersetzungen einiger Dialoge Lukians zeigen seine Lust an Satire und Witz und zugleich seinen freien, gesunden Geist, der nicht bei jedem Scherz eine Ketzerei witterte. Eine Biographie des Pico von Mirandola bezeichnet seine freundschaftlichen Beziehungen zum italienischen Humanismus. Wegen einer freimütigen Parlamentsrede (1504) bei Heinrich VII. in Ungnade gefallen[2] und genötigt, sich vier Jahre lang in die Kartause von London zurückzuziehen, schrieb er das Leben König Richards III. Im Jahre 1518 erschien von ihm eine Sammlung lateinischer Epigramme, die schon 1520 eine vermehrte Auflage erlebte. Etwa ein Viertel davon sind Übersetzungen aus dem Griechischen, die übrigen nicht alle Epigramme im strengsten Sinn, sondern auch sonst kürzere Gedichte, meist aus seinen früheren Jahren, voll Witz und wirklich poetischem Sinn[3]. Sein originellstes literarisches Werk aber,

---

[1] Die gewöhnliche Angabe, 1480, ist nach neueren Forschungen zu verbessern (T. E. Bridgett, Life and Writings of Sir Thomas More[2], London 1892, 2 ff).

[2] Er verweigerte die exorbitante Aussteuer, welche der König für seine Tochter Margarete bei deren Vermählung mit dem König von Schottland forderte.

[3] Unvollständige Sammlungen der lateinischen Schriften: Basel 1518 1563; Löwen 1566; vollständigste: Thomae Mori Opera omnia, Francof. et Lips. 1689. Sie enthält außer der Biographie von Th. Stapleton: 1. Historia Richardi III; 2. Responsio ad convitia Martini Lutheri; 3. Expositio passionis Christi (1535 im Tower geschrieben); 4. Quod pro fide mors fugienda non sit; 5. Precatio ex Psalmis collecta; 6. Utopia; 7. Poemata; 8. Dialogi Lucianei; 9. Epistolae. — Biographien von W. Roper, Oxford 1716, London 1731; Th. Stapleton, Douay 1588; Thomas More, London 1627, deutsch von Th. Arnold, Leipzig 1741; G. Th. Rudhard, Augsburg 1852; R. Baumstark, Freiburg i. B. 1879; T. E. Bridgett, London 1892.

die „Utopia“, kam 1515 während einer Gesandtschaftsreise nach Flandern zu stande und wurde im Dezember 1516 zu Löwen gedruckt. Es ist ein sozialphilosophischer Roman, wie der Name „Nirgendheim“ besagt, mit gelegentlichem didaktischen und satirischen Anflug, aber nicht als eigentliche Satire aufzufassen, sondern als das harmlose Phantasiespiel eines ebenso gemütlichen als witzigen Humoristen, der über die Streitereien des Tages weit in die großen Entdeckungen der Neuzeit und die allgemeinsten Fragen der Menschheit hinausblickt[1].

Während seines Aufenthalts in Flandern, so fingiert er in der Einleitung, habe ihm sein Freund Peter Giles einen gewissen Raphael Hythlodaÿ (Kleinigkeitskrämer, von ὕθλος und δάϊος) vorgestellt, einen im Lateinischen wie Griechischen beschlagenen Mann, einen Portugiesen, der sich ganz der Philosophie ergeben, sein Erbteil seinen Brüdern überlassen habe, um fremde Länder kennen zu lernen. So habe er Amerigo Vespucci auf seinen drei letzten Reisen begleitet, über die ein Bericht anno 1507 erschienen sei. Von der letzten Reise sei er aber nicht mit Vespucci zurückgekehrt, sondern habe sich die Erlaubnis erbeten, sich den dreiundzwanzig Leuten anzuschließen, die in Gulike zurückblieben. Von da sei er dann weiter nach Calicut gereist und habe unterwegs die Insel Utopia erreicht, die bis dahin völlig unbekannt geblieben; er habe sich fünf Jahre auf derselben aufgehalten und deren Sitten und Gebräuche gründlich kennen gelernt. In Calicut habe er endlich ein Schiff seines Landes getroffen, das ihn mit nach Hause genommen habe.

Damit ist nun das bunte Kulturbild eröffnet, das bald eine Art von Naturzustand ohne christliche Offenbarung, aber auch ohne erklärtes Heidentum schildert, gelegentlich Anspielungen auf die Gegenwart macht, allgemeinere oder besondere Schäden des sozialen Lebens kritisiert, dann sich wieder in idealen Träumereien ergeht, Wirklichkeit und Traum so mischt, daß man nie sicher ist, wo der Ernst aufhört, der Scherz anfängt. So gibt More z. B. gelegentlich eine treffende Charakteristik seines ersten Gönners, des Kardinalerzbischofs Morton, und lobt dessen gute Zeiten, wo oft zwanzig Diebe auf einmal — als Zeugen richtiger Justiz — am selben Galgen baumelten; dann spricht er sich ziemlich deutlich gegen eine so strenge Justiz aus, macht verblümte Angriffe auf die Kriegslust Heinrichs VIII. und redet sehr gefühlvoll dem ewigen Frieden das Wort.

Aus den religiösen Schilderungen von Utopia oder Nusquama-Land hat man sogar latitudinarische und indifferentistische Grundsätze herauslesen

[1] De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia, Basileae 1518; neue Ausgabe von V. Michels und Th. Ziegler, Berlin 1895 (Latein. Literaturdenkmale des 15. und 16. Jahrhunderts XI); deutsch von Öttinger, Leipzig 1846, Kothe, ebd. 1874, Kautsky, Stuttgart 1887.

wollen. Thomas More hat indes anderwärts seine religiösen Anschauungen so klar und offen bekannt, daß es töricht ist, diese Spielereien dagegen geltend machen zu wollen, in welchen der gute Humor eines Cervantes waltet[1]. Wie dieser, war More ein wirklich origineller, erfindungsreicher Kopf, der hoch über der platten Komik der „Dunkelmännerbriefe" stand.

Auch in den ernstesten Kämpfen hat ihn dieser edle Frohmut nicht verlassen. Doch gewichtigere Aufgaben drängten seine literarische Tätigkeit völlig zurück. Zuerst riefen ihn die Angriffe Luthers, Tindales u. a. in die Schranken, zur Verteidigung der katholischen Lehre. Dann sagte sich Heinrich VIII. selbst von Papst und Kirche los und ließ seinem treuen Kanzler keine andere Wahl, als Verräter an der Wahrheit oder Märtyrer zu werden. Am 6. Juli 1535 wurde More als angeblicher Hochverräter auf Towerhill enthauptet.

Noch vor ihm (am 21. Juni) traf die Wut des wollüstigen, entmenschten Tyrannen seinen ehrwürdigen Freund, den fast achtzigjährigen Bischof John Fisher, der sich nicht nur als Verteidiger der Kirche gegen das Luthertum, sondern auch als unermüdlicher Freund und Förderer der Wissenschaft unvergängliche Verdienste um die englische Bildung erworben hatte.

Erasmus hatte sich längst aus dem protestantisch gewordenen Basel zurückgezogen, als die Trauerbotschaft aus England kam, daß sein treuer Freund, der liebenswürdigste und geistreichste Mann Englands, der Lordkanzler Thomas More, und John Fisher, der Kanzler der Universität Cambridge, blutige Opfer der sog. Reformation auf Towerhill geworden waren. Da fühlte auch er sich des Lebens überdrüssig. Seine Gedanken waren fürder nur auf den Tod gerichtet. Er ist am 12. Juli 1536 fromm und reuig gestorben, ob mit priesterlichem Beistand und nach formeller Aussöhnung mit der Kirche, ist nicht ausdrücklich berichtet. Der vollständige Bruch mit der gesamten Reformationsbewegung war jedenfalls längst vollzogen. Von Papst Paul III. sogar zum Kardinal ausersehen, ist er in seiner letzten Periode unbedenklich den katholischen Humanisten beizuzählen, wenn auch nicht in vollem ungetrübten Sinn, wie die ehrwürdigen Märtyrer und Glaubenshelden Fisher und More. Während des Jahres, das ihm noch zu leben blieb, hat er in einer ergreifenden Elegie[2] den Heldentod des edlen

---

[1] Bridgett, Life and Writings of Sir Thomas More[2] 101—107.

[2] Incomparabilis doctrinae, trium item linguarum peritissimi viri D. Erasmi Rotherodami, in sanctissimorum martirum Rofensis Episcopi, ac Thomae Mori, iam pridem in Anglia pro Christiana veritate constanter defensa, innocenter passorum Heroicum Carmen tam elegans quam lectu dignissimum etc. Anno MDXXXVI. mens. Sept. (herausgeg. von Hieron. Gebwiler, Hagenau 1536). Abgedruckt von K. Hartfelder, Ein unbekannt gebliebenes Gedicht des Desiderius Erasmus von Rotterdam (Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte VI, Berlin

Lordkanzlers gefeiert, ihm als einem Seligen gehuldigt, ihm mit poetischem Seherblick den Triumph kirchlicher Verehrung vorausgesagt und gewissermaßen seinen Seligsprechungsprozeß eingeleitet:

Schmerzlich beklagen wir heut den grausam gemordeten Morus
Und des Königes Wut und die blutbesudelte Wollust
Und der Buhlerin Zorn und des Schicksals traurigen Wechsel.
Lehret ihr Musen mich selbst, Pieriden, ein würdiges Grablied,
Trauert selber mit mir um den schnöde geschlachteten Sänger,
Der so oft und so schön zur lieblich klingenden Laute
Von den äonischen Höhn euch lockte mit schmeichelnden Versen.
Und du, Kalliope, so gewandt der Könige Taten
Wie der Unglücklichen Los in erhabenem Lied zu besingen,
Auch nicht blutigen Mords dich scheuest ernst zu gedenken,
Stehest mir bei, du, wahre Erato, du, holde Thalia."
Legt den enthaupteten Leib im Grab indessen zur Ruhe,
Feiert den Totendienst und bestreut mit Blumen die Urne,
Und der heiligen Gruft des gekrönten Dichters entsteige
Keusch und rein des Lorbeers Duft, den er würdig getragen.
Um dich trauern wir auch, der Gottheit erhabener Priester,
Rochesters Vater und Hirt, der du für des heiligen Glaubens
Schutz und Schirm zuvor das härteste Schicksal gelitten.
Aber, o Dichter, dir gilt das Lied! Was du Großes vollbrachtest,
Werden andere einst in gefeierten Werken verkünden
Und erheben den Ruhm deines Namens bis zu den Sternen.

Alt war geworden die Welt und neigte dem Sturze entgegen,
Bebend wankte das Recht, es war untergraben die alte
Heilige Religion, die so viele Jahre gedauert,
Ganz aus dem Herzen gescheucht die Sterblichen hatten den Glauben;
Aber der gottlose Stolz und die Wollust sahen verschmäht noch
Amors beflügelten Pfeil und der Venus trügrische Herrschaft.
Knirschend sannen sie drum auf andere, grausere Untat.
In der Kebse Gemüt sie träufeln Gift und Verderben,
Rauben dem König Verstand und jegliche Ruh' und Besinnung.
Sein Verbrechen wagt er zu stützen mit ärg'rer Gewalttat,
Häuft zum Verbrechen Verbrechen und spottet trotzig des Papstes
Mahnung, das buhlende Weib aus seinen Gemächern zu jagen
Und mit geheiligter Lieb' zu ehren die rechtliche Gattin.
Macht sich selber zum Papst und fordert päpstliche Ehren,
Soweit reichet sein Land, und untergräbt und zerwühlet
Mit sakrilegischer Hand der Väter heilige Satzung.
Aber die Buhlerin jetzt, wie wird sie froh des Genusses?
Wen zu morden nicht treibt sie an den betörten Geliebten?

1893, 461—464). Eigentlich „unbekannt" war es denn doch nicht. Erhard (bei Ersch und Gruber) sowie Kämmel (Allgem. deutsche Biogr. VI 179) führen es auf, und Stapleton hat es bereits 1588 irrtümlicherweise dem Johannes Nicolai Secundus zugeschrieben (Thomae Mori Opera, Francof. 1689, 77—79).

Tugend ist ihr verhaßt, und des Schlimmsten ist ihr verdächtig
Redlicher Sinn. So ward dir zum Fall deine Tugend, o Morus,
Ward dir zum Falle die Schmach und Schande zugleich des Jahrhunderts.

Du warst einstens die Zier des Reiches, dem König der liebste
Freund und Berater dazu; es fällte kein anderer Richter
Jemals gerechteren Spruch. Und nun, wie lohnt dir das Schicksal
Sorgen und Müh'! Du könntest in Ruh' des Lebens genießen,
Wärest du minder gerecht. Wie hart doch war die Bedingung,
Dem Schuldlosen gestellt! Bekennt er mannhaft die Wahrheit,
Muß er beugen den Hals, den weißen, dem mördrischen Beile;
Wollt' er mit nichtigem Trug versuchen das Leben zu retten,
Beifall zollend der Unzucht Schmach und dem schändlichen Ehrgeiz,
Würd' er besudeln sein Herz und schänden sein früheres Leben
Und statt menschlichen Grimms den Zorn des Allmächtigen wecken.
Aber Gott und dem Recht furchtlos und standhaft ergeben,
Beugt er dem Stahle sein Haupt und, sinkend hin an den Boden,
Bringt er als Opfer sich dar und läßt hinströmen sein Herzblut.
Glücklich gearteter Greis! Des Himmels hehre Paläste
Öffnen sich weit vor dir, und es reicht dir der Seligen König
Selber den strahlenden Kranz, umdrängt von den jubelnden Scharen.
Dich als Sieger begrüßt der Chor der geflügelten Boten,
Schön wie der ewige Lenz, in schimmernd weißen Gewanden.
Wie an dem Spiegelkristall maändrischen Flusses die Schwäne,
Schweben viel Tausend einher und singen die süßesten Lieder,
Und durchkreisen das Blau der Lüfte mit schimmerndem Fittich.
Drunten starret indes dein Rumpf, ein Leib ohne Namen,
Rohem Volke zur Schau, und um voll zu machen die Untat,
Wird das greise Haupt, mit frischem Blute besudelt,
Hoch auf die Lanze gesteckt, es vor aller Augen entehrend.

Das, blutschändrischer Fürst, sind das der Venus Trophäen?
Meinst du, du könntest mit Blut dir gewinnen die weichliche Göttin,
Deine Göttin? Sie wird mit bitterem Zorne dich treffen;
Selber als Rächerin wird dein Liebesspiel sie verderben,
Andre und andre Flammen in deinem Herzen entfachen,
Bis dich Ekel zuletzt erfaßt an dem schmählichen Leben.
Dann wirst des greulichen Mords du gedenken und bitterlich weinen
Und dich rächen ergrimmt an deiner trügrischen Metze.
Alexander einst auch, von der Furien Stachel getrieben,
Plötzlich aufwallend vor Zorn und erhitzt von reichlichem Weine
Stieß dem geliebtesten Freund beim Mahl vor den starrenden Gästen
Wütend das Schwert in den Leib, daß sein Blut die Tafel bespritzte.
Aber nachdem sich gelegt der Sturm der Seele, des Weines
Dunst verflogen war und wiedergekehrt die Besinnung,
Wollt' er töten sich selbst und folgen zum Reiche der Schatten
Seinem gemordeten Freund und ergoß sich in fruchtlosen Klagen,
Trauernd drei Tage lang und trauernd drei schreckliche Nächte,
Voll der bittersten Qual, kein Ende findend der Tränen.
Alles umsonst, keine Trauer vermag zurück sie zu bringen,

Die, verblichen im Tod, durch die düsteren Fluten der Fährmann
Charon hat entführt zu dem unerbittlichen Orkus.
Du auch wirst umsonst den treuesten Freund dann beweinen,
Wenn du reiner fühlst, wenn der Rausch der Liebe verflogen.
Unterdessen im Traum wird der Schatten des Mannes dich schrecken,
Und mit entsetzlichem Blick sein Haupt, vom Blute noch triefend.
Wende, wohin du dich willst, das Schreckbild wird dir begegnen,
Harrend des Nachegerichts, das deine Taten verdienen.
Denn solange du nicht der Krone beraubt, als Verbannter,
Jeden Besitzes entblößt, als Bettler den Ewigen anrufst,
Ist Morus nicht gesühnt. Gewalttat dauert nicht lange;
Zögert der strafende Gott, so wird die Strafe nur schwerer,
Denn er waltet gerecht, und keiner entgeht seinen Händen.

Wir aber, Morus, wir werden dich ewig schmerzlich betrauern,
Weinen endlos um dich, du lieber, herrlicher Sänger!
Für die Religion, die heilige, hast du gelitten
Blutigen Tod; als Held verdienest du himmlische Ehren,
Tempel müssen dir weihn die Sterblichen, heil'ge Altäre.
Leb, ehrwürdiger Greis, denn wohl, sei ewiglich selig,
Ob im Elysium du weilst, ob im strahlenden Himmel!
Nimm auch dieses mein Lied mit mildem Antlitz entgegen!

Zweites Kapitel.

Weiterblühen der neulateinischen Literatur in Italien.

Bei allen Schattenseiten, welche die Regierung der Päpste Alexander VI., Julius II., Leo X. aufzuweisen hat, bei allen Schmähungen, welche man auf sie gehäuft, spielt sie doch in der Geschichte der Kunst und der gesamten Bildung eine Rolle, die keine Lästerung um ihren Ruhmesglanz zu bringen vermochte. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ist das gebildete protestantische Europa, die deutschen Klassiker an der Spitze, nach Italien gepilgert, um nicht etwa bloß die Kunstschätze des alten Rom, sondern auch das Rom der Renaissance in seinen erlesensten Kunstschöpfungen kennen zu lernen. Goethe hat für die Männer der Renaissance geradezu eine gewisse Vorliebe, ein Gefühl von Geistesverwandtschaft an den Tag gelegt. Noch heute vermögen sich eingefleischte Gegner des Papsttums dem Zauber nicht zu entziehen, mit welchem Raffael und Michelangelo den Namen jener Päpste umgeben.

Im päpstlichen Rom hat aber nicht nur die Kunst der Renaissance ihre höchsten Triumphe gefeiert; auch der Humanismus ist hier zu jener Vollblüte gelangt, welche die Wirren der Glaubenstrennung jenseits der Alpen großenteils im Keime erstickten.

Wir sind weit entfernt, den Wert dieser humanistischen Literatur zu überschätzen. Sie hat sich vielfach über die Schranken hinausgesetzt, welche die christliche Bildung und das natürliche Sittengesetz ihr hätten ziehen sollen, und durch Förderung heidnischer oder halbheidnischer Lebensanschauungen die schweren Mißstände herbeigeführt, welche das kirchliche Leben dieser Periode entstellen, selbst ihren künstlerischen Glanz verdunkeln und den großen Abfall von der Kirche zwar nicht zu rechtfertigen und zu entschuldigen vermögen, aber doch nach mancher Seite hin begreiflicher erscheinen lassen. Der gewaltige Ruf nach Reform innerhalb der Kirche trifft nicht zum wenigsten die Verweltlichung und die übertriebene Prachtliebe der höchsten kirchlichen Kreise sowie jene mehr antik-heidnischen als christlichen Neigungen, welche das immer gesteigerte Studium der Antike in Kunst und Literatur hervorgerufen hatte. Doch wäre es ungerecht, ausschließlich den Humanismus für alle jene Mißstände verantwortlich zu machen. Politische und religiöse Verhältnisse haben dazu ebenso mitgewirkt, wie zu der großen Umwälzung jenseits der Alpen. Wie die große Kunst eines Raffael und Michelangelo im wesentlichen von den christlichen Ideen beherrscht blieb, so hat auch die Literatur im großen und ganzen den Boden derselben keineswegs verlassen. Durch Zügellosigkeit und Sittenlosigkeit hat sie vielfach arg gesündigt; aber sie hat die Glaubenslehren nicht geleugnet, welche diese Ausschreitungen verurteilten, und mit geringen Ausnahmen sind selbst die leichtfertigsten Dichter in späteren Jahren zu den frommen und ernsten Gesinnungen des greisen Michelangelo zurückgekehrt. Vieles, worin man mitunter Heidentum witterte, ist weiter nichts als poetische Spielerlei, und damit fällt auch der Vorwurf der Heuchelei gegen jene, welche in ihren Gedichten bald den antiken Olymp zur Verwendung bringen, bald wieder die christlichen Heiligen besingen. Weder das eine noch das andere war Götzendienst — sondern eben Poesie.

Dies gilt von der italienischen Dichtung dieser Zeit wie von der lateinischen. Daß dabei die letztere von der ersteren nicht völlig verdrängt wurde, hält Jakob Burckhardt für einen entschiedenen Vorteil.

„Einen stärkeren Zwang hat es in literarischen Dingen nie gegeben; allein die Poesie entwischte demselben größtenteils, und jetzt können wir wohl ohne allzu großen Optimismus sagen: es ist gut, daß die italienische Poesie zweierlei Organe hatte, denn sie hat in beiden Vortreffliches und Eigentümliches geleistet, und zwar so, daß man inne wird, weshalb hier italienisch, dort lateinisch gedichtet wurde. Vielleicht gilt ähnliches auch von der Prosa; die Weltstellung und der Weltruhm der italienischen Bildung hing davon ab, daß gewisse Gegenstände lateinisch — Urbi et orbi — behandelt wurden, während die italienische Prosa gerade von denjenigen am besten gehandhabt worden ist, welchen es einen inneren Kampf kostete, nicht lateinisch zu schreiben.“ [1]

[1] J. Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien 196 197.

In einem literaturgeschichtlichen Gedicht an Paulus Jovius vergleicht Franz Arsilli das mediceische Zeitalter Leos X. mit jenem des Augustus und führt über achtzig lateinische Dichter auf, welche durch zeitweiligen Aufenthalt Rom angehören und die er deshalb poetae urbani nennt[1]. An ihrer Spitze stehen Sadolet und Bembo. Beide wurden als ausgezeichnete lateinische Stilisten von Leo X. als päpstliche Sekretäre angestellt.

Jakob Sadolet, als Sohn eines Rechtsgelehrten 1477 zu Modena geboren, sollte sich des Vaters Wunsch gemäß ebenfalls der juristischen Laufbahn widmen, war aber ein wirklicher Dichter und fühlte sich weit mehr zu den humanistischen Studien hingezogen und widmete sich denselben in Rom, wo er rasch angesehene Gönner und Freunde fand, doch jeder Streberei fremd blieb und durch sein tadelloses Leben den Beweis lieferte, daß sich der Humanismus mit einer durchaus frommen und christlichen Lebensführung vereinigen ließ[2]. Von Leo X. zum Bischof von Carpentras erhoben, zog er sich nach des Papstes Tod in diese Stadt zurück, ward aber von Klemens VII. wieder nach Rom berufen, von Paul III. (1535) zum Kardinal ernannt, betätigte sich daselbst lebhaft für die kirchliche Reform und besonders für die Vorbereitung eines allgemeinen Konzils, als ihn 1547 der Tod aus diesem Leben rief. Als ein Muster feinster ciceronianischer Prosa gilt sein Dialog Phaedrus sive de laudibus philosophiae, durch welchen er den gleichnamigen verlorenen Dialog Ciceros zu ersetzen versuchte. Von seinen formvollendeten Gedichten wird besonders eines auf die Gruppe des Laokoon und eines auf den Heldentod des Curtius gerühmt.

Aetas nulla tuum minuet, Sadolete, decorem,
Gloria nec longo tempore vita cadet,
Laocoontei narras dum marmoris artes,
Concidat ut natis vinctus ab angue pater,
Curtius utque etiam patriae succensus amore,
Et specie et forti conspiciendus equo,
Fervida dum virtus foret in iuvenilibus annis,
Praecipitem sese tristia in antra dedit[3].

Weniger erbaulich ist das Vorleben des venetianischen Patriziers Peter Bembo, der, 1470 in der üppigen Lagunenstadt geboren, zum ausgezeichneten Latinisten und Kenner des Griechischen herangebildet, sich in allerlei Liebeshändel einließ und noch als päpstlicher Sekretär in unerlaubtem Ver-

[1] Abgedruckt bei Tiraboschi, Storia della letteratura Italiana VII, Tl 3, Modena 1779, 425—442.

[2] Hauptausgabe: I. Sadoleti Opera quae extant omnia, 4 Bde 4°, Veronae 1737. Die meisten seiner Werke sind theologischen, kirchenpolitischen und pädagogischen Inhalts. Die bedeutenderen Gedichte sind: De Caio Curtio, De Laocoontis Statua, Ad Octavium et Fredericum Fregosios.

[3] Arsilli bei Tiraboschi a. a. O. 426.

hältnis lebte, sich indes um Wissenschaft und Literatur so hohe Verdienste erwarb, daß Paul III. ihn 1539 mit dem Kardinalspurpur schmückte. Er hatte inzwischen seinen Lebenswandel geändert, empfing nun die heilige Priesterweihe und weihte die letzten Jahre seines Lebens vorzugsweise patristischen Studien. Als er 1547 starb, wurde er in S. Maria sopra Minerva zwischen den mediceischen Päpsten Leo X. und Klemens VII. bestattet. In seinen italienischen Rime ahmte Bembo zu sehr Petrarca nach und verfiel darum in Manieriertheit; in seinen lateinischen Elegien dagegen wetteiferte er in Formschönheit mit den antiken Mustern, die er sich zum Vorbild nahm, leider aber auch mit der Lizenz und Lüsternheit, welche diesen anhaftete[1].

Der Vorwurf, nicht nur die antike Mythologie neu aufleben zu lassen, sondern sie noch weiter auszuspinnen und ganz Italien mit Göttern, Nymphen und Genien bevölkert zu haben, trifft Bembo nicht allein, sondern fast alle Poeten der Renaissance von Petrarca und Boccaccio an. Mit Recht macht J. Burckhardt geltend, daß dies als poetisches Spiel aufzufassen ist, und daß die alten Götter den Renaissancedichtern einen doppelten Dienst leisteten, indem sie ihnen für allgemeine Begriffe statt frostiger Allegorie plastische, poetische Gestalten boten und indem sie zugleich ein freies, selbständiges Element der Poesie darstellten, das sich jeder Dichtung beimischen und sie in den mannigfachsten Kombinationen beleben konnte. Als ein „Meisterstück" dieser Art bezeichnet er den „Sarca" des Pietro Bembo: „Die Werbung des Flußgottes jenes Namens um die Nymphe Garda, das prächtige Hochzeitsmahl in einer Höhle am Monte Baldo, die Weissagungen der Manto, der Tochter des Teiresias, von der Geburt des Kindes Mincius, von der Gründung Mantuas und vom künftigen Ruhme des Vergil, der als Sohn des Mincius und der Nymphe von Andes, Maja, geboren werden wird. Zu diesem stattlichen humanistischen Rokoko fand Bembo sehr schöne Verse und eine Schlußanrede an Vergil, um welche ihn jeder Dichter beneiden kann. Man pflegt dergleichen als bloße Deklamation gering zu achten, worüber, als über eine Geschmackssache, mit niemanden zu rechten ist."[2]

Dem strengsten Standpunkt eines katholischen Humanisten entspricht Markus Hieronymus Vida, 1490 (nicht schon 1470) zu Cremona geboren. Arsilli reiht ihn unmittelbar an Sadolet und Bembo. Er kam früh nach Rom, studierte daselbst ernstlich Philosophie und Theologie und

---

[1] Gesamtausgabe seiner Werke von Seghezzi, 4 Bde 2°, Venedig 1729; unter den lateinischen sind hervorzuheben: 1. Rerum Venetarum historiae libri XII; 2. Epistolarum Leonis X. P. M. nomine scriptarum libri XVI; 3. Epistolarum familiarium libri VI; 4. De Virgilii Culice et Terentii fabulis (Dialog); 5. De Aetna (Dialog); 6. Carmina.

[2] J. Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien 202.

ward Kanonikus zu St Johann im Lateran, fand aber auch schon mit seinen ersten poetischen Versuchen großen Anklang. Sadolet nennt ihn Magniloquum Vidam et cuius proxime ad antiquam laudem carmen accederet[1]. Leo X. selbst las seine Gedichte, fand Geschmack daran und ehrte den Dichter in freigebigster Weise.

> Leo iam carmina nostra
> Ipse libens relegebat: ego illi carus et auctus
> Muneribusque opibusque, et honoribus insignitus,

erzählt Vida selbst in dankbarster Erinnerung. Unter anderem verlieh ihm der Papst das Priorat St Silvester bei Tivoli, damit er in herrlicher Landeinsamkeit sich ungestört der Poesie widmen könnte. Leo selbst forderte ihn auf, in einem größeren Epos das Leben und Leiden Christi zu besingen, erlebte aber die Vollendung dieser Christiade nicht. Klemens VII. schenkte dem Dichter nicht geringere Gunst und erhob ihn 1532 zum Bischof von Alba. Als solcher vollendete Vida die Dichtung, die sein Hauptwerk bildet und 1535 gedruckt wurde; er betrachtete indes die bischöfliche Würde durchaus nicht als Sinekure für literarische Zwecke, sondern widmete sich seiner Diözese mit aller Sorgfalt eines treuen Oberhirten, nahm eifrig an der kirchlichen Reform teil, verband sich zu diesem Zwecke auch mit dem hl. Karl Borromäus und starb nach segensvollster Wirksamkeit 1566 auf seinem Bischofssitz[2].

Vida ist eine freundliche, liebenswürdige Dichternatur, voll Empfänglichkeit für das Schöne, voll Freude daran, begabt mit einem zarten Formgefühl, das sich an den Werken des Altertums zu noch größerer Feinheit ausgebildet. Wie Raffael die erhabenen Schöpfungen der Loggien mit dem wunderbaren Phantasiespiel der reizendsten Arabesken umwoben, so hat auch Vida seine Freude daran, seinen Geist in harmlosem Spiel ergehen zu lassen. Manche Kritiker haben seine Gedichte über den „Seidenwurm“ (Bombycum libri duo) und über das „Schachspiel“ (Scacchia ludus) denn auch als seine vollendetsten Leistungen erklärt. Es ist spielende Kleinkunst, wie sie Vergil in seinen „Georgica“ zum besten gegeben, aber eine solche, in welcher nicht nur die Formgewandtheit, sondern auch poetischer Geist und Gestaltungsfähigkeit sich im vollsten Maße bewähren. Einige Oden und Elegien (Car-

---

[1] Epist. I 311.

[2] Poetische Schriften: Christiados libri VI, Cremonae 1535; Scacchia ludus, Romae 1527; Poeticorum libri III, Romae 1527; Bombycum libri II, Lugd. et Basil. 1537; Hymni de rebus divinis, Lovan. 1552. — Vgl. Tiraboschi, Storia della lett. Ital. VII, Tl 3, Modena 1779, 242—257. — Latour, La Christiade de Vida, Paris 1826. — Lancetti, Della vita e degli scritti di Vida, Milano 1840. — Novati, Sedeci lettere inedite di M. G. Vida (Archivio storico Lombardo, Milano 1898).

minum liber) weisen ihn auch als Lyriker aus. In einer größeren Sammlung (Hymni de rebus divinis) steigt er dann zu den erhabensten Stoffen religiöser Poesie empor, die er aber nicht etwa in der kirchlichen Hymnenform behandelt, sondern in antiker Weise, die an die sog. homerischen Hymnen und an Hesiod erinnert. Sehr früh hat er auch schon eine Poetik geschrieben (Poeticorum libri tres), sie aber in reiferen Jahren wiederholt gefeilt und umgearbeitet. Der französische Bearbeiter Batteux stand nicht an, sie den drei Poetiken des Aristoteles, Horaz und Boileau als vierte an die Seite zu setzen. Julius Scaliger zog sie derjenigen des Horaz vor. Schon um des feinen Geschmackes willen verdient sie jedenfalls noch heute Beachtung, dann auch als literaturgeschichtlicher Ausdruck dichterischer Anschauungsweise, wie sie im Literatenkreise Leos X. und Klemens' VII. die vollste Anerkennung fand.

Wie den Humanisten des Mittelalters schwebt allerdings auch ihm Vergil als das unerreichte Vorbild eines Dichters vor; aber was er von ihm sagt und was er von ihm gelernt, bekundet ein ganz anderes Durchdringen des klassischen Altertums, als es die vorausgegangenen Jahrhunderte gekannt. Das Studium anderer lateinischer Dichter will er nur für die Jugend aus pädagogischen, und zwar vollkommen richtigen Gründen zurückgedrängt wissen:

Tempus erit, tibi mox cum firma advenerit aetas,
Spectatum ut cunctos impune accedere detur [1].

Homer war damals allgemein noch nicht genug bekannt und zugänglich gemacht, als daß Vida schon seine Vorzüge vor Vergil klar hätte durchschauen können. Nichtsdestoweniger empfiehlt er sehr das Studium der griechischen Literatur [2] und insbesondere des Homer:

Haud multus labor auctores tibi prodere Graios,
Quos inter potitur sceptris insignis Homerus.
Hunc omnes alii observant, hinc pectore numen
Concipiunt vates, blandumque Heliconis amorem.
Felices quos illa aetas, quos protulit illi
Proxima: divino quanto quisque ortus Homero
Vicinus magis, est tanto praestantior omnis.
Degenerant adeo magis ac magis usque minores
Obliti veterum praeclara inventa parentum.

Wohl wie kein zweiter der Humanisten jener Zeit war Vida von dem Wert und der hohen idealen Aufgabe der Poesie erfüllt:

Ingredior vates idem superumque sacerdos
Sacraque dona fero teneris comitatus alumnis [3].

---

[1] Marci Hieronymi Vidae Cremonensis Albae Episcopi Opera, Antverpiae 1607, 449.
[2] Ebd. 447. [3] Ebd. 461.

Als Priester des Schönen ist er denn auch an die große Aufgabe gegangen, die Leo X. ihm gestellt, das Leben und Leiden Christi in einem Epos von altklassischem Gepräge zu besingen. Viele werden diese Aufgabe von vornherein als eine unlösbare ablehnen. Unmöglich ist es allerdings, die wunderbare Schönheit, welche in der Einfachheit und schlichten Größe der evangelischen Berichte liegt, in einer noch so kunstvollen Dichtung zu erreichen oder gar zu übertreffen. Unmöglich ist es auch, den biblischen Stoff und die christlich-dogmatischen Anschauungen in volle Harmonie mit dem altklassischen Vokabular zu bringen. Unmöglich ist es ebenfalls, bei einem so ernsten, ehrwürdigen, festumschriebenen Stoff jene poetische Erfindungs- und Gestaltungskraft zu entwickeln, wie sie heidnische Dichter an den religiösen Mythen des Altertums entfalten konnten. Wenn nichtsdestoweniger christliche Dichter von den ältesten Zeiten an die heidnischen Epen durch eine Christiade zu verdrängen und zu überflügeln suchten, so war es nicht nur echt poetische Liebe und Begeisterung für den erhabensten Stoff der gesamten Welt- und Menschengeschichte, sondern auch die Überzeugung, daß sich derselbe im Rahmen der altklassischen Kunstform episch gestalten lasse. Viele solche Versuche sind an uns vorübergezogen. An eigentlicher künstlerischer Vollendung übertrifft die Christiade Vidas unstreitig sie alle. Ohne Vergewaltigung des biblischen Textes ist der überreiche Stoff in einen knappen, einheitlichen Plan gedrängt, kunstvoll gruppiert, in würdiger und majestätischer, zugleich anmutiger und ergreifender Darstellung ausgeführt, mit allem Schmuck der schönsten lateinischen Diktion behandelt. Ein Vergil selbst hätte es kaum besser machen können.

Wird man nun auch allzu oft an Vergil erinnert, so besteht die Dichtung doch keineswegs aus vergilianischen Centonen; sie ist ein selbständiges, von echtem Dichtergeist durchwehtes Werk, das Schönheiten ersten Ranges aufzuweisen hat. Nicht umsonst ist es ins Spanische, Italienische, Englische, Deutsche und Französische übersetzt worden und hat schon im 16. Jahrhundert an Bartholomäus Botta einen Kommentator gefunden. Milton scheint es gekannt und manche Stelle nachgeahmt zu haben. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß, während Luther noch lebte und unaufhörlich die Anklage wiederholte, daß das Papsttum sich zwischen den Erlöser und die Erlösten dränge, noch unter dem Papst, den er als den Antichrist verschrie, auf Anregung eben dieses Papstes das schönste Kunstepos der Renaissancezeit gerade den Erlösungstod Christi verherrlichte, wie Raffaels Kunst in der „Verklärung Christi" gewissermaßen ihren Höhepunkt fand. Die „Briefe der Dunkelmänner" haben hier in Farben und Versen die schönste und treffendste Antwort gefunden. Vidas „Christiade" ist zugleich das Denkmal einer feinen klassischen Bildung, wie sie Hutten und seine Genossen nicht erreichten, und einer innigen Liebe zum Erlöser und zu seiner Kirche, welche

Luthers Vorwürfe schlagend widerlegt. Herrlich schließt das Gedicht mit den Wundern des Pfingsttages und mit der Ausbreitung der christlich-apostolischen Lehre durch die ganze Welt [1].

> Ergo abeunt varias longe lateque per oras
> Diversi, laudesque canunt, atque inclyta vulgo
> Facta ducis, iamque (ut vates cecinere futurum
> Antiqui) illorum vox fines exit in omnes.
> Audiit et si quem medio ardens aethere iniquo
> Sidere desertis plaga dividit invia terris,
> Quique orbem extremo circumsonat aequore pontus:
> Continuo ponunt leges moremque sacrorum
> Urbibus; infectum genti lustralibus undis
> Eluitur scelus, et veteris contagia culpae,
> Religioque novas nova passim exsuscitat aras,
> Protinus hinc populos Christi de nomine dicunt
> Christiadas. Toto surgit gens aurea mundo,
> Saeclorumque oritur longe pulcherrimus ordo.

Ganz am Schluß aber hat Vida in römischer Lapidarschrift die Mahnung hinzugesetzt:

„Wer immer du bist, der Verfasser will dich erinnert haben, daß er ein so gewagtes Werk nicht um des Lobes willen gierig unternommen, sondern wisse, daß es ihm, mit der Aussicht auf ehrenvolle Belohnung, von zwei Päpsten aufgetragen worden ist, von Leo X. zuerst, dann von Klemens VII., beide aus der erlauchten etrurischen Familie der Medici: deren Freigebigkeit und Sorgfalt dieses Zeitalter es dankt, daß die Literatur und die schönen Künste, die völlig erloschen waren, zu neuem Leben erweckt worden sind. Das sollte dir nach meinem Wunsche nicht unbekannt bleiben.“ [2]

Vida verschob die Ausgabe seiner „Christiade“, weil, als dieselbe ungefähr vollendet war, um 1527 ein ähnliches christliches Epos in klassischer Form erschien, mit dem Titel De partu Virginis. Der Dichter Jacopo Sannazaro wurde als Sohn einer ursprünglich spanischen Familie 1458 zu Neapel geboren, trat der gelehrten Akademie des Pontano bei, in welcher er den Namen Actius Sincerus annahm, folgte 1501 dem König Federigo in die Verbannung nach Frankreich und kehrte erst nach dessen Tod, mit manchen kostbaren Handschriften antiker Schriftsteller, nach Neapel zurück, wo er 1530 starb [3]. Schon mit kleinen Festkomödien, von welchen eine die Eroberung von Granada behandelte, mit Sonetten und Kanzonen erwarb

---

[1] Marci Hieronymi Vidae Cremonensis Albae Episcopi Opera 439.

[2] Ebd. 440.

[3] I. Sannazar, Arcadia, Venetiis 1502 (im Laufe des 16. Jahrhunderts etwa sechzig Ausgaben); De partu Virginis. — Eclogae. — Salices et lamentatio de morte Christi, Neapoli 1526. — Opera omnia, Frankf. 1709.

er sich große Beliebtheit. Mehr Einfluß erlangte seine zuerst 1504 veröffentlichte, italienisch geschriebene Arcadia, eine Sammlung von Eklogen mit verbindendem Text, in welchen er zuerst eine Art daktylischer, leichter Verse, die sog. versi sdruccioli, anwandte und durch welche das Hirtengedicht nach Art Theokrits und Vergils wieder allgemeine Beliebtheit erlangte. Seine lateinischen Gedichte, besonders seine Eklogen, zeichnen sich durch ihre Feinheit und Eleganz aus. Für ein einziges Epigramm zahlte ihm der Senat von Venedig 600 Zechinen; er drückt auch das Lob der Lagunenstadt mit wahrhaft klassischer Kraft und Schönheit aus:

Viderat Adriatis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem et toto ponere iura mari.
Nunc mihi Tarpeias quantumvis, Iuppiter, arces
Obiice, et illa tui moenia Martis, ait.
Tibrim Oceano praefers, urbem aspice utramque:
Illam homines dicis, hanc posuisse deos.

Am festesten begründete Sannazar jedoch seinen Ruhm mit seiner Epopöe De partu Virginis, an welcher er zwanzig Jahre arbeitete und feilte, bis Ausdruck und Vers, Metrum und Wohlklang auch den strengsten Forderungen altklassischer Poetik entsprachen. Es war aber durchaus kein gezwungenes Schulexerzitium, keine mühsam erschraubte Kunstleistung, es war eine wahre Herzenssache, ein Werk echten Künstlerschaffens nach der inhaltlichen wie nach der formellen Seite hin. Sannazar war ein kindlich frommer Mann, voll des innigsten Glaubens an die Geheimnisse der Erlösung, voll der zärtlichsten Andacht zu der hochheiligen Jungfrau, die uns den Erlöser gebracht. In diesem Geiste versenkt er sich in den großen Ratschluß der Menschwerdung, schildert dann die Engelsbotschaft an Maria und ihre wunderbare Verwirklichung, den Besuch Marias bei Elisabeth, die Reise nach Bethlehem, die Geburt Christi in der armen Grotte, den unendlichen Jubel, mit welchem die erste Weihnacht Himmel und Erde erfüllt. Kein mittelalterlicher Mystiker könnte das alles wahrer und liebevoller empfinden. Aber mit nicht geringerer Lebhaftigkeit und Innigkeit hat sich der Dichter auch ganz in die Form und in die Sprache Vergils hineingelebt. Mögen diese kleinen Züge an Juppiter und Merkur, jene an Aeneas oder Dido erinnern, die Hölle ganz das Gepräge der antiken Unterwelt tragen, der Jordan seine Weissagungen dem Proteus in den Mund legen: für den Dichter haben diese Reminiszenzen ihre heidnischen Beziehungen völlig verloren; ihm sind sie nur schöne Formen, in denen er lebt und webt, ein zierlicher Schmuck, mit dem er das Erhabenste und Ehrwürdigste würdig zu erheben glaubt. Nur in diesem Sinne kann man bei ihm von Heidnischem reden; nur in diesem Sinne ist das Lob zu nehmen, das Burckhardt ihm spendet:

„Sannazaro imponiert durch den gleichmäßigen gewaltigen Fluß, in welchem er Heidnisches und Christliches ungescheut zusammendrängt, durch die plastische Kraft der Schilderung, durch die vollkommen schöne Arbeit. Er hatte sich nicht vor der Vergleichung zu fürchten, als er die Verse von Vergils vierter Ekloge in den Gesang der Hirten an der Krippe verflocht. Im Gebiet des Jenseitigen hat er da und dort einen Zug dantesker Kühnheit, wie z. B. König David im Limbus der Patriarchen sich zu Gesang und Weissagung erhebt, oder wie der Ewige thronend in seinem Mantel, der von Bildern alles elementaren Daseins schimmert, die himmlischen Geister anredet. Andere Male bringt er unbedenklich die alte Mythologie mit seinem Gegenstande in Verbindung, ohne doch eigentlich barock zu erscheinen, weil er die Heidengötter nur gleichsam als Einrahmung benutzt, ihnen keine Hauptrolle zuteilt. Wer das künstlerische Vermögen jener Zeit in seinem vollen Umfange kennen lernen will, darf sich gegen ein Werk wie dieses nicht abschließen. Sannazaros Verdienst erscheint um so viel größer, da sonst die Vermischung von Christlichem und Heidnischem in der Poesie viel leichter stört als in der bildenden Kunst; letztere kann das Auge dabei beständig durch irgend eine bestimmte, greifbare Schönheit schadlos halten und ist überhaupt von der Sachbedeutung ihrer Gegenstände viel unabhängiger als die Poesie, indem die Einbildungskraft bei ihr eher an der Form, bei der Poesie eher an der Sache weiterspinnt. . . .

„Sannazaros Ruhm, die Menge seiner Nachahmer, die begeisterte Huldigung der Größten seiner Zeit — dies alles zeigt, wie sehr er seinem Jahrhundert nötig und wert war. Für die Kirche beim Beginn der Reformation löste er das Problem: völlig klassisch und doch christlich zu dichten, und Leo sowohl als Klemens sagten ihm lauten Dank dafür." [1]

Noch als Bischof von Carpentras gedachte Sadolet mit Freude der Zeiten, wo die Mitglieder der Römischen Akademie, noch jugendlich und munter, in großer Zahl sich zu heitern Mahlzeiten zu versammeln pflegten, bald bei dem Dichter Angelo Collocci in den Suburbanischen Gärten, bald bei ihm selbst auf dem Quirinal, bald am Circus Maximus, bald am Tiberufer beim Herkulestempel. Diese Mahlzeiten waren weniger durch reichliche Gerichte als durch Witz und Scherz gewürzt, und nach denselben wurden Gedichte vorgetragen und Reden gehalten, zum höchsten Genuß aller Anwesenden [2]. Den Vida nennt er erhaben und sagt von seinen Versen, daß sie der Eleganz der Alten ziemlich nahekämen. Als geistreich lobt er die Kompositionen des Casanova, als breit und wohltönend die des Capella; an Beroaldo lobt er die Feile und die Korrektheit, an Pierio Valeriano, Lorenzo Grano, Mateleno, Blosio Palladio Reichtum und Anmut. Er erwähnt noch andere Prosaisten und Poeten, wie Hieronymus Negri, einen glücklichen Nachahmer der ciceronianischen Beredsamkeit, Antonio Venanzi

---

[1] Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien [3] 202 203. — Vgl. Geiger, Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland (bei Oncken, Allgem. Geschichte in Einzeldarstellungen), Berlin 1882, 260 261.

[2] Sadolet, Epist. famil. I, ep. 106 (ed. Romana 309). — Tiraboschi, Storia della lett. Ital. VII, Tl 1, 114 ff. — Geiger a. a. O. 292 293.

und Gianfrancesco Bini, in beiden Sprachen tüchtig, die scharfen und sinnreichen Kritiker Ubaldino Bandinelli und Antonio il Computista. Auch ein Deutscher, Corycius, Johann Goritz aus Luxemburg, päpstlicher Referendar, ein wohlhabender Mann, gehörte der Gesellschaft an, gab alljährlich am St Annentag ein glänzendes Festmahl und gehörte zu denen, die viel geneckt wurden[1]. Als er 1514 die St Annakapelle in der Kirche St Augustin mit einem herrlichen Altar von Sansovino, die hl. Anna mit Maria und Jesus darstellend, schmücken ließ, verherrlichten die Freunde das Fest mit einem ganzen Album von Gedichten, das unter dem Titel Coryciana gedruckt wurde und einen Einblick in das fromme und gemütliche Treiben des dichterischen Freundeskreises gewährt[2]. Während der Plünderung Roms (1527) hatte die Akademie traurige Zeiten; sie erholte sich von dem Schlage nicht mehr; aber an ihre Stelle traten später mehrere ähnliche Kreise.

Können wir auch hier noch nicht den mächtigen Einfluß schildern, welchen die Pflege der lateinischen Poesie auf die gleichzeitige italienische ausübte, so mögen doch als Beispiele davon zwei Dichter erwähnt werden, die ebenfalls dem Kreise Leos X. angehörten und die Frucht ihrer humanistischen Studien vorzugsweise in italienischer Sprache verwerteten.

Giovanni Rucellai, ein Vetter des Papstes Leo X. (1475 bis 1526), verfaßte nach Vergils Vorbild ein ausführliches Lehrgedicht über die Bienen, das mit unendlicher Sorgfalt ausgearbeitet ist und viele interessante Seitenblicke — auf die Türkenkriege, auf die Unbotmäßigkeit der Schweizer, auf die Thronbesteigung Klemens' VII. — enthält. Er schrieb auch Tragödien: 1515 eine „Rosmonda“, nach einer Erzählung des Paulus Diaconus, und 1524 einen „Orest“, beide mit schönen lyrischen Chören. Giangiorgio Trissino (1478—1550), ein überaus frommer, wackerer Mann, den Leo X. vielfach im diplomatischen Dienst verwendete, beschäftigte sich ebenfalls mit dramatischer Poesie; er schrieb eine „Sophonisbe“ und mehrere Komödien, in italienischer Sprache eine Epopöe, L'Italia liberata dei Goti, welche

[1] Er stand mit Reuchlin und Erasmus in freundschaftlicher Beziehung. Klemens VII. selbst erwähnt ihn höchst ehrenvoll in einem Breve an die Luxemburger vom 8. April 1524: Ex dilecto filio magistro Ioanne Corysio cive vestro, notario et familiari nostro, cuius opera assidue utimur et fide iuvamur, relatu, pietas ad nos vestra perlata est, digna quidem illa vobis vestrisque olim maioribus, sed hoc tempore vehementer necessaria ac nobis valde iucunda et grata (P. Balan, Monumenta reformationis Lutheranae, Ratisb. 1884, 325). — Vgl. J. Burckhardt a. a. O. 210 211.

[2] Herausgeg. von Blossius Palladius, Rom 1524. Auch Hutten und andere deutsche Humanisten steuerten Epigramme auf den St Annenaltar bei. In einem derselben fleht der unglückliche Ritter Jesus, Maria und Anna um Heilung seines kranken Fußes an. Siehe D. F. Strauß, Hutten I 161 162. — L. Geiger, Art. „Goritz“ in der Allgem. Deutschen Biogr. IX 375.

aber wenig Anklang fand und ihm den Wunsch abpreßte: hätte er nur lieber den Roland besungen. Denn der Feldherr Belisar stand seinem Publikum ebenso fern als die Goten.

Unter den Gelehrten, welche die verdienstvolle Aufgabe fortsetzten, die alten Klassiker neu herauszugeben, ragen der venetianische Buchdrucker Aldo Manuzio (1449—1515) und sein Freund, der gelehrte Venetianer Andrea Navagero (1483—1529), hervor, der in Aldos Offizin den Druck des Cicero, Terenz, Lucretius, Vergil, Horaz, Tibull, Ovid und Quintilian leitete[1]. Er dichtete auch, zwar nicht viel, aber seine Oden zeichnen sich durch Schwung und Gehalt wie durch die feinste Form aus. In sittlichen Dingen war er streng. Er wollte „seine Camönen", wie er sagte, „rein bewahren". Deshalb pflegte er jedes Jahr ein Exemplar des Martial zu verbrennen. Den Catull ließ er noch zur Not passieren. Auch die eigenen „Wäldchen", die er nach Statius' Vorbild in jungen Jahren verfaßt hatte, übergab er den Flammen. Bei einem Besuch mit Pietro Bembo in Rom lernte er Raffael kennen, der ihn gemalt hat.

Das Beispiel Vidas und Sannazars regte noch manche Dichter zu größeren epischen Versuchen an. So verfaßte Riccardo Bartolini eine Austriade (De bello Norico), Girolamo Falletti eine Sicambriade (De bello Sicambrico), Lorenzo Gambara eine Columbiade, Tassos Zeitgenosse Pietro Angelo de Barga eine Syriade (Syrias, 1591). Der Arzt Girolamo Fracastoro von Verona (1483—1553) dichtete einen „Josephus", der kaiserliche Leibarzt Paulus Fabricius (1529—1588) einen „Abraham" und ein Weihnachtsidyll, Andreas Resende aus Evora (1493—1573) einen „Vincentius".

Drittes Kapitel.

Weiterleben des Humanismus außerhalb Italiens.

Auch jenseits der Alpen vermochte der gewaltige Sturm der religiösen Umsturzbewegung das humanistische Leben nicht sofort zu lähmen, das von Italien aus nach allen Ländern gedrungen war. Merkwürdig genug, daß uns hier im fernen Polen der bahnbrechende Astronom der Neuzeit als katholischer Humanist entgegentritt: Nikolaus Copernicus und mit ihm sein Freund Dantiscus.

Johannes Dantiscus, 1485 in Danzig geboren, bereiste schon in jungen Jahren Palästina und Italien, war 1508 Geheimschreiber des

[1] A. Naugerius (Navagero), Opera (ed. I. A. et Caj. Vulpii [Padua 1718]); Orationes duae carminaque nonnulla (Venedig 1530).

Königs Sigismund I. von Polen, kam als Diplomat, Krieger und Höfling in ganz Europa herum und ward mit den hervorragendsten Größen seiner Zeit bekannt. Endlich 1533 trat er noch in den Priesterstand, ward Bischof von Kulm, 1538 Bischof von Ermeland und starb 1548. Die Dichtung war für ihn nur Zuspeise zu einem Leben voll der mannigfaltigsten Tätigkeit, aber sie ist es doch in hinreichendem Grade, um mit der edeln Gesinnung des Mannes auch dessen feine Bildung erkennen zu lassen.

Ein größeres Gedicht (gegen fünfhundert Verse) ist seine „Paränese an Constantius Alliopagus". Es ist eine Antwort auf den poetischen Gruß, mit welchem ihn, als er Bischof von Ermeland geworden war (1538), beim Einzug in seine Residenz Heilsberg Eustachius von Knobelsdorf, der Sohn des Bürgermeisters, willkommen hieß. In anmutigen, leicht dahinfließenden Distichen lenkt er zuerst das ihm gespendete Lob von sich ab und teilt dann dem angehenden Schüler der Weisheit anspruchslos und schlicht, belehrend und mahnend, die Schicksale des eigenen Lebens mit: mit welcher Begeisterung er einst der Zukunft entgegensah, wie er dann gen Palästina pilgerte und dort den Entschluß faßte, fortan nur der Wissenschaft und Frömmigkeit zu leben, wie manche Gefahren und Verirrungen an den Höfen der Fürsten ihn von diesem Vorsatz abgelenkt, wie schwere Arbeiten und Leiden jetzt seiner harren, wie er dieselben aber, als Sühne für die Vergehen seiner Jugend, in Demut und Reue zu ertragen gedenke. Ungesucht flechten sich der Erzählung in innig väterlich-freundlichem Tone die schönsten Ermahnungen an den jungen Freund ein: Trägheit, Sinnenlust und Neuerungssucht zu fliehen, sich begeistert dem Studium zu widmen und dem Glauben und der Kirche der Väter unverbrüchlich treu zu sein. Zwei andere Gedichte, „Über den verlorenen Sohn" und „Lucretia", zirkulierten nur handschriftlich im Kreise seiner Freunde und sind nicht zum Druck gelangt. Dagegen ist eine Sammlung von dreißig geistlichen Liedern erhalten, ganz im Geiste und Stile der älteren Hymnen des Breviers gedichtet, ohne Einmischung klassischer Reminiszenzen, voll herzlicher Frömmigkeit, Liebe zur Kirche und Andacht zur jungfräulichen Himmelskönigin[1].

Nikolaus Copernicus, 1473 zu Thorn geboren, erhielt seine humanistische Ausbildung an der Universität Krakau, an welcher damals (1491) nicht weniger als siebzehn Professoren über Vergil, Ovid, Horaz und andere alte Klassiker lasen. Manches Jahr brachte er dann in Italien zu, wo damals die humanistischen Studien in vollster Blüte standen, studierte von 1496 an die Rechte in Bologna, pilgerte im Jubiläumsjahr 1500 nach Rom, studierte dann in Padua und Ferrara wahrscheinlich auch noch Medizin

---

[1] Franz Hipler, Bibliotheca Warmiensis oder Literaturgeschichte des Bistums Ermland I, Braunsberg und Leipzig 1872, 105—111.

und ward an letzterer Universität 1503 zum Doktor des kanonischen Rechts promoviert. Bewegten sich seine Studien auch auf andern Gebieten als auf jenem der Poesie, so waren doch die Fachstudien noch lange nicht so getrennt und zersplittert wie heute. Die Fakultäten an der universitas literaria schlossen sich ebensowenig gegeneinander ab, wie gegen Schüler und Hörer fremder Nationen. Das ganze wissenschaftliche Leben hatte noch etwas Kosmopolitisches, und so lebte sich Copernicus nicht nur ganz in die wissenschaftliche, lateinische Prosa jener Zeit hinein, sondern erwarb sich auch so viel Verstechnik, daß er sieben Oden von je sieben Strophen auf die Jugendgeheimnisse des Erlösers verfassen konnte.

Wie poetisch begeistert er die Astronomie auffaßte, besagt schon die Einleitung zu seinem großen Werk:

„Was könnte es Schöneres geben als den Himmel, den Inbegriff alles Schönen: haben ja selbst Weltweise den gestirnten Himmel seiner Erhabenheit wegen geradezu als Gottheit verehrt. Die Wissenschaft der Sternkunde haben viele der Alten mit dem Namen „Vollendung“ belegt, weil sie, die Krone aller freien Künste, vor allem eines freien Mannes würdig ist. Die Arithmetik, Geometrie, Optik, Geodäsie, Mechanik und wie sie sonst heißen mögen, alle dienen ihr, alle finden in ihr Mittel- und Gipfelpunkt. Wenn es jeder Wissenschaft eigen, des Menschen Gemüt zu adeln und von allem Niedrigen loszuschälen, so gebührt wiederum dieser Vorzug ganz besonders der Astronomie, abgesehen von dem Hochgenuß, dem vielfachen Nutzen, den ihr Studium dem Geiste gewährt. Wie wäre es auch anders möglich? Wie könnte jemand die herrliche Ordnung des von Gottes Hand geleiteten Weltalls erforschen, ohne dadurch sich selbst zu einem geordneten Leben, zu allem Guten, ja zum Schöpfer des Weltalls selbst, dem Urquell alles Guten, hingerissen zu fühlen?“

Überaus schön und rührend ist es, wie der geniale Astronom, der größte seit Ptolemäus, einer der Pfadfinder der modernen Naturwissenschaften, sich und sein Wissen in dem poetischen „Siebengestirn“ dem Christkind zu Füßen legt, gleich den Weisen aus dem Morgenland, die einst dem Stern zur Krippe gefolgt. Von den sieben in asklepiadeischen Versen abgefaßten, schlichten und sinnigen Oden zeichnet die erste das Bild, das die Propheten von dem kommenden Messias entwerfen, die zweite drückt ihr Sehnen nach ihm aus, die dritte besingt Christi Geburt im Stalle von Bethlehem, die vierte feiert in der Beschneidung den Namen Jesu, die fünfte das Geheimnis der Epiphanie, die sechste die Darstellung im Tempel, die siebte endlich das Zurückbleiben und Lehren des zwölfjährigen Jesukindes im Tempel zu Jerusalem[1].

---

[1] Fr. Hipler, Des ermländischen Bischofs Johannes Dantiskus und seines Freundes Nikolaus Kopernikus geistliche Gedichte, Münster i. W. 1857. — A. Müller S. J., Nikolaus Copernicus, der Altmeister der neueren Astronomie (Ergänzungsheft zu den Stimmen aus Maria-Laach LXXII) 9—11.

Wie das entlegene Polen, so fand auch Ungarn einen tüchtigen Vertreter der humanistischen Bestrebungen in katholischem Sinn. Es ist Nikolaus Oláh (Oláhus), der Abkömmling einer walachischen Fürstenfamilie, 1493 zu Hermannstadt in Siebenbürgen geboren, 1543 zum Bischof von Agram, 1553 zum Erzbischof von Gran erhoben. Er stand mit den angesehensten Humanisten seiner Zeit, besonders mit Erasmus in Beziehung, dem er in einem Briefe (vom 12. Februar 1532) den wohlbegründeten Vorwurf macht, daß er eigentlich gar nichts zum Ruhme und zum Wohle seines Vaterlandes getan, dasselbe (in so schwerer, gefahrvoller Zeit) ganz im Stich gelassen habe. Mit großem Eifer pflegte er das Studium des Griechischen. Seine stilistische Fertigkeit bezeugt seine „Chorographische Beschreibung Ungarns", die aber erst 1763 zum Drucke kam.

Der junge Knobelsdorf, der Dantiscus bei seinem Einzug in Heilsberg besungen, bezog bald darauf (1540) die noch durch und durch katholische Universität Löwen und dann das gewaltige Paris, noch immer die größte Universitätsstadt der Welt. Seine geistvollen und inhaltreichen Briefe an Dantiscus wissen nicht genug zu erzählen von der Universität, ihren 66 Kollegien und Wohnungen für 40 000 Studenten, von den zahllosen Professoren und ihren Vorlesungen, von der Gelehrtheit eines Latomus, Galandus, Tussanus und besonders des großen Orientalisten Vatablus. Der junge Dichter selbst pflegte die lateinische Poesie so eifrig weiter, daß seine Elegie auf die Stadt Paris (von ca 1500 Versen) den lebhaften Neid der Pariser Studenten erregte. Sie schließt mit den Worten:

> Si reducem patrio me forte remiseris orbi,
> Tu mihi materies, tu mihi carmen eris.
> Uvida te residens ad flumina divitis Allae
> Oreades inter te Dryadesque canam.
> Dantiscus teneri socium se carminis addet,
> Dantiscus vatum pontificumque decus.
> Interea exiguo faveas urbs aequa labori
> In terris breviter non habitura parem[1].

Schon unter Ludwig XII. hatte der Humanismus in Frankreich feste Wurzeln gefaßt, unter Franz I. (1515—1547) gelangte er rasch zu hoher Blüte. Sein erster Bannerträger war Wilhelm Budeus, ein Jahr nach Erasmus (1467) geboren. Ziemlich autodidaktisch, wenn auch mit Beihilfe des Georg Hermonymos von Sparta und des Janos Laskaris, lernte er Griechisch, ward 1497 königlicher Sekretär und begleitete 1503 eine Gesandtschaft an Julius II. nach Rom, wo er mit den italienischen Humanisten in Verbindung trat. Ein großes Werk über die Pandekten (1508), ein

[1] Fr. Hipler, Bibliotheca Warmiensis I 150 151.

Traktat über die Münzen, Gewichte und Maße der Alten (De asse et partibus eius 1514), eine Briefsammlung und ein griechisches Lexikon erwarben ihm europäischen Ruf; er galt bald als der größte Gelehrte nächst Erasmus. Franz I. machte ihn 1522 zu seinem Bibliothekar und begünstigte die humanistischen Studien in freigebigster Weise[1].

Der bedeutendste Gräzist neben Budeus war Germain de Brie (Germanus Brixius), königlicher Almosenier und Kanonikus von Notre Dame in Paris. Er hatte in Venedig bei Janos Laskaris und in Padua bei Markos Musuros Griechisch gelernt, stand mit Erasmus im Verkehr und übersetzte einen Teil der Werke des hl. Johannes Chrysostomus ins Lateinische. Er wetteiferte auch in lateinischen Versen mit Thomas Morus.

An Budeus und de Brie schlossen sich als tüchtige Latinisten Ludwig de Ruzé, Richter des Zivilhofes, und Franz von Luines, Präsident des Parlaments, Nikolaus Berauld von Orléans und die beiden Ärzte Johann Ruel und Wilhelm Cop. Als einflußreicher Gönner ihrer Bestrebungen bewährte sich Stephan Poncher, Bischof von Paris, später Erzbischof von Sens. Tätigen Anteil an ihren Studien nahmen der Dominikaner Wilhelm Petit, später Erzbischof von Troyes, Jakob Colin, Abt zu St Ambrosius in Bourges, Franz du Bois, Rektor des Kollegs von Tournai, und Johann de Pins, Bischof von Rieux.

An mehreren Kollegien der Universität Paris wurden Vorlesungen über griechische Sprache und Literatur gehalten, so an denjenigen von Lisieux, Le Moine und Burgund. Den Hauptmittelpunkt der humanistischen Studien bildete aber das Kollegium Sainte-Barbe, welchem der Portugiese Jakob de Govea und nach ihm sein Neffe Andreas de Govea vorstand. Etwas Eifersucht hatte zwischen der theologischen Fakultät und der artistischen immer geherrscht, und so kann es nicht befremden, daß, zumal nach dem Auftreten Luthers, ein Teil der Theologen das Wachsen der humanistischen Bewegung mit einigem Verdacht und Mißgunst betrachtete. Der Führer dieser Opposition war der Vorstand des Kollegs Montaigu, Noel Beda. Obwohl seine Anhänger sehr zahlreich waren, vermochten sie indes wenig auszurichten. Einsichtigere Theologen sahen in den zwei Studienrichtungen keinen wirklichen Gegensatz[2], und unter den Schülern Goveas befanden sich sogar Ignatius

---

[1] A. Tilley, Humanism under Francis I. (The English Historical Review XV, London 1900, 456—478). — P. Feret, La faculté de Théologie de Paris. Époque moderne I, Paris 1900, 49—55. — Budaei Opera, 4 Bde, Basil. 1557. — Rebitté, G. Budé, restaurateur des études grecques en France. Paris 1846.

[2] Prinzipiell war die Kirche schon viel früher für die Pflege der Sprachen eingetreten, deren Kenntnis ein tieferes Bibelstudium erheischt. Das Konzil von Vienne (1311) verordnete, daß am „Studium" an der römischen Kurie sowie an den Universitäten Paris, Oxford, Bologna und Salamanca je zwei Professoren der hebräischen, arabischen und chaldäischen Sprache angestellt werden sollten (Clement.



von Loyola und dessen erste Freunde und Genossen. Paris blieb von dem unseligen Zwist verschont, der in Köln Scholastik und Humanismus in feindliche Lager auseinanderriß und beide unsäglich schädigte.

Im Jahre 1529 legte Franz I. den Grund zu dem neuen Collège de France, indem er auf das Drängen seines Bibliothekars Budeus einige neue Professuren an der Universität errichtete. Dieselben wurden im folgenden Jahr auf fünf vermehrt. Als Professoren des Hebräischen wurden Franz Vatablus und Agatho Guidacerio, als solche des Griechischen Peter Danès und Jakob Toussain, als solcher der Mathematik der Spanier Johann Martin Poblacion angestellt. Noel Beda erhob 1534 im Namen der theologischen Fakultät Einsprache gegen die Neuerung, mit Rücksicht auf die Gefahren, die daraus für die Erklärung der Heiligen Schrift erwachsen könnten. Die Sache gelangte an das Parlament, dessen Entscheidung nicht erhalten ist. Doch muß sie für die neue Einrichtung günstig ausgefallen sein, da nicht nur die ernannten Professoren in Tätigkeit blieben, sondern noch im selben Jahr ein eigener Lehrstuhl für Latein errichtet wurde. Denselben bekleidete zuerst der Luxemburger Bartholomäus Masson (Latomus). Im Jahr 1539 kamen noch drei neue Professuren hinzu, eine zweite für Mathematik, eine für Philosophie und eine für Medizin.

Budeus' Nachfolger als königlicher Bibliothekar wurde 1540 Peter du Chastel, der sich lange im Orient aufgehalten hatte, später Bischof von Mâcon, Tulle und Orléans wurde, ein überaus vielseitiger Gelehrter. Er vermehrte die königliche Bücherei namentlich mit ansehnlichen Sammlungen griechischer Bücher, die teils in Venedig teils in Rom für hohe Preise aufgekauft wurden. Die griechischen Handschriften zu Fontainebleau beliefen sich 1545 auf hundertneunzig und leisteten große Dienste, da sie den Gelehrten leicht zugänglich waren. Im Jahr 1528 begann man auch in Paris griechische Bücher zu drucken; an der Sorbonne erschienen ihrer 1530 nicht weniger als elf.

Eifrige Pflege fanden die humanistischen Studien ebenfalls in Bordeaux, Nîmes, Bourges, Orléans, Toulouse, Montpellier und vor allem Lyon.

Als Dichter werden erwähnt Johann Salmon (Salmonius Macrinus), den man sogar den französischen Horaz nannte, Anton de Govea, Gilbert, Ducher, Simon Vallambert, Claudius Rousselet und Johann Voulté. Am bedeutendsten nächst den 1519 erschienenen „Carmina" des Brixius dürften die „Poemata" des Theodor Beza sein, welche 1548 herauskamen.

Von den Schuldramen des Tixier de Ravisi (Ravisius Textor), welcher von 1500—1524 am Kollegium von Navarra lehrte, sind nur einige Dialoge erhalten,

---

c. 1, lib. 5, tit. 1). — Hefele, Konziliengeschichte VI², Freiburg 1890, 545. — Ein tüchtiger Kenner des Hebräischen war schon der deutsche Dominikaner P. G. Schwarz (Niger), der, 1434 geboren, um 1483 starb.

welche sich ganz den mittelalterlichen Moralitäten anschließen[1]. Die handelnden Personen sind: der Mensch, die Erde, die Weltkinder, die Kirche, der Reichtum, die Sünde, der Tod, die Krankheit, der freie Wille usw.; die Scenen sind mehr oder weniger dialogisierte Predigten, aber lebendiger und frischer als viele biblische Stücke der späteren Zeit. Von Bartholomäus de Loches, Prior in Orléans, erschien 1537 ein Passionsspiel, Christus Xylonicus, das gegen die mittelalterlichen Stücke schon einigen technischen Fortschritt aufweist[2].

Die französischen Humanisten dieser Zeit taten sich übrigens schon weniger durch Poesie hervor als durch philologische und antiquarische Gelehrsamkeit. Jacques Toussain (Tussanus) wurde als Grammatiker und Lexikograph berühmt. Sein Schüler Henry Estienne (Stephanus) gab etwa 170 alte Klassiker heraus; seinen Hauptruhm bildet der riesige Thesaurus linguae graecae, eine der grundlegenden Arbeiten der neueren Sprachwissenschaft, die aber dem verdienstvollen Unternehmer zwölf Jahre angestrengtester Arbeit und schließlich auch seinen Wohlstand kostete. Adrien Turnèbe, der 1547 von Toulouse an die Stelle des gestorbenen Toussain nach Paris berufen wurde, machte sich ebenfalls vorzugsweise durch Herausgabe, Erklärung und Übersetzung der Klassiker verdient. Marc-Antoine Muret (1526—1585) erwarb sich den von vielen angestrebten und übermäßig hoch angeschlagenen Ruhm, in seinem lateinischen Stil durch Reichtum wie Genauigkeit und Wohlklang beinahe Cicero zu erreichen. Als ihn ungeheuerliche, wie es scheint, verleumderische Anklagen 1554 aus Frankreich vertrieben, fand er in Italien die glänzendste Aufnahme, nicht nur bei den Humanisten wie Bembo, Aldo Manuzio, sondern auch bei dem kunstliebenden Kardinal Hippolyt von Este und bei Pius V. selbst. Trotz all des hohen Ruhmes sind seine Reden ziemlich frostig, und seine geleckten und korrekten Gedichte ermangeln noch mehr des inneren poetischen Lebens[3].

Keine geringere Formgewandtheit, aber dazu wirklich eine gute Dosis poetischer Inspiration besaß Georg Buchanan (1506—1582), der zwar seiner Abstammung nach Schottland, seinem religiösen Bekenntnis nach dem Calvinismus angehört, aber die besten Jahre seiner humanistisch-poetischen Tätigkeit in Portugal und Frankreich zubrachte[4]. Er machte schon einen

[1] Massebiau, De Ravisii Textoris comoediis, Paris. 1878. — Faguet, La tragédie française au XVIe siècle, Paris 1883.

[2] Nicolai Bartholomaei Lochiensis Christus Xilonicus. Tragoedia cum ob romani sermonis puritatem, tum ob sanctissimi argumenti dignitatem in theatra, in scolas, in bibliothecas ultro accersenda, Coloniae, excudebat Ioannes Gymnicus, anno 1537.

[3] M. A. Muretus, Orationes XXIII (Venedig 1575); Opera omnia (Verona 1727—1750); ed. D. Ruhnkenius (Leiden 1789); ed. H. Frotschner (Leipzig 1831—1841); Opera selecta (Padua 1740/41).

[4] G. Buchanan, Franciscanus et Fratres (Schmähschrift), Basileae (ohne Datum); Iephthes seu Votum (Paris 1554); Baptistes seu calumnia (Edinburg

Teil seiner Studien in Paris, war dann drei Jahre Professor am Kollegium Sainte-Barbe. Wegen Angriffen auf die Mönche 1539 in Schottland eingekerkert und zur Flucht genötigt, hielt er sich in Paris selbst nicht für sicher, sondern folgte dem Rufe des gelehrten Portugiesen Andreas Govea, der ihn nach Bordeaux einlud. Nachdem er hier drei Jahre doziert hatte, wagte er sich nach Paris, lehrte und dichtete während der Jahre 1543 und 1544 daselbst an der Seite Murets und Turnèbes, folgte dann wieder Andreas Govea, der ihm eine Professur in Coïmbra verschaffte. Nach einem Jahre starb indes Govea, und da die von Buchanan schwer gekränkten Mönche es erwirkten, daß er in einem Kloster eingesperrt wurde, floh er nach Frankreich und Piemont, wo ihn der Marschall Brissac zum Erzieher seines Sohnes ernannte. Im Jahre 1560 kehrte er endlich nach Schottland zurück, ward von Maria Stuart zum voraus zum Erzieher ihres zu erwartenden Sohnes ernannt, erwiderte aber diese Huld damit, daß er eine Pension von 100 Pfd. St. von der Königin Elisabeth annahm und sich auf die Seite der Feinde Marias stellte. Ihren tragischen Tod erlebte er nicht mehr. Ihr Andenken hat er in seiner schottischen Geschichte mit größter Parteilichkeit beschimpft. Seine kleineren Gedichte (Oden, Epigramme, Elegien) und seine Dramen „Jephthe“ (1554 dem Marschall Brissac gewidmet) und „Baptistes“ fanden zahlreiche Leser und wurden mehrfach neu aufgelegt. Charakteristisch für seinen sittlichen Standpunkt ist es, wenn er in einem Gedichte es aufs innigste betrauert, daß der Magistrat von Bordeaux die „schlechten Häuser“ geschlossen.

Gemütlich blühte der Humanismus in Belgien und in den Niederlanden weiter, die sich nur zum Teil um 1566 von Spanien und von der Kirche losrissen. Wohl wenige Italiener haben die Formschönheit der altrömischen Elegiker in dem Grade erreicht wie der jugendliche Johannes Secundus (Jan Nicolai Everaerts) in seinen Elegien, Basia, Epigrammen, Oden, Episteln und vermischten Gedichten[1]. Im Jahre 1511 im Haag geboren, zeigte er schon als Knabe das außergewöhnlichste Talent für lateinische Poesie, versuchte sich mit Glück auch in Skulptur und Malerei, erhielt mit zweiundzwanzig Jahren zu Bourges den Doktorhut der Rechte, ward Sekretär des Erzbischofs von Toledo, begleitete Karl V. 1534 auf seiner Fahrt nach Tunis, trat nach seiner Rückkehr in den Dienst Georgs von Egmond, Bischofs

---

1578; London 1578); De Maria Scotorum regina (London 1572); Poemata quae extant (Leiden 1628, Elzevir); Rerum Scoticarum historia (Edinburg 1582); Opera omnia (Edinburg 1715; Leiden 1725); Autobiographia (Frankfurt 1608; Edinburg 1702). — D. Irving, Memoirs of the life of B.[2], Edinb. 1817. — Vauthier, De Buchanani vita et scriptis (1886).

[1] I. N. Secundus, Opera omnia, ed. P. Scriverius (Leiden 1619 1631; Paris 1748; ed. P. Bosscha, Leiden 1821).

von Tournai, erlag aber schon 1536 einer Krankheit, die er sich auf dem afrikanischen Kriegszuge geholt. Leider hat er die römischen Erotiker nicht bloß in der Anmut der Form, sondern auch in einer ungebundenen, leidenschaftlichen Lüsternheit nachgeahmt, die sich mit strengerer Zucht und Sitte nicht vereinbaren läßt. Wenn er dennoch auch in den höchsten kirchlichen Kreisen die größte Gunst fand, so zeugt dies dafür, daß man gegen Kunst und Künstler eine gewisse Milde und Nachsicht walten ließ, jedenfalls weit von jenem kunstfeindlichen Fanatismus entfernt war, welcher dem spanischen Episkopat so oft vorgeworfen worden ist.

Ernster und würdevoller ist der niederländische Humanismus durch den gelehrten Justus Lipsius (eigentlich Jost Lips) vertreten[1]. Er wurde 1547 in einem Dorf zwischen Brüssel und Löwen geboren und erhielt seine höhere Ausbildung von 1563 an im Jesuitenkollegium zu Köln. Vermöge einer außerordentlichen Begabung machte er so glänzende Fortschritte, daß er als Zwanzigjähriger 1567 den Kardinal Granvella als Sekretär nach Rom begleiten konnte. Dort blieb ihm Muße, zugleich die alten Denkmäler und Inschriften wie die kostbarsten handschriftlichen Schätze der ewigen Stadt zu studieren. Nach seiner Rückkehr lehrte er mit Glanz an zwei protestantischen Universitäten, von 1572—1574 zu Jena, von 1579 bis 1590 zu Leiden, und gelangte hier, besonders durch seinen ausgezeichneten Kommentar zum Tacitus und andere philologisch-antiquarische Werke, zu einem europäischen Ruf. Die Anhänglichkeit an den alten Glauben siegte indes über alle irdischen Lockungen und Rücksichten. Er verließ Leiden und nahm von den vielen Anerbieten, welche nun katholischerseits an ihn ergingen, von Papst Klemens VIII., König Heinrich IV. von Frankreich, Herzog Wilhelm von Bayern, dem Kurfürsten von Köln, der Republik Venedig, den Bischöfen von Würzburg, Salzburg und Breslau, der Universität Löwen, den letzteren Ruf an und wirkte an dieser Hochschule bis zu seinem Tode 1606, auch jetzt als einer der größten Gelehrten seiner Zeit anerkannt. Am meisten Verdienst erwarb er sich durch seine Erläuterungen zu Tacitus, den besten Kommentar, der bis dahin zu einem römischen Schriftsteller erschienen

---

[1] I. Lipsius, Opera omnia quae ad criticam proprie spectant (Antwerpen 1585, Leiden 1596 u. ö.), Politicorum libri VI (Leiden 1589), Adversus dialogistam (Leiden 1590), Diva Virgo Hallensis (Antwerpen 1604), Diva Sichemensis (ebd. 1605), De cruce libri III (ebd. 1593), Manuductiones ad Stoicam philosophiam (ebd. 1604), Physiologiae stoicorum libri III (ebd. 1604), Epistolarum select. Chilias (Avignon 1609), Epistolarum praetermissarum decades VI (Offenbach 1610), Opera omnia (Lyon 1613, Antwerpen 1614 1637, Wesel 1675). — Delprat, Lettres inédites de Juste Lipse, Amsterdam 1858. — F. de Reiffenberg, Comm. de I. Lipsii vita et scriptis, Bruxellis 1823. — Räß, Die Konvertiten seit der Reformation III 159 ff. — Allgem. Deutsche Biographie XVIII 741 ff. — Bibliographie Lipsienne, Gand 1886.

war. Für seinen eigenen Stil war die anhaltende Beschäftigung mit Tacitus und Seneca nicht günstig. Besonders sein Briefwechsel, 805 Nummern stark, leidet an gesuchtem und geschraubtem Stil. Seine vielen und scharfsinnigen Untersuchungen aber bedeuten eine wichtige Etappe in der Weiterbildung des älteren Humanismus zur neueren Philologie.

Die mächtigste Stütze hatte der katholische Humanismus in den Niederlanden an den Brüdern des gemeinsamen Lebens, aus deren Schulen während des 15. Jahrhunderts die tüchtigsten Schulmänner und Gelehrten, ein Wimpheling und Hegius, ein Nikolaus von Cues, ein Thomas von Kempen, ein Erasmus, ein Rud. Agricola, hervorgegangen waren und deren unmittelbarer und mittelbarer Einfluß sich noch tief in das 16. Jahrhundert hinein erstreckte[1]. Von den ersten Anstalten zu Deventer und Zwolle breiteten sie sich über die ganzen Niederlande aus. Sie hatten Schulen in Hoorn, Amersfoort, Doesburg, Harderwijk, Hülsberg, Herzogenbusch, Gouda, Lüttich, Gent, Albergen, Groningen, Brüssel, Utrecht. In Deutschland hatten sie Niederlassungen zu Münster, Köln, Wesel, Osnabrück, Kulm, Rostock, Emmerich und Hildesheim.

Hauptsächlich durch die „Fraterherren" hat die katholische Pädagogik jene Gestaltung gewonnen, welche der nun bald auftauchenden Jesuitenschule als Grundlage diente. Durch sie erhielt sich eine echt christliche Auffassung des klassischen Unterrichts, eine maßvolle Betreibung desselben, zugleich mit großer Begeisterung für die alten Literaturen bis tief in die Kämpfe des Jahrhunderts hinein. Durch sie ist auch schon das Schultheater zu einem wichtigen Bildungsmittel erhoben worden, dessen sich dann die protestantischen wie die katholischen Pädagogen, unter diesen namentlich die Jesuiten, mit größtem Eifer bemächtigten, und das auf die Entwicklung des Schauspiels in ganz Europa keinen unerheblichen Einfluß gehabt hat[2].

Das früheste selbständige Schuldrama dürfte der „Stylpho" des Jakob Wimpheling sein, der während seines Aufenthaltes in Heidelberg (1469 bis 1483) zur Aufführung kam[3]. Ebenfalls in Heidelberg wurden um 1496 Reuchlins Stücke Henno und Sergius gegeben.

---

[1] G. H. M. Delprat, Verhandelingen over de broederschap van Geert Groote en over den invloed der fraterhuizen, Arnhem 1856. — K. Grube, G. Groot und seine Stiftungen, Köln 1883.

[2] M. D'Huart, Le théâtre des Jésuites. Iᵉ Partie: Les exercices dramatiques dans les établissements d'instruction au moyen-âge et au seizième siècle, Luxembourg 1891. — P. Bahlmann, Die Erneuerer des antiken Dramas und ihre ersten dramatischen Versuche 1314—1478, Münster 1896. — Bibliographie bei P. Bahlmann, Die lateinischen Dramen von Wimphelings Stylpho bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, Münster 1893.

[3] Herausgeg. von H. Holstein, Berlin 1892.

Als den vorzüglichsten der neulateinischen Schuldramatiker bezeichnet Goedeke mit Recht Georg Makropedius (d. h. Lankveld oder Langhveldt), der nicht nur Katholik, sondern sogar Ordensmann war, Hieronymitaner oder Mitglied der Brüderschaft vom gemeinsamen Leben. Er galt als der größte Grammatiker seiner Zeit, verstand außer den zwei klassischen Sprachen auch Hebräisch und trieb ebenfalls Mathematik. Wahrscheinlich um 1475 zu Gemert bei Herzogenbusch geboren, trat er jung der genannten Genossenschaft bei und ward zuerst Vorstand der starkbesuchten Brüderschule zu Herzogenbusch, welche um jene Zeit als die beste aller Brüderschulen galt. Vor 1539 bis sicher 1552 war er Rektor in Utrecht und starb 1558 in Herzogenbusch. Eine Sammlung seiner Stücke von 1552 und 1553 enthält in zwei Bänden elf Komödien: I. Asotus, Lazarus, Josephus, Hekastus, Adamus, Hypomone; II. Aluta, Rebelles, Petriscus, Andrisca, Bassarus. Dazu schrieb er noch eine Passio Christi (vor 1545), einen Iesus Scholasticus (1556), eine Susanna und eine Dimulla. Die nicht biblisch-historischen Stoffe sind frei erfunden, Sittenbilder, dazu angetan, die Jugend von moralischen Gebrechen und Lastern abzuschrecken.

„Ein entschiedener Sinn für künstlerische Komposition tritt hervor. Er verfährt nicht, wie so oft jene frommen aber unfähigen Dramatiker seines Jahrhunderts, welche zur abgeblaßten Allegorie wie zu langen Citaten aus der Bibel ihre Zuflucht nehmen, um den Mangel an Gestaltungskraft zu verhüllen, welche uns beständig erinnern, daß ihre Personen nichts als Drahtpuppen sind. Er charakterisiert lebendig, anschaulich, nach der Natur; oft sind die Personen mit wenig Strichen gezeichnet. Makropedius kennt die Pflicht des Dramatikers, die Menschen auf der Bühne ihrem Charakter und der Situation gemäß sprechen zu lassen, sehr gut. Er hat einen scharfen Blick für die Gestalten des bürgerlichen und wirklichen Lebens. In der Darstellung des Hauswesens gleicht er manchem Maler der niederländischen Schule hinsichts der rücksichtslosen realistischen Treue. Seine Erfindungskraft ist freilich nicht sehr groß; nur wenige Typen finden sich im ganzen. Seine ursprüngliche Begabung aber für das Drama zeigt sich in dem geschickten Scenenbau, in den bühnenmäßigen Wirkungen, die er zu erzielen weiß. Er versteht zu spannen, zu steigern, zu kontrastieren, abzutönen. Der Dialog ist lebhaft und frisch, der Witz meist wortspielartig. Oft erzielt er eine komische Wirkung durch die Parodie der tragischen Sprache. Das Latein ist in den ersten Stücken, besonders in den ‚Rebelles', noch wenig flüssig und korrekt, später zeigt Makropedius größere Leichtigkeit und hütet sich mehr vor ganz unklassischen Wendungen. Bei Reuchlin ist der Chor noch ganz prinzipienlos behandelt und ohne rechten Rhythmus; bei Makropedius ist er kunstvoller, und neben jambischen und trochäischen Versen wendet er besonders Strophen des Horaz an.“ [1]

Auch ein anderer der fruchtbarsten und beliebtesten Schuldramatiker gehört noch der alten Kirche und ebenfalls den Niederlanden an: Cornelius

[1] D. Jacoby, Macropedius (Allgem. Deutsche Biographie XX 21 22). — Bibliographische Angaben über die einzelnen Stücke bei Goedeke, Grundriß II², Dresden 1886, 135 136.

Schonaeus, der 1540 zu Gouda geboren, in Löwen studierte und 1611 als Rektor zu Harlem starb[1]. Sein Terentius Christianus (seu Comoediae sacrae, tribus partibus distinctae, Terentiano stylo conscriptae) umfaßt siebzehn meist biblische Stücke: Naaman, Tobias, Nehemias, Saulus, Josephus, Daniel, Susanna, Judith, der Triumph Christi, das Pfingstfest, Ananias, dazu mehrere moralisierende Komödien (Dyscoli, Vitulus, Pseudostratiotae). Die Komik der letzteren ist mitunter ziemlich derb und volksmäßig. So wird z. B. im Vitulus ein Bauer in eine Kalbshaut eingenäht und als Kalb verkauft, von einem Schlächter für besessen gehalten, von einem Geistlichen exorzisiert ꝛc. Sprache und Ausdruck sind gewandt, fließend und meist korrekt. Was aber seinen Stücken einen besondern Vorzug verlieh, war, daß er alle „Amores“ vermied und so eine der Hauptschwierigkeiten der Schulkomödie beseitigte.

Ebenfalls in Löwen studierte Jakob Schöpper, der 1514 zu Dortmund geboren, 1554 daselbst als katholischer Geistlicher starb. Von ihm sind fünf biblische und ein allegorisches Stück gedruckt: „Die Enthauptung des hl. Johannes“, „Der Zweikampf Davids mit Goliath“, „Das verlorene Schaf“, „Die Versuchung Abrahams“, „Euphemus oder der beglückwünschte Jakob“ und „Der Kampf der Wollust und der Tugend“.

Der Minorit Levin Brecht aus Antwerpen schrieb außer einem „Wäldchen frommer Gedichte“ auch einen Euripus, eine christliche Tragödie von der Unbeständigkeit des menschlichen Glückes (1549); Gregor Holonius, wahrscheinlich ein Ordensgeistlicher aus Lüttich (1556), drei Märtyrerdramen: „Katharina“, „Lambertus“ und „Laurentius“. Eine „Dido“ verfaßten um dasselbe Jahr (1559) sowohl Gerardus Dalanthus als Petrus Ligneus (van der Haute) aus Flandern.

Cornelius Laurimanus, Schüler und (1554) Nachfolger des Makropedius an der Schule zu Utrecht, schrieb einen Exodus, eine „Esther“, eine „Thamar“, einen „Tobias“ und einen Miles christianus.

Peter von Diest bearbeitete das englische Moral play (Sittenspiel) Everyman in niederländischer Sprache, der Geistliche Christian Ischyrius (Sterck) zu Maestricht latinisierte dasselbe 1536. — Cornelius Crocus, der 1550 als Jesuit in Rom starb, hinterließ ein Drama „Joseph“. — Jakob Zovitius von Drieschar, Rektor zu Breda, schrieb drei Dramen: Ruth, Didascalus, Ovis perdita. — Andreas Fabricius, der 1520 bei Lüttich geboren, 1581 als Propst zu Altötting starb, schrieb ebenfalls drei Dramen: Religio patiens, Samson, Ieroboam rebellans. — Vom Jahre 1580 datiert sind die Stücke des Jakob Vivarius De Petro paenitenti und De redemptione nostra.

Petrus Papaeus aus Flandern schrieb 1539 einen Samarites, Comoedia de Samaritano Evangelico; Petrus Philicinus, Lehrer zu Binche in Hennegau 1544 eine Comoedia tragica, quae inscribitur Magdalena Evangelica und 1546 einen Dialog De Isaaci immolatione. Libertus ab Hauthem aus Tongern, gekrönter Dichter und Professor zu Mons, ließ zu Lüttich (1574) ein Theatrum vitae

---

[1] C. Schonaei Terentius christianus seu Comoediae sacrae (vollständigste Ausgabe: Amsterdam 1629, andere Ausgaben verzeichnet bei Goedeke a. a. O. II 143).

humanae, (1575) die Tragikomödie Gedeon erscheinen. Andreas Hojus aus Brügge, Rektor zu Arras und Bethune, gab (1587) zwei geistliche Tragödien Matthaeus und Machabaeus heraus. Der Benediktiner Cornelius a Marca zu Gent (gest. 1629) verfaßte einen „Jephthe" und andere biblische Stücke.

Guilielmus Gnaphaeus (Willem van de Voldersgroft oder de Volder), 1492 im Haag geboren, 1568 in Norden gestorben, genoß seine Erziehung ebenfalls noch in den Kreisen des katholischen niederländischen Humanismus, fiel dann aber zur Neuerung ab und mußte 1530 nach Deutschland fliehen. Er schrieb mehrere Komödien: Triumphus Eloquentiae, Morosophus, Hypocrisis, Misobarbus. Am meisten Erfolg hatte sein Acolastus, eine dramatisierte Bearbeitung der Parabel vom verlorenen Sohn. Sie wurde von 1520—1581 dreißigmal neu aufgelegt.

Viertes Kapitel.

Der Humanismus im Dienste der neuen Lehre.

Nachdem Luther das allgemeine Priestertum verkündet und die deutsche Sprache zur liturgischen, zur Kirchensprache erklärt hatte, wäre es folgerichtig gewesen, nicht bloß mit der kirchlichen Überlieferung, mit dem bestehenden Kirchenrecht und mit der scholastischen Theologie, sondern auch mit der patristischen Literatur, mit dem hergebrachten Humanismus, mit dem Latein als Sprache der Theologie und der Wissenschaft überhaupt zu brechen. Das vielgepriesene Zurückgehen auf die „unverfälschten" griechischen und hebräischen Texte des „Gotteswortes" in seiner Bibelübersetzung kann nicht als ein Schritt in dieser Richtung betrachtet werden. In der großen Polyglotte des Kardinals Ximenes war derselbe bereits getan, in einer viel umfassenderen, gründlicheren, für Glauben und Wissenschaft ausgiebigeren Weise. Die alte Kirche fürchtete weder Sprachwissenschaft noch Bibelkritik: ihre Überlieferung stand mit den Sprachen beider Testamente in ununterbrochener Beziehung; ihre lateinische Vulgata war die ehrwürdigste und erprobteste aller Übersetzungen, wenn sie auch der Verbesserung fähig war. Tiefer schnitt Luthers Bibelübersetzung dadurch ein, daß er die Bibel an die Stelle des kirchlichen Lehramtes setzte und sie in diesem Sinne dem gemeinen Mann in die Hand gab, damit dieser fürder weder des Papstes noch des Bischofs noch des Priesters bedürfte.

Der Spielraum, den er in Bezug auf die Offenbarung dem Privaturteil überließ, führte indes alsbald einen solchen Wirrwarr herbei, daß er ihn wieder einzudämmen suchen mußte[1]. Der große Bauernaufstand, das

[1] In Bezug auf Luther hat Döllinger die treffende Bemerkung gemacht, „daß zwischen seinen lateinischen und seinen deutschen Schriften ein großer Unterschied ist. In den letzteren liegt seine Stärke und (teilweise) das Geheimnis seiner außer-

schauerliche Treiben der Wiedertäufer in Münster, die selbständigen neuen Lehren Zwinglis, Calvins u. a. drohten die ganze Herrlichkeit des neuen Evangeliums in vollständige politische, soziale und religiöse Anarchie aufzulösen. Wenn die auseinanderstrebenden Elemente nicht dem Widerstand der noch lebenskräftigen alten Kirche und ihrer Anhänger erliegen sollten, mußten sie sich wenigstens äußerlich auf eine faßbare Glaubensformel, auf bestimmte Bekenntnisschriften vereinigen, ihr System theologisch verteidigen, der alten Kirche ein selbständiges Kirchentum, ein eigenes höheres und niederes Schulwesen, eine selbständige Wissenschaft entgegenstellen. Bauernkrieg und Bildersturm hatten sich auf deutsch machen lassen. Zu all jenen erhaltenden oder aufbauenden Arbeiten aber konnte man wenigstens vorläufig des Lateinischen nicht entraten. Lateinisch wurden die zahlreichen Glaubensgespräche und Disputationen gehalten, lateinisch wurden die ersten und bedeutendsten Bekenntnisschriften abgefaßt, lateinisch wurden dieselben von den gelehrtesten Anhängern der neuen Lehren erläutert, begründet und verteidigt. Lateinisch korrespondierten die theologischen Häupter unter sich, zum Teil auch mit ihren Landesherren und mit ihren Gegnern. Lateinisch blieb die Sprache der Wissenschaft und des gelehrten Unterrichts. Melanchthon, der Praeceptor Germaniae, tat alles, um den Humanismus auf den neuen Boden zu verpflanzen und von der Grammatik auf bis in die Dogmatik alles in erträglichen Einklang mit der neuen Lehre zu bringen [1].

Durch dieses Einlenken von der Bahn des schroffsten religiösen Umsturzes hat sich der sanfte, humanistisch wohlgeschulte Melanchthon um die deutsche Bildung Verdienste erworben, die allgemeine Anerkennung verdienen. Er hat zahlreiche der abgerissenen Fäden wieder angeknüpft und die nunmehr Getrennten so gut als möglich mit der bisherigen wissenschaftlichen und literarischen Entwicklung der europäischen Welt in Berührung erhalten.

---

ordentlichen Erfolge, während die Theologen in Frankreich, England, Italien, Spanien, welche bloß seine lateinischen Schriften lasen und in denselben weder besondere Beredsamkeit noch glänzenden Scharfsinn oder imponierende Erudition fanden, vielfach ihre Verwunderung darüber äußerten, daß dieser Mann in Deutschland so vergöttert werde und selbst unter den Gelehrten so viele Anhänger und Verehrer habe" (Döllinger, Art. „Luther" in Wetzer und Weltes Kirchenlexikon VIII², Freiburg 1893, 345).

[1] Melanchthonis Opera (ed. Bretschneider et Bindseil, Corpus Reformatorum I—XXVIII, Lipsiae 1834—1860); Epigrammata (Wittenberg 1560 1562 1575; Frankfurt a. M. 1583; übersetzt von Oberhey, Halle 1862). — I. Camerarius, De Ph. Melanchthonis ortu etc., Lips. 1566. — K. Schmidt, Phil. Melanchthon, Leben und ausgewählte Schriften, Elberfeld 1861. — K. Hartfelder, Ph. Melanchthon als Praeceptor Germaniae (Monum. Germ. paedagog. VII). Berlin 1889.

Wie sich die einzelnen Wissenschaften auf der neuen Grundlage entfaltet haben, können wir hier nicht eingehender verfolgen. Am meisten litt die von Luther so bitter geschmähte und verachtete Philosophie, die denn auch bis auf Leibniz keinen namhafteren Vertreter fand, d. h. bis auf einen Denker, der sich von der altprotestantischen Dogmatik völlig losgemacht hatte und sich auf allen Punkten der katholischen Lehre näherte, ja eine Wiedervereinigung der Getrennten lebhaft betrieb. Die Zerfahrenheit der verschiedenen Sekten und Lehrsysteme ließ den Protestantismus zu keinem abgeschlossenen dogmatischen Lehrgebäude kommen, das der katholischen Dogmatik und deren Repräsentanten gegenüber einen imponierenden Eindruck machen könnte. Selbst in den biblischen Studien vermochten sie die Katholiken nicht zu überflügeln. Auf allen andern Gebieten stehen den protestantischen Leistungen gleichwertige und oft bedeutendere der Katholiken gegenüber. Namentlich sind die Naturwissenschaften der neuen Lehre zu geringem Dank verpflichtet; denn sie wurden durch dieselbe mehr gehemmt als gefördert. Die großen Bahnbrecher auf dem Gebiete der modernen Erfindungen stehen meist auf katholischem Boden, wie Copernicus, Galilei, Descartes, oder näherten sich ihm, wie Kepler.

Jene Neubelebung antiker Kunst und Literatur, jenes Reich der vollendetsten Harmonie und Schönheit, wie es die Humanisten am Anfang des 16. Jahrhunderts erträumt hatten, blieb im Norden der Alpen ein bloßer Traum, und nach unsäglichem Kampf und Hader endigte die furchtbare Enttäuschung in den Schrecknissen und Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges.

Die unbefangene Freude und Begeisterung, mit welcher die italienischen Künstler und Dichter der Renaissance sich dem Studium der Alten ergaben und deren Formschönheit in allen Arten von Stoffen, christlichen wie antiken, nachzubilden suchten, ward den Deutschen durch unaufhörliches politisches und religiöses Gezänke vergällt. Auch sie wurden in den Hader und die Polemik des Tages hineingezogen. Wie Cranach Handlangerdienste leisten mußte, um die alte Kirche zu verhöhnen, mußten die Poeten und Magistri der schönen Künste vor allem in Vers und Prosa den „Antichrist" bekämpfen, das neue Evangelium verherrlichen und den Fürsten lobsingen, die sich aus dem geraubten Kirchen- und Klostergut neue Schlösser und Paläste bauten, der Mehrzahl nach aber auf Tafelfreuden und andere materielle Genüsse mehr Geld verwendeten als auf die schöne Kunst. Köche wurden besser bezahlt als Professoren und Dichter. Die meisten Poeten hatten darum mit sehr widrigen Lebensschicksalen zu ringen, wenn nicht eine Anstellung als Prediger sie der drückendsten Sorgen überhob, dann aber auch mehr oder weniger nötigte, sich vorzugsweise religiöser Dichtung zuzuwenden, innerhalb des engen Rahmens, den das „vergeistigte" Christentum und sein verödeter Kultus der Poesie noch gönnte.

Unter den neulateinischen Poeten begegnet uns deshalb vor allem eine unabsehbare Menge von Predigern, Schulrektoren, Universitäts- und Gymnasialprofessoren, welche die Psalmen in horazische Versmaße bringen, das Neue Testament oder vereinzelte Bücher und Erzählungen des Alten in Hexametern bearbeiten, kirchliche und erbauliche Lieder aller Art in die verschiedensten antiken Strophenmaße umsetzen, endlich in einer Unzahl von Gelegenheitsgedichten Fürsten und Potentaten, geistliche und weltliche Feste, Kirchweihen, Taufschmäuse, Hochzeiten, Beerdigungen, Installationen, allgemeine Freuden und Katastrophen besingen.

Melanchthon besaß noch Geschmack genug, um sich mit Epigrammen zu begnügen; auch die Elegien seines Schwiegersohns Georg Sabinus, des ersten Rektors der Universität Königsberg, verraten noch den Humanisten der älteren Schule[1]. Ebenso zeigt Jakob Micyllus (Moltzer 1503—1558), Rektor zu Frankfurt a. M., in seinen Elegien und Sylven wie in seiner Moselreise noch den eigentlich humanistischen Poetentrieb[2]. Joachim Camerarius steigt schon mehr ins Praktische und Alltägliche hinab; ebenso Johannes Spangenberg, der Generalsuperintendent von Eisleben. Vincentius Opsopoeus, der keine geistliche Anstellung besessen zu haben scheint, erging sich dagegen studentisch in drei Büchern von der „Kunst zu trinken", in vier Büchern von der „Kunst zu scherzen" und in einem Buch von der „Kunst zu lieben" und andern „Erheiterungen". Das hochfeierliche Pathos des Predigers mit jenem des höfischen Festdichters verbindet dagegen Johannes Stigelius, der 1562 als Professor in Wittenberg starb. Luthers Schwager aber, Georg Oemler (Aemilius), Superintendent zu Stolberg, ist in noch höherem Grade der eigentliche Prediger-Dichter, der sogar die Sonntagsperikopen in „heroische Versmaße" umschmiedete.

Georg Fabricius (1516—1571), der verdienstvolle Rektor der Meißener Fürstenschule, verfaßte gewandte Oden, Hymnen, religiöse und Gelegenheitsgedichte aller Art (je ein Buch epithalamiorum, victoriarum caelestium und itinerum, dazu 25 Bücher poematum sacrorum), gab lateinische Klassiker und Kommentare zu denselben heraus und suchte auch ernstlich Fühlung mit der älteren christlichen Poesie. Aus diesem letzteren Streben ging sein Sammelwerk hervor: Poetarum veterum ecclesiasticorum opera christiana et operum reliquiae ac fragmenta (Basel 1562), ein unbeabsichtigter Rückzug zur patristischen Überlieferung und zur

---

[1] G. Sabinus, Poemata, Lips. 1563 1578 1581 1589 1597 1606; Elegiae, Lips. 1560; Witteb. 1551. — M. Töppen, Die Gründung der Universität Königsberg und das Leben ihres ersten Rektors G. S., Königsberg 1844.

[2] I. Micyllus, Hodoeporicon etc. (Wittenberg 1527); Elegia de duobus alconibus (ebd. 1539); Sylvarum libri V (Frankfurt 1564).

katholischen Literatur, dem sich im Laufe der Zeit noch manche wackere protestantische Forscher von ernst religiöser Gesinnung ebenso unabsichtlich angeschlossen haben, besonders sein Namensvetter Johann Albert Fabricius in der großen Bibliotheca latina mediae et infimae aetatis (1734—1736)[1].

Johann Possel (1532—1591), Professor zu Rostock, brachte das Neue Testament in lateinische Verse; Georg Bersmann (1538—1611), Gymnasialrektor zu Zerbst, setzte die Psalmen in lateinische Oden um, was Kaspar Barth aus Küstrin (1587—1658) schon als Knabe von zehn Jahren versucht haben soll. Laurenz Rhodomannus aus Stolberg (1546—1606), ein ausgezeichneter Philologe, besonders Gräzist, begnügte sich nicht, in griechischer Sprache „Argonautika", „Thebaika", „Troika" und sogar eine „Kleine Ilias" zu dichten, welche von vielen für wirkliche antike Gedichte gehalten wurden, sondern machte auch den bemerkenswerten Versuch, die Luther-Legende zu einem lateinischen Epos zu gestalten und damit der katholischen Legende eine protestantische gegenüberzustellen. Schon Johannes Pollicarius aus Zwickau hatte übrigens 1549 in einigen Gedichten die „Wohltaten" besungen, „welche Gott durch Lutherus dem Erdkreis erwiesen hat".

Zu den fruchtbareren und vielseitigeren Poeten sind zu rechnen: Johannes Major (1533—1600), Professor in Wittenberg; Johannes Clajus aus Herzberg (1535—1592), zuletzt Pfarrer in Bendeleben bei Frankenhausen; Johannes Lauterbach (1531—1593), Rektor in Heilbronn; Anton Moker (1540—1607), Professor und Ratsherr in Hildesheim; Valentin Schreck (1527—1602), Schulrektor in Danzig; Nikolaus Reusner (1545—1602), Rektor der Universität Jena; Konrad Ritterhaus (1560—1613), Professor der Rechte in Altorf; Friedrich Taubmann (1565—1613), Professor der Poesie zu Wittenberg[2].

Taubmann stand mit einer Menge von Gelehrten und Schöngeistern seiner Zeit in Briefwechsel und wurde von manchen als eine Autorität in humanistischen Studien angesehen; mit den gleichzeitigen niederländischen Philologen konnte er sich nicht messen, und Scaliger soll von ihm gesagt haben: Taubmann est un fou, un pauvre prestre, son Plaute ne sera pas grand cas. Die meisten seiner Jugenddichtungen (Lusus duo iuveniles, Martinalia et Bacchanalia [1592] und Columbae poeticae [1593]) vereinigte er mit vielen andern Gedichten zu einem 614 Seiten starken Bande, der den Titel führt: Melodaesia sive Epulum Musaeum. In quo, praeter recens apparatas lautiores iterum apponuntur plurimae de fugitivis olim columbis poeticis. Et una eduntur Ludi iuveniles. Martinalia et Bacchanalia cum productione Gynaecei. Die Gedichte sind weniger barock als der Titel: sie zeigen große Leichtigkeit in Sprache, Ausdruck und Vers und eine gewisse Gewandtheit, alltägliche Stoffe frisch und originell zu behandeln; aber hoch erheben sich diese Versübungen nirgends, oft sind sie mit unsaubern Schnurren verbrämt.

---

[1] G. Fabricius, Ad Deum omnipotentem odarum liber unus (Wittenberg 1545), Epithalamiorum (Leipzig 1551), Victoriarum coelestium (ebd. 1553), Itinerum (ebd. 1560), Poematum sacror. libri XV (Basel 1560), Poematum sacror. libri XXV (ebd. 1567), Paeanum angelicorum libri III (Leipzig ohne Datum).

[2] F. Taubmannus, Columbae poeticae (Wittenberg 1594), Melodaesia seu Epulum Musaeum (Leipzig 1597 ff), Schediasmata poetica (Wittenberg 1610), Posthuma schediasmata (ebd. 1617). — F. W. Ebeling, Friedr. Taubmann, Ein Kulturbild, Leipzig 1884.

Ein talentvollerer und gewandterer Formkünstler war Paul Melissus (Schede), 1539 zu Melrichstadt in Franken geboren[1]. Er studierte in Erfurt, Jena, Wien, wurde von Kaiser Ferdinand I. als Dichter gekrönt und 1564 sogar geadelt, lebte dann in Wittenberg und Leipzig, in Würzburg und wieder in Wien, durchreiste Italien und Frankreich, überreichte 1582 persönlich seine Gedichte der Königin Elisabeth zu Richmond, blieb aber nicht, sondern kehrte über Frankfurt nach Heidelberg zurück, wo er 1602 starb, ein verspäteter Wandervogel der älteren Humanistenzeit, ohne spezifisch konfessionelles Gepräge. Die antiken Formen, von den einfachsten Jamben bis zu umfangreichem pindarischen Strophengebäude, handhabt er gewandt; aber seine Sprache zehrt allzusehr von seinen antiken Mustern; Phrasenschwall und Wortgeklingel übertönen oft den dünnen Gehalt. Am besten sind ihm seine Meletemata pia, fromm-erbauliche, häusliche, biblisch-epische Stücke, gelungen[2]. Sein Wunsch, neben Celtis, Hutten und Lotichius als der vierte der fränkischen Sterne am poetischen Himmel zu strahlen, schien sich zu seiner Zeit zu erfüllen, da er mit einer Menge von Gelehrten wie Scaliger, Stephanus, Muretus, Sturm, Lipsius, Stigel, Dousa, Camerarius, Orlandus Lassus und Tycho de Brahe in Beziehung stand und einige dieser Männer seine Lobgedichte auf sie dankbar erwiderten; doch hat dieser Ruhm später nicht standgehalten.

Als der bedeutendste Neulateiner der protestantischen Kreise gilt nächst Hutten Petrus Secundus Lotichius, 1528 zu Niederzell bei Schlüchtern geboren, ein Neffe des Abtes Petrus Lotichius zu Schlüchtern, durch den das Gebiet dieses Klosters der neuen Lehre anheimfiel. Er studierte in Marburg, Leipzig und Wittenberg, machte den Schmalkaldischen Krieg mit, ward 1550 Magister in Wittenberg, durchzog als Führer junger Adeliger Frankreich und Italien, ward in Padua Doktor der Medizin, nahm in Bologna durch ein Versehen Gift ein, das seine Gesundheit untergrub und 1560 seinen Tod herbeiführte[3]. Mit der Begeisterung eines wirklichen Dichters hat er sich in Italien in die Dichtungen Vergils und Ovids hineingelebt und die tiefen Eindrücke dieses lebendigen Humanismus in schön abgerundeten Dichtungen wiedergegeben, dabei aber auch die fromme Gesinnung eines christlichen Humanisten bewahrt und dieselbe in würdigen Gedichten über die Geburt Christi und andere Geheimnisse betätigt.

---

[1] E. Schmidt, „Melissus" (Allgem. Deutsche Biographie XXI 293—297). — O. Taubert, Paul Schede, Torgau 1864. — Höpfner, Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts, Berlin 1866, 26 ff.

[2] P. Melissus, Schediasmata poetica (Frankfurt a. M. 1574), Schediasmatum reliquiae (ebd. 1575), Meletematum piorum libri VIII etc. (ebd. 1595).

[3] P. Lotichius Secundus, Poemata (Leipzig 1563 1577 1580 1586), Opera omnia (ebd. 1586 1603 1609), Poemata, ed. P. Burmannus (Amsterdam 1754), Elegien (deutsch von E. G. Köstlin, Halle 1826).

Einen seiner mächtigsten Helfer fand Philipp Melanchthon an dem vorzüglichen Pädagogen Johann Sturm in Straßburg, der, 1507 geboren, seine Erziehung noch zu Lüttich bei den Brüdern des gemeinsamen Lebens erhalten hatte und die dort gewonnenen Anschauungen und Erfahrungen älterer Schulüberlieferung von 1538 an mit viel Geschick an dem neugegründeten Gymnasium im Elsaß zur Geltung brachte[1]. Unter anderem brachte er eine große Hochschätzung der lateinischen Konversation und deshalb auch des lateinischen Schultheaters mit und erinnerte sich als Greis noch mit Vergnügen daran, wie er einst als Fünfzehnjähriger den Sklaven Geta im „Phormio“ des Terentius gespielt. Von Quarta an ließ er täglich theatralische Übungen halten, und das Theater blieb keine Woche unbenutzt. Es wurden nicht nur Scenen aus Terenz, Plautus, Aristophanes und den griechischen Tragikern eingeübt, sondern auch ganze Stücke auf einer im Hofe der Akademie errichteten Holzbühne gegeben.

Aus diesen Übungen wuchs dann im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts ein mehr selbständiges Schuldrama hervor. Im Jahre 1576 führte man ein Krippenspiel auf: Carmius sive Messias in praesepi, von dem Schlesier Georg Röhrig (Calaminus, 1547—1595), wirklich fromm und poetisch im Stil der italienischen Weihnachtseklogen gedichtet.

Im Jahre 1583 wurde der „Tobias“ des Harlemer Rektors Cornelius Schonaeus (1540—1611) gegeben, 1596 eine „Esther“ von Cornelius Laurimanus, 1597 „Der Verkauf Josephs“ (Comoedia sacra Iosephi venditi) von Aegidius Hunnius, 1598 die „Medea“ des Euripides im griechischen Text, 1599 eine „Lucretia“ des Samuel Junius, eines Schlesiers, 1603 der „Jeremias“ des Thomas Naogeorgius (Kirchmayr), 1604 die „Alcestis“ des Euripides, 1605 dessen „Hecuba“ und der von dem Wittenberger Professor Daniel Cramer (1568—1637) verfaßte „Sächsische Prinzenraub“ (Plagium), 1607 „Der Brand Sodomas“ von Andreas Saurius aus Frankenberg, 1608 der „Amphitruo“ des Plautus und der „Ajax“ des Sophokles, 1609 der „Baltassar“ des Heinrich Hirtzwig und der „Prometheus“ des Aeschylos, 1611 der „Crösus“ des Straßburger Professors Joh. Paul Crusius (1588—1629), 1613 die „Andromeda“ des Magisters Kaspar Brulow und ebenso dessen „Elias“, ferner die „Wolken“ des Aristophanes, zu denen Isaak Fröreisen eine freie Übersetzung lieferte.

---

[1] Ch. Schmidt, La vie et les travaux de Jean Sturm, Strasb. 1855. — Fr. K. Kaiser, Joh. Sturm, sein Bildungsgang und seine Verdienste, Köln 1872. — L. Kückelhahn, Johannes Sturm, Leipzig 1872. — E. Laas, Die Pädagogik des J. Sturm, Berlin 1872. — J. Crüger, Zur Straßburger Schulkomödie (Festschrift zur Feier des 350jährigen Bestehens des protestantischen Gymnasiums zu Straßburg [1888] 305—354). — F. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts, Leipzig 1885, 193 ff 252 ff.

In den folgenden Jahren erscheint dann noch eine „Chariclia", ein „Julius Cäsar" und ein „Moses" von Brulow, ein „Nebukadnezar" von Crusius und ein anonymer „Heliodor". Nach dem „Moses" des Brulow (1621) scheint der Dreißigjährige Krieg den regelmäßigen Lauf dieser Jugendbühne unterbrochen zu haben.

Ihr Vorbild schuf die protestantische Schuldramatik aber nicht aus sich, sie fand dasselbe schon bei den klösterlichen Pädagogen der alten Kirche, besonders bei Makropedius.

Wie die lateinische Sprache an sich, so hätte auch die lateinische Schuldramatik, besonders die biblische, ein Annäherungsmittel der Konfessionen werden können; allein das erlaubte der reformatorische Eifer nicht. „Geistliche und Lehrer verbreiteten mit diesen Spielen, von denen die Mehrzahl biblische Stoffe behandelt, reformatorische Lehren." [1]

„Mit der Zeit machte sich ein Unterschied zwischen der protestantischen und katholischen Schulkomödie geltend, da erstere immer mehr und mehr zur bloßen Form für allerlei politische und kirchliche, besonders gegen den Papismus gerichtete Kontroversen, die oft mit geistvoller (??) Satire gewürzt waren, herabsank, während die Jesuiten in aller Stille in ihren Schulen wirkten und ihre biblisch-historischen Stücke aufführen ließen." [2]

Die polemische Tendenz und der rohe, schimpfselige Ton hat einen großen Teil dieser Stücke wirklich unrettbar verdorben und dem künstlerischen Geschmack unsäglichen Schaden zugefügt [3].

Die Namen all der löblichen Magistri anzuführen, die auf der lateinischen Schulbühne den römischen Antichrist bekämpften, ist hier nicht möglich. Von

---

[1] Goedeke, Grundriß II 131.

[2] Otto Francke, Terenz und die lateinische Schulkomödie in Deutschland, Weimar 1877, 62. — Vgl. K. v. Reinhardstöttner, Zur Geschichte des Jesuitendramas in München 8.

[3] Die Verantwortung dafür trifft in erster Linie Luther selbst, der in seinem leidenschaftlichen Eifer auch den Humanismus aufs grimmigste befehdete, wenn er seinen Absichten irgendwie in die Quere kam. Es genügte ihm, daß Simon Lemnius seine zwei Bücher Epigramme dem Kurfürsten Albrecht von Mainz gewidmet hatte, um den harmlosen Humanisten als „ehrlosen Buben und Schandpoetaster" zu denunzieren, welcher wegen seiner Verse „billig den Kopf verlieren müßte". Lemnius, zur Flucht aus Wittenberg gezwungen und seiner ganzen Habe beraubt (1534), schleuderte dann gegen Luther die schneidende Satire Lucii Pisaei Iuvenalis Monachopornomachia. Erst in seiner Heimat, zu Chur, fand Lemnius freie Muße zu ruhiger, humanistischer Tätigkeit, übersetzte mehrere griechische Autoren ins Lateinische und vollendete seine vaterländische Epopöe Libri IX de bello Suevico ab Helvetiis et Rhaetiis adversus Maximilianum Caesarem 1499 gesto (herausgeg. von P. Plattner, Chur 1874, übersetzt von demselben, ebd. 1882). Für seine „Eklogen" und seine lasziven, aber formgewandten Amorum libri quattuor erhielt Lemnius den Poetenlorbeer von Bologna.

den hundert Schuldramatikern, welche Goedeke zusammengestellt, sind über ein Viertel, darunter die wichtigsten, Katholiken, einige sogar Jesuiten, zahlreiche andere gehören dem Auslande an, nur etwa die Hälfte sind deutsche Protestanten. Von diesen haben die meisten nur ein oder das andere Stück geschrieben, keiner reicht an die Bedeutung des Makropedius heran.

Als charakteristische und bedeutendere mögen von den protestantischen Schuldramatikern Stymmel, Sixt Birk, Naogeorg und Frischlin hervorgehoben werden [1].

Christophorus Stymmelius (Stymmel), 1525 zu Frankfurt a. O. geboren, dankt seine Berühmtheit einer Komödie, die er als neunzehnjähriger Student in seiner Vaterstadt verfaßte [2]. Sie trägt den Titel Studentes. Comoedia de vita studiosorum. Sie schildert das unsäglich rohe, platte und unsaubere Studententreiben jener Zeit mit dem ungeschminktesten Realismus und ebenso roher Komik und Ausgelassenheit. Gervinus vergleicht dieses Studententreiben mit den rohesten Äußerungen des Narrenwesens im ausgehenden Mittelalter; er ist geneigt, für ihre Narrenfreiheit Duldung zu beanspruchen.

„Wenn sie an der Einfalt und Philisterei, an Füchsen und Pennalen ihren Mutwillen üben, schwankt man zwischen Lachen und Ärger. Die Reziprozität unter ihnen selbst, ihre Verspottungen und Streiche, die sie sich selbst spielen, verweist ihnen niemand und sie selbst sich auch nicht. Die Freude an Obszönitäten, an Gemeinheiten, an Unflätigkeiten ist hier auch die beste Würze; gewöhnlich tragen die natürlichen, die allgemeiner menschlich empfindenden Burschen diesen derben Gegensatz des Cynismus gegen die äußerlich glatten Corps öffentlich zur Schau, obwohl alle die Narrenkappe und Schärpe tragen. Diese Vergleichung ist gar keine äußerliche, es ist eigentlich gar keine Vergleichung, sondern die Sache selbst. Das öffentliche Leben in Deutschland zur Reformationszeit ist das wahre Studentenalter der Nation; das Heraustreten aus sich selbst, die Aufklärung in Religionssachen, die erste Bekanntschaft mit dem öffentlichen Leben (!) und der Wissenschaft, teilt jedes Individuum in seinen Studentenjahren mit der Nation in der Reformationszeit.“ [3]

---

[1] J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes VII, Freiburg 1893, 106—118. — R. Prölß, Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Deutschland I, Leipzig 1883, 27—34. — H. Holstein, Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Literatur, Halle 1886. — E. Schmidt (Die Bühnenverhältnisse des deutschen Schuldramas usw. im 16. Jahrhundert, Berlin 1903) berührt nur die äußeren materiellen und technischen Beziehungen der Schulbühne; man darf daraus aber keineswegs folgern, es hätte die konfessionelle und polemische Seite dabei nur eine untergeordnete Rolle gespielt.

[2] Chr. Stymmelius, Studentes. Comoedia de vita studiosorum (Frankfurt a. d. O. 1549 1550; Köln 1552 1561; Straßburg 1562 u. ö.; übersetzt von F. H. Meyer, Studentica, Leipzig 1857); Isaac (Stettin 1579).

[3] G. G. Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen II [2], Leipzig 1842, 354 355.

Stymmels „Studenten" fanden ungeheuern Beifall, wurden an den verschiedensten Orten, Magdeburg, Köln, Leipzig, bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts immer und immer wieder neu aufgelegt, während sein „Opfer Isaaks" nur ein kümmerliches literarisches Dasein fristete.

Sixt Birk (Xystus Betuleius), 1500 in Augsburg geboren, von 1536—1554 Rektor an der Annaschule daselbst, schrieb fast ausschließlich biblische Stücke, die er dann auch deutsch bearbeitete: Susanna, Eva, Sapientia Salomonis, Herodes sive Innocentes, Beel, Zorobabel, Iudith[1]. Er wollte die sittlich bedenklichen Stücke des Terenz an den Schulen zurückdrängen und durch andere ersetzen, welche geeignet wären, gute Bürger heranzubilden (qui administrandae Reipublicae aliquam imaginem prae se ferunt). Seine „Judith" war darauf gemünzt, Begeisterung für den Türkenkrieg zu wecken; in seinem „Beel" aber wurde unter dem Bilde der Baalspfaffen weidlich die „katholische Abgötterei" bekämpft.

Ein ungleich heftigerer Zelot war aber der Abenteurer Georg Kirchmair, genannt Naogeorgus, der, 1512 in Straubing geboren, sich in Kahle, Augsburg, Kaufbeuren, Kempten, Stuttgart, Basel umhertrieb und endlich als Prediger in Wisloch (1563) starb. Seine Tragödien: Pammachius, Mercator, Incendia, Hamanus, Hieremias und Iudas Iscariotes, sind voll des Hasses gegen die alte Kirche, zum Teil geradezu dramatisierte Brandschriften gegen dieselbe[2]. Dies besagt z. B. schon der Titel Incendia seu Pyrgopolinices. Tragoedia recens nata, nefanda quorumdam papistici gregis exponens facinora — oder der andere: Tragoedia nova, Mercator seu Iudicium. In qua in conspectum ponuntur Apostolica et Papistica doctrina, quantum utraque in conscientiae certamine valeat et efficiat, et quis utriusque futurus sit exitus.

Fast wie ein zweiter Hutten nimmt sich unter den frömmigkeitstriefenden Schuldramatikern des 16. Jahrhunderts Nikodemus Frischlin aus, ein hochbegabter, aber mehr satirischer als positiv schaffender Rhetor, leidenschaftlich, heftig, deshalb in beständige Händel verwickelt, denen er schließlich in traurigster Weise erlag. Er wurde 1547 zu Balingen (Württemberg) geboren, wohin sein aus dem Thurgau stammender Großvater eingewandert war. In Tübingen, wo er hauptsächlich studiert hatte, wurde er 1565 Magister und las dann über lateinische Klassiker, konnte es aber wegen

[1] H. Betuleius, Susanna. Comoedia tragica (Augsburg 1537); Eva (ebd. 1539); Sapientia Salomonis (Marburg 1591); Iudith. Drama comicotragicum (Augsburg um 1541) ꝛc.

[2] Th. Naogeorgus, Pammachius (Wittenberg 1538); Mercator (ohne Druckort 1540); Incendia (Wittenberg 1551); Hamanus (Leipzig 1543); Hieremias (Basel 1551); Iudas Iscariotes (ebd. 1552).

seiner Händelsucht zu keiner Professur bringen. Weitere Händel verfeindeten ihn mit dem Adel und brachten ihn um die Gunst des Herzogs Ludwig, der ihn zeitweilig huldreich beschützt und ihm beim Kaiser die Würde eines gekrönten „Dichters und Pfalzgrafen" verschafft hatte. Wegen Ehebruchs verklagt und verbannt, trieb er sich in Prag, Wittenberg und Braunschweig herum, erregte durch neue Angriffe den Zorn der württembergischen Räte, ward auf ihr Betreiben 1596 in Mainz gefangen und auf Hohenurach eingekerkert. Hier suchte er sich die Zeit mit Dramenschreiben zu kürzen, hielt das aber nicht aus, machte einen Fluchtversuch und brach dabei das Genick, erst dreiundvierzig Jahre alt. Für das einfach Schöne und Edle, für Maß und Harmonie der Alten fehlte Frischlin die feinere Empfänglichkeit wie die selbständige Anlage[1]. Seine Tragödien „Dido" (1581) und „Venus" (1584) sind bloße Dramatisierungen des vierten und ersten Buches der Aeneide. Ebenso fußen die Helvetiogermani (1588) auf dem ersten Buch Cäsars vom Gallischen Krieg, dessen nüchterner Bericht nur durch eine Thusnelda meretrix und deren schmutziges Treiben gepfeffert ist. Die Hildegardis magna (1579) ist eine Art Genovefa-Geschichte, deren rührende Züge aber durch lustspielhafte Zutaten völlig abgeschwächt sind. In der biblischen „Rebecca" (1576) gehen die satirischen Scenen hauptsächlich gegen die rohen „Junker" und Bauernschinder, die ihrem Jagdvergnügen Schweiß und Wohl der Bauern opfern. In der „Susanna" (1577) geht Frischlin gegen die Advokaten und Wirte los; im Priscianus vapulans werden die geplagten Schulmeister und Poeten in derbster Weise verhöhnt. Im Phasma (1580) werden Luther und Brenz verhimmelt, während der Teufel den Zwingli, Karlstadt, Schwenkfeld und das ganze tridentinische Konzil holt. Die merkwürdigste Leistung Frischlins ist aber wohl sein Iulius Caesar redivivus, eine Komödie, die er schon 1572 begann, 1580 wieder aufnahm und 1584 vollendete. Mit der plumpsten Prahlerei und Selbstgefälligkeit von der Welt feiert hier der deutsche Humanismus seine vermeintliche Überlegenheit über jenen der romanischen Völker, während er selbst tatsächlich schon am Ausgeistern war, die italienische Renaissance aber noch immer die reichsten Zweige und Blüten trieb.

Mercurius Psychopompus führt den Cäsar und Cicero aus der Unterwelt herauf und bringt sie über Straßburg, Augsburg und Nürnberg ins

---

[1] N. Frischlinus, Priscianus vapulans (Erfurt 1571); Rebecca (Frankfurt 1576); Susanna (Tübingen 1578); Hildegardis magna (ebd. 1579); Dido (ebd. 1581); Venus (ebd. 1584); Iulius redivivus (ebd. 1584); Helvetiogermani (Straßburg 1589); Comoediae sex, tragoediae duae (ebd. 1587); Opera poetica (ebd. 1585 1587 1589 u. ö.). — D. F. Strauß, Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nikodemus Frischlin, Frankfurt 1855. — W. Scherer, Art. „Frischlin" (Allgem. Deutsche Biographie VIII 96—104).

Schwabenland, wo ein Herzog Hermann als Vertreter deutscher Heldenhaftigkeit und Kriegstüchtigkeit, Eoban Hessus als Vertreter deutscher Geistesbildung sie empfängt. Schon das Abfeuern einer Flinte erschreckt sie dermaßen, daß sie den Herzog Hermann für Juppiter halten und staunend von ihm erfahren, daß ein Deutscher das Pulver erfunden hat. Eoban aber sucht dem Cäsar klar zu machen, daß ein deutscher Kaiser etwas ganz anderes zu bedeuten habe als er. Während Hermann den römischen Imperator in ein Zeughaus führt, geleitet Eoban den Cicero in eine Druckerei, wo ihm mit den Wundern der Buchdruckerkunst die ganze neulateinische Literatur gezeigt wird. Diese Belehrung der zwei großen Römer über die wunderbaren Fortschritte der Germanen zieht sich durch drei ganze Akte hin und ist mit den eingehendsten Ausführungen über Pulverbereitung und Druckverfahren verbunden. Als Schattengestalten sind dem schwäbischen Herzog und dem hessischen Poeten ein savoyischer Krämer und ein italienischer Spazzacamino gegenübergestellt, der erstere als ein lügnerischer und betrügerischer Mädchenfänger, der andere als ein armer Teufel geschildert, der ein verdorbenes Latein lallt: die beiden sollen die romanischen Nationen bedeuten. Dem savoyischen Krämer wird der moderne Luxus zugeschrieben, durch den Deutschland verweichlicht und entnervt worden sein soll, und Herzog Hermann will ihn dafür im vierten Akte bestrafen; allein Mercurius macht geltend, daß die Entnervung mehr vom germanischen Schlemmen und Saufen komme. So ist die schwache Verwicklung schon gelöst, und für den fünften Akt bleibt nur die Aufgabe übrig, Cäsar und Cicero wieder in die Unterwelt zurückzuholen. Zu diesem Zwecke erscheint Gott Pluto selbst, der den italienischen Kaminfeger bei der ersten Begegnung für seinen Bruder hält. Dieser will aber nichts mit ihm zu tun haben, und Merkur beruhigt den Fürsten der Unterwelt mit der Nachricht, daß er die beiden Römer bereits wieder nach Hause gebracht habe.

Kaum ein paar Jahre bevor sich die Schwaben in Stuttgart über den italienischen Kaminfeger lustig machten, war in Italien zum erstenmal Tassos „Befreites Jerusalem" erschienen, eine der schönsten Blüten der italienischen Spätrenaissance, ein Werk, wie es Deutschland noch in den zwei nächsten Jahrhunderten nicht besitzen sollte.

In England tat der Klostersturm und Kirchenraub den Studien einen großen Schaden an, da Universitäten wie Mittelschulen hauptsächlich auf kirchlichen Stiftungen beruhten. Die kurze Regierung der katholischen Maria konnte das angerichtete Unheil nicht wieder gutmachen. Unter Elisabeth wurden zahlreiche neue Lateinschulen gegründet, aber kärglich ausgestattet. Von der religiösen Neuerung abgesehen, hielt sich der Unterricht, wie an Sturms Schule zu Straßburg, ziemlich in den alten Geleisen. Die hergebrachten Autoren (neben Vergil und Horaz auch Prudentius und Sedulius)

wurden fleißig gelesen und kommentiert, die lateinischen Dichter in massenhaften Schulversen nachgeahmt. Wie in Italien und Spanien sagten sich indes die meisten und größten literarischen Talente von der lateinischen Schulpoesie los und weihten all ihre Kräfte der Volkssprache. Weder die formelle Bildung, welche die Lateinschule gewährte, noch die zeitgenössische Renaissanceliteratur der Italiener und Spanier blieb ohne tiefgreifenden Einfluß auf die reiche, nationale Poesie, welche während der glanzvollen Regierung Elisabeths emporblühte. Thomas Wyatt, Philipp Sidney, John Lily und Edmund Spenser weisen ebenso die Vorteile wie die Nachteile jenes doppelten Einflusses auf; in dem genialen Shakespeare hat sich der kernhafte englische Volksgeist des Mittelalters in glänzendster Weise mit der literarischen Bildung der späteren Renaissancezeit verbunden. Neben ihm verschwinden freilich die wenigen lateinischen Schulpoeten Großbritanniens, wie der Satiriker Joseph Hall, Bischof von Norwich (gest. 1656), und der tapfere schottische Kriegsmann und Epiker Mark Duncan Cerisantes (geb. 1648) völlig im Schatten. Der einzige Neulateiner, der auch im Ausland zu einigem Ruf gelangte, ist der Epigrammatiker John Owen (Audoenus) aus Carnaervon in Wales (geb. um 1560, gest. 1623)[1]. Eine Anzahl schmutziger und polemischer Epigramme haben ihn auf den römischen Index, bei dessen Gegnern aber zu hohen Ehren gebracht. Weitaus die meisten seiner knappen, geistreichen, wohlabgerundeten Sinngedichte sind indes völlig harmloser Natur: artige Komplimente an Freunde und Gönner, satirische Wurfpfeile auf einzelne Nationen, Stände, Berufsklassen, gute Einfälle heiterer oder ernster Natur, witzige Bemerkungen und Antithesen der verschiedensten Art, oft auch bloße Wortspiele und Künsteleien[2]. In nicht wenigen Sprüchen beklagt er die tiefen Schäden seiner Zeit, die religiöse Zersplitterung, die Abnahme des Glaubens bei Vermehrung der Glaubensbekenntnisse, die zunehmende Geldsucht und Sittenlosigkeit, die Unwahrhaftigkeit der Parteihistoriker, die Willkür in religiösen Dingen, das Umsichgreifen des Atheismus. Ganz ungereimt findet er die Abneigung gegen die Kreuzesbilder. Des Thomas Morus gedenkt er mit herzlichem Lob, und sogar die jungfräuliche Gottesmutter feiert er in einem huldigenden Spruche. Der berühmte Kanzler Franz Bacon schrieb seine epochemachenden wissenschaftlichen Hauptwerke De dignitate et augmentis scientiarum und das Novum Organon in lateinischer Sprache; seine Essais und seinen sozialpolitischen Roman „Die neue

---

[1] I. Owenus, Epigrammata (London 1606 1612 1617; Amsterdam 1624; Leiden 1628 u. ö.).

[2] Eine in Köln erschienene, gereinigte Ausgabe ist deshalb sehr reichhaltig ausgefallen: I. Oweni, alias Audoeni Epigrammatum libri X. Editio nova catholica, ab omni obscoenitate et piarum aurium offendiculo expurgata, Coloniae 1708.

Atlantis“ auf englisch. So sehr seine religiösen Anschauungen von jenen des Thomas Morus abstechen, so ist in denselben doch eine gewisse Duldsamkeit gegen den Katholizismus unverkennbar, und sein großes Hauptwerk richtet sich sachlich fast mehr gegen die einseitig humanistische Bildung als gegen die bisherige Philosophie.

Die Niederlande blieben um fast ein halbes Jahrhundert länger mit der Kirche vereint als das nördliche Deutschland. Nachdem sich dann die holländischen Provinzen (1566) von ihr losgesagt, waren noch allenthalben Männer, welche früher die katholische Schulbildung erhalten hatten[1]. So hatte Jan van der Does (Janus Dusa), der erste Kurator der 1575 gegründeten Universität Leiden, noch in Löwen, Douai und Paris studiert. Unter ihm lehrte daselbst von 1579—1590 Justus Lipsius. Nach dessen Abgang gewann er für den Lehrstuhl der klassischen Studien Joseph Justus Scaliger, der neben Lipsius und Casaubonus zu den größten Gelehrten jener Zeit gerechnet wurde, bis zu seinem dreiundzwanzigsten Jahre noch katholisch war, erst 1563 durch Viret und Chandieu für den Calvinismus gewonnen wurde, sich aber auch dann nicht in religiöse Kontroversen mischte, sondern als Latinist, Gräzist, Orientalist und ausgezeichneter Chronologe ganz den humanistischen und historischen Studien lebte, einer der Hauptbegründer der neueren Philologie und Kritik. Obwohl der Sohn eines heftigen Geusen und in seiner Jugend von Marnix de Sainte-Aldegonde bevorzugt, blieb auch Daniel Heinsius (1580—1655) dem calvinistischen Fanatismus ziemlich ferne, so daß Urban VIII. und Kardinal Barberini sogar den Versuch machten, ihn für Rom zu gewinnen. Sein Sohn Nikolaus (1620—1681) trat 1649 in den Dienst der Königin Christine von Schweden, besuchte in ihrem Auftrag Rom zu wissenschaftlichen Zwecken und betrieb auch später, als Diplomat seines Heimatlandes, die humanistischen Studien in großem, freisinnigem Stil, nicht wie die orthodoxen Zionswächter in Wittenberg. Peter Scriverius (Schrijver, 1576—1660), als lateinischer Poet ebenso angesehen wie als Philologe und Historiker, kam wegen seiner Freundschaft mit Hoogerbeets, Grotius und andern Remonstranten in nicht ganz ungefährlichen Konflikt mit den extremen Calvinisten. Peter van der Kun (Cunaeus, 1586—1638) wurde von ihnen auf der Dordrechter Synode verdächtigt. Sogar der leichtfertige Diplomat Dominik Baude (Baudius, 1561—1613), dessen Amores Scriverius 1638 herausgab, geriet in Gefahr, für halb spanisch oder wenigstens unzuverlässig zu gelten.

Der gelehrte Gerhard Joh. Vossius (1577—1649) ward von denselben Fanatikern wegen Mangels an echt protestantischer Gesinnung schmählich

---

[1] Lucian Müller, Gesch. d. klass. Philol. in den Niederlanden, Leipzig 1869.

verfolgt und von jedem Lehramt ausgeschlossen. Hugo Grotius endlich (1583—1645), der größte Rechtsphilosoph und einer der vielseitigsten Polyhistore der Niederlande, entging, um desselben Grundes willen, mit genauer Not der Hinrichtung und lebenslänglicher Kerkerhaft nur durch die Treue und Klugheit seiner wackern Frau. Der großartige Aufschwung, den vom Ende des 16. Jahrhunderts an die klassischen und humanistischen Studien in den Niederlanden gewonnen haben, ist somit durchaus nicht als eine Frucht des Protestantismus zu betrachten, sondern der vielfachen Fühlung, welche die niederländischen Gelehrten mit dem katholischen Europa behielten, der Unabhängigkeit, in welcher sie sich den fanatischen Streittheologen gegenüber bewahrten, und der ernsten Geistesarbeit, welche sie unabhängig von dem Gezänke der Sektentheologen entfalteten. Es ist kaum ein Zweifel, daß Grotius, wenigstens der Gesinnung nach, als Katholik gestorben ist[1]. Vondel, der sich zum Teil an ihm geschult, der größte der holländischen Dichter, ist 1641 offen zur alten Kirche zurückgetreten.

Mehr protestantisch gefärbt war ein Kreis von Amsterdamer Poeten, mit welchen Vondel ebenfalls in Beziehung stand: Peter Hooft, der Drost von Muyden, Kaspar van Baerle (Barlaeus) und Konstantin Huygens. Doch unterhielten auch diese Männer Fühlung mit der zeitgenössischen lateinischen und italienischen Literatur Italiens, und Baerle korrespondierte sogar freundschaftlich mit dem Jesuiten Jakob Balde.

Die Hauptbedeutung all dieser Männer liegt unzweifelhaft in ihren philologischen, kritischen und historischen Leistungen; wenn sie indes meist bis in ihr Alter die Lust beibehielten, lateinische Verse zu machen, so ist das sicher nicht als bloße Spielerei zu betrachten. Diese Übung hat nicht wenig dazu beigetragen, daß sie immer tiefer in das Verständnis der Alten eindrangen, ihren Geschmack sich zu eigen machten, sich für dieselben begeisterten, gleichsam in ihrer Sprachsphäre lebten und webten. Als der gewandteste Formkünstler unter ihnen gilt der jüngere Heinsius, der seine Gedichtsammlung der Königin Christine widmete. Auch ein Lobgesang des älteren Heinsius auf Christus, einem Hymnus des Lykophron nachgebildet, wurde viel bewundert, während sein Herodes infanticida mehr deklamatorisch als dramatisch zu nennen ist. Auch der Christus patiens des Grotius verdient mehr wegen des schönen Latein als wegen seiner dramatischen Form Beachtung. Seine Dramen Adamus exul und Sophompaneas haben Vondel zu einigen seiner besten Stücke angeregt; unter seinen Gedichten findet sich auch eines an die Mutter des Erlösers[2].

[1] C. Broere, Hugo Grotius' Rückkehr zum katholischen Glauben (1856); deutsch von L. Clarus, Trier 1871.

[2] H. Grotius, Poemata collecta (Leiden 1617 1639 ff); Batavia. Carmen (Haag 1603); Christus patiens. Tragoedia (Leiden 1608); Sacra, in quibus Adamus exul. Tragoedia (Dordrecht 1799).



Die Gönnerschaft, welche Königin Christine den Studien und der Poesie angedeihen ließ, trug nicht wenig bei, daß dieselben von Holland aus auch in den nordischen Reichen Eingang fanden. Selbst Island, die Ultima Thule, erhielt seinen neulateinischen Dichter an dem berühmten Auffinder der älteren Edda, Brynjólfr Sveinsson, Bischof von Skálholt (1605 bis 1674), der unter anderem eine reiche Sammlung von Gedichten an die allerseligste Jungfrau, darunter ein schönes Marienleben in den verschiedensten antiken Versmaßen, hinterließ [1].

Nachdem er das ganze Leben der hochbegnadigten Himmelskönigin liebevoll betrachtet, richtet er an sie die rührend fromme Bitte:

Tu, Regina, Dei dotibus inclyta,
Ceu collum capiti proxima subsides;
Quidvis accipis inde,
Et, quod suscipis, impetras.

Excellens superum gloria civium,
Angustis fer opem rebus et asperis,
Cui non defuit unquam
Praesens copia gratiae.

Quas debent inopes reddere gratias
Pro summis homines muneribus Deo,
Clemens atque benigna
Nostro nomine solvito.

Sic longum faveas gentibus indigis,
Et nos multiplici crimine sordidos
Commendare memento,
Mater sedula, Filio.

Fünftes Kapitel.

Das lateinische Schuldrama der Jesuiten.

Mit andern Überlieferungen katholischer Pädagogik ging die Pflege des lateinischen Schuldramas als selbstverständliche Erbschaft an die Schulen der Gesellschaft Jesu über, welche, 1540 von Papst Paul III. bestätigt, sich mit großer Raschheit durch ganz Europa verbreitete und im Jahre 1580 bereits 5000 Mitglieder zählte. Der Orden strebte, nach der Absicht des

[1] A. Baumgartner, Ein protestantischer Mariendichter. Bischof Brynjólfr Sveinsson von Skálholt (Stimmen aus Maria-Laach XXXVIII [1890] 508—525). — Jón Thorkelsson, Om Digtningen i Island i det 15. og 16. Århundrede, Kjöbenhavn 1888, 113.

Stifters und seiner ersten Genossen, in erster Linie die Erneuerung des religiösen Lebens in den katholischen Ländern, die Verbreitung desselben in den Missionsländern, die Verteidigung desselben in den vom Abfall bedrohten oder schon abgefallenen Staaten an. Erziehung und Unterricht der Jugend sollten eines der großen Mittel sein, um dieses Ziel zu erreichen, aber weder das erste noch das ausschließliche. Sie sollten der Spendung der Sakramente, der Predigt und Katechese, den Werken der geistlichen und leiblichen Barmherzigkeit zur Seite gehen, um dem priesterlichen Wirken eine gesicherte Fortdauer zu verschaffen. Unter den von der Gesellschaft gepflegten Wissenschaften nahmen hinwieder Theologie und Philosophie den ersten Platz ein. Nur als Vorbereitung für die höheren Unterrichtsfächer wurden die humanistischen Studien betrieben, und bei diesen wurde das Schultheater nur als eine Hilfsübung aufgefaßt, auf welche allerdings einiges Gewicht gelegt wurde, die aber doch nicht zur eigentlichen Quintessenz der Erziehung gehörte [1].

In dem sorgfältig durchgearbeiteten Organisationsentwurf für die Studien der Gesellschaft, welche der fünfte Ordensgeneral P. Claudius Aquaviva 1591 zur Prüfung und Erprobung an sämtliche Provinziale sandte, wurde das Theater zwar noch sehr entgegenkommend behandelt und sogar positiv

[1] M. Pachtler S. J., Ratio studiorum et Institutiones Scholasticae Societatis Iesu per Germaniam olim vigentes (Monum. Germ. Paedagogica II V IX XVI, Berolini 1887—1894, Hofmann). — B. Duhr S. J., Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu (Bibliothek der kathol. Pädagogik IX), Freiburg i. B. 1896. — Jouvancy S. J., Ratio discendi ac docendi, Florentiae 1703. — J. Masen S. J., Palaestra Eloquentiae ligatae Dramatica, Colon. 1664. — F. Lang S. J., Dissertatio de actione scenica, Monachii 1727. — A. Cahour, Théâtre latin des Jésuites à la fin du XVI° siècle (Études VII [1862] 460 f). — E. Boyesse, Le théâtre des Jésuites, Paris 1880. — Karl v. Reinhardstöttner, Zur Geschichte des Jesuitendramas in München (Jahrb. für Münchner Geschichte III), Bamberg 1889. — Jakob Zeidler, Die Schauspielertätigkeit der Schüler und Studenten Wiens. (Schulprogramm), Oberhollabrunn 1888. — Ders., Studien und Beiträge zur Geschichte der Jesuitenkomödie und des Klosterdramas (Theatergeschichtliche Forschungen, herausgeg. von B. Litzmann IV), Hamburg und Leipzig 1891. — Ders., Über Jesuiten und Ordensleute als Theaterdichter rc., Wien 1893. — Ders., Beiträge zur Geschichte des Klosterdramas (Zeitschr. für vergleichende Literaturgeschichte von Koch, Berlin. Neue Folge VI 464—478; IX 88—132). — P. Bahlmann, Jesuitendramen der niederrheinischen Ordensprovinz, Leipzig 1896. — A. Dürrwächter, Das Jesuitentheater in Eichstätt (Sammelblatt des historischen Vereins X, Eichstätt 1896, 42—94). — Ders., Die Darstellung des Todes und Totentanzes auf den Jesuitenbühnen, vorzugsweise in Bayern (Forschungen zur Kultur- und Literaturgeschichte Bayerns), Ansbach und Leipzig 1897. — Ders., Jakob Gretsers De regno Humanitatis Comoedia prima, Regensburg 1898. — Fleischlin, Die Schuldramen am Gymnasium und Lyceum zu Luzern von 1581—1797 (Schweizerblätter. Neue Folge I), Luzern 1885. — Historisch-Politische Blätter CXXIII 377 ff 456 ff; CXXIV 276 ff 414 ff. — G. Lühr, 24 Jesuitendramen der litauischen Ordensprovinz, Königsberg i. Pr. 1901.

empfohlen[1]. In der eigentlichen Ratio studiorum aber, d. h. der endgültigen Studienordnung, welche 1599 erschien, fehlen diese Empfehlungen; die betreffende Vorschrift für den Provinzial ist eine einschränkende und abwehrende geworden: „Nur sehr selten bewillige er die Aufführung von Komödien und Tragödien; dieselben sollen lateinisch und geziemend sein. Er selbst prüfe sie vorher oder betraue einen andern mit der Prüfung; für diese und ähnliche Aufführungen lasse er nie die Kirche gebrauchen." Die dreizehnte Regel des Rektors aber fügt noch folgende Bestimmungen hinzu: „Der Gegenstand der Tragödien und Komödien, die in lateinischer Sprache abgefaßt und sehr selten aufgeführt werden sollen, sei ein heiliger und frommer; auch dürfen nur lateinische und erbauliche Zwischenspiele vorkommen; weibliche Rollen und Trachten dürfen nicht verwendet werden." In letzterem Punkt wurde jedoch der Oberdeutschen Provinz 1602 innerhalb gewisser Schranken Dispens erteilt.

Trotz dieser vorsichtigen Haltung der Ordensgesetzgebung ist das Schultheater doch zu einer nicht geringen Entfaltung gelangt. Da die Zahl der Unterrichtsanstalten bis zum Jahre 1759 auf 609 Kollegien und 171 Seminarien stieg, so ergibt allein die Zahl der jährlich an der Schlußfeier der Kollegien aufgeführten Stücke um jene Zeit nahezu 800. Tatsächlich wurde aber den dramatischen Übungen ein viel größerer Spielraum gewährt.

Außer den großen Tragödien am Schluß des Schuljahres wurden mancherorts, wie in Wien, München, Graz usw., noch großartige Aufführungen für allgemeine, öffentliche Feste, fürstliche Einzüge, Hochzeiten und Besuche veranstaltet. Dazu kam in den einzelnen Klassen der Vortrag von Dialogen und kleineren Stücken. Die marianischen Kongregationen führten gelegentlich sog. „Meditationen", d. h. Moralitäten und Mirakelspiele auf. Fast überall wurde in der Faschingszeit die Aufführung einer oder mehrerer eigentlicher Komödien erlaubt. In Österreich bürgerten sich auch sowohl Mysterienspiele in der Kirche als Sakramentsspiele vor dem Allerheiligsten auf öffentlichen Plätzen ein.

So hat sich denn diese dramatische Schulliteratur in einer Fruchtbarkeit entwickelt, welche man fast mit jener der mittelalterlichen Hymnendichtung vergleichen könnte. Hunderte von Magistern und Schülern haben ihr Scherflein

---

[1] Hier besagt die 84. Reg. Prov.: Publica praemiorum distributio par est, ut quotannis recurrat: nec Dramata aequo diutius intermittantur, friget enim Poesis sine Theatro, modo ne labor ille multiplex in erudiendis actoribus, in varia veste sumtuque conquirendo, in extruendo Theatro, aliisque scenicis actionibus, ferme totus incumbat in Poetam, cum aequissimum sit illum aliorum qui ab ipso diriguntur, opera levari. Neque vero quo loco dramata exhibentur, aditus sit mulieribus: neque ullus muliebris habitus, aut si forte necesse sit, non nisi decorus et gravis introducatur in scenam.

dazu beigesteuert. Ableger davon haben in den Schulen anderer Orden sich erhalten und, wenn auch nicht mehr in gleichem Maße, bis in die Neuzeit herab neue Zweige getrieben.

Die protestantischen Pädagogen des 16. und 17. Jahrhunderts verachteten diese Schuldramatik keineswegs, suchten ihr vielmehr durch entsprechende Pflege des Schuldramas mit stark polemischem Tone entgegenzuarbeiten. Goethe urteilte gar nicht ungünstig über eine Aufführung des Schultheaters zu Regensburg, welcher er auf seiner italienischen Reise im September 1786 beiwohnte, und welche noch der Überlieferung der alten Jesuitenbühne entsprach [1]. Herder bedauerte (1795), daß „eine literarische Geschichte der Jesuiten mit einem parteilosen Urteil über das Ganze nach Beschaffenheit der verschiedenen Zeiten und Gegenden, in denen die Gesellschaft blühte", nicht geschrieben sei [2]. Es war dem großen Reigenführer der deutschen Aufklärung, Friedrich Nicolai, vorbehalten [3], Balde für einen „elenden Versemacher", die Leistungen der Jesuiten als „extradumm" und ihr Schultheater für eitel „Unsinn" zu erklären. Sein Urteil hat indes bis herab in die letzte Zeit die Ansichten Goethes und Herders weit zurückgedrängt. Erst seit Gervinus hat man angefangen, das Schultheater der Jesuiten wieder etwas ernster zu nehmen und ihm sogar eine gewisse literarhistorische Bedeutung zuzuerkennen. Goedeke und Wilhelm Scherer haben in dieser Richtung weitergewirkt, Karl v. Reinhardstöttner diese Bedeutsamkeit in einer gründlichen Monographie schlagend nachgewiesen.

Um in dieser Sache nüchtern und richtig zu urteilen, muß man vor allem im Auge behalten, daß die Jesuiten es durchaus nicht darauf abgesehen hatten, geistliche und weltliche Theater zu gründen, deren Leitung in die Hand zu nehmen oder gar unter ihren Mitgliedern dramatische Dichter heranzubilden, wie sie jene Zeit an Shakespeare, Lope de Vega, Calderon, Tirso

---

[1] „Ich verfügte mich gleich in das Jesuiten-Kollegium, wo das jährliche Schauspiel durch Schüler gegeben ward, sah das Ende der Oper und den Anfang des Trauerspiels. Sie machten es nicht schlimmer als eine angehende Liebhabertruppe und waren recht schön, fast zu prächtig gekleidet. Auch diese öffentliche Darstellung hat mich von der Klugheit der Jesuiten aufs neue überzeugt. Sie verschmähten nichts, was irgend wirken konnte, und wußten es mit Liebe und Aufmerksamkeit zu behandeln. Hier ist nicht Klugheit, wie man sie sich in abstracto denkt: es ist Freude an der Sache dabei, ein Mit- und Selbstgenuß, wie er aus dem Gebrauche des Lebens entspringt. Wie diese große geistliche Gesellschaft Orgelbauer, Bildschnitzer und Vergolder unter sich hat, so sind gewiß auch einige, die sich des Theaters mit Kenntnis und Neigung annehmen, und wie durch gefälligen Prunk ihre Kirchen sich auszeichnen, so bemächtigen sich die einsichtigen Männer hier der weltlichen Sinnlichkeit durch ein anständiges Theater" (Italienische Reise. Goethes Werke [Hempel] XXIV 4 5).

[2] Herder, Sämtliche Werke (Suphan) XXVII 208 ff.

[3] Fr. Nicolai, Beschreibung einer Reise &c. IV 561 ff; Beilage 29 ff 47 ff.

de Molina, Flam. Scala, Franc. Andrini, Vondel und andern besaß. Ihr Hauptzweck war der religiös-pädagogische; die große Masse ihrer Dramen sind Schulübungen und poetische Hervorbringungen, welche für die Schule berechnet sind, und man darf darum nicht den Maßstab der dramatischen Poesie, am wenigsten denjenigen der höchsten Leistungen theatralischer Kunst und klassischer Dramatik an sie anlegen. Man kann vollkommen zufrieden sein, wenn sie ihrem bescheidenen Zwecke entsprechen, und das haben sie im ganzen getan. Eine Menge Zeugnisse sprechen dafür.

Unter den Hunderten von Schulmännern, welche still und anspruchslos in diesem Sinne gearbeitet haben, gab es indes nicht nur solche, welche durch erstaunliche Fertigkeit in lateinischer Sprache und Metrik sich auszeichneten, sondern auch solche, welche sich durch jahrelange Lehrtätigkeit eine vorzügliche Kenntnis des Altertums, einen feinen Geschmack und die technische Gewandtheit eines Bühnendichters erworben hatten, wirklich poetische Anlagen besaßen und dieselben, namentlich an religiösen Stoffen, mit wahrer innerer Begeisterung zu betätigen wußten.

Andreas Fabricius, der langjährige Ratgeber des Bischofs Otto Truchseß von Augsburg und später Rat der Herzoge Albert und Ernst von Bayern (gest. 1581 als Propst zu Altötting), hat wohl mit seinen Festspielen (1566—1568) als Freund der Jesuiten den Grund zu der glänzenden Schulbühne zu München gelegt, aber selbst Jesuit war er nicht. Auch Michael Hiltprand, dessen Ecclesia Militans 1573 zu Dillingen erschien, findet sich nicht in den Katalogen des Ordens. Zu den frühesten Dramatikern, von welchen gedruckte Stücke vorliegen, gehört der Portugiese Luis da Cruz (1543—1604), Professor in Coimbra; der Italiener Francesco Benci (1542—1594), ein Schüler Murets und Professor in Rom; der Böhme Jakob Pontanus (Spanmüller, 1542—1626) aus Bruck, ein hervorragender Schulmann, mehr Theoretiker als Poet, der strengste Kritiker der pädagogischen Leistungen seines Ordens; der Italiener Bernardo Stefani (1560—1620); der Belgier Karl Malapert (1580—1630) und der Schwabe Jakob Bidermann (1578—1639), zuletzt Professor und Censor in Rom, den Reinhardstöttner weitaus als den tüchtigsten unter allen schätzt[1].

An diese reihen sich im 17. Jahrhundert: Johann Surius (gest. 1631), Nikolaus Susius (gest. 1619), Nikolaus Caussin (1583 bis 1651), der ausgezeichnete Theologe Dionysius Petavius (Petau, 1583 bis 1652), Vincenz Guiniggi (gest. 1653), Julius Solimani (gest. 1639),

[1] Bibliographische Angaben bei C. Sommervogel, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus, 9 Bde, Bruxelles-Paris 1890—1900. — W. Menzel, Geschichte der deutschen Dichtung II, Leipzig 1875, 231—263.

Alexander Donati (gest. 1640), Louis Cellot (gest. 1658), Jakob Libens (gest. 1678), der bekannte Lyriker Jakob Balde (gest. 1668), Balduin Cabillau (gest. 1652), Joseph Simeons (gest. 1671), Johann Bapt. Giattini (gest. 1672).

Mehr als Schulmann ragt der Deutsche Jakob Masen hervor (1606 bis 1681), mehr als fruchtbarer Poet der Österreicher Nikolaus Avancinus (1612—1686).

Mit dem Ende des 17. Jahrhunderts fängt, besonders bei den französischen Jesuiten, der Einfluß des sog. französischen Klassizismus an sich geltend zu machen, in strammer Einheit, künstlicherer Verwicklung und strengerer Ausführung, ohne daß indes stark von dem bisherigen Charakter des Schuldramas abgegangen wurde. Der beste Theoretiker dieser Richtung und zugleich auch fruchtbarer Dichter ist Gabriel Franz Le Jay (1657 bis 1734); an ihn schließen sich Charles de la Rue (1643—1725), Jean Antoine du Cerceau (1670—1730), François Noel (1651—1729), der einige Zeit auch als Missionär in China und in Böhmen lebte, und Charles Porrée (1675—1741), der Lehrer Voltaires.

Sehr fruchtbar war der Böhme Karl Kolczawa (1656—1717), wie überhaupt das Schuldrama kaum irgendwo so viel Freiheit und Begünstigung erlangte wie in den österreichischen Staaten. Mehrere wohlabgerundete Dramen verfaßte der römische Akademiker Joseph Carpani (1683—1762), einen „Epaminondas" der Neapolitaner Johann Spinelli.

Ein nicht zu verachtendes Hilfsmittel, das aber auch die Gefahr handwerksmäßigen Betriebes in sich schloß, verschaffte den Jüngern der lateinischen Schulpoesie der Luxemburger P. Paul Aler (1656—1727), indem er nach der Vorlage eines noch nicht sicher bestimmten Vorgängers einen erweiterten, sehr reichhaltigen sog. Gradus ad Parnassum zusammenstellte und denselben 1706 zu Köln herausgab. Vor- und nachher hat er aber auch, als Leiter der Schulbühne zu Köln, sehr eifrig die Poesie gepflegt und nicht nur mehrere beliebte Dramen (eine Josephstrilogie, Tobias, Die Mutter der Macchabäer, Bertulfus, Genovefa) verfaßt, sondern auch eine Anzahl von Musikdramen oder geistlichen Operetten (Maria die Gnadenkönigin, Maria die Friedenskönigin, Julius Maximinus, Urania). Er ist den tüchtigeren Schuldramatikern beizuzählen.

In dem Theatrum Politicum wie in dem Theatrum Asceticum des P. Franz Neumayr (1697—1775), welche beide zahlreiche Stücke umfassen, überwiegt das religiös-asketische Element vollständig über alles andere. Andreas Friz (1711—1790) in Wien und Ignatius Weitenauer (1709 bis 1783) hielten sich in Stoff und Form mehr an die ältere Weise. Joh. Bapt. Seidl geriet mit seiner Schlußkomödie Bavaria vetus et nova, die 1755 in Ingolstadt, später in Straubing, 1764 in Landshut gegeben

wurde, wegen Angriffen auf die damalige Aufklärerei in Konflikt mit der allerhöchsten Polizei und wurde von dieser zu ernstlicher Besserung vermahnt[1].

Die Stücke sind so zahlreich und mannigfaltig, daß die Analyse eines einzelnen oder auch mehrerer keine entsprechende Charakteristik geben könnte. Es war indes in Deutschland der Brauch, von den Stücken kurze Auszüge (Periochen) in deutscher Sprache drucken zu lassen, damit die des Lateinischen Unkundigen wenigstens einigermaßen der Aufführung folgen konnten, die durch Gesang, Musik, Tanz, glänzende Ausstattung und Kostümierung schon für Auge und Ohr vielfachen Reiz bot. Manche solche Auszüge sind noch vorhanden, zum Teil auch wieder neugedruckt worden, und so kann sich jeder leicht eine Vorstellung von solchen Stücken verschaffen.

Das gesamte vorhandene Material hat bis jetzt leider weder einen Literaturhistoriker gefunden, der es gesichtet und übersichtlich gruppiert hätte, noch einen Literaturkritiker, der auch nur die hervorragenderen Stücke und Dichter einer eingehenderen Beurteilung gewürdigt hätte. Eine Geschichte der Weltliteratur kann selbstverständlich eine solche Spezialaufgabe nicht übernehmen.

Eine sorgfältige Untersuchung dürfte wohl ergeben, daß keiner dieser pädagogischen Dramatiker die dramatischen Klassiker älterer und neuerer Zeit erreicht hat. Allein manche ihrer Stücke sind wohl kein Haar schlechter, manche sogar entschieden vollendeter und interessanter als jene des Seneca. Viele aus ihnen haben die schwierige Aufgabe sehr glücklich gelöst, in der Sprache eines Terenz und Plautus den Schmutz dieser antiken Komiker völlig abzustreifen und durch eine anständige Komik zu ersetzen, die reich an Witz, Humor und echter Lustigkeit ist, wobei sowohl der Volkshumor des Plautus wie die feinere Satire des Terenz ihre Repräsentanten gefunden haben.

Wenn uns die geistlichen Schauspiele (Legendendramen, allegorische Stücke, Mirakelspiele usw.) der Jesuiten weniger poetisch anmuten als jene der Spanier, so liegt der Grund wohl in den meisten Fällen daran, daß die betreffenden Dichter einem Lope und Calderon nicht gewachsen sind, aber sehr oft auch darin, daß sie durch die pädagogischen Schranken (Ausschluß aller Liebesverwicklung, aller weiblichen Personen, freierer weltlicher Diktion) verhindert sind, ihre ganze poetische Kraft zu zeigen, und nicht minder in dem lateinischen Gewande, dessen Reminiszenzen aus Seneca, Plautus und Terenz nie völlig harmonisch mit dem christlichen Gehalt zusammenklingen und den modernen Leser oder Hörer stören. Nur wem dieses Latein so geläufig ist wie eine moderne Konversationssprache, wird hierüber hinaus-

---

[1] F. v. Besnard, Literaturzeitung für die katholische Geistlichkeit III, Landshut 1832, 319—346.

kommen und die poetische Leistung ganz gerecht abschätzen können. Daß dieses Hindernis in früherer Zeit nicht bestand, zeigt der ungeheure Erfolg, den z. B. die Stücke des P. Jakob Bidermann in München hatten.

Ein anderes großes Hindernis, welches das Jesuitendrama nicht zu einer vollendeten klassischen Schönheit kommen ließ, war die übertriebene Liebe zur Allegorie, wie sie die sinkende Renaissance zum Teil vom Mittelalter überkommen, dann noch schlimmer zum völligen Rokoko ausgebildet hatte. Wie herrlich beginnt z. B. Bidermanns „Belisar" mit dessen Gruß an die Heimat:

Gegrüßet seid, ihr väterlichen Laren,
Ihr zweiten Mauern Roms, der Heimat Boden,
Ihr Dächer, seid gegrüßt, du großer Hof
Des mächt'gen Kaisers!

Doch wenn nun der Dichter statt Menschen aus Fleisch und Bein das Volk von Byzanz in allegorischen Abstraktionen uns vorführt, in dem geschäftigen „Polypragmon", dem tätigen „Periergus", der geschwätzigen „Fama", wenn die „Invidia" ihre Tochter, die „üble Nachrede" (Detractio), aufhetzt, den großen Feldherrn bei seinem Herrn um Ansehen und Vertrauen zu bringen, so überläuft es uns frostig, und weder die künstlichen Verse noch die meisterliche Charakteristik und die wohlangelegte Verwicklung vermögen den kalten Wasserstrahl und dessen Wirkungen wieder abzulenken[1]. Dem Publikum jener Zeit indes war diese abstrakt-allegorische Bühnenwelt durch Poesie und bildende Kunst völlig geläufig geworden, und was den modernen Leser stört und abschreckt, wurde als poetischer Vorzug empfunden. Ganz abzulehnen ist übrigens dieser Gebrauch der Allegorie nicht. Die Gestalten der „Germania", der „Bavaria", der „Victoria" und andere Personifikationen erfreuen sich heute wieder allgemeinster Volkstümlichkeit. Da Goethe im „Egmont" mit Klärchen allein keinen befriedigenden Abschluß erreichte, hat er unbedenklich seine Zuflucht zu einer allegorischen „Freiheit" genommen. Faust und Mephistopheles sind schon im ersten Teil halbwegs typisch-allegorische Gestalten, der zweite Teil lebt und webt vollständig in Allegorie.

Anstatt auf der Bühne Polemik zu treiben oder bloße Unterhaltung zu suchen, war das Bestreben dieser Schuldramatiker wesentlich darauf gerichtet, ihr Publikum in künstlerischer Weise für die Ideale des Christentums zu begeistern. Daher so viele ernste Tragödien, welche die Hinfälligkeit alles

---

[1] Über diese viel zu weit gehende Anwendung der Allegorie, die aufs innigste mit dem Rokoko in der bildenden Kunst zusammenhängt, vgl. A. Dürrwächter, Das Jesuitentheater in Eichstätt (Sammelblatt des historischen Vereins X [Eichstätt 1896] 70 71).

irdischen Glückes, die Kürze des Lebens, die allzeit drohende Gewalt des Todes, die Schrecken des Jenseits, den unablässig nötigen Kampf mit den eigenen bösen Neigungen, mit den Versuchungen der Welt und den dämonischen Mächten, die Notwendigkeit der Gnade, den Wert der Erlösung, den sittlichen Wert völliger Weltentsagung um Christi willen, kurz die größten Probleme des Menschen und der Menschheit vor Augen führen. „In diesem Sinne hat sich das Jesuitentheater der größten Stoffe der Weltliteratur bemächtigt: die Motive Don Juans, des verlorenen Sohnes, Magier wie Theophilus und Cyprianus, das Problem vom Leben ein Traum und Traum ein Leben begegnen auf ihrer Bühne.“ [1] Alle diese Probleme erscheinen aber nicht rationalistisch oder pantheistisch abgetönt wie in Goethes Faust, sondern mit der ganzen Wucht und Begeisterung positiv christlicher Überzeugung wie bei Calderon und den übrigen Spaniern. Aus demselben Grund wurden so viele schöne biblische Stoffe, die erhabensten Züge aus dem Leben der Heiligen, die fesselndsten Ereignisse aus der Kirchen- und Weltgeschichte auf die Bühne gebracht, nicht um lediglich zu predigen und zu erbauen, sondern in jener echt künstlerischen Absicht, welche schon die großen griechischen Tragiker leitete, durch Mitleid und Furcht die Seelen der Zuhörer zugleich zu läutern und zu erheben, den ästhetischen Genuß mit den erhabensten religiös-sittlichen Motiven zu verbinden.

Auch auf die Komödie übte diese würdige Auffassung der Kunst einen wohltätigen Einfluß aus. Sie wurde gegen jene Entartung geschützt, welcher die protestantische Schulkomödie in großem Maße anheimfiel. Wurde sie auch in engere Schranken zurückgedrängt, als eine weltliche Bühne für Erwachsene erheischen würde, so blieb doch volksmäßiger wie feinerer Komik noch ein sehr weites, dankbares Feld, und es wurde damit zugleich der heilsame Beweis geliefert, daß man sich fröhlich unterhalten kann, ohne mit Aristophanes im tiefsten Schlamme zu waten oder mit Terenz auf dem schlüpfrigsten Boden beständig an Sünde und Schande vorüberzugleiten.

So umfaßt das Schuldrama der Jesuiten einigermaßen das Programm, die Grundlinien eines christlichen Theaters überhaupt. Während der hl. Thomas von Aquino sich damit begnügte, theatralische Unterhaltungen unter gewissen Bedingungen zu dulden und sogar zur Tugend der „Eutrapelie“ zu rechnen, während Hroswitha nur einen ganz schüchternen Versuch machte, das altklassische, lateinische Drama zu christianisieren, nahm die Pädagogik der Jesuiten das Theater als überaus wichtiges Bildungsmittel in den Dienst der Jugenderziehung und des öffentlichen Lebens und schuf bereits im Laufe eines Jahrhunderts ein so reiches Repertoire, daß dasselbe fast alle neueren

[1] Jak. Zeidler, Studien und Beiträge zur Geschichte der Jesuitenkomödie I, Hamburg und Leipzig 1891, 24 (Theatergeschichtliche Forschungen, herausgeg. von B. Litzmann IV). — Vgl. Dürrwächter a. a. O. X 63 64.

Literaturen mit Stoffen oder Anregungen versehen konnte und noch heute den Rahmen bezeichnet, innerhalb dessen ein christliches Theater sich am fruchtbarsten weiter entwickeln kann.

„Es ist eigentümlich, daß die Jesuiten ihre Themen nicht von andern Schriftstellern entlehnt, nicht fremde Kulturelemente in dieselben übertragen haben, z. B. wie man gerne glauben mochte, die fruchtbaren spanischen Dramatiker ihren Bedürfnissen anpaßten. Sie schöpften aus den Quellen, aus der Heiligen Schrift des Alten oder Neuen Testaments, aus römischen und griechischen Historikern, aus mehr oder minder bekannten Kirchenschriftstellern, Legenden und Encyklopädien. Da sie genau in jeder Perioche ihre Quellen angeben, so ist es ein Leichtes, ihr Material zusammenzustellen. Man kann nun behaupten, da sie, wie bemerkt, keine fremden Dramen benutzten, sondern selbst in ihren Bibliotheken nach Stoffen suchten, daß sie für spätere Dramatiker eine wahre Fundgrube bildeten. Wie viele derselben sind nicht ihre Schüler gewesen oder doch gründliche Kenner ihrer Erzeugnisse! So haben sie Jahrhunderte hindurch, ähnlich den Gesta Romanorum, in der allen verständlichen lateinischen Sprache Stoffe in reicher Auswahl den Nachkommen und der Mitwelt aufgespeichert.“[1]

Das alles war um so wertvoller, als der Technik des Theaters und einschlägigen Hilfskünsten: Gesang, Pantomimen, Tanz, Orchestrik, Kostümen, Scenerie, Theatermalerei und Theaterbaukunst, nicht geringere Sorgfalt zugewandt wurde als der Wahl und künstlerischen Ausführung der Stoffe.

„Die Jesuitendichter waren geschickte Praktiker, welche ihre Bühnen, ihre Schauspieler und ihr Publikum so gut wie Shakespeare kannten. Sie haben auf den großen Theatern des Ordens die nötigen Mittel, um alle Fortschritte der Bühnentechnik in Anwendung bringen zu können. Text und Programm geben nur eine Federzeichnung des Bildes, das auf der Bühne lebendig wurde. Die frommen Väter wußten dies auch und unterstützten häufig die Lektüre durch scenische und bühnentechnische Bemerkungen, welche sich mitunter zu förmlichen Schilderungen erweitern, die dem tüchtigsten Regisseure Ehre machen würden.“[2]

Da schon der „Samson“ des Andreas Fabricius 1568 zu München mit der glänzendsten Ausstattung, mit Chören von Orlando di Lasso und kunstvollen Balletts (von Nachtvögeln, Satyrn und Nymphen) aufgeführt wurde, die Tragödie „Barlaam und Josaphat“ 1573 nicht weniger als 73 Personen und einen großartigen scenischen Apparat erheischte, so ist kein Zweifel, daß die Jesuiten ihre Theatertechnik nicht aus Spanien überkommen, sondern mehr oder weniger selbständig ausgebildet haben. Denn die älteren

---

[1] Karl v. Reinhardstöttner, Zur Geschichte des Jesuitendramas in München (Jahrbuch für Münchner Geschichte III 54).

[2] J. Zeidler, Studien und Beiträge zur Geschichte der Jesuitenkomödie X 25. — „Damit hatten die Jesuiten der kunstdurchglühten Weise der Renaissance in Bayern auch auf theatralischem Gebiete das Bürgerrecht verschafft“ und „ins Werk gesetzt, was Richard Wagner in unsern Tagen mit so großem Erfolge versuchte — eine Vereinigung aller Künste im Rahmen des Dramas“ (K. Trautmann, Oberammergau und sein Passionsspiel, Bamberg 1890, 46 ff).

Madrider Theater „de la Cruz“ und „del Principe“ waren noch sehr primitiv eingerichtet; erst 1621 (also erst 50 Jahre später) unter Philipp IV. wurde das neue Hoftheater „Buen Retiro“ gegründet, das durch seine mechanischen und scenischen Vorrichtungen wie durch seine Pracht jene beiden weit überflügelte.

Ebenso vielseitig und glänzend wie in München gestaltete sich die Ausstattung des Theaters auch an andern größeren Jesuitenanstalten, wie z. B. in Graz, wo ein größerer Teil des österreichischen Adels seine Erziehung erhielt. Bei öffentlichen Festlichkeiten, welche zu Ehren des Kaisers oder vor Mitgliedern des Kaiserhauses gegeben wurden, überflügelten die Jesuiten gewöhnlich alle Veranstaltungen, welche die Bürgerschaft selbst traf, und krönten das Fest mit Schaustücken, in welchen die poetischen Gestalten des antiken Olymps wie die sinnigsten Allegorien christlicher Dichtung, die fesselndsten historischen Erinnerungen wie das Leben der Gegenwart in prächtigen Triumphbögen und Festscenerien, Emblemen und Inschriften, lebenden Bildern und Festzügen, feierlichen Reden und Gesängen, und in eigentlich dramatischer Form zur Entfaltung kamen. Religiöse wie patriotische Begeisterung durchglühte das Ganze und hob es in eine ideale, künstlerische Sphäre empor, wenn auch der damalige Zeitgeschmack die schönsten Erfindungen und Einfälle mit mancherlei Rokokobeigaben durchwirkte, die unserem heutigen Geschmacke nicht mehr entsprechen.

Wahrhaft grandios war das Fest, das im Herbst 1617 zu Ehren Ferdinands II. gegeben wurde, als derselbe, nach seiner Krönung zum König von Böhmen, aus Prag nach Graz zurückkehrte. Nicht minder sinnig und poetisch war das Gartenfest, das zu Ehren Kaiser Leopolds I. im Juli 1660 auf dem Rosenberg veranstaltet wurde; die Krone der unerschöpflichen Festlichkeiten bildete das dramatische Festspiel „Eustachius und Placidus“, in dessen Prolog und Epilog die schöne Legende, die einen Triumph des Kreuzes verkörpert, in sinniger Weise, aber auch mit Aufgebot aller Pracht theatralischer Maschinerie, zu einer ehrerbietigen und patriotischen Huldigung an den vielgeliebten Monarchen gestaltet wurde[1].

In besonderer Weise aber haben sich die Jesuiten durch die Pflege des Theaters um Deutschland verdient gemacht.

„Wer“, so sagt K. v. Reinhardstöttner am Schluß des wohldokumentierten Bildes, das er von dem ersten Jahrhundert der Münchener Jesuitenbühne entworfen[2], „wer möchte auch nur einen Augenblick im Zweifel sein, daß die Jesuiten, als sie das dürre Humanistendrama übernahmen, förderten, durch Benutzung aller Künste belebten,

---

[1] Dr Rich. Peinlich, Geschichte des Gymnasiums in Graz (Programm, 1870) 11—15 58 59. — Vgl. (B. Duhr S. J.) Kulturhistorische Bilder aus dem Studentenleben einer alten Jesuitenschule (Histor.-polit. Blätter XCVI [1885] 732—748).

[2] A. a. O. 54 55.

ihrem Jahrhundert wesentliche Dienste, der Kultur unendlichen Vorschub geleistet, Geschmack und Sinn für das Theater und seine helfenden Künste geweckt und erhalten haben? Und mehr als anderswo ist hierfür im 16. Jahrhundert in Bayern, und vornehmlich in München geschehen, weil seine Fürsten nicht bloß Freude an Kunst und Pracht, sondern vor allem Geschmack und Verständnis für dieselbe besaßen, und wenn sie dieser Liebe auch große Summen opferten, doch dieselben nicht fürstlichen Absonderlichkeiten und sinnlosem Prunke, sondern der wahren Kunst und ihrem Gedeihen zu gute kommen ließen. . . .

„Es wäre Undank, heute nach dem Wiederfinden dieses Verständnisses jene zu unterschätzen, welche in Deutschlands schwerster Zeit mitgewirkt haben, alle die Keime zu hegen, welche in sonnigen Tagen unserer Nationalliteratur zu solchem Glanze verholfen haben. Das Jesuitendrama des 16. Jahrhunderts aber hat treulich diese Pflicht erfüllt, so daß es in der Geschichte unserer Kunst und Literatur eine ehrenvolle Stelle einzunehmen vollauf berechtigt ist. Eine Periode höchsten äußeren Glanzes hat es aber unbestritten in München erlebt, an dem Hofe der Wittelsbacher, deren aufrichtiger Kunstsinn und eingehendes Verständnis für alles Große und Schöne sie nach dieser Seite hin in jenem Jahrhundert hoch über alle deutschen Fürsten stellte und ihr berechtigtes Lob im Munde aller Künstler erklingen ließ weit hinaus über die Grenzen der deutschen Lande.“

Eine ebenso glänzende Rolle spielte das Theater an den großen Kollegien der Jesuiten in Frankreich, wie z. B. in dem Kollegium Henry IV. zu La Flèche und in dem Kollegium Louis le Grand zu Paris. Als Ludwig XIII. am 2. September 1614 mit der Königin-Mutter, der Gräfin von Soissons, dem Herzog von Guise, dem Erzbischof von Reims und einem großen Gefolge La Flèche besuchte, wurde alles aufgeboten, was Kunst und Literatur bieten konnten, um den königlichen Gast würdig zu ehren. Am folgenden Vormittag gaben die Zöglinge im Hofe des Pensionats vor einem dichtgedrängten Publikum eine mythologische Vorstellung, welche die Einführung des Königs und der Königin in das Heiligtum der Musen zum Gegenstand hatte. Siebzehn Boten kamen als Gesandte, um sie in ebenso vielen verschiedenen Sprachen zu begrüßen und in den Olymp aufzunehmen. Am Nachmittag erschienen König und Hof dann im eigentlichen Theater des Kollegs, wo von den Schülern der Rhetorik eine Tragödie „Gottfried von Bouillon“ aufgeführt wurde. Darauf begab man sich in die Hauptallee des Parks, wo die Schüler der Humanität eine Komödie „Clorinde“ zum besten gaben. Die Zuschauer waren, dem zeitgenössischen Bericht zufolge, von Bewunderung hingerissen und beklatschten lebhaft die Wahl der Dramen wie das Talent der Dichter und das Spiel der Akteure. Das Hauptfestgedicht an den König besorgte P. Petavius, der das Griechische und Lateinische wie seine Muttersprache handhabte[1].

---

[1] P. Camille de Rochemonteix S. J., Un Collège de Jésuites au XVIIe et XVIIIe siècles III, Le Mans 1889, 96 ff.

Für eine frühere Gelegenheit verfaßte P. Petavius seine „Karthager" (1612), in den folgenden Jahren den „Usthazanes" und „Sisara". Diese Stücke besitzen noch nicht die kunstvolle Verwicklung, welche Corneille und Racine den französischen Dramen verliehen, sie dialogisieren mehr die Geschichte, aber mit viel Kunst, festem Stil und großer Eleganz, mit Chorpartien, welche lyrischen Schwung besitzen [1].

Einen nicht minder tüchtigen Theaterdichter erhielt die Jugendbühne von La Flèche an P. Caussin, dessen fünf Dramen: Solyma, Nabuchodonosor, Martyrium der hl. Felicitas und ihrer Söhne, Theodorich, Hermenegild, auch an andern Kollegien aufgeführt wurden. Sein „Hermenegild" wurde erst durch denjenigen des P. Porrée verdrängt.

Der ebenfalls durch seine Gelehrsamkeit hervorragende P. Cellot schrieb die drei Tragödien „Adrian", „Sapor" und „Chosroes" und die Tragikomödie Reviviscentes (Die Wiederauflebenden) [2].

In den Patres Vavasseur, Jacques Desbans, Pierre Mambrun, René Rapin, Antoine du Cerceau, Noël-Etienne Sanadon, Pierre Brumoy, Joseph Desbillons erhielt das Kolleg noch eine ganze Reihe von hervorragenden Literaten zu Professoren, welche teils die Bühne auf der bisherigen Höhe hielten, teils durch lyrische, epische und didaktische Dichtungen sowie theoretische Werke die humanistischen Studien förderten [3].

Die glänzendste Jugendbühne Frankreichs blieb aber bis zur Unterdrückung des Ordens im Jahre 1762 diejenige des Kollegiums Louis le Grand, das, als „Kollegium von Clermont" bereits 1564 gegründet, 1682 von Ludwig XIV. als königliche Stiftung erklärt und mit seinem Namen ausgezeichnet wurde. Im Quartier Latin des alten Paris, nahe bei den alten Kollegien Ste-Barbe und Montaigu gelegen, umfaßten die stattlichen Hauptflügel des Instituts einen großen viereckigen Hof, in welchem bei den feierlichen Preisverteilungen eine Bühne aufgeschlagen und die lateinische „Tragödie" gespielt wurde. Die Zahl der Pensionäre, meist Söhne des hohen und höchsten Adels, überstieg oft 500, diejenige der externen Schüler 2000. Auf den Ehrensitzen des Zuschauerraums sah man gewöhnlich den päpstlichen Nuntius, Kardinäle und Bischöfe, oft königliche Prinzen, Präsidenten und Mitglieder des Parlaments, die Elite des Adels, der Beamtenschaft, des Welt- und Ordensklerus. Der Mercure de Paris berichtete über die Aufführungen [4].

Für die Stücke selbst wurde mit Zähigkeit an der lateinischen Sprache festgehalten, deren Pflege ja der Hauptzweck war und die den höhergebildeten Herren noch geläufig genug war, um mit einigem Genuß folgen zu können.

---

[1] Ebd. III 91 f. [2] Ebd. III 108 f. [3] Ebd. III 112 f.

[4] Emond, Histoire du collège Louis le Grand, Paris 1845. — Boyesse, Théâtre des Jésuites, Paris 1880.

Um aber auch dem weiteren Publikum, das teils im Hofe teils von den Sälen und Zimmern des Pensionats aus zusah, etwas zu bieten, wurden in den Zwischenakten Ballette mit französischem Text gegeben. Dieselben wurden in der letzten Zeit sogar von den Ballettmeistern des königlichen Theaters eingeübt und meist von Söhnen der vornehmsten Familien aufgeführt, während in den Personenverzeichnissen der eigentlichen Stücke mehr bürgerliche Namen sich finden.

Für Kostüme, Scenerien und Maschinerien wurden die reichsten Mittel aufgeboten. Götter erschienen oben in den Wolken, Triumphatoren fuhren in antiken Siegeswagen über die Bühne, Orpheus setzte Bäume und Felsen in Bewegung, die Titanen wälzten Felsen übereinander und klommen darauf zum Olymp empor, ganze Kriegsscharen belagerten eine Festung. Solche Schaustücke erforderten die kompliziertesten Vorrichtungen, die zahllosen Kostüme, Embleme und Waffen aber die Rüstkammer eines ansehnlichen Theaters.

P. Karl Porrée, der letzte bedeutende Dramatiker des Kollegs (von 1708 bis zu seinem Tode 1741 Rhetorikprofessor an demselben), war aus literarischen wie aus pädagogischen Gründen sehr gegen die Ballette und mußte jeweilen von den Obern genötigt werden, Texte für dieselben zu verfassen; sie hatten sich indes einmal eingebürgert und besaßen die Gunst der hohen Welt wie die Genehmigung der höchsten geistlichen und weltlichen Autoritäten, so daß die Ordensobern an eine Beseitigung derselben nicht denken konnten[1].

Die Tragödien Porrées (Brutus, Mauritius, Sephebus, Myrsa, Hermenegild, Regulus, Agapit, Sennacherib) stehen wie diejenigen seiner Vorgänger hauptsächlich unter dem Einfluß Senecas und teilen deren Vorzüge und Schwächen. Schöne Monologe, Dialoge und Sentenzen verbinden sich darin zu einem gefälligen harmonischen Ganzen; aber es fehlt meist an lebendiger Handlung, Verwicklung und Spannung; mit Ausnahme der jugendlichen Helden, wie Hermenegild und Agapit, welche der Dichter mit wahrhaft poetischem Zauber zu umgeben weiß, ist auch die Charakteristik vielfach schwach, mehr typisch als individuell. Noch mehr vermißt man die spannende Verwicklung in seinen Komödien (Panzophilus, Plutophagus, Misoponus, Blinde Elternliebe, Trossuli, Philedonus, Die erzwungenen Berufe), in welchen er indes die Fehler, Ausschreitungen, Gefahren und Erbärmlichkeiten der damaligen vornehmen Jugend mit scharfer Beobachtung, viel Witz und Komik, originell und lebendig, in natürlicher und frischer Sprache schildert[2].

---

[1] J. de la Servière, Un professeur d'ancien régime. Le Père Charles Porrée S. J., Paris 1899, 93 ff.

[2] C. Porrée S. J., Tragoediae (ed. Cl. Griffet), Paris 1745; Fabulae dramaticae (ed. P. de la Sante), Paris 1749. Vgl. de la Servière a. a. O. 235 ff 287 ff.

Der redliche Mann, der unter seinen Schülern die Kardinäle Soubise, Rohan, Bernis, die Staatsmänner d'Argenson, Choiseul, Maupeou, Turgot, Malesherbes, den Mathematiker La Condamine, die Schriftsteller Gresset, Fréron, Diderot, Helvétius und Voltaire zählte, hat seinerseits alles aufgeboten, ihnen Literatur und Schultheater zu einem liebenswürdigen Mittel nicht nur literarischer, sondern auch sittlicher Bildung zu machen; aber gegen die Einflüsse des Hofes, der gesamten hohen Welt und der unterwühlten bürgerlichen Gesellschaft kämpften er und seine Ordensgenossen vergeblich an[1]. Sie waren das erste Opfer, das die „Aufklärung" forderte.

Inwieweit das lateinische Schuldrama auf die Entwicklung der französischen Dramatik, die Blüte des französischen Klassizismus wieder auf das Schuldrama eingewirkt hat, bedarf noch eingehenderer Untersuchung. Die französischen Intermezzos führten übrigens schließlich dazu, daß vereinzelt auch auf der Schulbühne französische Stücke Eingang fanden. P. Le Jay versuchte sein Glück mit einem Ioseph venditus (Joseph von seinen Brüdern verkauft) in französischer Bearbeitung. Im Prolog ließ er die lateinische und die französische Muse zusammen auftreten und gab ihnen den Rat, sich freundlich auszusöhnen:

Finissez un combat désormais inutile,
L'accord entre vous est facile:
On est près de s'aimer,
Quand on se laisse désarmer.
Vivez unis, vivez ensemble:
Est-il rien de plus beau?
Le même intérêt vous rassemble,
Travaillez à un spectacle nouveau[2].

Im Französischen entwickelten jedoch die vorwiegend lateinisch gebildeten Poeten nicht dieselbe Gewandtheit. Die weltlichen Dichter waren ihnen überlegen, und der Glanz der eigentlichen Schaubühne drängte das bisherige Schultheater zurück, ehe noch der Niedergang des französischen Königtums alle Verhältnisse umgestaltete.

Sechstes Kapitel.

Urban VIII., Sarbiewski und Balde.

Der Traum, welchen die italienischen Humanisten des 14. und 15. Jahrhunderts genährt und welcher noch so viele Nachfolger beschäftigte, ging nicht

[1] J. de la Servière a. a. O. 387 388.

[2] Rochemonteix S. J., Un Collège de Jésuites au XVIIe et XVIIIe siècles III 200 f.

in Erfüllung. Das alte Hellas und Rom standen nicht wieder vom Grabe auf. Die alte Sprache Latiums ward nicht wieder die herrschende Sprache der Poesie, diejenige Athens noch weniger. Ihr Streben und Ringen, ihr Schaffen und Mühen war indes keineswegs vergebens. An der Schönheit des alten Lateins, an den unübertrefflichen Vorbildern des klassischen Altertums schmiedeten sie das neue Idiom Italiens zu seiner Feinheit, Fülle und Vollendung, schulten sie ihren Geschmack, schufen sie jene neue Literatur, welche den übrigen Völkern Europas die Bahn wies, wie sie, in glücklicher Verbindung des antiken und des nationalen Elements, mehr lernend als nachahmend, mehr genießend und selbstschöpferisch tätig als ängstlich suchend und forschend, neue Werke von klassischer Vollendung hervorbringen könnten. An der lateinischen und italienischen Renaissanceliteratur bildete sich dann im 16. Jahrhundert die spanische, die portugiesische und englische Literatur zur reichsten Fülle heran, gewann im 17. Jahrhundert sogar die holländische eine Blütezeit, entwickelte sich die spanische zu ihrem höchsten Glanze und gewann die französische jene Verfeinerung, welche sie für lange zur Richterin des Geschmacks machen sollte.

So haben die katholischen Völker, ungestört durch die furchtbaren Wirren und Kämpfe der Glaubenstrennung, in ruhiger Entwicklung die reichen Früchte geerntet, welche Renaissance und Humanismus ihnen bringen konnten, während das vom Bürgerkrieg zerrissene, von fremden Mächten niedergetretene Deutschland fast zwei Jahrhunderte warten mußte, bis es an jener geistigen Ernte auch seinen Anteil erhielt. Diese Ernte aber wäre unzweifelhaft eine noch reichere geworden, wenn Deutschland, gleich den katholischen Völkern, die volle Erbschaft der kirchlichen Überlieferung bewahrt und unter ihrer segensvollen Einwirkung Kunst und Literatur in echt nationalem Geist an den großen Vorbildern des klassischen Altertums weitergebildet hätte. Denn nirgends hat sich die Kirche der Entwicklung der nationalen Literaturen hemmend entgegengestellt, nirgends das Studium der alten Kunst und Literatur verkürzt, den literarischen und künstlerischen Bestrebungen vielmehr eine Freiheit gegönnt, die ihr vielfach zum Vorwurf gemacht worden ist, aber mit nicht mehr Recht, als man ihr das gerade Gegenteil vorgeworfen hat, das geistige Leben geknebelt und daniedergehalten zu haben.

Je reicher und blühender sich die nationalen Literaturen entfalteten, desto mehr mußte, wie ehedem schon im Mittelalter, das Interesse für den Humanismus überhaupt, besonders aber für die lateinische Dichtung zurücktreten. Es blieb ihr noch die schöne Aufgabe, den vorhandenen Schatz der liturgischen Poesie zu bereichern; aber das konnte nur in beschränktem Maße der Fall sein, da das Mittelalter auf diesem Gebiete sich nahezu erschöpft hatte. Auch für Fest- und Gelegenheitsdichtung in den höheren, gebildeten

Kreisen blieb das Lateinische noch lange in Mode. Grabschriften und Festsprüche, Inschriften auf Bildern, Gebäuden und Geschenken wurden noch in lateinischen Versen abgefaßt, öffentliche Festlichkeiten mit lateinischen Oden und Carmina gefeiert. Doch zog sich das Lateinische im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts mehr und mehr vom Leben in die Schule zurück, wo es allerdings noch eine stattliche Fruchtbarkeit entwickelte. In größeren Bibliotheken nehmen die „Neulateiner" einen ziemlichen Raum ein. In der Bibliographie der Jesuiten ist nächst der geistlichen Erbauungsliteratur kaum ein Fach so stark vertreten wie das der humanistischen Schulliteratur: Grammatiken, Wörterbücher, Klassikerausgaben, Klassikererklärungen, lateinische Gedichtsammlungen, Reden, Briefe, Schulkomödien, lateinische Gedichte aller Art[1].

Es handelt sich hier durchaus nicht um Sonderbestrebungen oder Sonderangelegenheiten der Jesuiten. Sie haben in ihren Schulen lediglich den christlichen Humanismus aufgenommen, wie er schon vor der Glaubenstrennung eine der Grundlagen der höheren Bildung geworden war, diese Erbschaft dann weiter gepflegt, organisiert und ausgebildet, wobei sie sich etwaige Errungenschaften der protestantischen Wissenschaft und Pädagogik später ebenso zu nutze machten wie diejenigen der katholischen Schulen. Daß sie in der neulateinischen Literatur so stark vertreten sind, rührt lediglich von der Menge und regen Tätigkeit ihrer Schulen her. Von nicht geringer Bedeutung war es immerhin, daß schon der Gründer des Ordens und seine ersten Genossen der humanistischen Bildung ebensoviel Interesse entgegenbrachten als den theologischen und philosophischen Studien und so den unheilvollen Riß heilten, der Humanismus und Scholastik in feindliche Lager gespalten hatte. Bereits 1561, nur ein Jahrzehnt nach der Gründung des Römischen Kollegs, lehrte an demselben Petrus Joh. Perpinian, einer der hervorragendsten Latinisten seiner Zeit[2]; ihm folgte Johannes Petr. Maffei, der ebenso ein vollendet klassisches Latein schrieb.

An den Schulen der übrigen Orden, an andern geistlichen Seminarien und weltlichen Schulen wurde aber das Lateinische nicht weniger eifrig gepflegt, in Prosa wie Versen geübt, die Fertigkeit mit ins Leben hinübergenommen und bei poetischen Männern geistlichen und weltlichen Standes die Lust erhalten, die lateinische Sprache sowohl für jede Art von Gelegenheitsdichtung wie auch für eigentliche poetische Leistungen zu verwenden.

---

[1] L. Wachler, Handbuch der Geschichte der Literatur III, Frankfurt a. M. 1824, 76—82. — Norrenberg, Allgem. Literaturgeschichte I², Münster 1896, 405—459. — Dr Christ. Schlüter, Lateinische Poeten der Gesellschaft Jesu, in Cantu (Brühl), Allgem. Weltgeschichte X, Schaffhausen 1861, 351—371.

[2] P. Godeau S. J., De Petri Ioannis Perpiniani vita et operibus, Paris. 1891.

So hat sich z. B. Etienne de Pleurre, Kanonikus von St Victor in Paris, in seiner Aeneis sacra und seinen Heiligenlegenden (1618) bemüht, „aus dem goldenen Götzenbilde des Moloch", wie er den Wortschatz der antiken Literatur benennt, „Kronen für Christus und seine Märtyrer" zu schmieden. So hat der Portugiese Payva d'Andrade (1576—1660) in seiner „Belagerung von Chaul" dem Verfasser der „Lusiaden" in reicher Erfindung, malerischer Darstellung, harmonischem Versbau, geschickter Anordnung und Einkleidung der wohlangebrachten Episoden mit einem gewissen Glücke nachgeeifert[1].

Die größere Masse dieser Schulproduktionen hat nun für die Literaturgeschichte im engeren Sinn unmittelbar nicht viel mehr zu bedeuten als etwa die katechetische und erbauliche Literatur jener Zeit. Mittelbar jedoch und als Ganzes hat sie einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Literatur ausgeübt. Nicht wenige berühmte Dichter der romanischen Völker von Tasso und Calderon bis herab auf Voltaire sind Schüler der Jesuiten gewesen und haben aus ihrem Kurs der „Humanität" oder „Poesie" reichliche Anregung mit ins Leben genommen. Die „Sarkotis" des P. Jakob Masen, ein reines Schulepos, ist höchstwahrscheinlich nicht ohne Einfluß auf Vondels „Lucifer" und Miltons „Verlorenes Paradies" gewesen. Wie die Schulkomödien sind auch die Lyrika, Elegien und Epen der Jesuiten zum Teil in ziemlich weite Kreise gedrungen; manche haben viele Auflagen erlebt und auch bei Protestanten Anerkennung gefunden.

Eine noch ungleich höhere Bedeutung erlangte diese Schulliteratur aber durch ihren Zusammenhang mit der alten Religion, Kunst und Bildung überhaupt. Sie half wesentlich mit, den heranwachsenden Generationen den ehrwürdigen Glauben der Väter, das Verständnis der bisherigen Kunst und Literatur, die Errungenschaften des christlichen Humanismus, die künstlerische Schaffensfreudigkeit und den Geist der Poesie zu retten. Ein neuerer, durchaus unvoreingenommener Kunstkritiker steht nicht an, der Erhaltung des Katholizismus auch die Erhaltung der Kunst in Europa zuzuschreiben.

„Man mag sagen, was man will, aber ohne die Jesuiten hätten wir, hätte die ganze Welt heute längst keine Kunst mehr. Es ist viel zu wenig, zu behaupten, sie hätten die Kunst der Gegenreformation, den Barockstil, geschaffen; sie haben uns vielmehr überhaupt den Begriff, die Tradition dessen, was Kunst heißt, erhalten und gerettet vor der wahnwitzigen Ikonoklastie des Protestantismus. Mag ein Moderner heute noch so sehr gegen die Barocke wüten und spätere Erscheinungen, sog. Regenerationen der edlen Stile, wie man es nennt, allein anerkennen: laßt ihn nur auszürnen und fragt ihn dann, ob er wohl glaube, daß auch diese schönen

[1] Norrenberg, Allgem. Literaturgeschichte I² 433.

neuen Kunstformen möglich gewesen wären, wenn nicht der Katholizismus, in erster Reihe die Jesuiten, die einzigen gewesen wären, welche trotz Reformations- und Dreißigjährigem Krieg den Faden der Kunst nicht aus der Hand verloren? Denn, gibt es in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und während des 17. irgendwo irgend eine andere Kunst als auf katholischem Terrain, als im Geiste der römischen Kirche? Sämtliche damals blühenden Schulen Italiens: die Eklektiker von Bologna, die Akademiker von Florenz und Rom sowie die Naturalisten Neapels sind auf künstlerischem Gebiete ebensogut geistige Streiter des Katholizismus als Spaniens Herrera, Alonso Cano, Zurbaran und Murillo; ein Rubens ist ohne Jesuiten nicht denkbar. Was aber bleibt außer diesen übrig? Besaß Deutschland, besaß das hugenottische Frankreich, England auch nur einen Meister, der den Genannten an die Hüften reichte und die alten großen Kunsttraditionen auf die Nachkommen hätte verpflanzen können? Die schönsten Porträts eines Franz Hals oder Rembrandt stehen in diesem Sinne nicht auf der ethischen und kulturhistorischen Höhe, um als Faktoren mitgezählt zu werden. . . .

„Die ganze germanische Geisterwelt lag erstarrt und erfroren im eisigen Banne des nüchternen Dogmenstreites, des öden Haders der sich befehdenden Sekten. Jedes frische Hälmchen, jede Blüte der Poesie und Kunst war vertrocknet vor dem kalten Hauche des religiösen Streites. Die Kunst hatte alle ihre Traditionen verloren: die Architektur feierte in protestantischen Landen, denn Kirchenbau war überflüssig, da man die Dome der alten Kirche verwendete; Profanbau aber gedieh nur zum kümmerlichsten, weil die evangelische Einfachheit in jeder Regung des Schönheits- und Prachtgefühls einen Abfall zum papistischen Greuel erblickte; Malerei und Bildhauerei führten direkt zum Götzendienst und waren aufs äußerste eingeschränkt; die spärlichen Gebiete aber, in denen sich, und zwar nur auf kleinen Stückchen Erde, in den Niederlanden, eine Fortblüte der Malerei zeigte, die wenigstens zum Teil vom Katholizismus unabhängig ist, diese spärlichen Oasen zeigen uns das realistische Porträt, das rohe Genre mit seinen ewig besoffenen Bauern, das Stillleben mit Schinken und Austern als die letzten Reste der Kunst vertreten! Die kirchliche und die historische Malerei, sowie den heitern Abglanz des ewig schönen Erbgutes der klassischen Antike in der mythologischen und allegorischen Kunst hatte der Protestantismus vernichtet, die Baukunst sank zum gemeinen Nutzbauwesen herab, die Plastik zur kleinlichen Ornamentik.

„Da brach in diese ausgeleerte Steppe von Süden die Kunst der Jesuiten wie ein Frühlingssturm herein. Übervoll von Gestaltungskraft, von Pracht, von Zauber der Farbe, des Glanzes und Goldes, mit südlicher Heiterkeit und Grazie entlud sich dieses Gewölk wie ein Lenzgewitter über

die schmachtende Erde, und der kunstbegabte süddeutsche Stamm öffnete den Busen weit dem köstlichen Ozondufte, den dieser warme Regen verbreitete.“ [1]

Das ist wohl etwas allzu enthusiastisch gesagt; aber als Kern dieser Ausführungen wird man immerhin die Tatsache festhalten dürfen, daß die Kirche der Kunst und Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts keine geringen Dienste geleistet hat.

Rom strahlte am Beginn des 17. Jahrhunderts freilich nicht mehr in jenem vollsten Sonnenglanze der Kunst wie am Beginn des vorigen; aber dem Frühling und Sommer folgte noch ein wonniger, fruchtreicher Herbst. Der mächtige Petersdom, die größte Kirche der Welt, an der Bramante, Giuliano da San Gallo, Raffael, Peruzzi, Antonio da San Gallo, Michelangelo ihr Genie erprobt, ward durch Maderna endlich vollendet und konnte am 18. November 1626 von Papst Urban VIII. eingeweiht werden. Bernini gab dem gewaltigen Bau 1629 seine zwei Glockentürme und umschloß den Petersplatz 1667 mit den prachtvollen Kolonnaden. In Domenichino lebte noch etwas von dem Geiste Raffaels weiter, in Caravaggio etwas von der ungezügelten Kraft Michelangelos. In Guido Reni, Carlo Maratta, Sassoferrato klingt, wenn auch gedämpft und abgeschwächt, noch der künstlerische Geist der Renaissance nach. Gleich den Päpsten der Renaissance, aber maßvoller und mit mehr Rücksicht auf die idealen Ziele des kirchlichen Lebens, förderten die Päpste des 17. Jahrhunderts auch die gelehrten Studien und die Literatur. Klemens VIII. erhob mehrere der verdienstvollsten Gelehrten, wie Baronius, Du Perron, Bellarmin, Tolet zur Kardinalswürde, Paul V. bereicherte die Vatikanische Bibliothek, Gregor XV. errichtete das nicht nur für die Missionen, sondern auch für Sprach- und Völkerkunde hochwichtige Weltinstitut der Propaganda. Gelehrte aus den verschiedensten Teilen der Welt, wie der Grieche Leo Allatius, der Maronite Abraham Echellensis, der deutsche Jesuit Athanasius Kircher, der hamburgische Latinist Lukas Holstenius (später Bibliothekar der Vaticana), verwerteten die wissenschaftlichen Schätze, die in Rom zusammenflossen, in mannigfacher Weise. Am griechischen Kolleg erhielten sich mit der lebendigen Übung dieser Sprache auch die hellenistischen Studien in Blüte, am römischen wurden die Altertümer Latiums gesammelt und studiert und der erste Anlauf zu ägyptologischen Forschungen unternommen, an der Propaganda die Sprachen des Orients gepflegt. Den in der zweiten Hälfte immer mehr um sich greifenden Rokokogeschmack bekämpfte die von Königin Christine begründete Akademie, aus welcher später sich die „Arkadia“ herausbildete.

---

[1] Dr Albert Ilg, in Berichte und Mitteilungen des Altertumsvereins zu Wien XXII (1886) 222 ff.



Als am 6. August 1623 der Kardinal Maffeo Barberini als Urban VIII.[1] aus dem Konklave hervorging, herrschte ein allgemeiner Jubel unter den Gelehrten, unter allen Freunden der Wissenschaft und Kunst. Denn des Griechischen kundig und voll Interesse für hellenistische Studien wie für die Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, hatte er auch mit Liebe und Lust, wie mit wahrem Talent der lateinischen Dichtkunst gepflegt. Von dem Glanze der Tiara umstrahlt, wurden seine Gedichte jetzt gedruckt, vielfach neu aufgelegt, ins Italienische übertragen, sogar in Musik gesetzt. Auch sein Neffe, der Kardinal Franz Barberini, war ein begeisterter Gönner der Künste wie der Literatur. Der Plan, die Hymnen des Breviers zu verbessern, führte dem vatikanischen Kreise den begabtesten lateinischen Dichter jener Zeit zu, den jungen Polen Matthias Kasimir Sarbiewski[2]. Als Sohn eines alten Rittergeschlechtes 1595 geboren, war er 1612 zu Wilna der Gesellschaft Jesu beigetreten und hatte kaum seine Studien vollendet, als er (1623) um seiner ausgezeichneten lateinischen Dichtungen willen bereits den Ruf nach Rom erhielt. Mit der Begeisterung eines mittelalterlichen Pilgers begrüßte er die ewige Stadt, die auch die Kämpfe und Stürme des 16. Jahrhunderts wie so viele andere siegreich überdauert hatte.

Du gastlich Dach für alle weiten Lande,
Du meines Glaubens schönster Perlenschmuck! —
Vom Kapitole schweift dein Herrscherblick
Nach Ost und West, weit über Land und Meere.
Hier ragt des Quirinales Völkerwarte,
Und dort die Königsburg des Vatikans. —
Von diesen Zinnen schaut der Christen Vater
Im Staub vor sich den Erdkreis flehend knien.
Es wölbt sich über ihm in Andachtfeier
Der Himmel und eröffnet seine Pforten,
Wenn segnend fleht des Hohenpriesters Wort.
O welche Macht der Majestät sein Haupt
Vor Erd' und Himmel feierlich umstrahlt!
Dem Ewigen allein weicht seine Würde.

---

[1] Cardinalis Maphaeus Barberini, postea Urbanus VIII., Poemata, Lutetiae Paris. 1623; Colon. 1626; Bonon. 1629; Romae 1631; Antverpiae 1634 (Plantin); Romae 1637 1640; Paris. 1642; Oxoniae 1726 (ed. J. Brown). — Seine Poesie toscane erschienen zu Rom 1638; Poesie latine tradotti in verso da F. Ferranti, Roma 1642; Musik dazu von S. Girolamo Vapsberger, Poemata et carmina composita a Maphaeo Barberini, musicis modis aptata, Romae 1627.

[2] M. C. Sarbiewski, Poemata omnia. Editio longe plenissima, Staraviesiae 1892. — L. G. Langbein, Commentatio de Mathiae Casimiri Sarbievii vita, studiis et scriptis, Dresdae 1754. — J. B. Diel, M. K. Sarbiewski, der Vorgänger Baldes (Stimmen aus Maria-Laach IV [1873] 159—172 343—357; V [1873] 61—76 365—377). Vgl. ebd. XLIV (1893) 112 113.

Er schwebt einher, bewundert von den Sternen —
Ein leuchtend Licht, in dunkelem Gewölk,
Schaut er herab auf alle Erdengröße. —
Und dort strebt himmelwärts Sankt Petri Tempel,
Ein Königswerk, das, deiner würdig, einst
Du kühn begannst, erlauchter Konstantin!
Seitdem ermüdet manch Jahrhundert schon
Sich an dem Bau; kaum daß der greisen Welt
Des Meisterwerks Vollendung will gelingen.
Vernichtung sah es rings seit seinem Werden,
Und, während Throne stürzten, Reiche sanken,
Erhebt sich langsam dieses eine Haus[1].

Die übrigen Latinisten, welche mit Sarbiewski zur Revision der alten Hymnen herangezogen wurden, waren sämtlich Italiener: Famian Strada (1572—1649), der Geschichtschreiber des Abfalls der Niederlande (De bello Belgico), ein vorzüglicher Stilist, war auch poetisch begabt, wie sein „Wettstreit der Flöte und der Nachtigall", seine Varronische Satire „Momus" und Gelegenheitsgedichte ausweisen. Wie sein Freund Leo Allatius meldet, hatte er auch eine vollständige Poetik ausgearbeitet, die aber nicht im Drucke erschien. Tarquinius Galuzzi (1574—1649) gab 1611 drei Bücher Carmina heraus, schrieb eine Poetik sowie Kommentare zu Vergil und Aristoteles und widmete dem Kardinal Barberini eine Abhandlung über die „Erneuerung der antiken Tragödie". Am stärksten war aber bei der Hymnenrevision Hieronymus Petrucci (1585—1669) beteiligt, Professor der Rhetorik am Römischen Kolleg, kein Dichter, sondern Rhetor und Stilist. Hauptsächlich auf seine Rechnung werden die 925 falschen Silbenmessungen geschrieben, welche man in den alten Hymnen aufgefunden haben will und welche dann geändert wurden. Die Reform wurde später sehr verschieden beurteilt[2]. Kenner und Freunde der mittelalterlichen Hymnik und Musik sprechen sich ungünstig darüber aus, während die Verehrer der Antike und Renaissance dieselbe lobten. Den humanistischen Studien und der neulateinischen Poesie ist es jedenfalls nicht wenig zu gute gekommen, daß der Papst selbst sich für die letztere Richtung erklärte und für das neue Brevier die Hymnen auf die Feste der hl. Martina, des hl. Hermenegild und der hl. Elisabeth von Portugal verfaßte. Auch Kardinal Robert Bellar-

---

[1] Sarbievii Opera: Miscellanea. Iter Romanum S. 221 f; übersetzt von J. B. Diel, M. K. Sarbiewski, der Vorgänger Baldes (Stimmen aus Maria-Laach IV [1873] 348).

[2] S. Bäumer, Geschichte des Breviers, Freiburg i. B. 1895, 507—509. — Sommervogel, Petrucci IX 633 634. — Daß der Papst meist selbst entschied, geht deutlich aus einem Briefe Stradas hervor, gedruckt bei Venturi, Gli inni della Chiesa, Firenze 1880, IX. Vgl. Civiltà cattolica. Ser. 17, V, Roma 1896, 208 209.

min, der größte Apologet der Kirche gegen den Protestantismus, der das Brevier mit Hymnen auf die hl. Maria Magdalena bereichert hat, ist eher dieser Richtung beizuzählen.

Sarbiewski ward von seiten Urbans VIII. eine wahrhaft väterliche Huld und Freundschaft zu teil[1]. Der Papst ließ es sich nicht nehmen, ihn selbst mit dem Lorbeer zu krönen. Unvergeßliche Erinnerungen begleiteten den jungen Dichter 1624 in die Heimat zurück, wo er 1625 zum Professor der Poesie in Wilna ernannt wurde. Hier hatte er vier Jahre reiche Muße, sich der Dichtung zu widmen. Nachdem 1625 drei Bücher Oden von ihm zu Köln erschienen waren, konnte er dieselben schon 1628 beträchtlich vermehrt in zweiter Auflage herausgeben. Im Jahre 1629 wurde er Professor der Philosophie, 1632 der dogmatischen Theologie und 1635 Beichtvater und Hoftheologe des Königs Ladislaus; 1640 rief ihn ein früher Tod aus diesem Leben ab. Schon die erste Ausgabe seiner Gedichte hatte ihm indes einen europäischen Ruf verschafft; die fünf stets vermehrten Auflagen, welche den zwei ersten folgten, breiteten denselben immer weiter aus. Grotius stellte ihn über Horaz; deutsche, dänische, französische und englische Kritiker anerkannten ihn als einen glücklichen Mitbewerber der antiken Lyriker. Vereinzelt wurde ihm Dunkelheit und allzu große Glut der Phantasie vorgeworfen; allein dies hing gerade mit dem Reichtum und der Fülle zusammen, womit er das Lateinische beherrschte. Er wußte den Ton der Sappho und des Anakreon ebensogut zu treffen wie jenen des Horaz oder Pindar, aber nicht als Nachahmer, sondern mit innig wahrem, lebenswarmem und kräftigem Gefühl, vorab in Akkorden der aufrichtigsten Vaterlandsliebe und tiefgefühlter Frömmigkeit.

Als Sarbiewski 1623 auf seiner italienischen Reise durch Ingolstadt kam, studierte dort ein junger Elsässer aus Ensisheim, Jakob Balde, der bald sein berühmtester Mitbewerber werden sollte. Er wurde nicht auf denselben aufmerksam; aber Balde behielt ihn wohl im Andenken. Ein Jahr später trat auch er, im Alter von zwanzig Jahren, in denselben Orden ein und erregte durch sein poetisches Talent rasch die Aufmerksamkeit seiner Ordensgenossen wie diejenige weiterer Kreise. Kurfürst Maximilian I. zog ihn als Prediger an seinen Hof, wo er dreizehn Jahre verweilte, und übergab ihm dann in Neuburg an der Donau seine Prinzen zur Erziehung. Obwohl von schwächlicher Gesundheit, brachte er es doch auf 64 Jahre und starb 1668, hochgeehrt vom bayrischen Hofe und von den angesehensten Staatsmännern und Gelehrten seiner Zeit.

---

[1] Über die Abänderung des Hymnus Ad regias Agni dapes durch Sarbiewski vgl. C. Daniel, Klassische Studien in der christlichen Gesellschaft (deutsch von Gaisser), Freiburg i. B. 1855, 226—230 314—320.

Mochte Sarbiewski ihn an Feinheit und strenger Klassizität übertreffen, so war er dagegen weit genialer, mannigfaltiger und erfindungsreicher. Er war vierzehn Jahre alt, als der Dreißigjährige Krieg ausbrach, hat ihn mit dem ganzen Schmerz eines tiefempfindenden deutschen Vaterlandsfreundes mitgelebt, hat ihn noch um zwanzig Jahre überdauert und mit nicht geringerer Teilnahme die bittern Folgen gekostet, welche er hinterließ. Sein eigenes reiches Seelenleben als Dichter, Gelehrter und Priester erweiterte sich durch die angesehene Stellung am kurfürstlichen Hofe, und so ist seine Dichtung zugleich zu einem merkwürdigen Spiegelbild seiner Zeit geworden, allerdings verklärt durch seine tiefe Religiosität, seinen warmen Patriotismus, seinen erhabenen Ernst wie seinen freundlichen, schalkhaften Humor[1].

Das schönste Denkmal hat ihm Gottfried v. Herder in seiner „Terpsichore“ gesetzt, indem er eine Auswahl der lyrischen Gedichte metrisch ins Deutsche übersetzte und dem echt „deutschen“ Dichter so einen Ehrenplatz in unserer Nationalliteratur verschaffte. Selbst Goethe konnte diesen Proben und dem Dichter seine Hochachtung nicht versagen. „Er bleibt bei jedem Wiedergenuß derselbe, und wie die Ananas erinnert er einen an alle gutschmeckenden

---

[1] Vollständigste Ausgabe: J. Balde, Opera poetica omnia, Monachii 1729 (I. Lyricorum. Epodon; II. Sylvarum; III. Batrachomyomachia. Panegyricus equestris. Cetera Epica. Virtuosae torvitatis encomium; IV. Solatium podagricorum. Eclypsis solaris. Antagathyrsus. Medicinae gloria [22 Satiren]. Contra abusum tabaci. Nihil gratis. Varii modi mendicandi. Crisis in seipsum; V. Urania victrix. Elegiae variae [33]; VI. Iephthias. Philomela. Arion Scaldicus. Drama georgicum. Castrum ignorantiae expugnatum; VII. De vanitate mundi. Agathyrsus. Olympia sacra. De S. Ursula; VIII. Tillii parentalia. Maximiliani I. Austr. facinora. Templum honoris Ferdinando III. apertum.) — Carmina selecta (herausgeg. von J. K. Orelli, Zürich 1805; Fr. Rohn, Wien 1824; anonym Augsburg 1829). — Carmina lyrica (ed. B. Müller, Monast. 1844; Ratisb. 1884; E. Hipler, Monast. 1856). — Übersetzungen: Oden und Epoden (von J. B. Neubig, München 1828 1829; J. Aigner, Augsburg 1831); Medizinische Satiren und Trost für Podagristen (von J. B. Neubig, München 1833); Mariengesänge (von C. B. Schlüter, Paderborn 1857); Ausgewählte Dichtungen (von J. Schrott und M. Schleich, Renaissance, München 1870); Geschichtliche Oden (von F. X. Binhack, Neuburg 1868; Amberg 1872); Krieg der Frösche und Mäuse (mit latein. Text von M. J. Berchem, Münster 1859); Der wieder zum Leben erwachte Tilly (von J. Böhm, München 1889); Gesammelte Mariengedichte (von P. B. Zierler, J. Balde als Mariensänger, München 1897). — G. Westermayer, J. Balde. Sein Leben und seine Werke, München 1868. — Rede von Johannes Schrott bei der Balde-Feier in Großhessellohe am 11. August 1868 (Allgem. Zeitung 1868, Nr 226). — P. Mury et C. Sommervogel, I. Balde, Notice et bibliographie, Strasbourg 1901. — J. Bach, Jakob Balde, Freiburg i. B. 1904. — G. Gietmann, Jakob Balde (Stimmen aus Maria-Laach LXVI [1904] 1—20).

Früchte, ohne an seiner Individualität zu verlieren." Herder drang indes liebevoller, ernster und tiefer in Baldes Wesen ein[1].

„Der lyrische Dichter ist Apollos Priester, der nicht in eigenem Namen, sondern aus Kraft des ihn begeisternden Gottes den Sterblichen Lehre und Trost ans Herz legt und Wahrheit verkündigt. Mein Dichter tut dieses in einer großen Art. Starke Gesinnungen, erhabene Gedanken, goldene Lehren, vermischt mit zarten Empfindungen fürs Wohl der Menschheit und für das Glück seines Vaterlandes, strömen aus seiner vollen Brust, aus seiner innig bewegten Seele. Nirgend buhlt er um Beifall; ein strenger Umriß bezeichnet seine Denkart, auch wo er am sanftesten redet. Er lebte in den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und sah die jammervollen Scenen desselben. Mit verwundetem Herzen tröstete er die Vertriebenen, richtete die Gesunkenen auf; indem er das Schicksal Deutschlands beweinte, suchte er Deutschlands besseren Geist zu wecken und es zur Tapferkeit, Redlichkeit, Eintracht zu ermahnen. Wie ergrimmt ist er gegen die falschen Staatskünstler! wie entbrannt für die gesunkene Ehre und Tugend seines Landes! Allenthalben in seinen Gedichten sieht man seine ausgebreitete, tiefe schneidende Weltkenntnis bei einer echt philosophischen Geisteswürde. In diesem und in mehrerem Betracht ist er ein Dichter Deutschlands für alle Zeiten; manche seiner Oden sind von so frischer Farbe, als wären sie in den neuesten Jahren geschrieben.

„Und diesen Schatz von Empfindungen bietet er uns in einer Form dar, die unstreitig zu den glücklichsten gehört, deren sich die menschliche Sprache bedienen darf; ich meine die lyrische Weise. Sie bricht die Blumen der schönsten Gesinnungen und ordnet sie mit Grazienhand zum Kranze. Über den gemeinen Gang der Dinge erhoben, gibt die lyrische Muse uns eine höhere Ansicht dieser Dinge und weiß uns in wenigen Strophen mehr zu sagen, als lange Abhandlungen sagen könnten; denn sie gibt reine Resultate, Resultate langer Erfahrung, tiefer Betrachtung, inniger Gefühle. Durch Wohlklang spricht sie zu unserem Ohr, durch eine geordnete Reihe von Bildern und Empfindungen zu unserer Seele, bis sie ihr kleines, in allen Teilen durchdachtes Kunstwerk, sobald es sein kann, oft unvermutet, immer aber auf eine befriedigende Weise vollendet."[2]

Eine andere Beurteilung, ebenfalls von nicht-katholischer Seite, ergänzt diejenige Herders folgendermaßen:

„Über Baldes dichterische Begabung und relative Vollendung haben Herder, Orelli, Knapp, Neubing u. a. eher zu wenig als zu viel gesagt. Schwungvolle Phantasie, Gedankentiefe, männlicher Ernst, sprudelnder Humor, geistreiche Erfindung, geniale Komposition, unerschöpflicher Reichtum an eigenartigen Wendungen, Ausdrücken und Figuren, reizvoller Wechsel der Scenerie und gelungenste Behandlung der schwierigsten Kunstformen — das alles findet sich in einem armen deutschen Menschenkind in der traurigsten Zeit, die je unser Volk heimgesucht hat, vereinigt und entquillt einem liebevollen, freilich ob bitterster Erfahrungen oft recht melancholisch gestimmten, aber immer wieder Gottes schöner Natur sich freuenden Herzen. Man lese seine

---

[1] Aus Herders Nachlaß I 146.

[2] Herders Werke (Hempel) III 17 18. Mit einigen Einschränkungen anerkannte auch A. W. v. Schlegel (Gesammelte Werke IX, Leipzig 1846, 376—407) die hohen Vorzüge Baldes.

Enthusiasmen, seine Lehroben, seine Odae partheniae, überhaupt seine lyrischen Gedichte, und man wird bei diesem gottbegnadeten Menschen immer und immer wieder gern einkehren.

Indes, wo so viel Licht ist, fehlt auch der Schatten nicht, und Balde ist in gar vielen seiner Schöpfungen ein echtes Kind seiner Zeit. Da ist oft kein Maß und kein Ziel. Gehäufte Bilder und Vergleiche, unzählbare mythologische Anspielungen beeinträchtigen die Harmonie des Kunstwerks und erschweren das Verständnis. Die häufige Überladenheit, das Zuviel des Zierrats, das zeitweilige Ausschreiten im Geschmack, der namentlich in den Satiren hervortretende Mangel an organischer Gestaltung sind Fehler, die nicht verschwiegen werden dürfen. Der zehn Jahre lang Rhetorik lehrende Professor, der „wiedererstandene Quintilian", wie man ihn in Ingolstadt nannte, spielte unverkennbar dem Dichter manchen bösen Streich. Wenn aber schon oft bedauert wurde, daß Balde vorwiegend lateinisch und nicht deutsch gedichtet, daß er einen verkehrten Lebensweg gewählt und so Deutschland um einen deutschen Klassiker ärmer gemacht habe, so ist dieses Bedauern überflüssig, weil sich an Tatsachen nichts ändern läßt." [1]

Bei dem übermäßigen Raum, welchen die Erotik in den Werken der meisten Lyriker und in der Literatur überhaupt einnimmt, kann es kaum als Mangel empfunden werden, ja ist es in der Tat ein Vorzug, eine wahre Erquickung, daß dieses Gebiet bei Balde fehlt. Er selbst hat sich dieser Lücke nicht geschämt. In einer meisterhaften Nachbildung des berüchtigten Pervigilium Veneris hat er ohne Federlesen die erhabene christliche Charitas an die Stelle der unlautern Göttin gesetzt, der so viele Dichter Glück, Ruhm und Seligkeit geopfert haben.

Liebe jetzt, wer nie geliebt hat! Wer geliebt hat, liebe jetzt! [2]

Wie der Hirsch, vom Pfeil getroffen, in sich träget er den Pfeil,
Glühnder Durst verzehrt den Matten, Durst verzehrt den Blutenden;
Über Fels und Dornen eilend, lechzend nach dem frischen Quell,
Hört er rauschen, sieht ihn blinken, stürzet nieder und erlechzt.

Liebe jetzt, wer nie geliebt hat! Wer geliebt hat, liebe jetzt!

So die Seele, die der höchsten Anmut süßer Pfeil durchdrang,
In sich trägt sie ihn und liebt ihn; er verzehrt ihr Innerstes.
Nicht genesen von der Wunde, zur ersehnten Quelle will
Sie hinüber, sieht die Quelle, dürstet, lechzet und erlechzt.

Liebe jetzt, wer nie geliebt hat! Wer geliebt hat, liebe jetzt!

Süßer Tod, du Wunsch des Herzens, neues Leben, höchster Wunsch,
Wenn nach hingesunkner Bürde freier Äther uns umfängt,
Dem entkommnen Erdenpilger öffnet sich des Himmels Tor,
Alle Seligen umfangen ihn mit Bruder-, Schwestergruß.

---

[1] F. List, Art. „Balde" (Herzogs Realencyklopädie II³ [1897] 370).

[2] Nach dem Refrain des Pervigilium: Cras amet, qui numquam amavit, quique amavit, cras amet.

Liebe jetzt, wer nie geliebt hat! Wer geliebt hat, liebe jetzt

Schweigt, ihr Tränen! Keine Flöte klage den gesunk'nen Staub!
Eine Stimme tönet droben, eine tausendstimmige:
Freude! Freude! Keinen sel'gen Märtyrer beweint man mehr;
Man besingt ihn. Auf besinget, singt der Liebe Märtyrer!

Liebe jetzt, wer nie geliebt hat! Wer geliebt hat, liebe jetzt!

Hört! Die Chöre tönen lauter; süße Namen tönen sie:
„Rose, Königin der Blumen, unter Dornen aufgeblüht!
Perl' aus tiefem Meeresabgrund, aller Erde Köstlichstes!
Kleine Lilie des Tales, unentweihte Lilie!"

Liebe jetzt, wer nie geliebt hat! Wer geliebt hat, liebe jetzt!

Schöner ist der Tag des Todes als die Stunde der Geburt.
In des ew'gen Friedens Zelte ruhet die Entkommene;
Kränze duften; Hymenäus stimmet an den Brautgesang,
Und die Königin der Blumen, Selige, sie blühet dir.

Liebe jetzt, wer nie geliebt hat! Wer geliebt hat, liebe jetzt!

Weinst du noch? Der Freude Tränen fließen, wenn umher du schaust;
Deine Saat ist nicht verloren, deine Trauben prangen schön;
Jeder Wunsch ist dir gewähret, mehr gewährt als jeder Wunsch;
Denn wer den hat, den du liebest, trinkt der ew'gen Wonne Meer.

Die Erotik abgerechnet, welche durch die schönsten Klänge religiöser Liebe reichlich aufgewogen wird, besitzt das Liederbuch Baldes eine Mannigfaltigkeit wie kaum dasjenige eines andern Dichters. Alle Tonabstufungen und Melodien menschlicher Stimmungen und Gefühle, wie ihr Echo und Spiegelbild im bunten Leben der Natur finden sich hier, meist vom milden Licht religiöser Anschauungen verklärt, aber auch in mächtigen Akkorden leidenschaftlicher Begeisterung vorgetragen; doch der Gesichtskreis des Dichters schließt sich nicht träumerisch auf das bloße Herzens- und Naturleben ab: Welt und Kirche, Vaterland und Freundschaft, Kunst und Literatur erweitern ihn nach allen Seiten, und zwar nicht zu einem Chaos zerstückter, wirrer, gespensterhafter Erscheinungen, widerspruchsvollen Ringens und Sehnens, ungelöster Rätsel und ungestillten Begehrens, sondern zu einem erhebenden, lichten Ganzen, in dessen reichen Farben und Formen die Einheit einer großen, allumfassenden Weltordnung widerstrahlt. Das einfach Natürliche weiß Balde in ebenso abgerundeter klassischer Fassung zu bieten wie Horaz; aber durch seine christlichen Ideale reicht er weit über ihn hinaus, bis in das bunte politische und literarische Leben der Neuzeit hinein — und wieder darüber empor in die lichten Höhen der übernatürlichen Welt.

Aus den vielen Oden, in welchen der Geist der Antike gleichsam wie aus einer Marmorstatue der schönsten Plastik wiederstrahlt, möge als Probe hier seine Ode an den Schlaf gelten, die unwillkürlich an Thorwaldsens Relief erinnert:

Des Todes sanfter Bruder, der, aus dem Reich
Der Schatten schlüpfend, nur dem gebrochenen,
Dem sinkenden, geschloss'nen Auge
Dämmernd erscheint, ein mächt'ger Jüngling,

Der jedem Kummer, der uns dem Gram entnimmt,
O Schlummer, wende, wende den Blütenzweig,
Mit seinem lindernd süßen Balsam
Sanft zu betauen auch meine Schläfe!

Geliebte Gottheit, die dem ermüdeten
Gebein Erquickung schaffet und Lebenskraft,
Die uns den Überdruß der Tage
Leise verwischt und uns neu verjünget!

Schon blinket dort der fröhliche Abendstern,
Schon stellt die Nacht ihr glänzendes Himmelschor
In Reihen; auch Apollos Schwester
Tritt die uns nähere, sanfte Bahn an;

Befiedert ruhn im Köcher die schmetternden
Gesangespfeile, denen die Luft erklang;
Der Stier mit heimgekehrtem Pfluge
Ruht und eratmet sich neue Kräfte.

Es schweigt die Welt; es schweiget der Äther, kaum
Noch atmend. Holdes Schweigen! Und mich nur flieht
Die Ruhe? mich, dem tiefe Schmerzen,
Klebende Sorgen die Brust zernagen.

Was weilst du lange, süßer, geliebter Freund?
Wenn je ich deine Gaben (ich weiß es nicht)
Gering geschätzt, vergib dem Armen,
Der das Vergehen zu streng schon büßte!

O kehre wieder! Ströme Vergessenheit
Aus deinem Füllhorn über den Reuigen!
Geuß himmlische Berauschung nieder
Über die trockene Augenwimper!

Komm, sanfter Schlummer! Siehe, der lieblichste,
Der schönste Mohn soll dir in den Gärten blühn,
Und mit dem zartesten der Träume
Fülle die Nacht das geleerte Horn dir!

In deiner Höhle, wenn du der Ruhe pflegst,
Soll nichts dich stören. Donner und Stürme nicht,
Kein widriges Gekrächz' erschalle
Irrender Vögel. Ein sanftes Murmeln

Des Baches, der durch sprießende Blumen rauscht,
Ein leises Flüstern, das die Platanen kaum
Beweget, säusle dich zu eignen
Lieblichen Träumen, o holder Schlummer!

Wie wird mir? Fühle, fühl' ich den Kommenden?
Die Hand entsinkt mir. Schlingen sich um mich nicht
Wie sanfte Fesseln? Komm, o Schlummer!
Setze die Harfe beiseit', o Knabe!

Baldes biedere patriotische Gesinnung leuchtet aus vielen kraftvollen Zeitgedichten hervor, die sich an Pappenheims, Tillys, Wallensteins Namen knüpfen oder die furchtbare innere Zerklüftung des Reiches, den brudermörderischen Bürgerkrieg betrauern oder der Hoffnung des endlichen Friedens entgegenjubeln. Sein schlichtes politisches Testament umfaßt eine Ode „An die Deutschen", die Johannes Schrott in folgende gereimte Stanzen umgegossen hat:

Du meiner Liebe Sorgenkind, Germane,
Für den mein Herz in allen Stunden schlug,
Gar übel bist du nachgefolgt dem Ahne;
Der goldne Mittelpfad war ihm genug!
Gestatte, daß dich dran der Barde mahne:
Die ersten Dinge bleiben Karst und Pflug,
Hochmütig willst du größern Fittich strecken,
Als not ist, um ein kleines Nest zu decken.

Mit weniger Habe lebt man auch zufrieden,
Ein großer Schatz ist die Genügsamkeit;
Bei ihr sind Kraft und Frohsinn ungeschieden,
Vermehre nicht aus Habgier langen Streit!
Viel süßer als das rauhe Waffenschmieden
Erklingt das Feldgerät der Friedenszeit.
Frisch auf, das Schwert zur Sichel umzuhämmern,
Zum schönen Tag wird dann der Morgen dämmern!

Du liebst es, in der Welt umherzuschweifen,
Bewundernd, was in falschem Schimmer lacht,
Ein Überall und Nirgends, abzustreifen
Das Eigene, wenn du Fremdes nachgemacht.
Nicht rühmlich ist's, nach allem rasch zu greifen,
Leicht kennt der Fremde die entlehnte Pracht.
Lebt wo ein Volk von echten Vätersitten,
Das sei von dir geliebt und wohlgelitten.

Laß lieber dich bewundern, dich beneiden.
Kommst du aus Gallien heim, so sei dein Gruß
So deutsch im Elternhause wie beim Scheiden.
Verschlucktes Wasser aus dem Seinefluß

Darfst du in deiner Kehle nimmer leiden,
Auf deine Schwelle setze rein den Fuß.
In deutscher Sprache rede, sonst in keiner,
Als etwa in der stolzen der Lateiner.

Nie soll die Kunst nur üppige Verschwendung,
Nie soll sie nur ein Spiel der Stimme sein!
Was soll der Statue zu gezierte Wendung,
Der allzufeine Lächelmund von Stein?
Dir liegt im Herzen eine andre Sendung,
Und wenig wärst du, bist du fein allein,
O deutsches Weib! Dein Mund nicht, deine Worte
Und Taten sei'n gehaun vom Felsenhorte!

Die Jungfrau hüte das vestal'sche Feuer,
Unlautre, böse Glut nicht kenne sie.
Nichts soll sie wissen vom trojan'schen Freier,
Von Venus nichts, und vor ihr singe nie
Des Peleus Hochzeit ein Catull zur Leier.
Bewahrte Myrt' ist schön're Poesie!
Die Hochzeitsfackel flamme nicht dem Manne
Zu früh vom Tännlein, sondern von der Tanne!

Die Mutter pflanze um den Blütengarten
Des Mädchens heimlich einen Dornenzaun,
Und wachsam liebend soll sie dessen warten,
Verborgene Glut will mäßiges Vertraun.
Die Blicke dürfen, die empfänglich zarten,
Niemals verdächtige Geschenke schaun.
Die Stunden teil' der Rocken und das Schöne,
Sie lerne Magd sein und zugleich Kamöne!

Ermutigt sei des Jünglings wackres Streben,
Wie durch Belohnung, so durch weises Lob.
Zur Erde sinkt der Pflanze zartes Leben,
Wenn lang sie nicht des Himmels Tau erhob.
Er soll sich echt und wahr und offen geben,
Wenn um das Gold sich auch die Schlacke wob.
Fand er den Freund, den treuen Herzgenossen,
Sei wie vor Gott die Brust ihm aufgeschlossen.

Und wenn du einen Leichnam, der dich machte
Zum reichen Erben, trägst hinaus zum Grab,
Sei deine Trauer ehrlich, und betrachte
Ein Glück als sterblich, das der Tod dir gab.
Wer unterm schwarzen Mantel heimlich lachte,
Indes die kalte Zähre rann herab,
Der gleicht dem zähreureichen Krokodile,
Das grausam seine Beute hascht im Nile.

Die Mißgunst fliehe mit dem scheelen Blicke,
Die Hoffart weiche, die sich töricht bläht.
Auf grimmer Brau des Zornes Glut erſticke!
In schlauer Stirne Furchen ausgesät,
Die böse Saat zu künft'gem Mißgeschicke,
Sei vor der Zeit der Reife weggemäht!
Das Fußgestell, das sich der Stolz am Rande
Des Abgrunds baut, werf' ihn in ew'ge Schande!

Die religiöse Lyrik Baldes gipfelt in seinen Marienliedern, und unter diesen ist wieder kaum eines schöner als eine Stelle in seinem „Schwanengesang“:

Aller Anmut, aller Gnade,
Aller Huld geliebte Mutter,
Du Bescheidene, du Keusche,
Sinnenrein und rein im Herzen,
Heilige, hochheil'ge Jungfrau,
Nimm von Luft und Strom und Sonne, nimm ein reines Loblied an!

Du Krystall, in dem sich Himmel,
Sonne, Mond und Sterne spiegeln,
Demutvolle, die den stillen
Glanz der Gottheit offenbarte,
Du des ewig weisen Rates
Heiligtum, Gefäß der Liebe, Mutter aller Lieblichkeit!

Engel reichen dir den Scepter;
Heil'ge Väter, Patriarchen
Neigen sich vor dir, der Tochter;
Jungfraun weihn dir ihre Kronen,
Märtyrer dir ihre Palmen,
Und in einem Lobgesange preiset dich des Himmels Chor.

Friedebringerin, du öffnest
Sündern die verschloss'ne Pforte
Zur Verzeihung. Aller Kranken
Pflegerin, du der Betrübten
Arzt und süßer Trost und Labsal,
Retterin zu Land und Meere,
Du der Sinkenden im Schiffbruch, der Verirrten Retterin!

Alle Christenheere danken
Dir den Sieg. Du gibst der Erde,
Wirst ihr geben Fried' und Freude;
Darum feiert dir der Äther,
Darum wallen die Gestirne
Liebend um dein Haupt; es küssen Mond und Sonne deinen Tritt.

Königin, nimm an das Loblied,
Das zum Abschied meine Zither

Dir noch einmal sang, und führe,
Führe mich mit deiner Rechten
Hin durch Krieg und Weltgetümmel!
Unverrückt will ich dir folgen, wie durch Freude, so durch Leid.

Balde ist vor allem Lyriker; doch machen die vier Bücher Oden und die Epoden, in welchen er mit Horaz wetteifert, und die neun Bücher „Wäldchen“ (Sylvae), welche an Statius erinnern, kaum ein Viertel seiner gesammelten Werke aus. Er beherrschte auch die epische Sprache in solcher Fülle und Leichtigkeit, daß er den Heldentod Dampierres im Stile Lucans, den Heldentod Boucquois in jenem des Statius, das Lob Tillys in jenem Claudians, die Schlacht am Weißen Berg in jenem Vergils feiern konnte, ohne dabei frostiger Nachahmung zu verfallen. Zahlreiche Gelegenheitsgedichte mit geschichtlichem Hintergrund, ebenso die größeren Gedichte auf Tilly, Maximilian I., Ferdinand III., die Legenden der hl. Katharina und des hl. Nikolaus und das biblische Epyllion „Judith“ bekunden dieselbe Gewandtheit. Meisterhaft hat er den homerischen „Froschmäusekrieg“ lateinisch bearbeitet, so frisch und lebendig, daß er sich ganz wie ein Originalgedicht liest.

Eine Epistel der Diana an Venus über den Tod des Adonis erinnert daran, daß es ihm leicht gewesen wäre, die mythologische Elegie oder Epistel in der Art der Alexandriner wahrhaft poetisch zu behandeln; der vielfach erotische Beigeschmack der antiken Mythologie schreckte ihn jedoch von diesem Lieblingsfelde der Humanisten ab; die meisten seiner dreiunddreißig Elegien sind religiösen Stoffen, besonders dem Leiden Christi gewidmet, einige der Königin Maria Stuart, für die er eine innige Verehrung hegte. Fast barock erscheint auf den ersten Blick der große Epistelkranz „Die siegreiche Urania“, welche er keinem Geringeren als dem damaligen Papste Alexander VII. widmete. Der seltsamen Dichtung liegt indes eine schöne Parabel Jacopones zu Grunde:

„Es war einmal eine Jungfrau, und die hatte fünf Brüder, der erste war Maler, der zweite Musiker, der dritte Apotheker, der vierte Koch, der fünfte Wirt, allesamt arme Teufel. Durch eine kostbare Perle ward die Schwester plötzlich sehr reich. Um die Wette suchten nun die armen Brüder ihr dieselbe abzuschwätzen. „Du weißt,“ sagte der Musikus, „es handelt sich nur um eine Kleinigkeit; gib mir deine Perle und du rettest damit mein Leben; ich will dir dafür eine Musik machen, die du loben sollst.“ „Geh, mein Bruder,“ sagte die Maid, „um so geringen Preis ist mir die Perle nicht feil.“ Der Maler versprach, um die Perle zu bekommen, ein herrliches Gemälde; aber er wurde abgewiesen. Der Apotheker versuchte sein Glück, indem er, ich weiß nicht, welche neue Parfümerien zusagte; doch auch er wurde abgewiesen. Auch der Koch erhielt keine günstigere Antwort, obwohl er Juppiters Gehirn und die feinsten Leckereien in Aussicht stellte. Der Wirt, ein unverschämter Mensch, versicherte, er kenne die auserlesensten Jünglinge, welche sie alle heiraten wollten; er würde das bestens besorgen. Er, welcher die meiste Gunst erhoffte, fand

die geringste, er wurde sofort weggeschickt. Den Edelstein gewann endlich ein Edelmann, mit welchem die Jungfrau sich ehelich verband."

Jacopone erklärte die Parabel also: „Die Jungfrau ist die Menschenseele, die Perle der freie Wille, die Brüder sind die fünf Sinne: der Maler — das Gesicht, der Musiker — das Gehör, der Apotheker — der Geruch, der Koch — der Geschmack, der Wirt — der Tastsinn. Wäre nun die Jungfrau nicht ganz und gar töricht gewesen, wenn sie um solcher Kleinigkeiten willen ihren Edelstein hingegeben hätte? Für den Edelmann — Christus, unsern Herrn, mußte sie ihn bewahren. Wir aber sind weit törichter und wahrhaft wahnwitzig, die wir den kostbarsten Schatz unseres freien Willens für elende Gaumenfreuden, schmutzige Reden, erbärmliche unreine Genüsse, Glasstückchen und Puppen, ja für den Schatten eines Käfers nicht verkaufen, sondern schmachvoll wegwerfen."

Diese Parabel führt Balde, mit einigen Veränderungen, in dreißig poetischen Episteln aus, welche teils von Vertretern der fünf Sinne an Urania gerichtet sind, teils ihre Antworten enthalten. Die Briefe, wie jene des Ovid, in Distichen abgefaßt, verbinden dessen Leichtigkeit und Gewandtheit mit der geistreichen Gedankenfülle und dem Witz des Horaz; sie entwerfen ein höchst merkwürdiges Kulturbild jener Zeit, da der Dichter nicht bloß auf Religion und Philosophie, Malerei, Musik und Literatur, sondern auch auf Kosmetik und Kochkunst zu sprechen kommt. Der ernst-asketische, mystische Grundton sticht indes mitunter zu schroff von der leichten, witzigen Causerie ab, die antiken Reminiszenzen von den Anspielungen auf die Gegenwart, die antike Form selbst von den naiven Hauptgedanken der Parabel. Man wird unwillkürlich an die zierlichen, leichten Arabesken erinnert, welche in den Kirchen der Spätrenaissance und des Rokoko fromm-allegorische Darstellungen mit antikem Kostüm in unerschöpflichem Reichtum umgaukeln.

Freier entwickelt sich Baldes Humor und Witz in seinen Satiren, durch welche er sich den Namen eines deutschen Horaz ebenfalls wohl verdient hat. Überaus ergötzlich ist sein „Trost der Podagristen", welcher damit beginnt, daß er in Frage stellt, ob das Podagra wirklich eine Krankheit sei, da sie eine Tochter des Bacchus und ein Schwiegertöchterchen des Zeus ist. In dem Gedicht „Auf die Sonnenfinsternis am 11. August 1654" ist der Spott zum Teil auf die Astrologen gerichtet, blitzt aber in lustigem Geknatter nach den verschiedensten Seiten hin. Während der Dichter im „Agathyrsus" sich und die übrigen Magern tröstet, nimmt er sich im „Anti-Agathyrsus" (Apologia pinguium) auf Wunsch des päpstlichen Prälaten Ferdinand von Fürstenberg nicht weniger warm und heiter der Fetten an. Fast mit einer Art von Ingrimm, mit starkem Realismus fällt er dagegen über den „Mißbrauch des Tabakes" her. Ziemlich scharf wird auch der „Ruhm der Medizin" in zweiundzwanzig kleineren Satiren hergenommen. Milder und launiger sind dagegen die Satiren „Nichts umsonst", „Von den verschiedenen Arten zu betteln" und die „Selbstkritik".

Ein Drama „Jephthe" schrieb Balde für das Schultheater zu Ingolstadt, ohne die Bearbeitungen des Stoffes durch Buchanan und a Marca zu kennen. Erst nachdem es wiederholt mit großem Beifall aufgeführt und noch öfter verlangt worden war, gab er es 1654 heraus. Er faßt das Opfer der Tochter Jephthes als prophetischen Typus des Opfertodes Christi auf und gewinnt so einen tieferen Gehalt, der besonders den lyrischen Chorpartien sehr zu gute kommt. Ein Festspiel auf die Einnahme Antwerpens durch Alexander Farnese (Arion Scaldicus) besteht nur aus lyrischen Monologen und Chören in verschiedenen Vers- und Strophenformen. Ein Jahr vor Abschluß des Westfälischen Friedens widmete Balde dem französischen Gesandten Claude de Mesmes, Grafen von Avaux, ein in oskischer Mundart abgefaßtes Drama georgicum, das mit schmerzlichem Rückblick auf die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges, voll Sehnsucht nach vollem Frieden den Waffenstillstand von Ulm besingt, den Bayern vorläufig mit den Schweden und Franzosen geschlossen. Die Nachahmung des altitalischen Bauernlateins bekundet nicht nur seltene Sprachkenntnis, sondern auch eine nicht geringere Formgewandtheit und echten deutschen Humor.

Auf Anregung eines Freundes hat Balde das „Nachtigallenlied" des hl. Bonaventura frei in antiken Metren nachgeahmt, welche sich indes mehr Boëthius als Horaz zum Vorbild nehmen. Es ist aber im Grunde eher eine selbständige Dichtung als eine Bearbeitung, voll der innigsten Wärme und Begeisterung, wenn auch die schlichten mittelalterlichen Reimverse die meisten Leser mehr ansprechen dürften als die noch so klangvollen, abgerundeten Verse Baldes. Er selbst hat sich übrigens in dem umfangreichen Gedicht De vanitate mundi auch in rhythmischen Versen versucht, jeder Strophe eine deutsche Übersetzung in Reimversen und eine Bearbeitung in antiker streng metrischer Form beigegeben. Es ist eine Art von Totentanz, breit ausgeführt; die lateinischen Rhythmen haben den bänkelsängerischen Klingklang der Carmina burana, die deutschen Reime leiden am Ungeschmack und an der Sprachverrohung jener Zeit; nur im metrischen Latein steht der Dichter auf seiner Höhe. In einem solchen Bilde der allgemeinen Vergänglichkeit durften natürlich auch die römischen Dichter nicht fehlen.

Macer Maro disparuit	Gestorben ist Vergilius,
Et cum Marone Dido:	Und billig zu beweinen,
Pinguisque Flaccus Cerbero	Aufg'metzget ist Horatius
Ut porcus immolatus,	Halb leinen und halb schweinen.
Nasonis elegantiae,	Nasonis Zierd' hat viel' verführt,
Rhamnusiae Tibulli,	Ist aber selbst eing'fessen;
Propertianae Cynthiae	Tibulli Schatz, Catulli Spatz
Et Lesbiae Catulli.	Kann auch kein Käs mehr essen.

Iam nullus canit eclogas Maronis
Famosus Meliboeus aut Menalcas.
Plus quam Tantalea siti laborat
Fracta tristis Horatius lagena.
Nasones quoque transiere, et una
Dulces nequitiae Tibullianae,
Nequam stultitiae Catullianae,
Stultae laetitiae Propertianae.

Das barocke Werk entsprach in hohem Grade dem damaligen Zeitgeschmack. Der Dichter selbst erlebte wenigstens vier Auflagen desselben; Westermayer erwähnt fünfzehn. Es gehört übrigens seiner frühesten Zeit an (1637), wie auch sein deutscher „Ehrenpreis der allerseligsten Jungfrau“ (1638), zu dessen einzelnen Strophen nicht nur er, sondern noch vier seiner Kollegen eine lateinische Übersetzung oder Paraphrase lieferten. Er scheint selbst empfunden zu haben, daß er als deutscher Dichter bei dem damaligen Zustand von Sprache und Literatur keinen Erfolg haben könnte, daß Talent und Bildung ihn auf das Lateinische hinwiesen. Einigen Aufschluß über seine literarischen Anschauungen bietet sowohl sein didaktisch-satirisches Gedicht Vultuosae Torvitatis Encomium und die demselben voranstehende Abhandlung vom „Studium der Poesie“, als auch die in Prosa geschriebene Humoreske „Das von den antiken und modernen Dichtern belagerte und zerstörte Schloß der Unwissenheit“; die letztere hat er als gereifter Mann (1653) veröffentlicht. Sie beginnt mit einer kurzen Schilderung des „Schlosses der Unwissenheit“, in welchem sich nebst den „Ungebildeten und Idioten“ sämtliche „Aristarchen, Momi, Zoili, Timones und Pseudokritici“ verschanzt haben. Gegen dasselbe rücken zuerst die „Modernen“ heran, d. h. unter Führung Petrarcas die sämtlichen Humanisten vom 14. Jahrhundert an: Sannazar, Maphäus Vegius, Joh. Bapt. Mantuanus, Castiglione, Bembo, Politian, Fracastoro, von den Deutschen Eoban Hessus und Joachim Camerarius, von den Jesuiten Pontanus und Turrianus. Die Charakteristik der einzelnen verrät, daß Balde mit ihren Schriften gut bekannt war. Die ganze Armee der Humanisten richtet indes nichts aus. Man wendet sich schließlich nach Delphi, und auf den Entscheid des Apollo werden jetzt die „Antiken“ aufgeboten: Vergil, Horaz, Lucan, Seneca, Statius, Silius Italicus, Claudianus; dann Ennius und Lucretius, Catullus, Tibullus, Propertius, auch Plautus und Terentius, endlich Martial, Juvenal und Persius. Diese sind einzeln vorzüglich charakterisiert. Hier ist Balde völlig zu Hause. Den vereinten Bemühungen gelingt die Eroberung; das Schloß wird genommen und geschleift.

Siebtes Kapitel.

Andere Neulateiner des 17. und 18. Jahrhunderts.

Balde fand in München selbst einen Nacheiferer an P. Adam Widl, einem Münchener (1639—1710), der sein ganzes Leben als Professor den humanistischen Studien widmete. Seine begeisterte Ode auf Balde ist oft abgedruckt worden. Wenn er auch sein Vorbild nicht erreicht, so enthalten seine Gedichte (Lyricor. libri III und Epodon liber I) doch viel Schönes und Anziehendes. Wie Balde ist er voll der wärmsten Begeisterung für die Herrlichkeit und Größe des alten Deutschen Reiches, beklagt in tiefgefühlten Trauerklängen die innere Zerrissenheit, durch welche es der Zankapfel und die Beute fremden Einflusses geworden[1]. Jubelnd begrüßt er in einem Gedicht an Kaiser Leopold I. den Sieg der kaiserlichen Waffen über die Türken bei St Gotthard (1664)[2]. Eine interessante Ode an Bernini zeigt seine Bekanntschaft mit der zeitgenössischen Kunst und die lebendige Wechselwirkung, in welcher der Humanismus bis ins 18. Jahrhundert hinein mit der bildenden Kunst blieb[3]. Sehr scharf verurteilt er die zunehmende „Ausländerei“ in Literatur, Mode und Erziehung.

Inde vestitus hodierna monstra,
Et procelloso caligae tumore,
Pilei miri patria videntur
Ludere terra:

Teutones olim monimenta tradunt
Ore Barbatos, modicos fuisse
Crinium, longos neque protulisse
Vertice cirros:

Nunc fluens manat coma, barba curta est;
Rima stat mento nigra fimbriato,
Parva subtili modice exarata
Linea filo:

Nec suam callet prope Teuto linguam,
Advenam novit, licet indiserto,
Guttur accentum, peregrina passim
Sibila strident[4].

Die früher erwähnten Schuldramatiker Jakob Bidermann, Jakob Masenius, Nikolaus Avancinus und andere haben sämtlich auch epische

---

[1] Lyric. lib. 1, Od. 11 34 54; lib. 2, Od. 1 etc.

[2] Lib. 2, Od. 11. [3] Lib. 2, Od. 35.

[4] Ad parentes Germaniae lib. 3, Od. 24. — Adami Widl Lyricorum libri tres, Ingolstadii 1674, 393 394.

und lyrische Gedichte verfaßt, Avancinus sogar eine stattliche Odensammlung in vier Büchern, die sich durch Geist, Kraft und Eleganz auszeichnet, aber die Mannigfaltigkeit und Lieblichkeit Baldes vermissen läßt[1]. Um so mehr macht sich letztere bei dem wackeren Schwaben Johann Bissel geltend, der 1601 in Babenhausen geboren, 1682 in Amberg starb. Seine „Wonnen des Frühlings“, „Wonnen des Sommers“, „Amerikanische Argonautenfahrten“, „Biblische Jamben“, „Ikarusflüge“, besonders auch sein „Diener Marias“ und seine „Bayrische Palme“ sind reich an den originellsten Naturschilderungen, köstlichen Zügen aus dem Leben, feinen Reiseskizzen, wahrhaft poetischen Erzählungen aus der Legende und Geschichte[2]. Den antiken Olymp läßt er beiseite. Die Fülle eigener Beobachtung und Empfindung genügt ihm. Die Frische und Einfalt derselben machte ihn zu einem Liebling Annettes von Droste-Hülshoff, die besonders sein „Museum“ und seine Erzählung von „Susanna“ bewunderte.

Johann Kreihing aus Deventer (1596—1670), Rektor zu Bamberg und Erfurt, Beichtvater des Kurfürsten zu Mainz, ahmte in der Form seiner Elegien mit Glück Properz nach. Sehr schön ist die „Klage der Mutter Gottes über das verlorene Jesukind“, der „Seesturm am Vorgebirg der Guten Hoffnung“, die Elegie über die „Eitelkeit der Mädchen“.

Unter den zahlreichen Jesuitendichtern der Niederlande ragen besonders die drei Elegiker Sidronius Hosschius (de Hossche, 1596—1669), Jakob Wallius (1599—1680) und Wilhelm Becanus (1608 bis 1683) hervor. Von diesen ist wieder Hosschius ein Formkünstler ersten Ranges, der an Reinheit der Sprache und Glätte der metrischen Form sowohl Balde als Sarbiewski übertrifft, dafür aber auch weniger eigenartig, vielseitig und selbständig ist. Zwar klagte er selbst:

Nam mea dum priscis committo carmina scriptis,
Sive tuis, Naso, sive Tibulle tuis:
Et pudet et nostrae subeunt fastidia venae,
Meque rudem quamvis non putor, esse queror;

allein der Bau seiner Distichen ist von tadelloser Vollendung, sogar ohne die Mängel und Lizenzen, die Catull und Ovid sich gelegentlich gönnen. Diesem letzteren kommt er an Leichtigkeit nahe, während seine Feinheit und Glätte mit jener des Catull, Tibull und Properz wetteifert. Wallius

---

[1] N. Scheid S. J., P. Nikolaus Avancini, ein österreichischer Dichter des 16. Jahrhunderts. (Programm), Feldkirch 1899.

[2] I. Bisselius, Cliens Marianus (München 1634); Palma Boica (Ingolstadt 1636); Icaria (ebd. 1637); Elegiae seu deliciae veris (ebd. 1638); Aestas (München 1644); Argonauticon Americanorum (ebd. 1647); Antiquitatum angelicarum Tuba Iambica (Amberg 1670); Leo galeatus (ebd. 1676).

aus Courtrai, erst Lehrer der Humaniora, dann Missionär, wurde von Hosschius selbst als gewandter Elegiker besungen, und Becanus ist ein würdiger Dritter in diesem Bunde. Hermann Hugo aus Brüssel (1588—1629), der Feldkaplan des spanischen Generals Spinola und der Chronist der Belagerung von Breda (die Calderon in seinem ersten Drama feierte), hinterließ 45 Elegien (Pia desideria: gemitus, vota, suspiria), die ins Französische, Englische, Deutsche, Flämische und Holländische übersetzt wurden und durch die freie Bearbeitung des Jesuiten Pedro de Salas auch in der spanischen Literatur einen ehrenvollen Platz erhielten.

Mit Glück pflegten die Elegie ebenfalls Nikolaus Susius (1572 bis 1619), Franziskus von Montmorency (1578—1640) aus gräflichem Geschlecht, Joh. Surius aus Bethune, Wilhelm Grumsel (1607—1680), Karl Malapert aus Bergen (gest. 1630 zu Madrid), Montanus (Van den Berghe) und Walter Paullus (1587—1672). Als Lyriker, Elegiker und zugleich tüchtiger Epigrammatiker ward Balduin Cabilliau (1568—1652) geschätzt; als geistlicher Liederdichter und Epigrammatiker Bernhard Bauhusius (1575—1619).

Einen originellen Weg betrat Angelin Gazet (1568—1653), erst Rhetorikprofessor, dann Rektor mehrerer Unterrichtsanstalten, zeitweilig Sekretär des Ordensgenerals Claud. Aquaviva. Wohlvertraut mit den römischen Satirikern und Komikern, aber auch mit der alten Literatur überhaupt, voll scharfer Beobachtung, Witz und feinem Humor schlug er in seinen Pia hilaria (Douay 1518) statt des hergebrachten elegischen Ernstes einmal den Grundton einer muntern Komik an, die sich allerdings nie in die derben Regionen des Plautus verliert, sondern immer fein humoristisch bleibt und selbst im Sarkasmus christliche Bildung und Liebe nicht vergißt. Balde erwähnt ihn in seinem Encomium torvitatis als feinen Humanisten, bei dem der anscheinende Grimm und die beißende Schärfe sich mit künstlerischer Liebenswürdigkeit gesellt, selbst das Bittere sich in Süßigkeit verwandelt[1].

Joh. Vincartius aus Lille (1593—1674) übertrug die Form von Ovids Heroiden auf religiöse Stoffe. Antonius Deslions besang den „Schutzengel“ und die „Marienverehrung“, Karl Werpäus „Visionen des hl. Ignatius in der Höhle von Manresa“, Jakob de Codt die Altväter „Jubal und Tubalkain“.

Auch Frankreich ist unter den Jesuitendichtern stark vertreten. Schon Edmond Augier (1530—1590), einer der ersten Franzosen, welche der Gesellschaft Jesu beitraten, gab einen gesäuberten Martial heraus und verfaßte eine Weihnachtsode. Ein späterer Jesuit, Edmond d'Augière,

---

[1] I. Balde, Opera poetica omnia III, Monach. 1729, 352.

den Jöcher mit ihm verwechselte und der 1634—1709 lebte, war ein sehr fruchtbarer Dichter. Hohen Ruf erwarben sich Pierre Juste Sautel (1613—1662) durch seine Epigramme, Elegien, namentlich eine meisterliche Bearbeitung des Arion-Mythus; René Rapin (1621—1687) durch seine Eklogen und Oden, besonders durch ein in Form des Idylls behandeltes Marienleben; Jean Commire (1620—1702); Leonhard Frizon (1628—1700); Noel Etienne Sanadon (1676—1733) durch vorzügliche lyrische Gedichte; Jacques Vanière (1664—1739) durch sein Lehrgedicht Praedium rusticum, ein Seitenstück zu Vergils „Georgica“; Louis Cellot (1588—1658) durch eine „Mauritiade“, lyrische und dramatische Gedichte. Charles de la Rue (1643—1725) verherrlichte die Kriegszüge Ludwigs XIV. in lateinischen Versen, die Corneille selbst ins Französische übertrug, und erwarb sich mit seinen Tragödien, unter welchen „Agapit“ hervorragt, wie mit seinen „Lyrica“ in hohem Grade die Bewunderung des klassischen Tragikers. François Joseph Desbillons (1711—1789) wetteiferte als Fabeldichter erfolgreich mit Lafontaine.

Merkwürdigerweise fällt eine Art Blütezeit dieser lateinischen Dichtung mit der Hochblüte des französischen Klassizismus zusammen. Als ihr Hauptvertreter gilt Jean de Santeul (1630—1697), der sich unter die regulierten Chorherren von Saint-Victor aufnehmen ließ, aber nur die Subdiakonatsweihe empfing. Auf einer Sammlung seiner Gedichte, die nur zwei Jahre vor seinem Tode erschien, nennt er sich selbst „Fürst der Dichter dieses Jahrhunderts“. Seine Hauptleistung sind Kirchenhymnen in ganz antikem Stil, wie sie der Erzbischof von Paris bei ihm für eine Revision seines Diözesanbreviers bestellte, an Stelle der altehrwürdigen, schlichteren und frömmeren, welche bereits eine lange Vergangenheit geheiligt hatte. Sie entsprachen aber dem Zeitgeschmack, und so gingen ihn auch andere Kirchen, sowie die Cluniacenser um ähnliche Hymnen an. Mit Unterstützung seines älteren Bruders Claude de Santeul (1628—1684), der auch selbständig Hymnen dichtete, kam er all diesen Wünschen entgegen. Daneben schrieb er Oden, Elegien, Gelegenheitsgedichte und Inschriften, welche über ihr Verdienst gewertet wurden. Er hat bei weitem nicht die Gedankenfülle und den Schwung Baldes, aber große Versgewandtheit und gefällige Eleganz. Prinzen von Geblüte, hohe Staatsbeamte, Gelehrte wie Ménage, Jesuiten und Jansenisten feierten ihn um die Wette, und Corneille hat mehrere seiner Gedichte ins Französische übersetzt. Wie schon Chapelain 1660 in einem Briefe an den gelehrten Peter Daniel Huet bedauerte, daß der Hof von Versailles nicht genug Latinität besäße, um in ihm einen neuen Horaz zu würdigen, so meinte P. Commire in einer Ode an Santeul, daß der Ruhm der lateinischen Poeten all die gefeierten Hofdichter Ludwigs XIV. überleben würde. Diese Verheißung hat sich zwar nicht

erfüllt, aber die Pflege einer feinen Latinität hat auch an dem berühmten Musenhofe unzweifelhaft mitbeigetragen, künstlerisches Formgefühl und feinen Geschmack zu nähren[1].

In Italien, der eigentlichen Heimat des Humanismus, bewahrte die neulateinische Poesie den Charakter einer uralten Überlieferung, und die Schulübung weckte manche Talente, welche die bloße Schablone und Routine durchbrachen und wirklich poetische Erzeugnisse zu stande brachten. Noch dem 16. Jahrhundert gehört Francesco Benci an (1542—1594), Professor der Rhetorik in Rom, ein Schüler Murets. An ihn reihen sich Andrea Bianchi von Genua, Konstantin Pulcharelli aus Neapel (gest. 1610), Emmanuel Tesoro aus Turin, Giovanni Batt. Giattini aus Palermo, der hervorragende Orientalist Giov. Maria Campori, Franz Carrera aus Sizilien (1629—1706), Giov. Batt. Masculo aus Neapel (1583—1656), Guil. Dondino aus Bologna (1606—1678), Alessandro Donati aus Siena (1584—1640), Leone Santi (1584—1651), Pietro Aloisi aus Neapel (1584—1667), Carlo Noceto (De Iride et aurora boreali, Romae 1747).

Vicenzo Guinisi aus Lucca (gest. 1653), der außer kleineren Gedichten auch ein Drama über den hl. Ignatius schrieb, stand mit Papst Urban VIII. in freundschaftlicher Beziehung. Nikolaus Parthenius Giannettasio aus Neapel (1648—1715) zeichnete sich durch frische Schilderung des Fischer- und Schifferlebens aus (Piscatoria et nautica, Halieutica, Naumachia).

Wohl die schönste neulateinische Dichtung am Schluß des 17. Jahrhunderts (1699) ist der Puer Iesus des Thomas de la Ceva aus Mailand (1648—1737), eines vorzugsweise in den exakten Wissenschaften hervorragenden Gelehrten, der vierzig Jahre lang Mathematik dozierte. Nichtsdestoweniger ist sein idyllisches Epos mit dem Zauber der innigsten Poesie und Andacht verklärt.

Der Jesuit Raymund Cunich, aus Ragusa gebürtig (1734 bis 1794), auch nach der Aufhebung des Ordens Professor am Römischen Kollegium, lieferte eine treffliche metrische Übersetzung der griechischen Anthologie und versuchte sich dann auf Anregung des Fürsten Odescalchi mit nicht geringerem Glück an der Iliade Homers. Diese formgewandte Übertragung ist später mehrmals mit dem Urtext, mit der lateinischen Prosaübersetzung Heynes, der deutschen von Voß, der englischen von Pope, der französischen von Aignan und der spanischen von Garcia-Malo herausgegeben worden. Sein Landsmann und Ordensgenosse Bernard Zamagna (1735—1820) übersetzte mit ähnlicher Gewandtheit auch die

[1] Ioa. Bapt. Santolii Victorini poëtarum huius saeculi principis Opera poëtica, Parisiis 1695. — M. Dinouart, Santoliana: ouvrage qui contient la vie de Santeul, ses bonsmots etc., Paris 1764.

Odyssee, und so ward denn nach vielen Jahrhunderten endlich jener Lieblingsgedanke verwirklicht, der den großen Renaissancepapst Nikolaus V. so lebhaft beschäftigt hatte: einen lesbaren lateinischen Homer zu besitzen[1].

England, wo die Gesetzgebung jeden Jesuiten mit Kerker, Galgen und Vierteilung bedrohte, schien dem katholischen Humanismus jede weitere Entwicklung abzuschneiden. Dennoch hat auch hier Thomas Morus nicht nur als Märtyrer, sondern auch als Humanist Nachfolger gefunden. Edmund Campian (1539 in London geboren, 1581 als Zeuge seines Glaubens daselbst hingerichtet), schrieb zwei Tragödien „Abraham" und „Saul", die 1575 und 1576 mit vielem Beifall in Prag, später auch in München aufgeführt wurden. Robert Southwell, der, 1560 in der Grafschaft Norfolk geboren, 1595 als Märtyrer zu Tyburn starb, verfaßte seine ergreifende Elegie „St Peters Klage" und andere Gedichte, die noch im Jahre seines Todes erschienen, in englischer Sprache; in neuerer Zeit sind aber auch lateinische Gedichte von ihm aufgefunden und veröffentlicht worden. Zu Douay, als Verbannter um des Glaubens willen, verfaßte der englische Kartäuser Robert Clarke um 1650 seine „Christiade", ein ergreifendes Seitenstück zu derjenigen Vidas, voll der tiefsten Andacht zu dem Leiden des Erlösers[2].

Der Portugiese Francisco de Macedo aus Coimbra dichtete einen „Franz Xaver" und eine „Elisabeth von Portugal"; Andreas Moraguez aus Majorca (1560—1598) verfaßte geschmackvolle Elegien. Der Pole Albert Ines (1626—1658) nahm sich Sarbiewski zum Vorbild und veröffentlichte ein Liederbuch, das in seinem zarten Marienlob und seinen vaterländischen Oden lebhaft an denselben erinnert. Ebenfalls als Sänger Marias zeichnete sich der böhmische Geschichtschreiber Bohuslav Aloys Balbinus aus (1621 zu Königgrätz geboren, 1689 zu Prag gestorben).

Die neulateinische Dichtung stellt aber nicht nur ein geistiges Band dar, welches Deutsche und Franzosen, Niederländer und Engländer, Italiener und Spanier, Polen, Böhmen, Ungarn vereinigte, ihre Grenzen reichten noch viel weiter hinaus. Bereits am Ende des 16. Jahrhunderts dichtete der ehrwürdige Missionär Joseph de Anchieta (1533—1597) in Brasilien, der erste Grammatiker einer brasilianischen Indianersprache, nicht nur in spanischer, portugiesischer und brasilianischer Sprache, sondern verfaßte auch ein „Marienleben" in 2086 lateinischen Distichen. Bartholomäus Pereira besang

---

[1] De vita Raymundi Cunichii commentariolum, Romae 1795.

[2] Christiados sive De Passione Domini et Salvatoris nostri Iesu Christi. Authore Dño. Roberto Clarke, Brugis 1670. — Die Christiade von Robert Clarke metrisch übersetzt von A. K. Walthierer, Ingolstadt 1853. — Vgl. K. Lenzner, Die Clarkesche Christiade (Beilage zur Augsb. Postzeitung, Nr 11, 24. Februar 1900).

in einer formgewandten Epopöe (Paciecidos libri XII) das Leben und den Heldentod des Missionsbischofs Franz Pacheco, der 1626 in Japan als Märtyrer starb. Mexiko erhielt seinen Dichter an Diego Joseph Abad, der, 1727 in Mexiko selbst geboren, als Opfer der Verfolgung 1779 verbannt zu Bologna starb. Seine schwungvollen Betrachtungen über Gott und das Erlösungswerk sind erst neuerlich zu Mexiko ins Spanische übertragen worden[1].

Am Schluß der langen Reihe von lateinischen Dichtern aus der Gesellschaft Jesu verdient auch P. Michael Denis ein Wort der Erinnerung, der durch seine deutschen Gedichte so treu und redlich an der Grundlegung unserer deutschen Literatur mitgearbeitet hat. Vielleicht das schönste Gedicht, das er je geschrieben — es ist wie mit seinem Herzblut geschrieben —, ist sein Gedicht an „Meine unterdrückte Gesellschaft“ (Exstinctae Societati meae). Er hat es 1799 verfaßt, als Greis von 76 Jahren, 26 Jahre nach der Unterdrückung des Ordens[2].

Pauca sodalitii superant iam membra beati,
Cuius ego quondam pars quotacumque fui;
Cuius in excidium solers armavit Avernus
Quidquid ei toto militat orbe mali.
Venales pretio linguae, mordacia scripta,
Confictique metus, livor opumque sitis
Agmine nos facto circumfremuere; nec usquam
Cura laborantes ulla levare fuit.
Nil iuvat ingenuis teneram formasse iuventam
Artibus et mores edocuisse bonos;
Tot claros genuisse viros, quos nescia mortis
Innumeris loquitur fama voluminibus;
Semina divinae legis sparsisse per urbes,
Oppida et agrestis fumida tecta casae;
Pulvillis regum morientum, inopumque grabatis
Advigilasse pari nocte dieque fide;
Tinxisse extremas sudore et sanguine terras,
Quas oriens Phoebus lustrat et occiduus:
Ut regio nusquam nostri non plena laboris
Pro Christo et sancta religione foret.

---

[1] J. Anchieta, De Beata Virgine Dei Matre Maria, bei P. S. de Vasconcellos, Chronica do Brasil, Lisboa 1663, 481—528, und in desselben Vida do Venerable P. J. de Anchieta, Lisboa 1672, 443—593. — P. B. Pereira, Paciecidos libri XII (mit französischer Übersetzung von A. Guichon de Grandpont, Paris 1887). — D. J. Abad, De Deo, Deoque homine Heroica[3], Cesena 1780; Cantos epicos a la Divinidad y Humanidad de Dios, traducidos al verso castellano por Enrique Villaseñor, Mexico 1896.

[2] Michael Denis' Literarischer Nachlaß, herausgeg. von J. F. Freiherr v. Ratzer, 2. Abteilung, Wien 1801, A. Pichler, 76 77; abgedruckt bei F. J. Lipowsky, Geschichte der Jesuiten in Bayern, Vorwort.

Nil iuvat. Exigimur laribus, disiungimur atque
Fraterno inviti solvimur officio.
Proh! tantum potuit vis coniurata malorum!
Tantum hominum caecae pectora noctis habent!
Scilicet aurea saecla tibi reditura putabas,
Europa, a nostri clade sodalitii.
Credula! tolle oculos, partem circumfer in omnem,
Et quae sit facies rerum hodierna vide!
Adspicis infestos populos, agitataque regna
Alterum in alterius proruere exitium;
Templa profanata, et pollutas caedibus aras,
Undique et horrenti diruta tecta situ;
Cive domos vacuas, desertaque rura colono,
Perfugium miseris vix super exulibus.
Insultat caelo impietas; reverentia legum
Nulla; fides cessit, fasque pudorque procul.
Omne ruit temere frenum indignata iuventus,
Et florem aetatis deterit ante diem.
Non ego sum Nemesin qui caelo devocet, aut qui
Cuncta haec de nostro funere nata velit.
Sunt tamen, averti aut minui potuisse ruinam
Qui nostro incolumi corpore stante putent.
Signassemus enim praeclaram sanguine causam
Aut populis nostra mens rediisset ope.
Haec alii. Mihi non tanta est fiducia nostri;
Supremi veneror Numinis arbitrium.
Quodque licet, tumulos obeo, sparsasque per orbem
Complector fratrum pectore reliquias.
Queis ubi summa dies iam fesso iunxerit aevo,
Haec erit ad tumulum spes mihi fida comes:
Posteritas, quae non odio nec amore feretur
Pensabitque mei gesta sodalitii:
„Coetum hominum talem, dicet, nec prisca tulere,
Nec conata licet, saecla futura ferent."

Von hohem geschichtlichen Interesse wie von literarischem Wert ist der Anti-Lucretius des Kardinals Melchior von Polignac. Dieser hochbegabte und vielseitig gebildete Franzose, der 1704 an Bossuets Stelle Mitglied der Französischen Akademie ward, Ludwig XIV. auf dem Kongresse zu Getruydenberg (1710) und Utrecht (1712) vertrat, 1713 das Kardinalsbarett erhielt, lernte während seines Aufenthaltes in Holland den Skeptiker Bayle kennen, der sich ihm gegenüber als guten „Protestanten" aufspielte, aber nur in dem Sinn, daß er gegen alles protestierte und dabei sehr häufig Lucrez zitierte. Dies veranlaßte Polignac, Lucretius genauer zu studieren und in einem umfangreicheren Lehrgedicht zu widerlegen, welches zugleich Gott als höchstes Gut des Menschen und letztes Ziel der gesamten Schöpfung feiern sollte. Dieses Ziel ist zum Teil in glücklicher Weise erreicht; nur ist

die breite Ausführung allzusehr auf die kosmologischen Meinungen Descartes' gegründet und darum wissenschaftlich nicht haltbar. Form und Sprache vereinigen aber oft glücklich die Kraft des Lucretius mit der Feinheit des Vergil. Der Kardinal starb 1741, bevor er das Gedicht ganz vollendet hatte. Dasselbe wurde aber ganz in seinem Stil von Rothelie und Lebeau ergänzt und so im Jahre 1745 veröffentlicht.

Da die Übung im lateinischen Versbau ein Bestandteil des mittleren Unterrichts blieb, so hat sich auch im protestantischen Deutschland noch im 17. und 18. Jahrhundert die Kunst der lateinischen Versifikation in weiterem Umfang erhalten. Sowohl Martin Opitz von Boberfeld wie Paul Fleming haben sich nicht nur an antiken Mustern zu deutschen Dichtern herangeschult, sondern auch lateinische Gedichte hinterlassen, der letztere sogar in ansehnlichen Sammlungen, welche eine gründliche Bekanntschaft mit den alten Dichtern und eine gewisse Selbständigkeit der poetischen Gestaltung verraten. Auch Leibniz, der universellste deutsche Gelehrte des 17. Jahrhunderts, hat sich durch ein lateinisches Gedicht auf den Tod des Herzogs Johann Friedrich von Hannover als Schüler des älteren Humanismus ausgewiesen. Fruchtbarer betätigte sich auf diesem Gebiet Kaspar v. Barth (1587—1658), doch nur in seinen jüngeren Jahren; später wandte er sich ganz eigentlich philologischen Arbeiten zu[1]. An zahlreichen Schulen wurde das Lateinsprechen und das Abfassen lateinischer Verse (wenn es sich auch meist nur auf rein mechanische, metrische Übung beschränkte) auch während des 18. Jahrhunderts beibehalten, und noch der Philosoph Schelling glänzte 1785 als zehnjähriger Knabe bei der Prüfung hauptsächlich dadurch, daß er zu seiner lateinischen und griechischen Komposition noch fünf lateinische Disticha „über die Kunst des Schweigens" lieferte[2]. Ein bedeutender Dichter in lateinischer Sprache ist indes an all den zahlreichen Schulen nicht erstanden.

Es würde den Rahmen unserer Aufgabe weit überschreiten, wenn wir die bisherigen Umrisse mit noch weiteren Einzelangaben ergänzen wollten. Einer eingehenderen Monographie wäre dieser ganze Literaturzweig aber sicher wert. Es ist ungemein leicht, denselben als „totgeborene Kinder einer überholten Zeit", als „Centonen-Quark", als „Rokoko-Museum", als „erstarrte Lavaschlacken", als „Formelkram einer unwissenschaftlichen, überwundenen Schulperiode" von der Schwelle abzuweisen; aber mit solchen kühnen Phrasen

---

[1] P. Flemings lateinische Gedichte, herausgeg. von J. M. Lappenberg (Bibliothek des Literarischen Vereins LXXIII), Stuttgart 1863. — G. G. Leibnizii Epicedium in obitum Ioannis Friederici (Recentiorum poetarum Germanorum carmina latina ex rec. O. T. Roenickii I, Helmstad. 1748, 3 f). — C. Barthius, Iuvenilia, Silvarum, sermonum, elegiarum etc. (1607).

[2] Friedr. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten, Leipzig 1885, 471 472.

ist meistens nur dargetan, daß diejenigen, welche sie im Munde führen, diese neulateinische Poesie so gut wie gar nicht kennen, in der humanistischen Literatur überhaupt wenig zu Hause sind. Für die Geschichte der neueren Bildung und Literatur ist damit nichts erklärt und nichts gewonnen. Denn überall bei unsern Klassikern wie bei jenen der Franzosen, Engländer und Italiener stoßen wir auf die neulateinische Poesie als ein Mittelglied zwischen dem Humanismus der Renaissance und der neueren Geistesentwicklung[1]. Voltaire, Winckelmann und Lessing haben noch mit manchen dieser Poeten zusammen gelebt. Die literarische Atmosphäre, in der sie aufwuchsen und sich schulten, war noch stark von jenem Humanismus durchsetzt, den die alte Lateinschule weiter überlieferte. Was diese Schule bot, war nicht alles Formelkram, Pedanterie, überlebte Schablone. Kein Geringerer als Gottfried v. Herder hat in feinsinnigster Weise dieses Vorurteil widerlegt:

„Alles also, was den Geschmack der Alten unter uns befördert, sei uns wert, Ausgaben, Übersetzungen, Kommentare, Nachahmungen; unter diesen Nachahmungen auch die neuere lateinische Poesie zu nennen, scheue ich mich nicht. Sie war immer ein Zeichen, daß man die Alten kannte und liebte, daß man über neuere Gegenstände im Sinne der Alten dachte, daß man ihr Richtmaß an diese neuen Gegenstände zu legen wagte. Sie hat viel Gutes gewirkt. Latein sagte man, was man in der Landessprache nicht sagen konnte oder durfte; nachahmend sprach man gleichsam die Alten nach und sagte ihnen seine Lektion auf; man freute sich, daß man sie aus ihnen gelernt und ungefährdet aufsagen konnte. Über die Vorurteile seiner Zeit, seines Ordens, Volkes und Standes hob mancher sich, ohne daß er

---

[1] Über den Nutzen der Übung in der Anfertigung lateinischer Verse sagt P. Brumoy (Mémoires de Trévoux, 1 Mai 1722) sehr treffend: Nous avons peine à sentir et à transmettre dans nos écrits toutes les finesses poétiques des anciens, malgré le génie et le travail; que serait-ce donc si contents de lire leurs œuvres, nous ne composions pas dans leur langue et dans leur manière? Combien de beautés s'éclipseraient à nos yeux? . . . Personne n'aura la clef ni de l'ingénieux Ovide, ni du sage Virgile, ni du galant Horace, s'il ne s'est, pour ainsi dire, naturalisé dans le siècle d'Auguste, par une imitation du langage, des manières, des tours, de la cadence qui règnent dans les écrits de ces illustres morts. . . . Sans le secours de la poésie latine, on n'acquiert point l'intelligence parfaite des modèles latins. . . . La poésie latine ne fait pas le génie; mais elle sert à le régler en lui faisant pénétrer ses modèles. . . . La poésie, généralement parlant, enseigne à faire un choix de mots, de pensées, de tours; à retrancher, à polir, à rimer, à donner de l'ordre aux idées et de l'harmonie aux phrases; or ce que fait la poésie en général pour façonner le style, la poésie latine le fait bien plus sûrement pour former le goût, puisqu'elle apprend seule à suivre les routes secrètes de la nature que les Anciens ont si bien trouvées (P. Camille de Rochemonteix, Le Collège Henry IV de La Flèche III, Le Mans 1889, 71 72).

es wußte, auf Schwingen irgend eines alten Dichters empor; oder wenn er hierzu nicht Kraft genug hatte, kam er doch nachahmend dem Geschmack und besseren Verständnis des Dichters, in dessen Weise er schrieb, näher und ward, auch nachlallend, mit ihm vertrauter. Endlich schloß sich durch die neuere lateinische Poesie eine Gesellschaft zusammen, von der vorher noch keine Zeit gewußt hatte; in Italien, Spanien, Portugal, Frankreich, den britannischen Inseln, den nordischen Königreichen, in Livland, Polen, Preußen, Ungarn, in Deutschland, Holland usw. hat man lateinisch nicht nur versifiziert, sondern hie und da gewiß auch gedichtet. Italien, Frankreich, Deutschland, Polen, vor allen Holland hat Männer gehabt, die mit dem Latein wie mit ihrer Muttersprache umzugehen wußten und in ihm Gedichte gaben, die in jeder Landessprache Aufmerksamkeit gebieten würden. Selbst die vortrefflichen Dichter, die der Sprache und Poesie ihrer Nation eine bessere Gestalt gaben, hatten diese meistens im Lateinischen zuerst versucht, wie außer den Italienern die Beispiele Miltons, Cowleys, Grotius', Heinsius', Opitz' usw. zeigen. Fast alle Reformatoren, Erasmus, Luther, Zwingli, Melanchthon, Camerarius, Beza usw., waren Liebhaber der Alten, Liebhaber der griechischen und lateinischen Dichtkunst. Die gebildetsten Staatsmänner, wie Thomas Morus, de Thou, Hôpital usw., Botschafter, Päpste, Kardinäle waren lateinische Dichter. Ein Helikon vereinigte sie und weckte Stimmen vom Ätna bis zum Hekla, vom Ausfluß des Tajo bis zur Weichsel und der Düna."[1]

Achtes Kapitel.

Die lateinische Dichtung im 19. Jahrhundert. Leo XIII.

Bei allem Ansehen, dessen Gottfried v. Herder genoß, haben die Ansichten, die er 1796 in seinen „Humanitätsbriefen" äußerte, wenig Verbreitung gefunden. Die gewaltigen geistigen wie materiellen Umwälzungen, welche seit der großen französischen Revolution über Europa dahingegangen, lenkten das gesamte Geistesleben noch viel weiter von den einstigen mittelalterlichen Bahnen ab, als es die Glaubenstrennung des 16. Jahrhunderts getan. Der Staat riß nicht nur weite Ländergebiete an sich, welche sich bis dahin im Besitze geistlicher Fürsten befunden hatten, sondern eignete sich auch immer mehr Rechte an, namentlich in Bezug auf Schule und Unterricht, welche bis dahin die Kirche ausgeübt oder die selbständiger individueller und

---

[1] Gottfr. v. Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität. 8. Sammlung 91 (Werke [Hempel] XIII 420 421).

korporativer Tätigkeit freigelassen waren. Eine vorwiegend weltliche Bildung drängte allüberall die religiöse, geistliche zurück. Unter dem Einfluß der protestantischen Theologie gab mancherorts auch die katholische die bisherige lateinische Schulsprache ganz oder teilweise auf und vertauschte sie mit der betreffenden Landessprache. Die neuere Philosophie warf von Kant an die altscholastische Sprache völlig über Bord, die Baco und Descartes, Spinoza, Leibniz und zum Teil Wolff noch festgehalten hatten. Realistische Wissenszweige, besonders die Naturwissenschaften, entzogen übrigens der Philosophie in wachsendem Maße ihr Ansehen und ihren Einfluß und verdrängten das Latein auch aus den Sternwarten, den chemischen, physikalischen und medizinischen Laboratorien. Nur in den naturgeschichtlichen Nomenklaturen und in der wissenschaftlichen Terminologie schleppten sich hier noch Trümmer und Andenken der früheren griechischen und lateinischen Bildung weiter. Schon während der Aufklärungsperiode nahm auch unter den Juristen die Kenntnis des Lateinischen ab[1]; später nahmen der Code Napoléon und andere neuere Gesetzbücher vorwiegend das Interesse in Anspruch, das früher fast ausschließlich das alte Corpus Iuris Civilis und Canonici behauptet hatte. Auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft ward das Latein ins Altertum und Mittelalter zurückgedrängt. Selbst die Philologie vertauschte in ihren gelehrten Dissertationen, Kommentaren und Kritiken immer mehr das Lateinische gegen die Landessprachen, und wo sie es beibehielt, pflegte sie nur die didaktische Prosa, während sie die Übung der lateinischen Rede und Dichtung selbst an den Gymnasien zusehends verkümmern ließ. Denn weder die seit Gottfried Hermann bestehende grammatisch-kritische Richtung noch die an August Böckh sich anschließende historisch-antiquarische Richtung nahm die Tendenz des alten Humanismus zur Nachahmung der altklassischen Sprache, zur praktischen Aneignung derselben, zur selbständigen Weiterpflege einer lateinischen Literatur wieder auf.

Die erstere Richtung, welche sich hauptsächlich an die Forschungen der niederländischen und englischen Philologie anschloß, erblickte ihr Hauptziel in der kritischen Wiederherstellung der antiken Schriftwerke, in der möglichst genauen Erklärung ihres Sinnes, in der Erforschung der Einzelheiten, besonders der Grammatik und Metrik. Die andere Richtung betonte die sog. Real- oder Sachforschung und strebte, im Anschluß an die französische Altertumsforschung, die möglichst allseitige Erkenntnis des antiken Geistes in

[1] So klagt bereits J. A. Riegger (Opuscula ad Historiam et Iurisprudentiam pertinentia, Frib. Brisg. 1773, 56): Verum ista antiquissimae simul atque nobilissimae linguae existimatio eo apud plurimos recidit, ut iam turpius videatur eam scire, quam nescire. . . . Et sane quam parum illi prae ceteris apud plerosque tribuatur, praecipuas Europae gentes testes volo; quibus iam satis diu sollemne est, nec scribere quicquam latine, nec loqui, nec intelligere.

all seinen Erscheinungen, Religion, Recht, Literatur, Kunst, Staatsleben und Privatleben an. Keine von beiden legte es aber darauf an, lateinische Redner oder gar Dichter heranzuziehen[1].

Schon im Laufe des 18. Jahrhunderts war übrigens die lateinische Poesie in Deutschland auf ein Minimum zusammengeschmolzen, nicht so sehr zu Gunsten deutscher als französischer Werke. Merkwürdig sind in dieser Hinsicht die Angaben, die Fr. Paulsen aus den Meßkatalogen zusammengestellt hat. Dieselben beziehen sich lediglich auf poetische Werke, welche in den betreffenden Jahren in Deutschland erschienen sind[2].

	Lateinisch	Französisch	Deutsch	Summa
1564—1570	136	1	22	159
1571—1580	243	23	39	305
1581—1590	296	4	48	348
1591—1600	343	14	32	389
1601—1610	508	18	114	640
1611—1620	566	57	117	740
1621—1630	360	13	129	502
1631—1640	239	9	118	366
1641—1650	230	10	287	527
1651—1660	189	15	183	387
1661—1670	122	29	193	344
1671—1680	101	19	187	307
1681—1690	73	11	215	299
1691—1700	62	26	276	364
1701—1710	59	3	215	277
1711—1720	24	20	243	287
1721—1730	12	9	303	324
1731—1740	14	60	366	440
1741—1750	27	145	703	875
1751—1760	42	140	837	1019
1761—1770	54	444	1480	1978
1771—1780	94	431	2627	3152
1781—1790	98	421	4380	4899
1791—1800	2	573	7645	8220

Als ein Zeichen, daß das Interesse für neulateinische Dichtung doch nicht ganz erloschen war, mögen immerhin die wiederholten Neudrucke gelten, welche einzelnen neulateinischen Dichtern, besonders Balde und Sarbiewski, zu teil geworden sind. Neuerlich wurden auch die lyrischen Gedichte des P. Simon Rettenbacher zum erstenmal aus dem Dunkel des literarischen Nachlasses hervorgezogen, eines Benediktiners, der, 1634 zu Aigen bei Salzburg geboren, in Salzburg, Rom und Padua studierte, 1659 in das Kloster

[1] C. Bursian, Geschichte der klassischen Philologie in Deutschland, München 1883, 665 666.

[2] Friedr. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts 788.

Kremsmünster trat und 1706 daselbst starb. Seine Oden berühren sich in Stoff und Stimmung häufig mit denjenigen des etwas älteren und ihm bekannten Balde. „Mag dieser auch", wie der Herausgeber meint, „genialer als Rettenbacher sein", so ist doch auch dieser „ein Mann von großen dichterischen Geistesanlagen, seine Oden zeugen von echt poetischer Begabung, seine Sprache ist sicher und leicht." [1]

Die englische Pädagogik hat das Abfassen lateinischer Gedichte als eine überaus nützliche Schulübung bis herab in die neueste Zeit beibehalten, und es hat nicht an deutschen Schulmännern gefehlt, welche diesem konservativen Zuge ihren Beifall zollten [2].

Die einstige begeisterte Pflege hat jedoch die lateinische Dichtung auch in den Schulen der romanischen Länder, selbst in jenen der wiedererstandenen Gesellschaft Jesu, nicht mehr gefunden. Nur vereinzelt begegnen wir da und dort noch einem wirklichen Dichter, der sich einigermaßen mit den Zeitgenossen Baldes messen könnte, und diese können kaum mehr auf ein größeres Publikum rechnen [3]. Vergeblich suchte in den vierziger Jahren ein reicher Amsterdamer, Jak. Heinr. Hoeufft, durch ein ansehnliches Legat einen Wettstreit in lateinischer Poesie wachzurufen. Von 1845 bis 1868 konnten nur einige wenige Gedichte gekrönt werden; ein einziges zeichnete sich, nach dem Urteil der Preisrichter von 1876, wirklich durch Inhalt und Form aus. Erst seit 1870 wurde der Preis wiederholt, und zwar mit Auszeichnung gewonnen. „Die Satiren Ad iuvenem und Ad procum, die Musa und vor allem die Gaudia domestica sind Elegien, welche wir ohne das mindeste Bedenken neben die besten lateinischen Poesien des 17. und 18. Jahrhunderts stellen." So urteilten die niederländischen Kritiker [4]. Der Dichter aber war ein Schweizer, Peter Esseiva, der seine Bildung noch an dem bekannten Jesuitenkolleg zu Freiburg in der Schweiz erhalten hatte, später Staatsauditor in päpstlichen Diensten und endlich Richter in seiner Heimat wurde.

Dem hohen Lobe, das ihm 1876 die erwähnten holländischen Gelehrten spendeten, schloß sich in einem Breve vom 12. Mai 1890 Papst Leo XIII.

---

[1] P. Tassilo Lehner O. S. B., P. Simon Rettenbachers Lyrische Gedichte, Wien 1893, XXXII. — Vgl. die Besprechung von Dr Michael Gitlbauer im „Vaterland", Wien, 27. September 1891.

[2] Wiese, Deutsche Briefe über englische Erziehung 56. — Vgl. Duhr, Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu 93 94 121 122. — v. Helmholtz, in Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, Berlin 1891, 202 203 206.

[3] In einer trefflichen Elegie hat N. van Oppenraay S. J. den P. Damian, den Apostel der Aussätzigen, besungen (Amor. Carmen elegiacum, Amstelodami 1890).

[4] Bericht over den Wedstrijd in latijnsche Poëzie, Amsterdam 1876, Van der Post, 1.

selber an und hob besonders hervor, „daß er die lateinische Literatur aus ihrem dermaligen gesunkenen Stande nicht durch leere Klagen, sondern durch tatkräftiges Beispiel und die Erzeugnisse seines Geistes zu heben bemüht gewesen“[1].

Wirklich ist die Sammlung seiner Gedichte (vom Jahre 1894)[2] so reich an poetischer Erfindung, erhabenem poetischen Schwung, gemütlichem Humor, geistvoller Behandlung älterer und neuerer Stoffe in so gewandter Form und Sprache, so ganz von altklassischer Färbung, daß sich kein moderner Dichter solchen Reichtums, kein antiker solcher Eleganz zu schämen hätte. Sie teilt sich in drei Gruppen, von welchen man die erste vielleicht „Kleine biblische Epen“, die andere „Römische Elegien“, die dritte „Moderne Kultur- und Lebensbilder“ betiteln könnte. Zur ersten gehören: „Susanna“, „Judith“, „Judas Machabäus“, „Esther“, „Die Reise des jungen Tobias“, „Brief des Knechtes Eliezer an Abraham“, „Der gute Hirt“. Zur zweiten dürfen wir rechnen: „Die römischen Osterferien“, „Der Monte Pincio“, „Die Schlacht von Castelfidardo“ (Pugna Nomentana), „Sibylla“, „Aufruf zur Abschaffung der Negersklaverei“, „Die Muse“, „An Papst Leo XIII.“ (bei dessen Priesterjubiläum), „Die Lilien“. Am originellsten ist die dritte Gruppe: „Die Eisenbahn“, „Urania“ (die moderne Astronomie), „Satire an einen Jüngling“, „Satire an einen Freier“, „Satire auf die emanzipierten Damen“, „Die Flöhe“, „Häusliches Glück“, „Klagen einer alten Jungfer“, „Trefflicher Rat“, „Eitle List“[3].

Der Dichter hat sich hier daran gewagt, die allermodernsten Stoffe, z. B. eine Eisenbahnfahrt, ein Meeting emanzipierter Damen, in echt altklassischer Sprache und Form höchst lebendig und anschaulich zu zeichnen. Es will uns bedünken, daß das Latein in der Plastik der Darstellung nicht nur völlige Ebenbürtigkeit mit den modernen Sprachen, sondern sogar eine gewisse Überlegenheit bewährt. Wie meisterlich ist z. B. das Bild der Lokomotive:

Ferri aerisque rigens stat monstrum immane metallo,
Terra et Vulcano partum, nova forma Chimaerae,
Ferreis fulta rotis, cui perpetuo ordine centum
Vincti a tergo haerent ingenti pondere currus.

---

[1] Te in eorum numero esse, qui afflictam hoc aevo latinarum litterarum fortunam, non inanibus querelis, sed exemplo tueri conantur et monumentis ingenii sui.

[2] Petri Esseiva Carminum libri IX, Friburgi Helvetiorum 1894.

[3] Petri Esseiva Sibylla. Carmen, Frib. Helvet. 1871; Lilia. Elegia (ebd. 1876); Via Ferrata (ebd. 1878); Pugna Nomentana (ebd. 1879); Mons Pincius (ebd. 1880); Tobiae iunioris peregrinatio (ebd. 1882); Inditha (ebd. 1884); Iudas Machabaeus (ebd. 1886); Susanna, Amstelodami 1888; Africana servitus abolenda, Frib. Helv. 1890; Ad Leonem XIII. (ebd. 1892); Carminum libri IX (ebd. 1894).

Carnibus haud pecudum nec bellua pascitur herba,
Sed prunae ardentes infusus et amnis iniquam
Explent ingluviem. Magno vix corpore clausi
Insolito adversas iungunt ex foedere vires
Ignis et unda simul: tum creber anhelitus intus
Auditur, surdisque ferae gemit ictibus alvus,
Tum quoque nigrantem fumum mixtasque favillas
Evomere, et tardo primum discedere motu;
At citius citiusque fugit stimulo excita caeco,
Agmen agens currum: fert impetus ipse ruentem,
Emensumque atra spatium caligine signat.
Cocyto credas Stygiisve paludibus anguem
Emissam, celeri tam magna volumina tractu
Per campos sinuat, tam stridula sibila ventis
Crebrescunt scissis, tanto ferit astra tumultu.
Longinquo allapsum vix murmure prodidit et iam
Transit, et ex oculis iam se servantibus aufert.
Non abrupta loci praetentave flumina cursus
Impediunt rectos, vastis non rupibus Alpes;
Nam modo praecipiti suspensum gurgite pontem
Mole terit, volucrique tremunt sub pondere pilae,
Adversum modo se illa furens immittit in antrum
Horrifico sonitu: vocem cava claustra volutant,
Limite defosso penitus dum viscera terrae
Scrutatur raptim Phoeboque loca invia visit.
Exclusam interea revocant funalia lucem,
Per varios pascit dum flammam adducta canales
Aura levis, gravida qualem se vidimus olim
Rumpere humo, cocto carbone imitamur et arte:
Lumine nec iam audet pinguis contendere Pallas.
Inde brevi rursus superas evadit ad auras
Bellua, et inceptum per saxa, per arva, per urbes
Pergit iter vento citior vel fulminis alis.
Nec picea quum telluri nox incubat umbra
Lapsa polo, sopit stimulos agmenque moratur;
Purpurea sed dira ferae stant lumina flamma
Collustrantque viam longe geminamque rotarum
Extantem normam, visuque animalia terrent[1].

Nicht minder anschaulich und kunstvoll ist in dem Gedicht „Urania“ der merkwürdige meteorologische Apparat des P. Angelo Secchi beschrieben, mit einem echt poetischen Gruß an den greisen Astronomen. In der Satire auf die „emanzipierten Damen“ aber läßt Esseiva mit wahrer Meisterhand eine solche gelehrte Dame die Darwinsche Selektionstheorie und Affentheorie auseinandersetzen, wie sie Haeckel ausgebildet und wie sie noch heute in zahllosen Schriften, auch sozialpolitischen, als populär-wissenschaftliches Gespenst

[1] Carmina 48 49.

herumgeistert und alle menschlichen und sozialen Verhältnisse auf den Kopf stellt. Das nichts weniger als schüchterne, nach Herrenart frisierte, nur durch kosmetische Mittel künstlich verjüngte Fräulein hebt also an:

Imprimis mihi non tanta vos nocte teneri
Certa fides, ut nutricum commenta secutae
Humanum genus a gemino fluxisse parente
Credatis, pomumque illis nocuisse comesum
Uxoris monitu, mendax quam luserit anguis.
Iam satis atque super ficto pro crimine poenas
Pertulimus: ratio nos culpae absolvit avitae,
Longe alia dum prognatas ab origine monstrat.
Scilicet ut casu terrae concreverat orbis,
Sole tepente gravis tellus animantia fudit
Imperfecta quidem, quae vix dignoscere possis,
Sed tamen et motu et vitali praedita sensu;
Non aliter quam tabenti de funere vermes
Sponte sua prodire solent. Volvente sed aevo
Naturae instinctus meliores quaerere formas
Deque sua inter se iussit contendere vita.
Dum gravitate sua quaedam labuntur in undas,
Pars submersa perit, partem miser exitus egit
Spirandi mutare modum: sic flumine pisces
Illudunt, victumque petunt a pisce minori.
Verum aliis, dum perpetuo nituntur in altum,
Seu praedae studio, fieri seu praeda verentes,
Succrescunt sensim plumae, rapidaeque volucres
In liquidum sumptis evadunt aethera pennis.
At quibus est calcare solum nativa cupido,
Prosiliunt nexosque citant compagibus artus.
Sic aliae atque aliae species in tempore surgunt,
Et variis quae suppeditat natura novatrix,
Arma movent; namque ut duxit sua quamque libido,
Optarunt ungues pedibus vel cornua fronti,
Libera quum rata sit cuivis selectio formae.
Scorpius extremo minitatur acumine caudae,
Lorica et gemina confidit forcipe cancer;
At rigidis horret vallata hastilibus hystrix,
Et glomerata canum rictus illudit hiantes;
Praesidio est astus vulpi, fuga concita damae;
Vasta elephas se infert mole atque proboscide tutus.
Quid tigres memorem, quid semina dira leonum?
Quos inter non mente minus quam corpore velox
Cercopithecus adest: huic eia assurgite, matres:
Humanae stirpis vobis ego trado parentem.

Nach dieser Einführung des vierhändigen „Stammvaters“ folgt eine heitere Beschreibung des paradiesischen Affenlebens, seines Übergangs zum Menschenleben durch Ablegung der Schwänze, der Kultur der „Steinzeit“

und der weiteren menschlichen Entwicklung. Das Haupthindernis des Fortschritts erblickt die Rednerin in dem auf Religion und Ehe gestützten Vorrang des Mannes und fordert die Genossinnen auf, das unwürdige Joch mit List und Gewalt endlich abzuschütteln:

Fort, ihr Männer, von mir! Doch sollte mich einer umwerben,
Mich begehren zur Frau, so vernehme er meine Bedingung.
Nimmer wage er es, zu stören mit häuslichen Sorgen
Mich im gelehrten Beruf; er soll, so oft ich's gebiete,
Waschen mit eigener Hand die wassertriefenden Linnen,
Hängen an sonnigem Platz sie auf am Seile zum Trocknen,
Flicken, was etwa zerfetzt, und leicht besprengend mit Wasser
Glätten sie mit der Hand und mit heißem Eisen sie bügeln.
Mit dem Besen sodann soll Zimmer und Gänge er kehren,
Und mit dem schmutz'gen Geweb' die Spinne holen vom Balken.
Nicht das letzte Geschäft soll auch die Küche ihm werden,
Sondern üben mit Fleiß soll er des Apicius Künste.
Wenn, um Vater zu sein, ihm Zeit bleibt, Kinder zu hegen,
Wiege er schlaflos sie ein und rühre die kindlichen Klappern,
Um zu bringen in Ruh das ohrzerreißende Schreien,
Wenn im Munde das Fleisch die ersten Zähnchen durchbrechen.
Kochen soll er den Brei, um die zarten Lippen zu päppeln,
Und versäume auch nicht, was gnädig ich lieber verschweige.
Doch wenn er alles getan, eracht' er's als reichliche Löhnung,
Wenn er das Seine behält, nicht wird auf die Straße geworfen.
Das ist Sache des Manns, und töricht wahrlich das Weib, das
Nicht das sklavische Joch der einstigen Ehe von sich warf!
Höher ist unser Beruf: der Wesen Grund zu erforschen
Und zu veredeln den Geist, den freien, mit jeglichen Künsten.
Mögen fletschen sie nur, die Männer, und Himmel und Hölle
Rühren zu wirrem Gemeng, kein Wissen bleibt uns verschlossen,
Und es gibt kein Gesetz, das nicht zu ändern bei uns steht,
Und weil fügen sich muß den neuen Dingen die Sprache,
Grüße als Ärztinnen uns das Volk, Professor- und Doktorinnen,
Schriftstellerinnen dazu, Philosophinnen und Juristinnen
Und gewöhne das Ohr an die uns gebührenden Titel.
Bald wo dann das Volk erneuert seine Verfassung,
Werden im Rat und Senat auch wir uns Sitze erobern.
Dies ist das herrliche Ziel, zu dem wir ringen und streben:
Eintracht führt uns dazu und wird uns reichen die Palme!

Der einzige, allgemein bekannte lateinische Dichter der neuesten Zeit ist der Nachfolger des hl. Damasus und Urbans VIII., Papst Leo XIII.[1]

---

[1] Leonis XIII. Pont. Max. Carmina, Roma 1885, I. Befani (Einleitung von P. Enrico Valle S. J. 9—22. — Poems, Charades, Inscriptions of Pope Leo XIII. With English Translation and Notes, by H. T. Henry, New York, Philadelphia 1902. — Leonis XIII. P. M. Carmina. Inscriptiones. Numismata.

Eine Skizze seines Lebens, von seiner Geburt (10. März 1810) bis zu seiner Erhebung zum Pontifikate (20. Februar 1878), hat er selbst in einer lateinischen Elegie an seinen Bruder Joseph, den späteren Kardinal, entworfen:

Frühling der Jugend! Wie traut floß mir im Hause des Vaters
 Hoch am Lepinischen Joch, selig das Leben dahin!
Mütterlich dann umfing Viterbo den Knaben und nährte
 Mit der Liebe des Herrn mich im Loyolischen Haus.
Rom ward drauf mein Gezelt; im hohen Palaste der Muti
 Fesselt' als Kämpfenden mich blühender Studien Feld.
Freudig gedenk' ich der Zeit, da Manera und anderer Väter
 Vielgefeierte Schar, leuchtend durch Wissen und Geist,
Mir aus lauterem Quell die Schätze irdischer Weisheit,
 Mir der Theologie göttliche Rätsel erschloß.
Reichlich kam auch der Lohn: es schmückte die Zierde des Lorbeers,
 Mühsam erstritten im Kampf, krönend die freudige Stirn.
Mut verlieh mir und Lust und Hilfe zu weiterem Streben
 Sala, der römische Fürst, prangend im Purpurgewand;
Gönner ward er und Freund dem Beginnenden; immer noch denk' ich
 Dankbar, o herrlicher Greis, deines beredtesten Rats!
Wohnsitz ward mir sodann Benevent und das süße Neapel,
 Und der Hirpiner Geschlecht lenkt' ich nach gleichem Gesetz.
Willkomm bot mir und Haus Perugia, die ragende Turmstadt,
 Feuriges Umbriervolk ward mir zu leiten bestimmt.
Aber Größeres noch harrt' mein; gesalbt mit dem Chrisma,
 Zog ich auf päpstlichen Wink hin zu der Belgier Land
Und verweilte daselbst, Anwalt des römischen Glaubens
 Und des geheiligten Rechts, welches dem Petrus vertraut.
Neu drauf ward mir geschenkt die Heimat. Vom Wintergestade
 Rief mich erhabnes Gebot heim in das sonnige Land:
Umbrien sah ich aufs neu, und wieder begrüßte die Stadt ich,
 Welcher mit göttlichem Hauch längst mich die Liebe vermählt,
Ward ihr Gebieter und Hirt für dreißig Jahre und mehr noch,
 Und der Herde gebrach's nimmer an Segen und Heil.
Festlich schritt ich einher als Fürst im römischen Purpur,
 Und mit dem glänzenden Schmuck belgischer Ritter geziert.
Froh wetteifernd bemüht' sich die gottgewidmete Jugend,
 Volk und Priester zugleich um des Erkorenen Gunst. —

Ed. J. Bach [Köln 1903]. — Carme Secolare del Sommo Pontefice Leone XIII. tradotto in varie lingue, Roma 1901. — Leonis XIII. Pontif. Max. Inscriptiones et Carmina . . . germanice reddidit Edm. Behringer, Ratisbonae 1887. — Des Papstes Leo XIII. Sämtliche Gedichte, nebst Inschriften und Denkmünzen, übersetzt und umgedichtet von B. Barth, Köln 1904. — F. J. Schwerdt, Papst Leo XIII. Ein Blick auf seine Jugend und auf seine Dichtungen, Augsburg 1887. — F. A. Muth, Kleines Leo-Buch, Breslau 1887. — S. D. N. Leonis Papae XIII. Allocutiones, Epistolae etc., Brugis et Insulis 1887 f (bis 1900 erschienen 6 Bde); Epistolae Encyclicae I, Frib. i. B. 1881; II ebd. 1887. — Leo XIII. als Dichter (Beilage zur Allgem. Zeitung 1903, Nr 162, [21. Juli]).

Doch der Ehren, warum gedenk' ich ihrer? — Sie fliehen;
Nur die Tugend allein bleibt, ein beglückender Schatz!
Ihr nur gelte hinfür an des Lebens Neige mein Streben,
Sie nur auf sicherem Pfad führet zum Himmel hinan,
Bis es uns endlich beschert, im ewigen Frieden zu rasten,
Selig im seligen Land, welches die Sterne umglühn.
Gönn mir Erbarmen, o Herr! und schenk mir ein glückliches Ende!
Neige, Maria, dein Ohr, Gütige, meinem Gebet!

Das tönt wie ein Klang aus den kirchlichen Humanistenkreisen des 16. oder 17. Jahrhunderts, wie eine Elegie von Sadolet oder Kardinal Barberini. Den Mittelpunkt des Lebens bildet nicht die Poesie, sondern die großen religiösen Interessen, von denen auch die sozialen und nationalen bedingt sind. Aufschluß über die höchsten Lebensfragen wird nicht bei der Poesie gesucht, sondern bei Philosophie und Theologie. Die Poesie ist nur eine freundliche Zuspeise und Erholung im Ernste des Lebens; aber indem sie von den höchsten Idealen der Religion und Wissenschaft durchtränkt ist, erscheint sie keineswegs verächtlich, sondern selbst in ihrem heitern Spiele als eine würdige Vervollkommnung und Vollendung des höheren Geisteslebens, als der Ausdruck echter, christlicher Humanität.

In diesem Sinne lernte Joachim Pecci die Literatur und Poesie als Schüler des Jesuitenkollegiums von Viterbo schätzen und lieben. Trotz der langen Unterdrückung hatte sich bei den Jesuiten die alte Schulüberlieferung erhalten, und die alten Exjesuiten weihten ihre Schüler auch wieder in die Geheimnisse des römischen Versbaus ein, zwar nicht mehr überall mit der früheren Gewandtheit und Begeisterung, aber in Italien doch noch mit einem hohen Grade derselben. Wie ehedem begünstigte diese Übung das Verständnis und den Geschmack für die klassische italienische wie für die antike Literatur. Joachim Pecci ist in der Schule der Jesuiten auch ein ausgezeichneter Verehrer und Kenner Dantes geworden. Derselbe P. Francesco Manera, welchen er in Rom zum Lehrer hatte, hielt am Athenäum zu Turin sehr geschätzte Vorlesungen über die Divina Commedia. P. Antonio Bresciani, welchen Karl Witte als italienischen Stilisten überaus hochhielt, wie der Hagiograph Giuseppe Boëro, der Historiker Giuseppe Brunengo, der Grammatiker Giuseppe Paria, der Novellist Secondo Franco und andere hervorragende Mitarbeiter der Civiltà Cattolica machten alle mehr oder weniger dieselbe Schule durch und bildeten sich in der Übung des Lateinischen zu Meistern des Italienischen heran[1]. Daß sich auf lateinisch noch immer nicht bloß Lobgesänge auf Maria und die Heiligen, sondern auch ganz moderne Themata, wie das

[1] Vgl. hierüber P. Salvatore Casagrandi, Saggio di Epigrafi e Poesie del P. Luigi Cerutti d. C. d. G., Torino 1897; und von dems., Isaiae Carminati S. J. auditorum Cheriensium Carmina sacra, Aug. Taurin. 1898.

Papstjubiläum von 1893, eine Warnungstafel gegen Ernst Renan und die Kolumbusfeier von 1892 trefflich behandeln lassen, zeigen die von Leo XIII. selbst sehr huldreich aufgenommenen Oden des P. Octavius Cagnacci, Rhetorikprofessors in Fiume [1].

Dum silent fereque iacent litterae optimae, gratissima Nos in carminibus tuis tenuit oblectatio, schrieb ihm der Papst.

Obwohl weder sehr zahlreich noch umfangreich, lassen die Gedichte Leos XIII. doch eine sehr umfassende Vertrautheit mit der altklassischen Literatur erkennen, allerdings mit einem feinfühligen, wählerischen Geschmack. Während Urban VIII. und die mit ihm befreundeten Dichter sich nicht scheuten, ihre Sprache auch aus Seneca, Statius und andern späteren Schriftstellern zu bereichern, hält sich Leo XIII. ganz an die Vorbilder des goldenen Zeitalters. Sein Lieblingsdichter ist sichtlich Vergil; manche Stücke klingen auch an Horaz, Tibull und Catull an. Die Kunst des Epigramms hat er nicht bei Martial, sondern bei den feineren Griechen der Anthologie erlauscht. Während nur zu viele Dichter die Poesie darin suchten, die römischen Erotiker vorwiegend in der Schlüpfrigkeit des Inhalts nachzuahmen, hat der echt priesterliche Sänger sich ihre klassische Eleganz nur dazu angeeignet, um in feinster künstlerischer Weise den zweideutigen Gehalt zu verwerfen. So ruft er (1870) dem alten verliebten Sünder Gallus zu:

Galle, quid insanis? quid te torpere veterno,
Diffluere illecebris deliciisque iuvat?
Puber adhuc, prima adspersus lanugine malas,
Deperis incautam captus amore Chloen;
Grandior ecce Bycen ardes mollemque Corynnam,
Inque dies vulnus saevior ignis alit.
Iamque senescentem miseraque cupidine fractum
Nunc premit indigno vafra Nigella iugo.
Ecquis erit modus? E coeno caput exere tandem,
Tandem, rumpe moras, excute corde luem.
Cunctaris, veteresque amens sectaris amores?
Iam spes heu misero nulla salutis adest.
Praedam inhians rabidus lateri stat daemon, amara
Te mors, te vindex Numinis ira manet.

Allgemeine Bewunderung, auch in nichtkatholischen Kreisen, hat das allerliebste jambische Epigramm auf die „Photographie" (Ars photographica, vom Jahre 1867) gefunden:

---

[1] Octavii Cagnacci e Soc. Iesu Odae, Venetiis 1894; Editio 2ª auctior, Mediolani 1902.

Expressa solis spiculo	Vom scharfen Sonnenstrahl gemalt,
Nitens imago, quam bene	Wie gibst du wieder voll und treu,
Frontis decus, vim luminum	O herrlich Bild, der Stirne Glanz,
Refers, et oris gratiam [1].	Der Augen Licht, der Züge Huld.
O mira virtus ingeni	O Menschengeist, so wunderbar,
Novumque monstrum! Imaginem	O neuerfundnes Zauberwerk!
Naturae Apelles aemulus	Apelles lauschte der Natur
Non pulchriorem pingeret.	Fürwahr ein schönres Bild nicht ab.

In den liturgisch gedachten Hymnen auf die Patrone von Perugia, die heiligen Märtyrer Herculanus und Konstantius hält sich der Papst an die strengen Kunstformen des hl. Ambrosius; in einem derselben bedient er sich sogar der sapphischen Strophe, steht also nicht auf der Seite derjenigen, welche das Heil der liturgischen Hymnik ausschließlich im Bruch mit allen Formen und Erinnerungen des klassischen Altertums suchen.

Indem wir uns freuen, an der Schwelle des 20. Jahrhunderts einem Papst-Dichter zu begegnen, der in Poesie und Literatur noch die ehrwürdigen Überlieferungen eines Klemens von Alexandrien und eines hl. Basilius, eines hl. Ambrosius und eines Prudentius aufrecht erhält, sind wir weit entfernt, unser Auge für die großartigen Leistungen zu verschließen, welche die deutsche Philologie im Laufe des 19. Jahrhunderts aufzuweisen hat. Was in diesem Zeitraum für Erforschung der Inschriften und Handschriften, Herstellung gesicherter und verbesserter Texte, Erklärung schwieriger Stellen, grammatische Durcharbeitung einzelner Schriftsteller und Zeitperioden, Untersuchung des klassischen Altertums nach allen Seiten hin, ästhetische Würdigung der Dichter und Prosaschriftsteller, Verwendung derselben für die Zwecke der Pädagogik wie der allgemeinen Bildung geschehen ist, übertrifft an materieller Ausdehnung alles, was seit der Zeit der Alexandriner auf diesem Felde geleistet worden ist. Nie ist ein solches riesiges Einzelwissen über das klassische Altertum aufgespeichert und, soweit möglich, auch methodisch, durch die komplizierteste Schulorganisation verbreitet worden.

Niemand wird indes verkennen, daß sich heute nur selten jene künstlerische, poetische, nicht bloß bewundernde und rezeptive, sondern auch fruchtbare und nachschaffende Begeisterung für die Alten zeigt, wie sie einst die Männer der Renaissance durchglühte, wie sie deutlich aus den Werken eines Dante, Petrarca, Tasso hervorblitzt, wie sie Michelangelo und Raffael beseelte, wie sie gedämpfter in Calderon und Camoens sichtbar ist, wie sie in ihren Nachwirkungen selbst in Shakespeare beobachtet werden kann, eigenartig nationalisiert den französischen Klassizismus beeinflußte, mit neuer Gewalt

[1] Nach der Handschrift des Papstes phototypisch reproduziert bei R. Schneider, Leo XIII., Kempten 1903.

in Winckelmann und Lessing, Wieland und Herder, Goethe und Schiller aufloderte und zur Gestaltung der neueren deutschen Literatur wesentlich beigetragen hat. Auch in England, wo sich die Liebe zu den altklassischen Studien in ehrwürdigen Schulinstitutionen noch mächtige historische Wurzeln bewahrt hat, herrscht eine von Amerika herstammende realistische Gegenströmung, welche für die jahrtausendalte europäische Bildung wenig Andacht kennt, sondern, gleichsam in der Luft wurzelnd, nur von verstreuten Trümmern älterer Bildungseinflüsse lebt, sie in buntem Gemengsel mit Wandereindrücken aus Orient und Occident verquickt, und mehr oder weniger ins Materielle versunken, alles Geistesleben von den alten Idealen losreißt, verflacht und ins Geschäftliche herabdrückt. Für diese „Modernen“ ist die Antike keine ehrwürdige Erbschaft mehr, sondern nur eine der vielen Formen- und Farbenschablonen im stets sich drehenden Kaleidoskop des Menschheitslebens[1].

Ebenso unverkennbar ist, daß auch bei denjenigen, welche das Studium der Alten noch hochhalten, diese Verehrung sich vielfach von den Schranken losgesagt hat, welche das Christentum im Laufe der Jahrhunderte der antik-griechischen und römischen Bildung setzte. Das Neu-Heidentum, das sporadisch schon in der Zeit der Renaissance auftauchte, hat seither mächtig um sich gegriffen und die klassischen Studien, losgerissen aus dem Boden der historischen Entwicklung, in Gegensatz zur christlichen Gesittung und kirchlichen Lehre gestellt oder einen Humanismus verkündigt, der vom Christentum nur die leeren Namen behielt, um eine tatsächlich heidnische Lebensanschauung ästhetisch zu maskieren.

Dieser Richtung gegenüber hat sich in katholischen Völkern eine andere geltend gemacht, welche das natürlich Gute und Schöne, das die Antike

[1] Wohl nicht ganz aus der Luft gegriffen dürfte die Klage des Prof. Giacomo Zanella in Vicenza sein: Dacchè la linguistica prevalse all' estetica: dacchè la minuziosa analisi della parola successe all' artistica osservazione del pensiero: dacchè, a dir breve, gli scolari presero a sbadigliare ed annoiarsi delle filologiche tiritere del professore, ricco di sanscrito e d' ariano, e brullo di sentimento e d' immaginazione, il latino nelle nostre scuole divenne un vano scialacquo di tempo, di cui i giovani non veggon l' ora, passando, all' Università, di perdere ogni memoria. Dobbiamo ai tedeschi e ai loro metodi questo bel frutto. Se i giovani non si avezzano a comporre prosa e versi in latino: se non facciamo quello che han fatto i nostri padri, ed ha fatto il più grande de' moderni innovatori in fatto di lettere, il Manzoni; se non facciamo ciò che fanno e han sempre fatto i giovani inglesi, a' quali negli ultimi tempi Roberto Peel, il grande economista e statista, proponeva in testamento una grande medaglia d'oro a chi di loro avesse scritti i migliori giambi puri in greco; senza questo ritorno a'nostri metodi antichi, io temo non lontano il giorno, che l' Italia „già nutrice alle muse, ospite e dea“, non avrà più alcuno che sappia scrivere, non che una ode, una epigrafe in latino. Altro che alcaiche ed esametri in italiano! (Leonis XIII. Carmina 149 150.)

hervorgebracht, an sich ziemlich gering anschlägt, noch geringer im Vergleich zu den Gefahren, welche die Schattenseiten antiker Bildung mit sich bringen, und welche sich darum mit einer bloßen Unterordnung der klassischen Studien unter die christliche Bildung nicht begnügte, sondern das Studium der Alten möglichst durch das der Heiligen Schrift, der patristischen und mittelalterlichen Literatur, die Vorbilder, Formen und Einflüsse antiker Kunst ebenso durch die Stile und Gestaltungen des christlichen Mittelalters ersetzt zu sehen wünschte.

Wieder eine andere Gegnerschaft ist der altklassischen Bildung in einem stark ausgeprägten germanischen Nationalgefühl erwachsen, das sich von allem Romanischen als von etwas Feindlichem abgestoßen fühlt, die griechische Bildung als eine freiere, dem deutschen Wesen entsprechendere und verwandtere schon eher gelten läßt, aber, da diese nun einmal durch Vermittlung der römischen zu uns gelangt ist, sie praktisch auch nicht in vollem Umfang pflegen kann, weil eine gründliche lateinische Vorschulung mangelt. Da zudem das Griechische viel schwerer zu erlernen ist und für die materiellen Zwecke des modernen Lebens wenig Ausbeute gewährt, so ist trotz alles Enthusiasmus für einen deutschen Hellenismus die Kenntnis des Griechischen sehr zurückgegangen und wird in den Schulplänen der letzten Jahrzehnte zusehends eingeschränkt.

Nimmt man das alles zusammen, so ist es im Interesse der allgemeinmenschlichen Bildung sicher nicht zu bedauern, daß es eine Institution gibt, durch welche nicht nur die Fortdauer der christlichen Bildung gewährleistet ist, sondern einigermaßen auch diejenige der hellenischen und lateinischen Sprache und Literatur, soweit dieselben nicht in unversöhnlichem Widerspruch zur christlichen Bildung sich befinden, sondern wirkliche Bildungsschätze von bleibendem Werte darstellen[1]. Eine solche Institution ist die katholische Kirche

---

[1] Das könnte auch dem internationalen wissenschaftlichen Verkehr wieder zu gute kommen. Gegen den Vorschlag, eine neue wissenschaftliche Verkehrssprache einzuführen, bemerkt Hermann Diels mit Recht: „Da möchte ich doch die Frage aufwerfen, ob es nicht einfacher wäre, wiederum zum Altlatein zu greifen, das seit nun bald zweitausend Jahren als Kulturträger ersten Ranges sich bewährt und nur zeitweilig aus sehr begreiflichen Motiven im Gebrauch der Wissenschaft zurückgetreten ist. Ich halte persönlich das wissenschaftliche Neulatein, d. h. das Latein eines Kepler, Leibniz, Linné, Gauß, auch heute noch für durchaus geeignet zur internationalen Verständigung in wissenschaftlichen Fragen, wie es noch immer die gemeinsame Sprache der katholischen Christenheit ist. Da die gesamte wissenschaftliche Nomenklatur fortdauernd hauptsächlich aus dem Latein oder dem latinisierten Griechisch geschöpft wird, so liegt gar keine Schwierigkeit vor, sich auch jetzt noch in der Sprache Roms in allen Wissenschaften zu verständigen. Wenn man nur nicht den hier völlig sinnlosen Anspruch erhebt, daß dieses Neulatein etwa mit dem Lexikon und der Grammatik Ciceros bestritten werden soll! Selbst die allermodernste Wissenschaft, die Chemie, läßt sich ohne jede Schwierigkeit lateinisch behandeln, wie die immer noch lateinische Sprache

mit ihrer lateinischen Kirchensprache im Abendland, mit ihrer griechischen Sprache in den Ländern des einstigen oströmischen Kaiserreichs.

Solange diese Kirchensprachen bleiben — und sie werden schwerlich durch neuere Sprachen des Abendlandes oder ältere des Morgenlandes verdrängt werden —, so lange werden Tausende von Priestern in allen Ländern des Erdballs sich am Studium der alten Klassiker zum Verständnis ihrer Kirchensprache vorbereiten und durch ihre theologischen Studien selbst die ehrwürdige Überlieferung bewahren, welche die historische Entwicklung der christlichen Völker mit der Kultur der Hellenen und Römer verbindet. Die Sprachen, in welchen Petrus und Paulus zu Rom und zu Athen gepredigt, in welchen die Kirchenväter und Lehrer des Mittelalters ihre großen Werke geschrieben, werden eine stets lebendige Erbschaft bleiben, und wie Gregor von Nazianz ohne Homer und Demosthenes, Augustin ohne Platon und Cicero unverständlich bleibt, wird der katholische Priester auch fürder der alten Klassiker nicht entraten können. Hängen die antiken Dichter mit der patristischen Literatur auch weniger eng zusammen als die antiken Philosophen, Geschichtschreiber und Redner, so ist einige Kenntnis derselben doch nicht zu vermissen. Selbst in der liturgischen Hymnik leben noch die antiken Formen zum Teil weiter und wurden bis herab ins 19. Jahrhundert erneuert und nachgeahmt.

Die lateinischen Gedichte Leos XIII. sind darum nicht bloß als eine subjektive Liebhaberei, als ein Spiel des Zufalls zu betrachten. Sie verkörpern die historische Tatsache, daß der christliche Humanismus von der Zeit, da der hl. Paulus den Aratus und Menander zitierte, die Kirche durch alle Stürme der Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag begleitet hat und voraussichtlich auch weiter begleiten wird. Trotz aller Stürme sieht darum der Dichter-Papst auch in Bezug auf die humanistische Bildung durchaus nicht pessimistisch, sondern mit heiligem Frohmut in die Zukunft. Als Vates hat er in einem schönen Gedicht vom Jahre 1885 der Kirche den Frieden, seinem geliebten Italien die Wiederaufnahme seiner großartigen Kulturmission verheißen.

> Weissagen will ich: Sieh! Es flammen
> Am dunkeln Himmel Feuerzeichen auf,
> Und der Dämonen Brut bebt jäh zusammen,
> Sie fliehn dem Abgrund zu, dem sie entstammen,
> In schnellem Lauf.
> Umsonst versucht das Wunder zu verneinen
> Ein gottentfremdetes Geschlecht.

---

der Pharmakopöen beweist" (Festrede zur Feier des Leibnizschen Gedächtnistags, 29. Juni 1899. Sitzungsberichte der königl. preuß. Akademie der Wissensch., Berlin 1899, 600).

Es kann nicht mehr. In Klagen und in Weinen
Gesteht es das verletzte Recht.
Es sinkt der alte Groll, und friedlich legt sich
Der lange Streit,
Und in den grimmerfüllten Herzen regt sich
Der Liebe Zärtlichkeit.
Aus der Verbannung kehrt die alte Treue
Nach langer Flucht,
Die schnöd verschmähte Tugend blüht aufs neue
Und fleckenlose Zucht.
Der Friede naht, den Ölzweig in den Locken,
Und zieht die Künste groß.
Der Erde Güter schüttet mit Frohlocken
Das Glück aus seinem Schoß.
Es leuchtet wieder auf Italiens Fluren
Der alten Bildung reines Licht,
Es fliehn des Irrtums trotzige Lemuren
Vor seinem Angesicht.
Heil dir, Ausonien! Keiner kann dir rauben
Die Siegespalme mehr;
Bist du dir treu und deinem heil'gen Glauben,
Strahlst mächtig du und hehr.

Die Literaturen der modernen Völker, der romanischen wie der germanischen, haben von einer Neubelebung der klassischen Bildung nichts zu fürchten. Diese gehört mit zu dem fruchtbaren Wurzelstock, aus welchem sie hervorgegangen und von welchem sie sich nicht lossagen können, ohne mit ihrer eigenen geschichtlichen Entwicklung zu brechen. Homer und Vergil, Platon und Aristoteles, Demosthenes und Cicero, die Kirchenväter und die Scholastiker des Mittelalters bezeichnen geistige Faktoren, mit welchen auch das 20. Jahrhundert wird rechnen müssen. Alle Fortschritte des 19. Jahrhunderts haben sie nicht zu verdrängen oder zu ersetzen vermocht. Böten sie nichts als ein Korrektiv gegen die Schrankenlosigkeit und Formlosigkeit, die vielfach die literarischen Richtungen der Neuzeit charakterisiert, so müßten wir sie dankbar in Ehren halten. Aber sie bergen noch stets schöpferische Anregung in sich und bieten selbst die edelsten geistigen Genüsse.

Namenregister.

